Flodoard Frhr. von Biedermann

Goethes Gespräche

the university of connecticut libraries

hbl, stx
PT 2013.A2B54
Goethes Ausgewahlte Gesprache /
3 9153 00486887 5

PT/2013/A2/B54

Goethes

Ausgewählte Gespräche

Volksausgabe

(mit Ausschluß der Gespräche mit Eckermann)

Herausgegeben

von

Flodoard Frhrn. von Biedermann

Leipzig

Hesse & Becker Verlag

Vorwort.

Unter dem Titel Goethes Gespräche veranstaltete zum ersten Male Woldemar Freiherr von Biedermann eine Sammlung aller mündlichen Äußerungen Goethes, soweit sie von seinen Zeitgenossen aufgezeichnet oder sonst überliefert sind. Diese Mitteilungen fanden sich in vielen einzelnen Werken zerstreut, die nur zu einem kleinen Teil allgemeiner verbreitet, sonst aber schwer zugänglich, vergessen oder noch ganz unbekannt waren. Der Wissenschaft und den Verehrern des großen Meisters erschloß sich damit eine unerschöpfliche Quelle zur Kenntnis seines Lebens und Wesens, die sich hier in feinste Verästelungen verfolgen lassen. Das in 10 Bänden in den Jahren 1889 bis 1896 erschienene Werk war bald nach dem 1903 erfolgten Abscheiden des greisen Herausgebers vergriffen und mir, dem Sohne, fiel die Aufgabe zu, es zu erneuern. Inzwischen war durch weitere Einzelveröffentlichungen und auf sonstigen Wegen der verwendbare Stoff in ganz erheblichem Maße angewachsen, so daß in der nunmehr vorliegenden zweiten Ausgabe eine doppelte Anzahl von Gesprächen vereinigt werden konnte. Schon bald nach dem ersten Erscheinen war der Wunsch nach einer gekürzten Ausgabe laut geworden, der jedoch zurückgedrängt wurde, um zunächst der Wissenschaft die Beackerung des neuen Feldes zu überlassen. Dies Verfahren hat sich auch als richtig erwiesen, da wir nun in der größeren Fülle eine weit bessere Grundlage für eine volkstümliche Auswahl besitzen, die hiermit in einer Weise geboten wird, die weiteste Kreise an dem Genusse dieser Dokumente teilnehmen läßt.

Für die Auswahl war in erster Linie die Bestimmung getroffen, daß die von Johann Peter Eckermann in seinem weit-

verbreiteten Buche „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens“ gegebenen Berichte vollständig ausgeschaltet würden. Die Verlagshandlung, welche diese Volksausgabe herausgibt, hat selbst eine handliche und billige Ausgabe des Eckermann besorgt, so daß, wer dieser Ergänzung bedarf, sie hier zur Hand hat. Unbeschadet der Bedeutung der Eckermannschen Gespräche dürfte das Bild unserer „ausgewählten Gespräche“ dennoch davon nicht grundsätzlich berührt werden, da wir aus der Zeit, in der Eckermann Goethen nahe stand, Berichte anderer Freunde und Gäste des Hauses am Frauenplan besitzen, die in unserem Rahmen vollen Ersatz bieten. Der Ausfall wird um so weniger empfunden werden als wir an Stelle der zahlreichen von Eckermann in nicht einwandfreier Bearbeitung gegebenen Berichte Sorets dessen Eigentum in getreuer Übersetzung geben können.

Im übrigen galt es, die Berichte zu bevorzugen, deren Richtigkeit kaum Zweifel begegnen kann und deren Inhalt geeignet erschien, die Besonderheit im Wesen Goethes, seine vielseitigen geistigen Interessen und die Tiefe seiner Anschauungen zur Erkenntnis zu bringen. Auszuschalten waren Erörterungen über wissenschaftliche Fragen und Ähnliches, wofür bei dem ins Auge gefaßten Leserkreis nur ein minderes Interesse vorauszusetzen ist. Schließlich gebot die Bestimmung über den Umfang des Bandes, unter Gleichwertigem eine sachgemäße Auswahl zu treffen. Dabei war es das Bestreben, möglichst viele Berichterstatter zu Worte kommen zu lassen.

Zahlreich sind in, für sich stehenden Sätzen einzelne prägnante Aussprüche Goethes überliefert, die unabhängig von der Zeit aus der chronologischen Folge der Erzählungen und Schilderungen herausgehoben und in einem systematischen Anhang vereinigt werden konnten.

Die aufgenommenen Stücke sind mit fortlaufenden Nummern versehen, dahinter in Klammern die Nummern der Gesamtausgabe hinzugefügt. Diese dienen an Stelle eines Quellenverzeichnisses, indem wir für unsere Auswahl im ganzen das Hauptwerk als Quelle ansehen; wer also über Einzelheiten sich näher unterrichten will, findet dort die weiteren Anhaltspunkte.

Unmittelbar erforderliche Erklärungen sind dem Texte sogleich beigefügt oder, soweit dies nicht geschehen, im Register nachgeholt; Zurückhaltung schien dabei geboten, und war um so leichter zu üben, als von vornherein schon darauf Bedacht genommen war, der Erklärung Bedürfendes möglichst zu vermeiden.

* * *

Goethe hat selbst über sein Leben ausführlichen Bericht erstattet. Über die Jugendzeit in „Dichtung und Wahrheit", dann über die Italienische Reise, die Campagne in Frankreich, und außer einzelnen kleinen biographischen Aufsätzen zusammenhängend in den Tag- und Jahresheften. Wie gut auch diese Berichte uns über die historischen Vorgänge und, namentlich in dem ersten dieser Werke, die Entwicklung des jungen Goethe unterrichten, so ist es doch ein anderes, den Menschen als einzelnes Subjekt bei der objektiven Weltbetrachtung und Selbstbetrachtung, ein anderes, ihn als das gemeinsame Objekt der Betrachtung vieler einzelner Subjekte zu sehen. Unsere Gespräche bilden also nach dieser Seite die wichtigste Ergänzung zu Goethes eigenen lebensgeschichtlichen Arbeiten und geben in ihrer Gesamtheit ein getreues Bild der Erscheinung dieses einzigen Menschen in allen Stadien seines langen Lebens.

Wie viele von seinen Worten auch verklungen, wie viele köstliche Erinnerungen auch begraben sind, so bleibt uns in dem Aufbewahrten doch genug, um uns das Bild des unter den Menschen wandelnden Goethe wieder lebendig zu machen.

Es sind hier vereinigt Berichte von Nächststehenden und sonstigen Hausgenossen, Freunden und Freundinnen, Vorgesetzten und Untergebenen, Fürsten und Knechten, Wohlmeinenden und Mißwollenden, und indem wir die Berichte so vieler an Stellung, Geist und Gemüt sehr verschiedener Personen in uns aufnehmen, entsteht ein Bild, das mehr Wahrheit enthält, als jeder dieser einzelnen Mitlebenden von seinem beschränkten Gesichtspunkte aus zu erfassen vermochte.

Wie die Berichterstatter, so sind auch die Berichte verschieden in bezug auf Entstehung, Zweck, Treue, Ausführlichkeit, Inhalt,

und werden so auch verschieden zu bewerten sein, wenn man ihnen den rechten Einfluß auf die Gestaltung des Gesamtbildes einräumen soll.

Den höchsten Wert werden wir Tagebüchern und gleichartigen Aufzeichnungen beizumessen haben, mit denen der Niederschreibende nur die Absicht verfolgt, für sich selbst seine Erlebnisse und Eindrücke festzuhalten und dies mit frischem Gedächtnis ausführt. Solche Berichte wirken oft gerade am lebendigsten, indem sie durch eine eigenartige Kürze, rhapsodenhafte und stoßweise Erzählung den Leser zu produktiver Aufmerksamkeit nötigen. Zuerst begegnen uns solche Berichte in größerer Masse in den Tagebüchern Lavaters, die ein anschauliches Bild von dem Dichter des Götz und Werther geben. Seit 1803 tritt Riemer mit zahlreichen meist aphorismenartigen Notizen, die er im täglichen Umgang mit seinem Meister sammelte, ein. Besonders schätzenswert sind ferner die Tagebücher Sulpiz Boisserées, die auf Grund wiederholt mehrwöchigen Beisammenseins tief in Goethes Innenleben eindringen, und diejenigen Friedrich v. Müllers, die anfangs mit großen Pausen von 1808 bis zu Goethes Tode aus dem täglichen Leben viele Einzelheiten berichten. Als eine größere Masse wären noch Sorets Tagebücher zu erwähnen, die fast gleichen Wert beanspruchen, doch durch den Umstand, daß sie nur in einem zweckbewußten Auszuge überliefert sind, etwas an Kraft verlieren.

Ausarbeitungen, bei denen Tagebücher nur als Grundlage gedient haben und durch spätere Gedächtnisnachhilfe ergänzt sind, können den gleichen Anspruch auf historische Zuverlässigkeit nicht machen. So werden wir z. B. die Mitteilungen Falks und Ludens mit jenen erstgenannten nicht auf gleiche Stufe stellen können, von der Bedeutung der Eckermannschen Gespräche soll hier nicht die Rede sein; was dieser vielleicht in etwas einseitiger Auffassung bietet, berichtigt sich in unseren Gesprächen durch die Erzählungen anderer, namentlich des Kanzlers von Müller und Friedrich Sorets, die Goethe in der Vielseitigkeit seines Strebens und Wesens nach der Auffassung selbständiger denkender Köpfe widerspiegeln.

Verschieden nach Umständen sind memoirenhafte Erinnerungen zu bewerten, die ohne Anhalt von Tagebüchern in späterer Zeit niedergeschrieben sind, wie die von Eduard Genast, Steffens, Holtei und anderen. Kommen hierbei nur sachliche Irrtümer in Betracht, die durch Trübung des Gedächtnisses, manchmal vielleicht auch durch ein Streben nach Hervorhebung des Berichterstatters entstehen, so hat das nicht viel zu sagen. Die historischen Tatsachen lassen sich meist durch andere Dokumente kontrollieren. Größere Vorsicht ist geboten, wenn man eine irrtümliche Überlieferung von Goethes Worten, oder eine tendenziöse Darstellung der Persönlichkeit vermuten kann.

Eine große Gruppe von Überlieferungen ist ferner in Briefen enthalten und von hoher Zuverlässigkeit, wenn diese alsbald nach Ablauf der Unterredung deren Inhalt oder die empfangenen Eindrücke wiedergeben. Neben einzelnen gelegentlichen Briefschreibern finden wir auch andere, deren längerer Verkehr mit Goethe dauernden Anlaß zu Mitteilungen gibt; da ist Karoline Herder, die in langen Jahren Goethes Freundschaft zu schätzen weiß; Wieland, der ihn enthusiastisch in seine Arme schließt; Schiller, der, anfänglich mit Widerstreben, dann in voller Würdigung den großen Freund anerkennt; Riemer, der junge Voß, Johanna Schopenhauer haben ihren Freunden viel von Goethe zu erzählen; das Geschwisterpaar Knebel tauscht viele Jahre Nachrichten über ihn aus.

Die Wege, auf denen sonst Nachrichten über Aussprüche und Handlungen Goethes und über persönliche Berührungen mit ihm zu uns gelangten, sind mannigfacher Art. Der eine erzählt gelegentlich, was vor kurzer oder langer Zeit Goethe zu ihm gesagt habe, andere berichten, was sie von einem Dritten gehört, daß der Dichter es ihm oder einem Vierten gesagt habe, andere Überlieferungen stützen sich auf Fortpflanzung von Mund zu Mund, wobei der Ursprung dann gar nicht mehr festzustellen ist. Jeder Zwischenträger der Tradition vermindert ihre Sicherheit und erweitert den Spielraum der Kritik.

Daneben ist auch die Persönlichkeit der Berichterstatter in Betracht zu ziehen, die ja neben Goethe mehr oder weniger kleine

Geister waren und dem Fluge seiner Gedanken nicht überallhin folgen konnten, wohl auch nicht immer bedachten, wie von der Höhe seiner Anschauung das Urteil über menschliche und göttliche Dinge anders ausfallen mußte, als das ihrige aus begrenzter Denkweise gefällte.

Der allgemeinen Wahrhaftigkeit des in den Gesprächen Gebotenen wird aber dadurch kein Abbruch getan, daß man nicht jedes einzelne Wort in der überlieferten Form als unbedingt zuverlässig annehmen kann. Denn wie die aus den verschiedensten Zuständen der Empfänglichkeit und Produktivität hervorgegangenen Werke Goethes mannigfacher Beurteilung und Auslegung unterworfen sind, so müssen auch die Gespräche, die unter so wechselnden Umständen entstanden und oft in getrübter oder mit Fremdstoff vermischter Form auf uns gekommen sind, zu mancherlei Auffassung Anlaß geben.

Indessen schiebt sich das untereinander wieder zurecht und in unserer Auswahl ist darauf gesehen, die Einheitlichkeit des Bildes durch irrtümliche Überlieferungen nach der einen oder anderen Seite nicht stören zu lassen.

So hoffen wir, daß das deutsche Volk, so weit die deutsche Zunge klingt, hier den lebendigen Goethe findet, den wir als die höchste Blüte unserer Nationalität verehren, nicht nur in den Werken, die er hinterlassen, sondern auch in dem Andenken an sein Leben und Wirken unter den Mitlebenden, die ihn staunend umgaben.

Steglitz, 6. Februar 1912.

F. v. Biedermann.

1. (1.) 1754. Elisabeth Goethe.

Die Mutter des Dichters hat die nachfolgenden Kindergeschichten in ihrem Alter der viel bei ihr verkehrenden Bettina Brentano, späteren Gattin Achim v. Arnims, erzählt und diese berichtete brieflich darüber, als Goethe, im Begriff, sein Leben zu beschreiben, um solche Nachricht gebeten hatte.

Ich konnte nicht ermüden, zu erzählen, so wie er nicht ermüdete, zuzuhören. Da saß ich, und da verschlang er mich bald mit seinen großen schwarzen Augen, und wenn das Schicksal irgendeines Lieblings nicht recht nach seinem Sinn ging, da sah ich, wie die Zornader an der Stirn schwoll, und wie er die Tränen verbiß. Manchmal griff er ein und sagte, noch eh' ich meine Wendung genommen hatte: Nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heiratet nicht den verdammten Schneider, wenn er auch den Riesen totschlägt. Wenn ich neuen Halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher sein, daß er bis dahin alles zurechtgerückt hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, häufig durch die seine ersetzt; wenn ich dann am nächsten Abend die Schicksalsfäden nach seiner Angabe weiter lenkte und sagte: Du hast's geraten, so ist's gekommen, da war er Feuer und Flamme, und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen. Der Großmutter, die im Hinterhause wohnte und deren Liebling er war, vertraute er nun allemal seine Ansichten, wie es mit der Erzählung wohl noch werde, und von dieser erfuhr ich, wie ich seinen Wünschen gemäß weiter im Text kommen solle; und so war ein geheimes diplomatisches Treiben zwischen uns, das keiner an den andern verriet. So hatte ich die Satisfaktion, zum Genuß und Erstaunen der Zuhörenden, meine Märchen vorzutragen, und der Wolfgang, ohne je sich als

den Urheber aller merkwürdigen Ereignisse zu bekennen, sah mit glühenden Augen der Erfüllung seiner kühn angelegten Pläne entgegen, und begrüßte das Ausmalen derselben mit enthusiastischem Beifall.

2. (2.) 1755. November.

Betrachtungen aller Art über das Erdbeben von Lissabon wurden in Gegenwart der Kinder vielseitig besprochen, die Bibel wurde aufgeschlagen; Gründe für und wider behauptet; dies alles beschäftigte den Wolfgang tiefer als einer ahnen konnte, und er machte am Ende eine Auslegung davon, die alle an Weisheit übertraf. Nachdem er mit dem Großvater aus einer Predigt kam, in welcher die Weisheit des Schöpfers gleichsam gegen die betroffene Menschheit verteidigt wurde und der Vater ihn fragte, wie er die Predigt verstanden habe, sagte er: Am End' mag alles noch viel einfacher sein als der Prediger meint, Gott wird wohl wissen, daß der unsterblichen Seele durch böses Schicksal kein Schaden geschehen kann.

3. (3.) 1756.

Oft sah er nach den Sternen, von denen man ihm sagte, daß sie bei seiner Geburt eingestanden haben; hier mußte die Einbildungskraft der Mutter oft das Unmögliche tun, um seinen Forschungen Genüge zu leisten, und so hatte er bald heraus, daß Jupiter und Venus die Regenten und Beschützer seiner Geschicke sein würden; kein Spielwerk konnte ihn nun mehr fesseln, als das Zahlbrett seines Vaters, auf dem er mit Zahlpfennigen die Stellung der Gestirne nachmachte, wie er sie gesehen hatte; er stellte dieses Zahlbrett an sein Bett und glaubte sich dadurch dem Einfluß seiner günstigen Sterne näher gerückt. Er sagte auch oft zur Mutter sorgenvoll: Die Sterne werden mich doch nicht vergessen und werden halten, was sie bei meiner Wiege versprochen haben? — Da sagte die Mutter: Warum willst du denn mit Gewalt den Beistand der Sterne, da wir andere doch ohne sie fertig werden müssen? Da

sagte er ganz stolz: Mit dem, was andern Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden. Damals war er sieben Jahr alt.

4. (4.) 1759. Januar.

Sonderbar fiel es der Mutter auf, daß er bei dem Tod seines jüngeren Bruders Jakob, der sein Spielkamerad war, keine Träne vergoß, er schien vielmehr eine Art Ärger über die Klagen der Eltern und Geschwister zu haben. Da die Mutter nun später den Trotzigen fragte, ob er den Bruder nicht lieb gehabt habe, lief er in seine Kammer, brachte unter dem Bette hervor eine Menge Papiere, die mit Lektionen und Geschichtchen beschrieben waren; er sagte ihr, daß er dies alles gemacht habe, um es dem Bruder zu lehren.

5. (4a.) Bettina Brentano an Goethe.

Einmal stand jemand am Fenster bei Deiner Mutter, da Du eben über die Straße herkamst mit mehreren anderen Knaben; sie bemerkten, daß Du sehr gravitätisch einher schrittest und hielten Dir vor, daß Du Dich mit Deinem Geradehalten sehr sonderbar von den anderen Knaben auszeichnetest. — Mit diesem mache ich den Anfang, sagtest Du, und später werd' ich mich mit noch allerlei auszeichnen.

6. (5.) J. J. v. Gerning.

Als Knabe war er sehr ernsthaft und ärgerte sich, wenn seine Gespielen, die er oft hofmeisterte, Polissonnerien begingen. So war er in einer gemeinschaftlichen Zeichenstunde der Fleißigste. Hüsgen aber, noch jetzt ein Kunstkenner in Frankfurt, war immer unfleißig und aß Wecken. Da rief Goethe immer: Der Hüsgen frißt Wecken! Auch war er Schiedsrichter, wenn sich die andern bei den Perücken zerrten, die damals die Knaben noch trugen.

7. (6.) 1764. Juli 8. J. André an L. Ysenburg v. Buri.

L. Y. v. Buri hatte mit einer Anzahl junger Leute die Geheimgesellschaft Philandria gegründet, der Goethe beizutreten wünschte; deshalb besuchte er André.

Herr Goethe ist vorige Woche ungefähr eine Viertelstunde bei mir gewesen. Er brachte mir ein Kompliment

von Herrn Alexis (Karl Schweitzer), aber das Kompliment war erfunden, wie mich Alexis gestern versichert hat. Ich wußte nicht, was ich mit ihm reden sollte: ich fragte ihn, wie er hieß. Er nannte sich und sagte, Herr Alexis wäre sein vertrauter Freund, so wie er denn auch meine Operette bei demselben gesehen hätte. Er fing nun an, das Stück zu loben. — Kann ich Ihnen mit einer Schale Tee oder mit einem Glase Wein aufwarten? unterbrach ich ihn, weil ich ihn zu jung für einen Kunstrichter hielt. — Ich bin Ihnen für alles gehorsamst verbunden, antwortete er mir. Hierauf sagte er mir weiter, er wäre bei Herrn Manskopf zum Besuch und fing darauf an, von der Komödie zu sprechen, die wir bei Ihnen aufgeführt haben; er lobte sie sehr: Herr Alexis hätte sie ihm höchstens angerühmt. Ich konnte ihm nicht gänzlich beifallen. Von unserer Komödie kamen wir auf die Frankfurter Komödie und Opera, und das war unser ganzes Gespräch. Er hat mir also kein Wort von Gesellschaftsangelegenheiten gesagt. Nach Ihnen hat er sich erkundigt und mir ein Kompliment an Sie aufgetragen. Schließlich bat er mich, ihn zu besuchen. Ich sagte es ihm so zu, wie man etwas wider Willen zusagt. Warum ich aber keine Neigung zu ihm trug, ist bloß, daß er mir zu jung schien. Er mag 15 oder 16 Jahr alt sein, im übrigen hat er mehr ein gutes Plappermaul als Gründlichkeit.

8. (7.) 1766. August. J. A. Horn an W. C. L. Moors.

Michaelis 1765 hatte Goethe die Universität Leipzig bezogen, sein Freund Johann Adam Horn (1750—1806) folgte ihm ein Jahr später nach.

Von unserem Goethe zu reden! Das ist immer noch der stolze Phantast, der er war als ich herkam. Wenn Du ihn nur sähest, Du würdest entweder vor Zorn rasend werden, oder vor Lachen bersten müssen. Ich kann gar nicht einsehen, wie sich ein Mensch so geschwind verändern kann. All seine Sitten und sein ganzes jetziges Betragen sind himmelweit von seiner vorigen Aufführung verschieden.

Er ist bei seinem Stolze auch ein Stutzer, und alle seine Kleider, so schön sie auch sind, sind von so einem närrischen Gout, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet. Doch dieses ist ihm alles einerlei, man mag ihm seine Torheit vorhalten soviel man will.

Man mag Amphion sein und Feld und Wald bezwingen.
Nur keinen Goethe nicht kann man zur Klugheit bringen.

Sein ganzes Tichten und Trachten ist nur seiner gnädigen Fräulein und sich selbst zu gefallen. Er macht sich in allen Gesellschaften mehr lächerlich als angenehm.

Er hat sich (bloß weil es die Fräulein gern sieht) solche porte-mains und Gebärden angewöhnt, bei welchen man unmöglich das Lachen enthalten kann. Einen Gang hat er angenommen, der ganz unerträglich ist. Wenn Du es nur säheſt!

il marche à pas comtés
comme un recteur suivi des quatre facultés*.

Sein Umgang wird mir alle Tage unerträglicher, und er sucht auch denselbigen wo er kann zu vermeiden. Ich bin ihm zu schlecht, daß er mit mir über die Straße gehen sollte. Was würde der König von Holland sagen, wenn er ihn in dieser Positur sähe? Schreibe doch bald wieder einmal an ihn und sage ihm die Meinung. Er bleibt sonst samt seiner gnädigen Fräulein närrisch. — Goethe ist nicht der erste, der seiner Dulzinea zu Gefallen ein Narr ist. Ich wünschte nur, daß Du sie ein einzig Mal säheſt, sie ist die abgeschmackteste Kreatur von der Welt. Eine mine coquette avec un air hautain ist alles, womit sie Goethen bezaubert hat. Lieber Freund! Ich wäre hier noch einmal so vergnügt, wenn nur Goethe noch so wäre wie in Frankfurt. So gute Freunde wir auch sonst waren, so vertragen wir uns jetzt kaum eine Viertelstunde. Doch mit der Zeit hoffe ich ihn noch zu belehren, ob es schon schwer ist, einen Narren klug zu machen. — Du kannst

* Er geht mit abgemessenen Schritten
Wie ein Rektor gefolgt von vier Fakultäten.

ihm nur alles wieder schreiben, was ich Dir hier erzählt habe. Es ist mir recht lieb, wenn Du es tust. Es ist mir weder an seinem noch an der gnädigen Fräulein Zorne etwas gelegen. Denn er wird doch nicht so leicht bös auf mich; wenn wir uns auch gezankt haben, so läßt er mich doch den andern Tag wieder zu sich rufen.

9. (8.) 1766. Herbst. Horn an Moors.

Aber lieber Moors! Welche Freude wird Dir es sein, wenn ich Dir berichte, daß wir an unserm Goethe keinen Freund verloren haben, wie wir es fälschlich geglaubt. Er hatte sich verstellt, daß er nicht allein mich, sondern noch mehrere Leute betrog, und mir niemals den eigentlichen Grund der Sache entdeckt haben würde, wenn Deine Briefe ihm nicht den nahen Verlust eines Freundes vorher verkündigt hätten. Ich muß Dir die ganze Sache, wie er mir sie selbst erzählt hat, erzählen, denn er hat mir es aufgetragen, um ihm die Mühe, die es ihm machen würde, zu ersparen. — Er liebt, es ist wahr, er hat es mir bekannt und wird es auch Dir bekennen; allein seine Liebe, ob sie gleich immer traurig ist, ist dennoch nicht strafbar, wie ich es sonst geglaubt. Er liebt. Allein nicht jene Fräulein, mit der ich ihn im Verdacht hatte. Er liebt ein Mädchen*, das unter seinem Stand ist, aber ein Mädchen, das — ich glaube, nicht zu viel zu sagen — das Du selbst lieben würdest, wenn Du es sähest. Ich bin kein Liebhaber und also werde ich ganz ohne Leidenschaft schreiben. Denke Dir ein Frauenzimmer, wohlgewachsen, obgleich nicht sehr groß, ein rundes freundliches, obgleich nicht außerordentlich schönes Gesicht, eine offne sanfte, einnehmende Miene, viele Freimütigkeit ohne Koketterie, einen sehr artigen Verstand, ohne die größte Erziehung gehabt zu haben. Er liebt sie sehr zärtlich, mit den vollkommen redlichen Absichten eines tugendhaften Menschen, ob er gleich weiß, daß sie nie seine Frau werden kann.

* Käthchen Schönkopf.

Ob sie ihn wieder liebt, weiß ich nicht. Du weißt, lieber Moors! das ist seine Sache, nach der sich nicht gut fragen läßt, so viel aber kann ich Dir sagen, daß sie füreinander geboren zu sein scheinen. Merke nur seine List! Damit niemand ihn wegen einer solchen Liebe im Verdacht haben möchte, nimmt er vor, die Welt grad das Gegenteil zu bereden, welches ihm bisher außerordentlich geglückt ist. Er macht Staat und scheint einer gewissen Fräulein, von der ich Dir erzählt habe, die Kur zu machen. Er kann zu gewissen Zeiten seine Geliebte sehen und sprechen, ohne daß jemand deswegen den geringsten Argwohn schöpft, und ich begleite ihn manchmal zu ihr. Wenn Goethe nicht mein Freund wäre, ich verliebte mich selbst in sie. Mittlerweile hält man ihn nun in die Fräulein — doch was brauchst Du ihren Namen zu wissen, verliebt, und man vexiert ihn wohl gar in Gesellschaft deswegen. Vielleicht glaubt sie selbst, daß er sie liebt, aber die gute Fräulein betrügt sich. Er hat mich seit der Zeit einer näheren Vertraulichkeit gewürdigt, mir seine Ökonomie entdeckt und gezeigt, daß der Aufwand, den er macht, nicht so groß ist, wie man glauben sollte. Er ist mehr Philosoph und mehr Moralist als jemals, und so unschuldig seine Liebe ist, so mißbilligt er sie dennoch. Wir streiten sehr oft darüber, aber er mag eine Partei nehmen, welche er will, so gewinnt er; denn Du weißt, was er, auch nur scheinbaren Gründen für ein Gewicht geben kann. Ich bedaure ihn und sein gutes Herz, das wirklich in einem sehr mißlichen Zustande sich befinden muß, da er das tugendhafteste und vollkommenste Mädchen ohne Hoffnung liebt. Und wenn wir annehmen, daß sie ihn wieder liebt, wie elend muß er erst da sein? Ich brauche Dir das nicht zu erklären, da Du das menschliche Herz so gut kennst. Genug von dieser Sache. Er wird noch eins und das andre davon selbst an Dich schreiben, wie er mir gesagt hat. Ich habe nicht nötig, Dir das Stillschweigen hierbei zu empfehlen, da Du selbst siehst, wie nötig es ist.

10. (11.) Marie Körner.

Marie Körner geb. Stock (1762—1843), die Mutter des Dichters Theodor Körner. Die Schwester Dora Stock (1760—1832) machte sich als Malerin bekannt.

Der Vater arbeitete vornehmlich kleine Vignetten für den Verlagsbuchhändler Breitkopf; auch durch Unterricht in seiner Kunst hatte er Verdienst. Von seinen Schülern der eifrigste, zugleich aber auch zu allerhand munteren Streichen der aufgelegteste war der später so berühmt gewordene Goethe, damals Student der Rechte, sechzehn Jahre alt. Unserer guten Mutter machte diese Bekanntschaft mancherlei Sorge und Verdruß. Wenn der Vater in später Nachmittagsstunde noch fleißig bei der Arbeit saß, trieb ihn der junge Freund an, frühzeitig Feierabend zu machen und beschwichtigte die Einwendungen der Mutter damit, daß die Arbeit mit der feinen Radiernadel im Zwielicht die Augen zu sehr angreife, zumal er dabei durch das Glas sehe. Wenn nun auch die Mutter erwiderte, durch das Glas zu sehen, greife die Augen nicht so sehr an, als in das Glas und manches Mal zu tief zu sehen, so ließ doch der muntere Student nicht los und entführte uns den Vater zu Schönkopfs oder nach Auerbachs Keller.

Diese Bekanntschaft hat unserer guten Mutter manche Tränen gekostet. Wenn aber am andern Morgen Mosje Goethe, — denn vornehme junge Herrn wurden Mosje tituliert — sich wieder bei uns einfand und ihn die Mutter tüchtig ausschalt, daß er den Vater in solche ausbündige Studentengesellschaft führe, in welche ein verheirateter Mann, der für Frau und Kinder zu sorgen habe, gar nicht gehöre, dann wußte er durch allerhand Späße sie wieder freundlich zu stimmen, so daß sie ihn den Frankfurter Struwwelpeter nannte und ihn zwang, sich das Haar auskämmen zu lassen, welches so voller Federn sei, als ob Spatzen darin genistet hätten. Nur auf wiederholtes Gebot der Mutter brachten wir Schwestern unsere Kämme, und es währte lange Zeit, bis die Frisur wieder in Ordnung ge-

bracht war. Goethe hatte das schönste braune Haar; er trug es ungepudert im Nacken gebunden, aber nicht wie der alte Fritz als steifen Zopf, sondern so, daß es in dichtem Gelock frei herabwallte. Wenn ich in späteren Jahren Goethe hieran erinnerte, wollte er es nie zugeben, sondern versicherte, es hätte sich die Mutter ein besonderes Vergnügen daraus gemacht, ihn zu kämmen, so daß sie sein wohlfrisiertes Haar erst in Unordnung gebracht, um ihn dann recht empfindlich durchzuhecheln.

Am meisten verdarb es der lustige Bruder Studio mit uns Kindern dadurch, daß er weit lieber mit dem Windspiele des Vaters, — es war ein niedliches Tierchen und hieß Joli — als mit uns spielte und ihm allerhand Unarten gestattete und es verzog, während er gegen uns den gestrengen Erzieher spielte. Für Joli brachte er immer etwas zu naschen mit, wenn wir aber mit verdrießlichen Blicken dies bemerkten, wurden wir bedeutet, das Zuckerwerk verderbe die Zähne und gebrannte Mandeln und Nüsse die Stimme. Goethe und der Vater trieben ihren Mutwillen so weit, daß sie an dem Weihnachtsabend ein Christbäumchen für Joli, mit allerhand Süßigkeiten behangen, aufstellten, ihm ein rotwollenes Kamisol anzogen und ihn auf zwei Beinen zu dem Tischchen, das für ihn reichlich besetzt war, führten, während wir mit einem Päckchen brauner Pfefferkuchen, welche mein Herr Pate aus Nürnberg geschickt hatte, uns begnügen mußten. Joli war ein so unverständiges, ja, ich darf sagen, so unchristliches Geschöpf, daß er für die von uns unter unserem Tischchen aufgeputzte Krippe nicht den geringsten Respekt hatte, alles beschnoperte und mit einem Haps das zuckerne Christkindchen aus der Krippe riß und aufknabberte, worüber Herr Goethe und der Vater laut auflachten, während wir in Tränen zerflossen. Ein Glück nur, daß Mutter Maria, der heilige Joseph und Ochs und Eselein von Holz waren; so blieben sie verschont.

Unser Unterricht war auf sehr wenige Gegenstände beschränkt. Um elf Uhr vormittags fand sich ein eingetrockneter Leipziger Magister, welcher in der Druckerei von Breitkopf mit Korrekturen beschäftigt wurde, bei uns ein, der sich durch seine schwarze Kleidung und weiße Halskrause das Ansehen eines Theologen geben wollte. Er unterrichtete uns im Lesen, Schreiben und Rechnen und erhielt für die Stunde einen guten Groschen. Was seinem Anzuge im eigentlichen Sinne die Krone aufsetzte, war seine von haarfeinem Draht geflochtene, in vielen Locken herabwallende Perücke. Beim Eintreten rief er uns schon von der Türe her entgegen: Ihr Kinder, das Gebet! Wir sagten nun unisono einen Vers aus einem Gesangbuchliede her, worauf eine Stunde in der Bibel gelesen wurde. — Wir allesamt waren auf eine einzige Stube angewiesen, und so geschah es öfter, daß Goethe während unserer Lektion eintrat und sich an den Arbeitstisch des Vaters setzte. Einmal traf es sich nun, daß wir eben mitten aus einem, ihm für junge Mädchen unpassend erscheinenden Kapitel des Buches Esther laut vorlesen mußten. Ein Weilchen hatte Goethe ruhig zugehört; mit einem Male sprang er vom Arbeitstische des Vaters auf, riß mir die Bibel aus der Hand und rief dem Herrn Magister mit ganz furioser Stimme zu: Herr, wie können Sie die jungen Mädchen solche H . . . geschichten lesen lassen! Unser Magister zitterte und bebte; denn Goethe setzte seine Strafpredigt noch immer heftiger fort, bis die Mutter dazwischentrat und ihn zu besänftigen suchte. Der Magister stotterte etwas von: Alles sei Gottes Wort, heraus, worauf ihn Goethe bedeutete: Prüfet alles, aber nur was gut und sittlich ist, behaltet! Dann schlug er das Neue Testament auf, blätterte ein Weilchen darin, bis er was er suchte, gefunden hatte. Hier, Dorchen! sagte er zu meiner Schwester, das lies uns vor: das ist die Bergpredigt, da hören wir alle mit zu. Da Dorchen stotterte und vor Angst nicht lesen konnte, nahm ihr Goethe die Bibel aus der Hand, las uns das

ganze Kapitel laut vor und fügte ganz erbauliche Bemerkungen hinzu, wie wir sie von unserem Magister niemals gehört hatten. Dieser faßte nun auch wieder Mut und fragte bescheidentlich: Der Herr sind wohl studiosus theologiae; werden mit Gottes Hülfe ein frommer Arbeiter im Weinberge des Herrn und ein getreuer Hirte der Herde werden. — Zuverlässig, — fügte der Vater scherzend hinzu — wird er sein Fäßchen in den Keller und sein Schäfchen ins Trockne bringen; an frommen Beichtkindern wird's ihm nicht fehlen. — So schloß die Lektion ganz heiter; alle lachten über den Witz des Vaters, und wir eigentlich, ohne zu wissen warum.

11. (14.) 1768. Oktober 27. Cornelia Goethe.

Nach dreijährigem Studium war Goethe nach Frankfurt zurückgekehrt; bald darauf besuchten ihn dort die Studiengenossen zwei Brüder von Olderogge aus Livland, gleichzeitig ein Vetter, dessen Name nicht genannt ist. Cornelia berichtet über diesen Besuch an ihre Freundin Katharina Fabricius. (Urschrift französisch.)

Meine liebe Cousine, sagte der Vetter, ich habe Ihnen noch nicht meine Freude darüber ausgesprochen, daß ich bei meiner Rückkehr einen so liebenswürdigen Vetter gefunden habe. Man hat Ursache, Sie zu einem Bruder zu beglückwünschen, der verdient, geliebt zu werden. — Ich bin erfreut, mein Herr, daß Sie nun überzeugt sind, wie recht ich hatte, über die Abwesenheit dieses geliebten Bruders betrübt zu sein; diese drei Jahre waren gar lang für mich und ich wünschte alle Augenblicke seine Rückkehr. — Schwester, Schwester! und jetzt wo ich da bin, will mich kein Mensch sehen; es ist, als wäre ich gar nicht vorhanden. — Keine Vorwürfe, mein Bruder, du weißt selbst, daß ich nichts dafür kann: du bist immer beschäftigt, ich wage nicht, dich so oft zu stören, als ich möchte. — Aber, meine liebe Cousine, was macht denn die Musik? Sie zeichneten sich darin schon vorigen Winter aus; wie wird das erst jetzt sein? Dürfte ich wagen, Sie zu bitten, mich Ihre Fortschritte hören zu lassen? Sicher würden diese

Herren davon entzückt sein. — Ich erhob mich, und als sie sahen, daß ich auf das Klavier zuging, stellten sie sich alle um mich herum. Der jüngere von Olderogge stellte sich so auf, daß er mich während des Spieles nach Belieben ansehen konnte. Mein Vetter führte mich nach meinem Stuhl, und da er fragte, was er noch mir zu Gefallen tun könne, bat ich ihn, seinen Platz wieder einzunehmen; dieser war nämlich mir gegenüber. — Ich weiß, was damit bezweckt ist, rief er aus, Sie wollen, daß ich mich entferne; sie hat, sagte er zu Herrn von Olderogge, Sie erwählt, um immer bei ihr zu sein. — Mein Bruder, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, sprach von Leipzig, von der angenehmen Zeit, die er da verbracht habe, und zugleich fing er an, sich über unsere Stadt zu beklagen, über den schlechten Geschmack, der hier herrsche, über unsere stupiden Mitbürger und zuletzt ließ er sich hinreißen, zu behaupten, unsere jungen Mädchen wären unerträglich. Welcher Unterschied zwischen den sächsischen Mädchen und den hiesigen! rief er aus. — Ich schnitt ihm das Wort ab, und mich zu meinem liebenswürdigen Nachbar wendend, sagte ich: Mein Herr, das sind die Vorwürfe, die ich alle Tage hören muß. Sagen Sie mir, ich bitte, ob es in der Tat wahr ist, daß die sächsischen Damen so sehr die aller anderen Nationen überragen. — Ich versichere Sie, mein Fräulein, daß ich in der kurzen Zeit, die ich hier bin, viel mehr wirkliche Schönheiten als in Sachsen gesehen habe; jedoch wage ich Ihnen zu sagen, was Ihren Herrn Bruder so sehr für diese einnimmt: sie besitzen eine gewisse Anmut, ein gewisses bezauberndes Wesen. — Das ist das Richtige, unterbrach ihn mein Bruder, diese Anmut, dieses Wesen, das fehlt ihnen hier; ich gebe zu, daß sie schöner sind, aber was nützt mir diese Schönheit, wenn sie nicht verbunden ist mit jenem unendlichen Liebreiz, der mehr bezaubert als die Schönheit selbst?

12. (17.) 1770. September. H. Jung-Stilling.

Heinrich Jung (1740—1817), aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen, hatte das Schneiderhandwerk erlernt, war dann Hauslehrer und entschloß sich im Alter von 30 Jahren zum Studium der Medizin, wozu er die Universität Straßburg bezog; Trooſt, ein älterer Mediziner, der ebenda seine Wissenschaft zu erweitern strebte. Goethe setzte seine juristischen Studien seit Ostern 1770 an dieser Universität fort. Der Lebensgeschichte Jungs, die er unter dem Namen Stilling veröffentlichte, sind die nachfolgenden Stücke entnommen.

Des andern Mittags gingen Jung-Stilling und Trooſt zum erstenmal ins Kosthaus zu Tische. Sie waren zuerst da, man wies ihnen ihren Ort an. Es speisten ungefähr zwanzig Personen an diesem Tisch, und sie sahen einen nach dem andern hereintreten. Besonders kam einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs, mutig ins Zimmer. Dieser zog Herrn Trooſts und Stillings Augen auf sich; ersterer sagte gegen letzteren: das muß ein vortrefflicher Mann sein. Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem freien Wesen, das sich der Student ausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie wurden indessen gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen Herr Goethe nannte. Nun kam auch ein Theologe, der hieß Lerse, einer von den vortrefflichsten Menschen, Goethens Liebling, und das verdiente er auch mit Recht, denn er war nicht nur ein edles Genie und ein guter Theologe, sondern er hatte auch die seltene Gabe, mit trockener Miene die treffendste Satire in Gegenwart des Lasters hinzuwerfen. Seine Laune war überaus edel. Noch einer fand sich ein, der sich neben Goethe hinsetzte, von diesem will ich nichts mehr sagen, als daß er — ein guter Rabe mit Pfauenfedern war. Noch ein vortrefflicher Straßburger saß da zu Tische. Sein Ort war der oberste, und wär' es auch hinter der Tür gewesen. Seine Bescheidenheit erlaubt nicht, ihm eine Lobrede zu halten: es war der Herr Aktuarius Salzmann.

Meine Leser mögen sich den gründlichsten und empfindsamsten Philosophen, mit dem echtesten Christentum verpaart, denken, so denken sie sich einen Salzmann. Goethe und er waren Herzensfreunde.

13. (18.) September 19. Jung-Stilling.

Herr Troost war nett und nach der Mode gekleidet; Stilling auch so ziemlich. Er hatte einen schwarzbraunen Rock mit manchesternen Unterkleidern, nur war ihm noch eine runde Perücke übrig, die er zwischen seinen Beutelperücken doch auch gern verbrauchen wollte. Diese hatte er einsmalen aufgesetzt und kam damit an den Tisch. Niemand störte sich daran, als nur Herr Waldberg von Wien (Meyer von Lindau). Dieser sah ihn an, und da er schon vernommen hatte, daß Stilling sehr für die Religion eingenommen war, so fing er an und fragte ihn: ob wohl Adam im Paradies eine runde Perücke möchte getragen haben? Alle lachten herzlich bis auf Salzmann, Goethe und Troost; diese lachten nicht. Stillingen fuhr der Zorn durch alle Glieder und antwortete darauf: Schämen Sie sich dieses Spotts. Ein solcher alltäglicher Einfall ist nicht wert, daß er belacht werde. Goethe aber fiel ein und versetzte: Probier erst einen Menschen, ob er des Spotts wert sei. Es ist teufelmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der keinen beleidigt hat, zum besten zu haben. Von dieser Zeit nahm sich Herr Goethe Stillings an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderschaft und Freundschaft mit ihm und bemühte sich bei allen Gelegenheiten, Stillingen Liebe zu erzeigen. Schade, daß so wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen!

14. (22.) Herder.

Joh. Gottfr. Herder war zur Heilung eines Augenübels nach Straßburg gekommen und dort mit Goethe bekannt geworden.

Goethe ist wirklich ein guter Mensch, nur etwas leicht und spatzenmäßig, worüber er meine ewige Vorwürfe ge-

habt hat. Er war mitunter der einzige, der mich in Straßburg in meiner Gefangenschaft besuchte und den ich gern sahe; auch glaube ich ihm, ohne Lobrednerei, einige gute Eindrücke gegeben zu haben, die einmal wirksam werden können. Jetzt bin ich seit langer Zeit außer Briefwechsel mit ihm, ob ich ihm gleich auf eine mir zugeschickte wirklich schöne Produktion seit langem zu antworten habe.

15. (25.) Nach F. Lerses Erzählung.

Unter Goethes Freunden in Straßburg war Franz Lerse (1749—1826), dessen Namen und Figur im Götz v. Berlichingen benutzt sind; er wurde Lehrer, dann Direktor bei der Militärschule in Kolmar.

Oft fuhren Goethe und Lerse den Rhein hinauf. Da geriet Goethe oft in hohe Verzückung, sprach Worte der Prophezeiung und machte Lerse Besorgnisse, er werde überschnappen.

16. (28.) 1771. (Sept./Okt.) Elisabeth Goethe.

Nach Bericht von H. C. Robinson. (Urschrift englisch.)

Nachdem Goethe Ende August 1771 von Straßburg nach Frankfurt zurückgekehrt war, kam er eines Abends in großer Erregung nach Hause: O Mutter, rief er, ich habe in der Stadtbibliothek ein Buch gefunden, da muß ich ein Stück daraus machen! Was für große Augen werden die Philister über den Ritter mit der eisernen Hand machen; das ist großartig — Die Eiserne Hand!

17. (29.) 1772. Februar. J. G. Schlosser.

Joh. Georg Schlosser (1739—99), mit Goethe schon lange befreundet, warb um dessen Schwester, die er das Jahr darauf heiratete. Er stellte die Verbindung mit dem Darmstädter Kreise her, mit dem in der Folge die innigsten Beziehungen entstanden.

Ich werde zu Ende dieser Woche nach Darmstadt gehen. — Ein junger Freund von mir, der sehr viel verspricht, und der mir durch seine ernste Bemühung, seine Seele zu reinigen, ohne sie zu entnerven, außerordentlich ehrwürdig ist, wird mit mir gehen.

18. (30.) 1772. März, Anfang. Caroline Flachsland an Herder.

Caroline Flachsland, die Braut und spätere Gattin Herders, lebte bei ihrer in Darmstadt mit dem Rat Hesse verheirateten Schwester, in deren Hause auch der vieltätige, scharfsinnige Joh. Heinr. Merck verkehrte; mit diesem wurde Goethe innig befreundet, worüber in Dichtung und Wahrheit Näheres nachzulesen.

Ich habe vor einigen Tagen Ihren Freund Goethe und Herrn Schlosser, von dem ich Ihnen schon geschrieben, kennen gelernt. Sie haben Merck besucht auf etliche Tage, und wir waren zwei Nachmittage und auch beim Mittagessen beisammen. Goethe ist so ein gutherziger, muntrer Mensch, ohne gelehrten Zierat, und hat sich mit Mercks Kindern so viel zu schaffen gemacht und eine gewisse Ähnlichkeit im Ton der Sprache oder irgendwo mit Ihnen, daß ich ihm überall nachgegangen. Nur einen Augenblick saßen Goethe, meine Schwester und ich der Abendsonne, die sehr schön war, gegenüber und sprachen von Ihnen. Er hat sechs Monate in Straßburg mit Ihnen gelebt und spricht recht mit Begeisterung von Ihnen. Den zweiten Nachmittag haben wir auf einem hübschen Spaziergang und in unserem Hause bei einer Schale Punsch zugebracht. Wir waren nicht empfindsam, aber sehr munter, und Goethe und ich tanzten nach dem Klavier Menuetten, und darauf sagte er uns eine vortreffliche Ballade von Ihnen her, die ich auch noch nie gehört: Dein Schwert, wie ist's von Blut so rot! Edward, Edward! Er hat sie mir auf meine öftere Bitte den anderen Tag nach seiner Rückkunft in Frankfurt, aber ohne Brief, geschickt.

19. (32.) 1772. Mai/Juni. J. Ch. Kestner.

Im Frühjahr 1772 ging Goethe nach Wetzlar, um die Praxis des Reichs-Kammergerichts kennen zu lernen. Die dortigen Erlebnisse, besonders seine Freundschaft mit der Familie Buff bildeten die Grundlage für seinen Roman: Die Leiden des jungen Werther. Joh. Christian Kestner (1741—1800), damals hannoverscher Legationsrat in Wetzlar, war der Bräutigam von Charlotte Buff, dem Urbild von Werthers Lotte.

Im Frühjahr kam hier ein gewisser Goethe aus Frankfurt, seiner Hantierung nach Dr. juris, 23 Jahr alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters, um sich hier in Wetzlar — das war seines Vaters Absicht — in Praxi umzusehen, der seinigen nach aber, den Homer, Pindar usw. zu studieren, und was sein Genie, seine Denkungsart und sein Herz ihm weiter für Beschäftigungen eingeben würden.

Gleich anfangs kündigten ihn die hiesigen schönen Geister als einen ihrer Mitbrüder und als Mitarbeiter an der neuen Frankfurter Gelehrten Zeitung, beiläufig auch als Philosophen im Publico an, und gaben sich Mühe, mit ihm in Verbindung zu stehen. Da ich unter diese Klasse von Leuten nicht gehöre, oder vielmehr im Publico nicht so gänge bin, so lernte ich Goethen erst später und ganz von ohngefähr kennen. Einer der vornehmsten unserer schönen Geister, Legationssekretär Gotter, beredete mich einst nach Garbenheim, einem Dorf, gewöhnlichem Spaziergang, mit ihm zu gehen. Daselbst fand ich ihn im Grase unter einem Baume auf dem Rücken liegen, indem er sich mit einigen Umstehenden, einem epikuräischen Philosophen (v. Goué, großes Genie), einem stoischen Philosophen (v. Kielmannsegge) und einem Mitteldinge von beiden (Dr. König) unterhielt und ihm recht wohl war. Er hat sich nachher darüber gefreuet, daß ich ihn in einer solchen Stellung kennen gelernt. Es ward von mancherlei, zum Teil interessanten Dingen gesprochen. Für dieses Mal urteilte ich aber nichts von ihm, als: er ist kein unbeträchtlicher Mensch. Sie wissen, daß ich nicht eilig urteile. Ich fand schon, daß er Genie hatte und eine lebhafte Einbildungskraft; aber dieses war mir doch noch nicht genug, ihn hochzuschätzen.

Ehe ich weitergehe, muß ich eine Schilderung von ihm versuchen, da ich ihn nachher genau kennen gelernt habe. Er hat sehr viel Talente, ist ein wahres Genie und ein Mensch von Charakter; besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und

Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne: wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen.

Er ist in allen seinen Affekten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel, von Vorurteilen so viel frei, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt.

Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarre und hat in seinem Betragen, seinem Äußerlichen verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen andern ist er doch wohl angeschrieben. Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viele Hochachtung.

In principiis ist er noch nicht fest und strebt noch erst nach einem gewissen System. Um etwas davon zu sagen, so hält er sehr viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter von demselben. Er ist nicht, was man orthodox nennt. Jedoch nicht aus Stolz oder Kaprice oder um etwas vorstellen zu wollen. Er äußert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen wenige; stört andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen.

Er haßt den Scepticismum, strebt nach Wahrheit und nach Determinierung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten determiniert zu sein; so viel ich aber gemerkt, ist er es noch nicht. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten. Denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner.

Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger als das.

Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen besseren Zustand.

Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben, als von ihrer Demonstration.

Er hat schon viel getan und viele Kenntnisse, viel Lektüre; aber doch noch mehr gedacht und räsoniert. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerk gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brotwissenschaften.

20. (34.) 1772. August 17. Nach L. J. F. Höpfner.

Ludw. Jul. Friedr. Höpfner (1743—97), Professor der Rechte in Gießen, war Mitarbeiter an den Frankfurter Gelehrten Anzeigen, an denen Goethe und Merck hauptsächlich beteiligt waren. Goethe besuchte Höpfner von Wetzlar aus in Gesellschaft Mercks.

Eines Tags meldete sich ein junger Mann in vernachlässigter Kleidung und mit linkischer Haltung zum Besuche bei Höpfner mit dem Vorbringen an, er habe dringend mit dem Herrn Professor etwas zu sprechen. Höpfner, obgleich damit beschäftigt, sich zum Gang in eine Vorlesung vorzubereiten, nahm den jungen Mann an. Die ganze Art und Weise, wie sich derselbe beim Eintreten und Platznehmen anstellte, ließ Höpfner vermuten, daß er es mit einem Studenten zu tun habe, der sich in Geldverlegenheiten befinde. In dieser Ansicht wurde Höpfner dadurch bestärkt, daß der junge Mann damit seine Unterhaltung anfing, in ausführlichster Weise seine Familien- und Lebensverhältnisse zu schildern, und dabei von Zeit zu Zeit durchblicken ließ, daß diese nicht die glänzendsten seien. Gedrängt durch die herannahende Kollegienstunde entschloß sich der Professor sehr bald, dem jungen Mann ohne weiteres eine Geldunterstützung zufließen zu lassen und damit zugleich der peinlichen Unterhaltung ein Ende zu machen. Kaum gab er jedoch diese Absicht dadurch zu erkennen, daß er nach dem Geldbeutel in seiner Tasche suchte, so wendete der vermeintliche Bettelstudent das Gespräch wissenschaftlichen Fragen zu und entfernte sehr bald den Verdacht, daß er gekommen, um ein Geldgeschenk in

Anspruch zu nehmen. Sobald der junge Mann bemerkte, daß der Herr Professor eine andere Ansicht von ihm gewonnen, nahm das Gespräch jedoch die alte Wendung, und die Andeutung des Studenten, daß es schließlich doch auf das Verlangen nach einer Unterstützung abgesehen sei, wurde immer verständlicher. Nachdem Höpfner auf diese Weise ein und das andere Mal sich in der Lage befunden hatte, dem jungen Manne Geld anzubieten und dann wieder davon abstehen zu müssen glaubte, entfernte sich der Student rasch und ließ den Herrn Professor voll Zweifel und Vermutungen über diesen rätselhaften Besuch zurück.

Als Höpfner am Abend desselben Tages, doch etwas später wie gewöhnlich in das Lokal trat, wo sich die Professoren der Universität gesellschaftlich zusammenzufinden pflegten, fand er daselbst ein vollständiges Durcheinander. Die ganz besonders zahlreiche Gesellschaft war um einen einzigen Tisch herum gruppiert, teils sitzend, teils stehend, ja, einige der gelehrten Herren standen auf Stühlen und schauten über die Köpfe ihrer Kollegen in den Kreis der Versammelten hinein, aus dessen Mitte die volle Stimme eines Mannes hervordrang, der mit begeisterter Rede seine Zuhörer bezauberte. Auf Höpfners Frage, was da vorgehe, wird ihm die Antwort: Goethe aus Wetzlar sei schon seit einer Stunde hier. Die Unterhaltung habe nach und nach sich so gestaltet, daß Goethe fast allein nur spräche und alle verwundert und begeistert ihm zuhörten. — Höpfner, voll Verlangen, den Dichter zu sehen, besteigt einen Stuhl, schaut in den Kreis hinein und erblickt seinen Bettelstudenten zu einem Götterjüngling umgewandelt.

21. (37.) 1772. September 10. J. Ch. Kestner.

Abends kam Dr. Goethe nach dem Deutschen Hause. Er, Lottchen und ich hatten ein merkwürdiges Gespräch von dem Zustande nach diesem Leben, vom Weggehen und Wiederkommen usw., welches nicht er, sondern Lottchen anfing. Wir machten miteinander aus, wer zuerst

von uns stürbe, sollte, wenn er könnte, den Lebenden Nachricht von dem Zustande jenes Lebens geben; Goethe wurde ganz niedergeschlagen; denn er wußte, daß er am andern Morgen weggehen wollte.

22. (40.) 1773. Oktober 11. G. F. E. Schönborn an H. W. von Gerstenberg.

Schönborn (1737—1817), dänischer Diplomat, war auf dem Wege nach Algier, von wo er mit der Goetheschen Familie Briefe wechselte. v. Gerstenberg, der als Verfasser des Ugolino bekannte Dichter.

Gleich des Abends nach meiner Ankunft in Frankfurt habe ich auch Herrn Goethe, den Verfasser des Götz gesprochen, und das ging so zu. Es saß ein Mann in der Stube des Gasthofs, wo ich logierte, in der Ecke, der eine Pfeif Tabak rauchte. Der Wirt frug ihn, ob er mit bei Tische zu Abend essen wollte. Er antwortete: Nein, ich will es mir auf meiner Stube ausbitten; Herr Doktor Goethe wird bei mir diesen Abend sein. Ich frug ihn, ob er den Doktor Goethe meine, der neulich ein Drama herausgegeben? Er antwortete: Ja. Ich sagte ihm, daß ich einen Brief an ihn habe. Dieser Mann ist ein junger Professor juris in Gießen, welches drei Meilen von hier ist; sein Name ist Höpfner. Kurz darauf kam Goethe selbst und wir wurden gleich bekannt und gleich Freunde. Es ist ein magerer junger Mann ohngefähr von meiner Größe. Er sieht blaß aus, hat eine große, etwas gebogene Nase, ein längliches Gesichte und mittelmäßige schwarze Augen und schwarzes Haar. Wir sind alle Tage beisammen. Seine Miene ist ernsthaft und traurig, wo doch komische, lachende und satirische Laune mit durchschimmert. Er ist sehr beredt und strömt von Einfällen, die sehr witzig sind. In der Tat besitzt er, soweit ich ihn kenne, eine ausnehmend anschauende, sich in die Gegenstände durch und durch hineinfühlende Dichterkraft, so daß alles lokal und individuell in seinem Geiste wird. Alles verwandelt sich gleich bei ihm ins Dramatische. Er freute sich ungemein, da ich

ihm sagte, daß Sie sehr mit seinem Stück Götz von Berlichingen zufrieden gewesen. Ihr und Klopstocks Urteil habe er längst gern vernehmen mögen, und es solle ihn anfeuern, es noch besser zu machen; denn er wisse sehr wohl, wie weit er unter seinem Ideal geblieben. Von Ihrem Ugolino sagte er, daß er mit Götterkraft gemacht sei. Ich sagte ihm, daß ich wünschte, zwei solche Männer wie er und Sie möchten sich schriftlich unterreden. Er wünscht es auch, und da er erfuhr, daß ich von hier aus an Sie schrieb, sagte er mir, er wolle ein paar Zeilen mit beilegen, und da sind sie. Er scheint mit ausnehmender Leichtigkeit zu arbeiten; jetzo arbeitet er an einem Drama, Prometheus genannt, wovon er mir zwei Akte vorgelesen hat, worin ganz vortreffliche, aus der tiefen Natur gehobene Stellen sind; (ich urteile, wie es mir beim ersten Vorlesen vorkam). Er zeichnet und malet gut. Seine Stube ist voller schönen Abdrücke der besten Antiken. Das Von deutscher Baukunst ist von ihm. Er sagte mir, daß er Ihnen noch mal etwas von seinen poetischen Sachen im Manuskript zuschicken wolle. Er will nach Italien gehn, um sich recht in den Werken der Kunst umzusehen. Er ist ein fürchterlicher Feind von Wieland et Konsorten. Er las mir ein paar Farcen, die er auf ihn und Jacobi gemacht, wo beide ihre volle Ladung von Lächerlichem bekommen. Das will er aber nicht drucken lassen. Allein weh Wielanden, wenn er sich mausig gegen ihn macht.

Die hier erwähnte Farce (Spottschrift), die den Titel „Das Unglück der Jacobis" trug und sich gegen die Brüder J. H. und J. G. Jacobi richtete, ist nicht erhalten; von ihr ist auch in Nr. 28 und 48 die Rede.

23. (42.) 1773. Oktober. J. G. Schlosser an Lavater.

Mit Lavater war zunächst erst eine briefliche Verbindung hergestellt, persönliche Bekanntschaft eröffnete dessen Besuch in Frankfurt, über den in Nr. 26 berichtet ist.

Ich freue mich, daß mein lieber Goethe Ihr Freund ist. Sein Herz ist so edel als eins. Wenn er einmal in

der Welt glücklich wird, so wird er Tausende glücklich machen; und wird er's nie, so wird er immer ein Meteor bleiben, an dem sich unsere Zeitgenossen müde gaffen, und unsere Kinder wärmen werden. Lieben Sie ihn ferner, ich sage Ihnen aber zum voraus, es gehört eine gewisse Stärke der Seele dazu, sein Freund zu bleiben. Er malt schon lange — oder er zeichnet vielmehr schon lang an meinem Profil. Er sagt aber, er könne mich nicht herausbringen, und noch kenne ich mich auch an keinem seiner Versuche. Morgen werd' ich ihm wieder sitzen, vielleicht gerät's ihm besser.

24. (48.) 1774. Mai, Anfang. Johanna Fahlmer.

Johanna F. (1744—1821), eine Verwandte der Jacobi, war kürzlich aus Düsseldorf nach Frankfurt übergesiedelt; sie wurde nach dem Tode von Goethes Schwester die zweite Frau J. G. Schlossers.

Goethe. Tante.

Die Tante Fahlmer sitzt vor ihrem Klavier, spielt aber nicht mehr darauf, sondern liest in Mad. du Boccage. Goethe kömmt gestiefelt und in einem englischen Überrock. Noch auf der obersten Stubentreppe stehend und eines seiner gestiefelten Beine hervorstreckend:

Goethe. Tante! Da komme ich. — Ja, gestiefelt und eingemummelt. Das ist die Variation.

Tante. Aber Sie riechen doch als wie in Ambrosia getaucht.

Goethe. Ich komme vom Dechant Dumeix. — Aber was machen denn Sie, liebe Tante?

Tante. Da, mit Mad. du Boccage unterhalt' ich mich ganz gut. Wie gefällt Ihnen dies hier?*

---

* Aretins Grabschrift:

L'Aretin repose en ce lieu,
De chacun il fit la satire,
Mais ne connaissant point de Dieu,
De Dieu seul il ne peut medire.

Aretin ruht an diesem Ort,
Der über alles machte schlechte Witze,
Da er von Gott nun wußt' kein Wort,
So schmäht' auf Gott nie seiner Zunge Spitze.

Goethe. O — gut! gut! Ist recht gut!

Tante. Wissen Sie? Sie haben mir's lange gemacht, bis Sie wieder herangekommen sind. Ich habe etwas bekommen, das für Sie zu allererst mit zum Genuß soll sein, aber mit der Zeit — o, dann kömmt's zum Generaltraktement für das Publikum . . . .

(Wir gingen miteinander in der Stube auf und ab. Des kleinen George Jacobi Kribbelkrabbel-Briefchen lag auf meinem Tische.)

Tante. Da lesen Sie vom kleinen George.

(Goethe liest. Unterdessen holt die Tante ihre Arbeit und die Blätter vom Merkur und setzt sich an ihren Schreibtisch, Goethe gegenüber.)

Tante. Sehen Sie hier! Nun was habe ich?

Goethe. Was ist's? Was ist's, lieb Täntchen? lassen Sie sehen.

Tante. Es ist, worauf Sie sich bei Bölling* wenn's ankäme, als auf ein herrliches Traktement zu Gast geladen haben. Aber ich habe noch mehr.

(Tante hält ihm die Rezension über Götz von Berlichingen vor die Augen und gibt ihm die Blätter zusammen.)

Goethe (nach einigem Lesen). Nu, Wieland, du bist ein braver Kerl! Ein ganzer Kerl! Was? fängt er's so an? O, gut! Nun, Sie wissen, Tante, was ich immer von Wieland gesagt habe — ob ich ihm nicht immer gut war? Ich habe allezeit gesagt, es ist ein ganzer Kerl, ein guter Mensch. Aber ich bin gegen ihn aufgebracht worden. Den verfluchten Dreck, Götter, Helden und Wieland, schrieb ich in der Trunkenheit. Ich war trunken. Und, wie ich Ihnen gesagt habe, in Ewigkeit hätte ich's nicht selber in Druck gegeben; aber ich hatte es nicht mehr allein in Händen. Und ich bin wie der Herodes; in gewissen Augenblicken kann man alles von mir erhalten. Schon lange haben mir die Kerls vorgeschwätzt: Laß's drucken!

* Ein Freund des Goetheschen Hauses.

laß's drucken! — Nä, ihr sollt nicht! — Da kommen Sie mir aber aufs neu: O mein! laß es uns drucken! Und ich hatte, Gott weiß! weder neue Bosheit noch Ärger gegen W. — Nun, so druckt's und schert euch! — Da, da! (mit dem Finger auf das Blatt deutend) das ist just, was mich an W. so ärgerte und mich reizte, mich gegen ihn auszulassen. Da der Ton. Sehen Sie, liebe Tante; ich will's nicht sagen, ich selbst hab' recht, W. hat unrecht. Denn Alter, Zeitpunkte, alles macht Verschiedenheit in der Art zu sehen und zu empfinden. Jetzt denk' ich nur so und so; vielleicht in dem Alter von W. — wer weiß, noch eher? — denke ich just so wie er. Drum, was soll ich sagen? Hat er nun recht? Oder hab' ich nun recht? Der Eindruck, den man itzt selbst hat, gilt. W. hat recht, daß er so urteilt, aber mich ärgert's nun noch. — Mit der Zeit! Mit der Zeit! Ja, das ist's! das ist's! Just, just so spricht mein Vater; die nämliche Händel, die ich mit diesem in politischen Sachen habe, hab' ich mit W. in diesen Punkten. Der Vater-Ton! der ist's just, der mich aufgebracht hat. — Sagen Sie mir um Gottes willen, warum er sich just an seine allerschlechteste Arbeit machte und mit den ewigen Briefen sie verteidigte? Sein Musarion, ein Werk, wovon ich jedes Blatt auswendig lernte, das allervortrefflichste Ganze, das je erschienen ist — nichts, nichts nimmt er sich an, als der Alceste, die für mich jetzt das schlechteste von allen seinen Werken ist. — Ich muß weiter lesen. — Ganz brav! Ganz brav! Nun, Wieland, unsere Fehde ist aus; dir kann ich nichts mehr tun. Das garstige Fratzenzeug hat er schon gelesen, das seh' ich.

Tante. Ja freilich! Kommen Sie, lesen Sie; das hier ist die Antwort darauf.

Er wurde rot. Ich sah, daß es ihn erschütterte.

Goethe. Besser hätt' er's nicht machen können. Sehr gut! Ich sag's ja, nun muß ich ihn auf immer gehen lassen. W. gewinnt viel bei dem Publico dadurch, und ich verliere. Ich bin eben prostituiert.

(Tante lachte herzlich.)

Nun wieder an den Anfang der Rezension. Die Vergleichung mit dem jungen Füllen usw. Durchgeschnattert und dabei vielmal ausgerufen: Es ist wahr! er hat recht! ganz exzellent! — Weiter gelesen. — Gut! Meinen Weislingen beurteilt er, wie ich ihn will gelesen haben. — Gut! Besser als W. versteht mich doch keiner. — An der Stelle, wo er wegen der Vermischung der Sprachen in verschiedenen Jahrhunderten getadelt wird, sagte er: Auch recht! auch gut! Aber, wer Teufel anders, als ein W., Lessing, kann mich hierinnen beurteilen? Freilich hat er ganz recht. Ich hab's selber genug gefühlt usw. Die Folge meiner Werke soll's zeigen, ob ich meine Fehler kannte.

Tante. Haben Sie, seit ich zu Düsseldorf war, nicht sonst noch etwas Hübsches im Genre des Göttergesprächs komponiert?

Goethe. Nichts, liebe Tante. Den Satyros — nun, der war schon vor Ihrer Abreise fertig.

Tante. Gar nichts? Ein dergleichen freundschaftliches Drama. (Sie guckte ihm gerade in die Augen.) Sie sind aufrichtig, Goethe! Darum müssen Sie mir's gestehen.

Goethe. Das will ich. Ja, liebe Tante, fragen Sie nur!

Tante. Das Unglück der Jacobi?

Goethe. Ja, das ist wahr. Aber schon lange, ehe ich sie noch alle kannte; es war bloß auf Anekdoten, auf Wischwaschereien gebaut, alles von Hörensagen. Ihr alle seid lächerlich mitgespielt. Sie auch, Tante! Niemand als die La Roche, Merck und der Dechant haben's gelesen; und niemand mehr in der Welt soll es auch zu hören und zu sehen bekommen; es soll nie wieder an das Licht riechen. Es ist auch nicht einmal ausgemacht — gilt nicht mehr.

Tante. Aber ich doch muß es hören?

Goethe. Liebe Tante, das kann unmöglich sein. Verlangen Sie es nicht!

Nach Hin- und Widerreden wurde es klar, wer der Held darin sei und was den Anlaß dazu gegeben hatte.

Es wurde gleich nachher, als G. und Merck von Koblenz zurückkamen, geschrieben. — Wir hatten großen Spaß und Gelächter über das Ding, wie und wohin er mich schief und übereck gestellt hätte u. dergl.

Goethes Spottgedicht „Götter, Helden und Wieland" war vor kurzem in Druck erschienen und Goethe erwartete in Wielands Zeitschrift „Teutscher Merkur" eine heftige Entgegnung zu finden.

25. (49.) 1774. Mai. Elisabeth Goethe.

Der Mensch wird begraben in geweihter Erd, so soll man auch große und seltene Begebenheiten begraben in einen schönen Sarg der Erinnerung, an den ein jeder hintreten kann und dessen Andenken feiern. Das hat der Wolfgang gesagt, wie er den Werther geschrieben hat.

26. (50.) 1774. Juni 23. J. C. Lavater.

Joh. Caspar Lavater (1741—1801), Pfarrer in Zürich, berühmt als Kanzelredner und theologischer Schriftsteller, seit einiger Zeit mit Goethe in brieflichem Verkehr, kam auf dem Wege nach Ems, wo er eine Badekur beabsichtigte, durch Frankfurt und berichtet in seinen Reisetagebüchern darüber.

Zu Goethe, allein in seinem Zimmer, mit Schneider von Darmstadt, zu Nacht. Bist's? — Ich bin's! unaussprechlich süßer, unbeschreiblicher Antritt des Schauens — sehr ähnlich und unähnlich der Erwartung. Von tausend Dingen. Einigemal schreckliche — Physiognomie. Porträt. — Briefe von Haus noch einmal durchlesen. Von der Fräulein v. Klettenberg — ach! wie viel hundert Sachen habe ich vergessen, die er mir mit der Miene des sich fühlenden Genius sagte. Noch wünschten mir sein Vater und Mutter, eine trefflich natürliche Frau, eine gute Nacht. Herzliche Umarmung! alles Geist und Wahrheit, was er sagte, ich nicht mehr weiß.

27. (51.) 1774. Juni 24. Lavater.

Ich packt aus; zeigte Zeichnungen Goethe. — Vor und bei dem Mittagessen viel von Herder. Goethe las — und

gelesen, gelesen — man hätte sich verschworen — er sprach eben dies das erstemal im Feuer mit mir. Nach dem Essen in seiner Bilderkammer.

Den Abend, wo alles, weiß ich nicht mehr. — Bei Kraft — ein ehrlicher Theolog von Christus — Joh. XVII, den neuern. Goethe mit da — sprach wenig — stimmte bisweilen in wichtigen Dingen herzlich mit ein.

Eine Weile bei Fräulein v. Klettenberg allein und mit Goethe. Ein herrlicher Abend, von Gebeterhörungen: Friede im Krieg, wenn ihr stille werdet, so wird euch geholfen, sagte Goethe in einem recht brüderlichen Ton. Vom Predigen. — Man kann nicht immer empfinden. Ich fordre, sagten beide, zu viel. Nachher spazierten wir — vom Christentum: Die einzig mögliche, wahre, menschliche Religion!

Nach Hause zu Tisch — und bei Tisch meist Zeichnungen besehen. Goethe las mir noch nach dem Nachtessen aus Werthers Leiden, eine Sentimental-Geschichte in Briefen, vor. — O Szenen—voll, voll wahrer, wahrester Menschennatur — ein unbeschreiblich naives wahres Ding.

Frau Rat Goethe dankte mir für die Jonaspredigten, besonders für die Schiffgefährten Jonas. Goethe ist auch mit diesen gut, mit der von der üblen Laune am besten zufrieden.

Von Hamann — alles, was man sich Originelles denken kann, von unbetrüglich festem Wahrheitsgefühl.

Jonaspredigten sind eine 1773 erschienene Predigtsammlung Lavaters.

28. (53.) 1774. Juni 27. Lavater.

Bei dem Mittagessen durchsahen wir die Chodowieckischen Zeichnungen; und Goethe rezitierte auswendig mit der natürlichsten, kräftigsten Deklamation Satire auf verschiedne. Ein Genie ohne seinesgleichen.

Ich durchging mit Goethe die Physiognomischen Kupfertafeln, gab ihm den Anfang meines Menschen-Gedichts zu

lesen. Wir besahen seine Gipsbilder. Er suchte die Satiren und fand sie nicht.

Ob dem Nachtessen besahen wir nochmals Chodowieckis Zeichnungen; waren herzgut, ungeniert, vertraulich beieinander. Goethe war den Abend mit dem Maler Schmoll, der Rat Goethes Porträt heute kenntlich gezeichnet hatte, spazieren gefahren, auf'm Main in Sandhof, wo sie nach Frankfurter Manier einen Teller voll Krebse miteinander aßen; war aber Schmoll nicht wohl. Wir sprachen noch von der Chimie. Goethe hat merkwürdige Versuche, ganz eigne, ganz neuere Chimie, wie . . . wo alles so honett und anständig gemacht wird — will recht darhinter, und hinters Zeichnen, wird gewiß in beiden exzellieren, denn er exzelliert in allem. Von dem allgemeinen Verfall in allen Wissenschaften; der Decke ob aller Augen.

Lavater gab ein großes Werk „Phisiognomische Fragmente" heraus, bei dem Goethe eifrig mitarbeitete. Lavaters Menschengedicht erschien 1782—85 in vier Bänden unter dem Titel: Pontius Pilatus oder der Mensch in allen Gestalten, oder Höhe und Tiefe der Menschheit, oder die Bibel im kleinen und der Mensch im großen, oder ein Universal Ecce-Homo, oder Alles in Einem.

29. (54.) 1774. Juni 28. Lavater.

Ich erwachte um 3 Uhr; sanft schöner Morgen; Vögeljauchzen; stand gleich auf, räumte zusammen, und holte etwas vom gestrigen Tagebuch nach. Herzlich kam mich Goethe zu umarmen und mir einen guten Morgen zu wünschen.

Um $^1/_2$5 Uhr setzten wir uns ein, und fuhren durch die sanft von der Morgensonne erleuchte, noch stille, größtenteils schlummernde Stadt, — über prächtige Felder — wir befürchteten ein schreckliches Gewitter. Aber es ging uns vorüber. Ein prächtiges Gebäude, das einem Bolongaro gehört, an dem eben gebaut war, frappierte uns. Es regnete eine kleine Weile. Goethe erzählte mir viel von Spinosa und seinen Schriften. Er behauptet, keiner hätte sich über

die Gottheit dem Heiland so ähnlich ausgedrückt wie er. Alle neuern Deisten haben übrigens nur ihn ausspoliert. Er sei ein äußerst gerechter, aufrichtiger armer Mann gewesen. Homo temperatissimus. Er sei in großem Ansehen gestanden, die größten Männer haben ihn zu den wichtigsten Beratschlagungen und Kalkulationen gebraucht, ihn wegen seiner ausnehmenden Klugheit und Treue herzlich geliebt. Er habe die Prophezeiungen bestritten, und sei selbst ein Prophet gewesen. Er habe die unwahrscheinlichsten Staatsveränderungen vorhergesagt. Seine Hausleute hab' er nach der Predigt von dem Inhalt derselben gefragt. Sie vermahnet die Kirche zu besuchen und dem nachzukommen, was da gepredigt würde. Auf eine große Erbschaft, die ihm gehörte und die man ihm streitig machen wollte, hab' er um des Friedens willen Verzicht getan und sich nur seines Vaters Schlafbett ausgebeten. Er sei sehr arm gewesen, und habe sich mit Glasschleifen kümmerlich erhalten können. Sein Briefwechsel sei das interessanteste Buch, was man in der Welt von Aufrichtigkeit, Menschenliebe lesen könne.

Wir stiegen (wo, weiß ich nicht mehr) aus und saßen unter einem Baum — Goethe ein Glas Wein, ich Himbeeressig, schrieb ein Billettchen. Er auf die andere Seite. Wieder fort. Von seinem Julius Cäsar, einem neuen weitläufigen Drama. Von der Zerstörung und Einäscherung der Stadt Oppenheim und Worms unter Ludwig dem XIV.

Vor 11 Uhr langten wir in Wiesbaden, einer Badstadt an, besahen die heißen Bäder, voll trostloser Melancholei. Aß neben Goethe zu Mittag. Husaren und Offiziers, und ein dummer Pfaff waren da; eine sanfte, junge knechtische Physiognomie eines Judensohns, der neben dem Tisch feil hatte, frappierte uns. Goethe sprach von einigen seiner Dramen.

Nach dem Essen Erdbeeren miteinander. Von der Physiognomie eines jüdischen Taschenspielers, der mich

lernen wollte. Sprach mit Goethe am Fenster von der Auferstehung Christi.

Um 2 Uhr reisten wir ab. Goethe rezitierte viel von seinem ewigen Juden. Ein seltsames Ding in Knittelversen.

Um $^1/_2$6 Uhr langten wir nach einigen harten Stößen den Berg hinab — im stillen berühmten Schwalbach an; Wirtshaus an Wirtshaus. Wir stiegen beim weißen Roß ab, ein ordentlich Quartier. Goethe fing ein Briefchen an meine Frau an — ich vollendets. Nachher gingen wir spazieren an der breiten, doppelten, übereinanderstehenden Allee. Herrlich angenehm. Trafen wenige Personen an. Gingen zum Brunnen, der mit roten Steinen eingefaßt, in einer Vertiefung, in zwon gevierten Aushöhlungen aufquoll. Wir versuchten das Wasser. Stark, vitriolisch. Goethe rezitierte uns eine Romanze aus dem Schottischen. Ein elender Mann offerierte uns Büchelchen. Goethe, Schmoll und ich aßen allein zu Nacht. Ich las im Werther. Noch erzählte mir Goethe den ganzen Inhalt der homerischen Iliade, las mir aus der lateinischen Übersetzung einige Stellen vor.

Von meinem Gedichte. Die Art wolle ihm noch nicht recht in Kopf. Doch gab er nach — da ich die Idee näher bestimmte.

Goethe beschäftigte sich lange mit einem Drama Julius Cäsar, von dem er jedoch nie etwas niedergeschrieben zu haben scheint. — Das Gedicht vom Ewigen Juden ist Fragment geblieben. — G. hatte Lavatern bis Ems begleitet, kehrte nach Frankfurt zurück und nachdem dieser seine Kur beendet hatte, holte ihn G. ab, um ihn weiter rheinabwärts zu begleiten, wovon die folgenden Berichte erzählen.

30. (57.) 1774. Juli 16. Lavater.

Goethe kam — klagte ihm — ich ging nicht hinab zum Nachtessen, aß mit Goethe auf meinem Zimmer zu Nacht. Clavigo, der Hauptsache nach, ohne den Tod, eine wahre Geschichte; und sogar die Namen der Personen wahre Namen. — Er gab mir viele herrliche Lehren von der

Kollektion meiner Kräfte. Ich verschwende sie, und klage immer über Mangel. — Beim 1. Teil Tagebuch sähe er einen Menschen, der das Schnupftuch immer in der Hand hat, zu schneuzen, und unwillig wird, wenn er nicht herauszuschneuzen findet.

31. (59.) 1774. Juli 18. Lavater.

In einem wohlbesetzten Schiff auf der Lahn — wo Basedow raucht und Grammatik doziert, Goethe Reimendungen für die Gesellschaft schreibt, Ulrich und Alsdorf den Schirm hält, hier einer einen prosaischen Gedanken in Versen oder einen poetischen in Prosa in ein Papierchen hinschreibt — Kaffee getrunken wird; — ob wir gut Wetter kriegen beim Sieden des Rindfleisches, deliberiert wird, — schreib ich dies.

Wir stiegen bei der Aalen nicht aus, wo der Herr von der Nil uns einzuladen kam.

Goethe: Wir werden nun recht gut geführt,
Weil Basedow das Ruder rührt. —

Herrliches altes Schloß Lahnegg herab auf die Lahn blinkend.

Goethe diktierte:

Hoch auf dem alten Turme steht
Des Helden edler Geist,
Der, wie das Schiff vorüber geht,
Es wohl zu fahren heißt.
‚Sieh, diese Sehne war so stark,
Dies Herz so fest und wild —
Die Knochen voll von Rittermark,
Der Becher angefüllt —
Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
Verdehnt die Hälft' in Ruh'.
Und du, du Menschenschifflein dort,
Fahr immer, immer zu —'

Itzt fahren wir Lahnstein vorbei, zur Rechten liegt der Flecken. — Itzt liegen wir am Bord. — Ich stieg aus. Basedow vor uns in ein Haus, wo man zu Mittag aß, überfiel und aß mit, Speck und Bohnen — alle ihm nach! Gewirr und Leben und Freude — wieder ins Schiff. — Kapelle — ein zerstörtes Schloß vorbei. Goethe über die Kerls in Schlössern — nun von der Lahn in den Rhein — Goethe las — wir fuhren Horchheim vorbei. Von der Staatsnase der regierenden Frau Gräfin von Dierdorf.

Die Festung und Thal Ehrenbreitstein. Fliegende Brücke zwischen Thal und Koblenz. Stiegen da aus — aßen zu Mittag, — um 3 Uhr ins Schiff — fuhren das Trierische Schloß und Festung vorbei; Goethe ging bis Fallendar voraus.

32. (60.) 1774. Juli 20. Lavater.

Morgens nach 6 Uhr. Im Schiff unterm nassen Decktuch, vor Schmoll, und neben Goethe, der in romantischer Gestalt, grauem Hut, mit halbverwelktem lieben Blumenbusch sein Butterbrot hinter dem braunseidnen Halstuch und grauen Kaputkragen, wie ein Wolf verzehrt und sich nach dem übrigen eingepackten Essen schon weiters umsieht. Wir sehen Höningen des Grafen v. d. Leyen vor uns — schöne aber benebelte Aussicht. Laß regnen, wenn es regnen will, dem Wetter seinen Lauf. Denn wenn es nicht mehr regnen will, so hört's von selber auf.

Goethe las uns aus seiner Elmire, einer Operette und ich verschlummerte eine Stunde. Itzt schlummert Goethe und Schmoll noch unter der leinwandnen Bogendecke neben mir, als wie unter einem Zelt. Man öffnet, und kühler Wind öffnet beiden die Augen, sie sehen die herrliche Stadt Bonn vor sich, die Residenz des Kurfürsten von Köln ‚Macht doch wieder zu!'

Um 12 Uhr zu Bonn an. Fuhren um 2 Uhr ab. Regen. Viel Schlummer, wenig gesprochen. Schöne Alleen an einem fort bis auf Köln.

Schmoll und Goethe auf Düsseldorf, ich auf Mülheim.

Am 21. Juli trafen die Reisenden in Elberfeld ein.

33. (61.) 1774. Juli 21. H. Jung-Stilling.

Stilling wurde einstmals des Morgens in Elberfeld in einen Gasthof gerufen; man sagte ihm, es sei ein fremder Patient da, der ihn gern sprechen möchte. Er zog sich also an und ging hin; man führte ihn ins Schlafzimmer des Fremden. Hier fand er nun den Kranken mit einem dicken Tuch um den Hals und den Kopf in Tücher verhüllt. Der Fremde streckte die Hand aus dem Bett und sagte mit schwacher und dumpfer Stimme: Herr Doktor! fühlen Sie mir einmal den Puls; ich bin gar krank und schwach. Stilling fühlte und fand den Puls sehr regelmäßig und gesund; er erklärte sich also auch so und erwiderte: Ich finde gar nichts Krankes; der Puls geht recht ordentlich. Sowie er das sagte, hing ihm Goethe am Hals.

34. (62.) 1774. Juli 21. W. Heinse.

Wilhelm Heinse (1746—1803), Dichter und Kunstschriftsteller, gab mit Joh. Gg. Jacobi die Zeitschrift „Iris" heraus.

Denket Euch indessen uns von ohngefähr in einer Stube zusammengeführt: zuerst Goethe, den wilden Verfasser von Götter, Helden und Wieland; Heinse, den Verfasser des Petron und der Laidion; Lavater, den Aufseher darüber; nach diesem den größten Pietisten unserer Gegend, Hasenkamp; dann den Doktor Jung, auch einen Pietisten; dann Deschenmacher, auch einen berühmten Pietisten, und meinen Fritz Jacobi, und einen Maler Schmoll, Goethes Freund, und sechs Damen und Herren, auch Pietisten, die uns zusammen zu sehen kamen, und höret Goethen Klopstocks Messias gegen Hasenkamp verteidigen und Herders Urkunden, und höret ihn mich loben und seht ihn dann Lavatern zärtlich küssen und seht die Gesichter voll Verwunderung und Erstaunen darob, und seht uns dann alle zusammen friedlich ein Glas Wein trinken und unserer

Pferde Sattel besorgen, wieder zurückkehren und Lavatern schon eine Betstunde halten sehen und Abschied von ihm nehmen. Alles dies geschah zu Elberfeld. Goethe, Fritz Jacobi und ich ritten dann nach Düsseldorf und Goethe blieb zwei Tage bei uns. Wir begleiteten ihn bis Bensberg und Köln, wo wir mit ihm einen Abend verlebten, den ich unter die schönsten meines Lebens zähle.

35. (65 u. 66.) 1774. Juli. W. Heinse.

Goethe war bei uns, ein schöner Junge von fünfundzwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft und Stärke ist; ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln, qui ruit immensus ore profundo.

Von ihm soll und muß nunmehr schon ein Roman die Presse verlassen haben: Die Leiden des jungen Werthers, welcher, nach dem, was ich davon gehört habe, ein Meisterstück ist. — Ich kenne keinen Menschen in der ganzen gelehrten Geschichte, der in solcher Jugend so rund und voll von eigenem Genie gewesen wäre, wie er. Da ist kein Widerstand; er reißt alles mit sich fort, und seine Götter, Helden und Wieland — ein Werk von herkulischer Stärke, wenn man's recht, Zeile vor Zeile, durchdenkt und durchfühlt, und wofür Wieland immer seine Musarion geben würde, wenn er es vernichten könnte — kömmt in keine große Betrachtung, wenn man ihn persönlich reden hört.

36. (71.) 1774. Juli 24. J. G. Jacobi.

Ich eilte nach Düsseldorf, wo mein Bruder und Herr Goethe mich erwarteten.

Herr Goethe hat mich in öffentlichen Blättern empfindlich beleidigt, aber auch hat er das Trauerspiel Götz von Berlichingen geschrieben. Wir gaben uns die Hand. Ich sah einen der außerordentlichsten Männer, voll hohen Genies, glühender Einbildungskraft, tiefer Empfindung, rascher Laune, dessen starker, dann und wann riesenmäßiger Geist einen ganz eigenen Gang nimmt. Seine Tafelreden hätte ich aufzuzeichnen gewünscht.

Sonntag, 24. Mein Bruder, Herr Rost, Goethe und ich setzten uns morgens um 5 Uhr in den Wagen, um das Schloß Bensberg zu besehen. Ich reiste gern mit unserm Fremden, so sehr auch wir beide in unserer Art zu sehen, zu hören und zu fühlen verschieden sind. Ebenso wie ich unter den alten Griechen, so lebt er unter den alten Schotten, Kelten und Deutschen, nur mit dem Unterschiede, daß ich zuweilen mit Lust auf seinen rauhen Gebirgen oder in seinen Felsenschlössern oder in den weiten Sälen ihn besuche, wo Pfeil und Bogen samt der Harfe an der Wand hängen und die Harfe von selbst einen Klang gibt, weil die Seelen der Väter hinkommen und sie berühren, er aber in meine lustigen Täler, wo eine Grazie auf der Leier spielt, nicht herabsteigen mag.

Wir langten in Bensberg an. Wir speisten in einer schönen Laube, dicht an einem Gärtchen voll Blumen. Nach Tische gingen wir auf das Schloß, dessen Wände größtenteils von berühmten niederländischen und italienischen Meistern gemalt sind.

Nachdem Goethe die Natur und das wahre Leben einiger Jagdstücke genug betrachtet und ich bei dem Reize der artigsten Nymphen und Göttinnen mich aufgehalten hatte, reisten wir nach Köln. Unser erstes Geschäfte war, ein Gemälde von Rubens in der St. Peterskirche aufzusuchen. Dieses stellt die Kreuzigung des heiligen Petrus vor.

Von hier ließen wir uns in die ehemalige Wohnung der Familie v. Jabach führen, und besahen in einem gewölbten, gleich einer Kapelle gebauten Gemach eine Schilderung des Le Brun, worauf die Familie abgebildet ist. Der Gedanke, daß diejenigen, deren Bildnisse wir vor uns hatten, alle dahin wären, daß der Geist des Jabach öfter diesen Tempel besuchte, die irdische Gestalt, das Fleisch seiner Gattin und seiner Kinder anschaute, daß sein Familienstück in kurzem verkauft, aus dem Tempel herausgerissen, den Blicken der Unheiligen bloßgestellt, nichts als ein

Galerieſtück ſein würde — dieſer Gedanke machte auf unſern Fremdling einen gewaltigen Eindruck.

Nun kehrten wir in unſeren Gaſthof zurück, wo Goethe uns in der Dämmerung altſchottiſche Romanzen voll wahren Gefühls der Natur mit Geiſtererſcheinungen vermiſcht in einem unübertrefflichen Tone dergeſtalt herſagte, daß wir bei der letzten ohne falſche Nebenempfindung der Kunſt ſo wahrhaftig zuſammenfuhren, ſo im Ernſte bange wurden, als ehemals in unſeren Kinderjahren, wenn wir den abenteuerlichen Geſchichten unſerer Wärterinnen von ganzer Seele, mit allem möglichen Glauben daran, zuhörten.

Unſere Abendmahlzeit war fröhlich. Wir ſahen nicht weit von uns den Rhein, welchen der Mond verſilberte und deſſen Geräuſch in der Stille der Nacht etwas Feierliches hatte. Das Ende dieſes Tages ſollte ſo ſchön als der Morgen ſein.

Roſt iſt Deckname für W. Heinſe.

37. (72.) 1774. Juli 24. F. H. Jacobi an Goethe.

Frdch. Hrch. Jacobi (1743–1819), mit dem Goethe in dauernder Freundſchaft verbunden blieb, war erſt Kaufmann, wandte ſich dann philoſophiſchen Studien zu und war ſpäter Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften in München. Sein älterer Bruder, der Dichter Joh. Gg. Jacobi, befand ſich in dieſen Tagen ebenfalls in dieſem Kreiſe.

Sorge nur, daß ich die Erſcheinung dieſes dritten Teils von Dichtung und Wahrheit auch noch erlebe. Ich hoffe, Du vergiſſeſt in dieſer Epoche nicht des Jabachſchen Hauſes, des Schloſſes zu Bensberg und der Laube, in der Du über Spinoſa mir ſo unvergeßlich ſprachſt; des Saals in dem Gaſthofe zum Geiſt, wo wir über das Siebengebirg den Mond heraufſteigen ſahen, wo Du in der Dämmerung auf dem Tiſche ſitzend uns die Romanze: Es war ein Buhle frech genug — und andere herſagteſt. Welche Stunden! Welche Tage! — Um Mitternacht ſuchteſt Du mich noch im Dunkeln auf — mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblick an konnte ich Dich nicht mehr laſſen.

38. (74.) 1774. Sommer. F. M. Klinger.

Frdch. Maximilian Klinger (1752—1831), aus dürftigen Verhältnissen, einer der bekanntesten Dichter der Sturm- und Drangperiode, die von einem seiner Werke diese Bezeichnung erhalten hat. Er ging später in russische Dienste und war zuletzt als Generalleutnant Kommandeur der Kadettenanstalt. Vgl. Nr. 65 und folg.

Nun wollte ich auf Akademien gehn, hatte keine 100 fl. Ich ward mit Goethe bekannt. Das war die erste frohe Stunde meiner Jugend. Er bot mir seine Hilfe an. Ich sagte nicht alles und ging so, weil ich lieber sterben wollte, als unverdient was annehmen. Die 100 fl. waren bald all. Der große Goethe drang in mich, machte mir Vorwürfe, und nun leb' ich schon ein ganzes Jahr von seiner Güte.

39. (75.) 1774. Oktober, erste Hälfte. F. A. Werthes an F. Jacobi.

Frdrch. Aug. Clem. Werthes (1748—1817), Dichter, zeitweise Literaturprof. an der Karlsschule in Stuttgart und in Pest, zuletzt Redakteur des württembergischen Regierungsblattes.

Dieser Goethe, von dem und von dem allein ich vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne und von ihrem Niedergang bis wieder zu ihrem Aufgang mit Ihnen sprechen und stammeln und singen und dithyrambisieren möchte, dessen Genius zwischen Klopstock und mir stand, und über die Alpen und Schneegebirge gleichsam einen Sonnenschleier herwarf, er selbst immer mir gegenüber und neben und über mir, dieser Goethe hat sich gleichsam über alle meine Ideale emporgeschwungen, die ich jemals von unmittelbarem Gefühl und Anschaun eines großen Genius gefaßt hatte. Noch nie hätt' ich das Gefühl der Jünger von Emmaus im Evangelio so gut exegesieren und mitempfinden können, von dem sie sagten: Brannte nicht unser Herz in uns, als er mit uns redete? Machen wir ihn immer zu unserem Herrn Christus, und lassen Sie mich den letzten seiner Jünger sein. Er hat so viel und so vortrefflich mit mir gesprochen; Worte des

ewigen Lebens, die, so lange ich atme, meine Glaubensartikel sein sollen.

Bei Klopstocken bin ich von nachmittags fünf bis nachts zehn Uhr gewesen. Ich fand einen edlen und großen Mann an ihm; weniger, wie auch Goethe sagte, den Verfasser des Messias als den der Republik.

40. (76.) 1774. Oktober 15./17. H. Ch. Boie.

Hrch. Chrstn. Boie (1744—1806) Mitglied des Göttinger Hainbundes und Herausgeber des Musenalmanachs.

Einen vortrefflich schönen Tag gehabt!

Einen ganzen Tag allein, ungestört mit Goethen zugebracht, mit Goethen, dessen Herz so groß und edel wie sein Geist ist. Er hat mir noch einiges und besonders ein paar Gedichte voll Seele und Herz von ihm gelesen. Wenn er sie mir, wie er verspricht, geschrieben gibt, sollen Sie sie lesen.

Den 17., um 2 Uhr waren wir wieder in Frankfurt, wo mich Goethe in unserem Wirtshause mit offenen Armen empfing. Wir blieben bis Mitternacht beieinander und mußten endlich die Tür abschließen, um nur allein zu sein. Er las mir etwas; wir ließen aber bald das Lesen sein und die Unterredung fiel auf die wichtigsten Gegenstände des Denkens und Empfindens, wo wir uns sehr oft in unseren Gesinnungen begegneten.

41. (80.) 1774. Oktober. F. H. Jacobi an Goethe.

Zwanzig Jahre sind verflossen, seitdem unsere Freundschaft begann. Damals fragte jemand Dich in meiner Gegenwart: ob wir nicht Freunde wären schon von Kindesbeinen an? und Du gabst zur Antwort: diese Liebe wäre so neu, daß sie, wenn es Wein wäre, nicht zu genießen sein würde. — Ein edler Wein ist sie geworden! — Liebend, zürnend, drohend, riefst Du mir zu in jenen Zeiten: der Genügsamkeit, die sich mit Teilnahme an Anderer

Schöpfungsfreude sättigte, zu entsagen; nicht länger zu gaffen, sondern in die eigenen Hände zu schauen, die Gott auch gefüllt hätte mit Kunst und allerlei Kraft.

42. (83.) 1774. Dez. 11./14. K. L. v. Knebel an F. J. J. Bertuch.

Karl Ludw. v. Knebel (1744—1834), ehemals preuß. Offizier, Erzieher des Prinzen Konstantin v. Sachsen-Weimar, war in Begleitung des jungen Herzogs Karl August und seines Zöglings auf einer Reise begriffen; die hierbei angeknüpfte Bekanntschaft mit Goethe gab den ersten Anstoß zu dessen Berufung nach Weimar.

Von Wielanden werden Sie erfahren können, daß ich Goethes Bekanntschaft gemacht habe, und daß ich etwas enthusiastisch von ihm denke. Ich kann mir nicht helfen, aber ich schwöre es, Ihr alle, Ihr Leute, die Ihr Kopf und Herz habt, Ihr würdet so von ihm denken, wenn Ihr ihn kennen solltet. Dies bleibt mir immer eine der außerordentlichsten Erscheinungen meines Lebens. Vielleicht hat mich die Neuheit zu sehr frappiert; aber was kann ich dafür, wenn natürliche Ursachen natürliche Wirkungen bei mir hervorbringen.

Was sagt unser Wieland zu Goethens Brief an ihn? Nur böse muß er niemals auf ihn werden. Keine Menschen in der Welt würden sich geschwinder verstehen, wenn sie beisammen wären, als Wieland und Goethe. Ich bin versichert und sehe es aus allem, daß sich Klopstock und Goethe lange nicht so verstanden haben. Goethes Kopf ist sehr viel mit Wielands Schriften beschäftigt. Daher kommt es, daß sie sich reiben. Goethe lebt in einem beständigen innerlichen Krieg und Aufruhr, da alle Gegenstände aufs heftigste auf ihn wirken. Daher kommen die Ausfälle seines Geistes, der Mutwillen, der gewiß nicht aus bösem Herzen, sondern aus der Üppigkeit seines Genies fließt. Es ist ein Bedürfnis seines Geistes, sich Feinde zu machen, mit denen er streiten kann; und dazu wird er nun freilich die schlechtesten nicht aussuchen. Er hat mir von allen denen Personen, auf die er losgezogen

ist, mit ganz besonderer empfundener Hochachtung gesprochen. Aber der Bube ist kampflustig, er hat den Geist eines Athleten. Wie er der allereigenste Mensch ist, der vielleicht nur gewesen sein mag, so fing er mir einmal abends in Mainz ganz traurig an: Nun bin ich mit all den Leuten wieder gut Freund, den Jacobis, Wieland — das ist mir gar nicht recht. Es ist der Zustand meiner Seele, daß, so wie ich etwas haben muß, auf das ich eine Zeitlang das Ideal des Vortrefflichen lege, so auch wieder etwas für das Ideal meines Zorns. Ich weiß, das sind lauter vortreffliche Leute; aber just deshalb; was kann ich ihnen schaden? Was nicht Stroh ist, bleibt doch, und die Woge des Beifalls, wenn sie sich auch eine Zeitlang abgewendet hat, fällt doch wieder zurück usw.

Ich mußte herzlich über seine Naivetäten dieser Art lachen, denn der Rektifiziergeist ist bei ihm übel angebracht. Genug, ich konnte mich in die Möglichkeit seines Falles setzen und lachte ihn damit aus. Den ältesten Jacobi liebt er über alles. Er tat mir sogar die Ehre, außerordentliche Ähnlichkeit mit ihm bei mir zu finden. Indessen hat er eine Schrift auf ihn gemacht, die er mir versichert, daß es das Böste sei, was er in dieser Art gemacht habe. Sogar ein Frauenzimmer* in Frankfurt, das mit Jacobi liiert ist, hat er hineingebracht. Sie hat ihn bei allem beschworen, ihr die Schrift lesen zu lassen und beteuert, daß sie nichts übel empfinden wolle. Er hat ihr aber geradezu versichert, daß es unmöglich sei, daß irgendein Frauenzimmer in der Welt die Stellen nicht übel empfinden sollte. Nun wartet er, bis Jacobi nach Frankfurt kommt; dem muß er es vorlesen, und dann will er es zerreißen.

So viel von Goethe! Aber lange noch das geringste. Die ernsthafte Seite seines Geistes ist sehr ehrwürdig. Ich habe einen Haufen Fragmente von ihm, unter anderem zu einem Doktor Faust, wo ganz ausnehmend herrliche

* Johanna Fahlmer, s. Nr. 28.

Szenen sind. Er zieht die Manuskripte aus allen Winkeln seines Zimmers hervor. An den Leiden des jungen Werthers hat er zwei Monate gearbeitet, und er hat mir versichert, daß er keine ganze Zeile darin ausgestrichen habe. An Götz von Berlichingen sechs Wochen. Er macht wieder so eins, und noch ein Dutzend andere — doch davon ein andersmal.

43. (85.) 1775. J. G. v. Zimmermann an Charlotte v. Stein.

Joh. Georg v. Zimmermann (1728—95), Arzt in Hannover und Schriftsteller, pflegte einen ausgebreiteten Verkehr und Briefwechsel mit vornehmen und geistigen Kreisen. Er lernte Goethe erst im Mai dieses Jahres kennen und schreibt hier über ihn nach Mitteilungen von Freunden. — Charlotte Freifrau v. Stein, geb. v. Schardt (1742—1826), die Gattin des weimarischen Oberstallmeisters Gottlob Ernst Josias Frhr. v. Stein (1735–93), wurde mit Goethen innig befreundet, als dieser nach Weimar kam; eine Trübung des Verhältnisses trat nach Goethes Rückkehr aus Italien ein. (Urschrift französisch.)

Sie wollen, daß ich Ihnen vom Goethe spreche; Sie wünschen ihn zu sehen? — Ich will sogleich von ihm reden. — Aber, arme Freundin, Sie dürfen nicht an ihn denken, Sie wünschen ihn zu sehen und wissen nicht, wie sehr dieser liebenswürdige und reizende Mensch Ihnen gefährlich werden könnte! — Ich schneide ein Blatt aus Lavaters Physiognomik, um Ihnen ein Geschenk mit diesem Adlersantlitz zu machen.

Herr Goethe ist der einzige Sohn eines sehr reichen Mannes, der den Titel von einem Kaiserlichen Rate hat und in Frankfurt von seinen Renten lebt. Sein Vater hat gewollt, daß er einen Beruf wähle und deshalb ist er Doktor der Rechte geworden und spielt wohl oder übel etwas den Advokaten, wozu er sich vorzüglich eignet. Er versteht meisterhaft Musik, Zeichnen, Malen, Kupferstechen und, wie mir versichert wird, ist er in fast allen Künsten und Wissenschaften bewandert.

Ein Fremder, der kürzlich bei mir war, entwarf folgendes Porträt von Goethe: Er ist 24 Jahre alt; ist Rechts-

gelehrter, guter Advokat, Kenner und Leser der Alten, besonders der Griechen; Dichter und Schriftsteller; Orthodox (s. Brief des Pastors zu ††† an den Pastor zu †††); Heterodox (s. zwo unerörterte Fragen von einem Landgeistlichen in Schwaben); Possentreiber (s. Puppenspiel), Musikus; zeichnet frappant; ätzt in Kupfer, gießt in Gips, schneidet in Holz; kurz, er ist ein großes Genie, aber ein furchtbarer Mensch.

Eine vornehme Dame, die ihn oft gesehen hat, hat mir gesagt, Goethe wäre der schönste Mensch, der gewandteste, originellste, der feurigste, der ungestümeste, der sanfteste, der verführerischeste und der gefährlichste für das Herz einer Frau, den sie in ihrem Leben gesehen habe.

Mein Freund Lavater schreibt mir am 23. Juni 1774 von Frankfurt. Goethe macht ein Ding, oder hat's gemacht, Werthers Leiden. Wenn Du etwas Wahres in Deinem Leben gelesen hast — so lies nichts mehr auf mein Wort. Den 27. August 1774 aus Zürich: Werthers Leiden werden Dich entzücken und in Tränen schmelzen. Du würdest den Doktor Goethe vergöttern. Er ist der furchtbarste und der liebenswürdigste Mensch.

44. (89.) 1775. Febr. 4. Karl August, Prinz v. Sachsen-Meiningen.

Der Prinz, spätere Herzog, hatte mit seinem Bruder auf dem Wege zur Universität Straßburg in Frankfurt haltgemacht, im Mai desselben Jahres besuchte Goethe die Prinzen auch in Straßburg.

Der Herr Goethe hat bei uns zu Mittag gegessen. Es war mir sehr lieb, daß er neben mir saß, damit ich ihn desto näher bemerken konnte. Er spricht viel, gut, besonders, original, naiv und ist erstaunlich amüsant und lustig. Er ist groß und gut gewachsen, in der Statur des Gotters und hat seine ganz eigene Fasson, sowie er überhaupt zu einer ganz besonderen Gattung von Menschen gehört. Er hat seine eigenen Ideen und Meinungen über alle Sachen; über die Menschen, die er kennt, hat er seine eigene Sprache, seine eigenen Wörter. — Er hat mir sehr wohl gefallen.

Sein sanftes Gefühl, seine Richtigkeit des Ausdruckes, der Denkungsart, des Urteils, seine angenehme Lebhaftigkeit verdienen Bewunderung. Er sagte mir, daß er jetzt an zwei Stücken arbeite: Der Tod J. Cäsars, ein Trauerspiel, und eine Oper.

Er blieb bis 5 Uhr nachmittags bei uns, worüber wir sehr erfreut waren.

45. (91.) 1775. Februar, Ende/März, Anfang. G. M. Kraus.

Georg Melchior Kraus (1737—1806) ward später Direktor der freien Zeichenschule in Weimar.

Goethe hat mich schon etliche Male besucht. Des Herrn Hofrats Wieland Porträt lobt er über alle Maßen; diese ganze Familie gefällt ihm. Karolinchen heißt er seine Favorite: Man sieht ihr die Gutheit in ihren Gesichtszügen. Sophiechen — sagt er — ist eine kleine Schönheit, aber etwas schalkhaft und gefährlich! Die wird Männer rasen machen! Dorchen ist ein kleiner Teufel, Malchen sehr unschuldig und angenehmes Kind. Das ist das Urteil von Goethe über diese Porträts, welches er, wie er mir noch heute sagte, selbsten an Herrn Hofrat schreiben wird. Die Anordnung vom ganzen Bild gefällt ihm nach meiner Skizze sehr wohl, nur mit der Einrichtung des Zimmers ist er nicht ganz zufrieden, es scheinen ihm die darinnen angebrachten Meubles zu reich und zu prächtig für einen Autor zu sein. Daran läßt sich denken und ändern, ohne dem Ganzen zu schaden. Goethe ist jetzt lustig und munter in Gesellschaften, geht auf Bälle und tanzt wie rasend! Macht den Galanten beim schönen Geschlecht: das war er sonsten nicht. Doch hat er noch immer seine alte Laune. Im eifrigsten Gespräch kann ihm einfallen, aufzustehen, fortzulaufen und nicht wieder zu erscheinen. Er ist ganz sein, richtet sich nach keiner Menschen Gebräuche, wenn und wo alle Menschen in feierlichsten Kleidungen sich sehen lassen, sieht man ihn im größten Negligé und ebenso im Gegenteil. Goethe will oft zu mir

kommen und bei mir zeichnen, welches ich ihm gern erlauben werde. Er hat seit einem Jahr viel gezeichnet und auch etwas gemalt. Viele Schattenbilder und auch andere Gesichter im Profil macht er, trifft öfters recht gut die Gleichheit.

46. (92.) 1775. Frühjahr. Überlieferung der Familie André.

Lili Schönemann hielt sich im Frühling des Jahres 1775 zuzeiten in dem Landhause ihres Oheims Bernhard zu Offenbach auf. Johann André, unerschöpflich in Gesängen und Schwänken zum Klavier, ließ sich dann oft bis der Nachtwächter die zwölfte Stunde abrief, von den Liebesleutchen ans Klavier fesseln, wodurch sie sich eines längeren Beisammenseins erfreuen konnten. Überhaupt wird noch mancher harmlose Zug aus dieser Periode von dem Dichter erzählt, der damals noch an der ganzen lyrischen Zerfahrenheit der Jugend litt.

Bei einer dämmernden Mondnacht hat er sich einst in weiße Laken gehüllt und so, auf hohen Stelzen in dem Städtchen herumschreitend — Goethe war nämlich in seiner Jugend ein sehr geübter Stelzengänger — vielen Leuten zu den Fenstern des ersten Stockwerkes hineingeschaut, daß jene ein panischer Schreck befiel ob der langen, weißen, geisterhaften Gestalt. Ein anderes Mal, bei der Taufe des Anton André, saß die ganze Gesellschaft bei dem Kindtauffschmause. Da tritt Goethe nach kurzer Entfernung mit einem verdeckten Gerichte herein, das er schweigend auf den Tisch setzt. Und als man später die Serviette von der Platte hob, lag der kleine Täufling, sorgsam eingewickelt, darin.

Lili Schönemann (1758—1817) Goethes Braut, heiratete später einen Bankier von Türckheim in Straßburg, vgl. Nr. 53.

47. (94.) 1775. Mai 9. Graf Ch. zu Stolberg.

Die Grafen Friedrich Leop. (1750—1819) und Christian (1748 bis 1821) zu Stolberg gehörten als Göttinger Studenten zu dem Hainbund und hatten wie dessen andere Mitglieder Beziehungen

zu Goethe angeknüpft und ihn nun, auf einer Reise nach der Schweiz begriffen, in Frankfurt aufgesucht. Ihr Freund Heinr. Christian Graf v. Haugwitz (1752—1832) war aus Paris schon tags vorher ebenda eingetroffen, um sich ihnen ebenso wie Goethe anzuschließen.

Haugwitz war bei Goethen. Gleich ließen wir ihn holen. Goethe kam bald zu uns, er war in wenigen Tagen mit Haugwitz intim geworden und ward es auch gleich mit uns. Er aß mit uns und wir waren, als hätten wir uns jahrelang gekannt. Er ist ein gar herrlicher Mann. Die Fülle der heißen Empfindung strömt aus jedem Wort, aus jeder Miene. Er ist bis zum Ungestüm lebhaft, aber auch aus dem Ungestüm blickt das zärtlich liebende Herz hervor. Wir sind immer beisammen und genießen zusammen alles Glück und Wohl, das die Freundschaft geben kann. Er kann sich nicht von uns trennen und will zu unserer größten Freude einen Teil der Reise mit uns machen.

48. (95.) 1775. Mai, Mitte. Graf Chr. zu Stolberg.

Das macht uns herrliche Freude, daß wir mit Goethe reisen. Es ist ein wilder, unbändiger, aber sehr guter Junge. Voll Geist, voll Flamme. Und wir lieben uns schon so sehr. Schon, sag' ich. Seit der ersten Stunde waren wir Herzensfreunde. Wir sind bei Gott eine Gesellschaft, wie man sie von Peru bis Indostan umsonst suchen könnte. Und so herrlich schicken wir uns zusammen. In Frankfurt haben wir uns alle Werthers Uniform machen lassen. Einen blauen Frack mit gelber Weste und Hose; runde graue Hüte haben wir dazu.

49. (97.) Mai 25. J. G. v. Zimmermann an Charl. v. Stein.

Die Reise nach der Schweiz ging zunächst über Straßburg, wo Goethe mit verschiedenen Personen zusammentraf. (Urschrift teils französisch.)

In Straßburg zeigte ich unter hundert anderen Silhouetten die Ihrige, gnädige Frau, Herrn Goethe. Hier das, was er eigenhändig unter dieses Porträt geschrieben hat: Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die

Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt wie sie ist, und doch durchs Medium der Liebe. In Frankfurt habe ich bei Herrn Goethe gewohnt, einem der außerordentlichsten und mächtigsten Genies, welche jemals auf der Erde gewandelt sind. Er wird sicher nach Weimar kommen, Sie zu besuchen. Denken Sie daran, daß alles das, was ich ihm in Straßburg von Ihnen erzählt habe, ihn drei schlaflose Nächte gekostet hat.

50. (101.) 1775. Juni. J. J. Bodmer.

Joh. Jak. Bodmer (1698—1783) in Zürich, nahm in der deutschen Literatur eine hervorragende Stellung ein und gehörte zu den ersten Berühmtheiten seiner Zeit.

Herr Lavater hat Goethen und die Grafen zu Stolberg zu mir gebracht. Ich habe auch Goethen bei Lavater einen Besuch gemacht. Herr Lavater hat Goethen eine vorteilhafte Opinion von mir gemacht, die ich noch nicht verdorben habe. Er ist mit meiner Munterkeit am besten zufrieden. Er hat Brutus und Cassius für niederträchtig erklärt, weil sie den Cäsar ex insidiis, von hinten, um das Leben gebracht haben. Ich sagte, daß Cäsar durch sein Leben nichts anderes getan, als die Republik, seine Mutter, getötet, und die meiste Zeit durch falsche Wege. Cicero ist nach ihm ein blöder Mann, weil er nicht Cato war. Man sagt, Goethe wolle bei uns an einem Trauerspiel von Dr. Faustus arbeiten. Eine Farce läßt sich von einem Schwindelkopf leicht daraus machen.

51. (106.) 1775. Juni. H. Ch. Graf v. Haugwitz

erzählte in späteren Jahren, daß Goethe, als er in seiner und der beiden Grafen Stolberg Gesellschaft Lavatern den Besuch in Zürich machte, zu einer Predigt, wovon der letztere nur den ersten Teil konzipiert hatte, die beiden fehlenden Teile in dessen Abwesenheit zugeschrieben hat, welche Lavater tags darauf ohne die mindeste Abänderung von der Kanzel gehalten.

52. (107.) 1775. Lavater an Wieland.

Wer kann verschiedener denken, als Goethe und ich; und dennoch lieben wir uns sehr. Goethe war voll Bonhomie zu Ihnen zu kommen. Das weiß ich. Sie werden über den Mann erstaunen, der mit dem Grimm des Tigers die Gutherzigkeit eines Lämmleins verbindet. Ich habe noch keinen festern und keinen leitsamern Menschen gesehen. Prometheus? Eh' ich wußte, daß Wagner Verfasser war, sagt' ich, sagt's ihm selbst — Goethes unwürdig. — Liebster Wieland, Sie irren sich gewiß, wenn Sie Goethe für den Verfasser des Prometheus halten. Das ist so, so wenig Sie die Menschen, Tiere und Goethe, die man hier Ihnen zuschreiben wollte, gemacht haben. Beides bestreit ich mit gleicher Zuversicht. Das erste ist Goethen, das andere Ihnen — unmöglich. — Goethe ist der liebenswürdigste, zutraulichste, herzigste Mensch. Bei Menschen ohne Prätension der zermalmendste Herkules aller Prätension. Nehmen Sie zum Pfand seines edlen Herzens seine brüderliche Liebe zu mir tausendmal Schwächern. Der Wurm darf dem Adler um den Schnabel kriechen. Seine Größe ist wirklich übern Neid erhaben, und der Wurm darf ihm dennoch ins lächelnde Herz flüstern: Deiner Flügel Schlag, und ihren Todeston — laß ruhn! Billiger ist kein Mensch in mündlicher Beurteilung anderer. — Toleranter niemand, als Er. Ich hab' Ihn neben Basedow und Hasenkamp — bei Herrenhutern und Mystikern, bei Weibchens und Männinnen, bei Kleinjoggen und Boßhard (zwei unendlich verschiedene Himmelsprodukte unseres Landes) allenthalben denselben edeln, alles durchschauenden duldenden Mann gesehen. Aber ja! — wehe dem, der Prätensionen gegen ihn macht — und — der ‚seine kanonischen Bücher' angreift. —

Die Flugschrift „Prometheus Deukalion und seine Rezensenten", deren Verfasser F. L. Wagner war, wurde Goethe zugeschrieben, weil sie sich gegen dessen literarische Beurteiler richtete und im Stil den Goetheschen Pasquillen nachgebildet

war. Eine von Hottinger verfaßte Gegenschrift erschien unter dem Titel „Menschen, Tiere und Goethe", ebenfalls wie jene, anonym. Kleinjogg (vulgärer Name für Jakob Gujer) und Voßhard, zwei autodidaktische bäuerliche Philosophen der Schweiz, die Goethe während seiner ersten Schweizerreise kennen gelernt hatte.

53. (118.) 1775. Henriette v. Beaulieu.

Frau v. Beaulieu geb. v. Egloffstein, geschiedene Gräfin Egloffstein (1773—1864) war der ehemaligen Braut Goethes 1793 oder 1794 in Erlangen begegnet, wo diese vor den Stürmen der Revolution Zuflucht gesucht hatte. Nachfolgendes schrieb Frau v. B. an Goethe erst im Dezember 1830.

Die vortreffliche Frau v. Türckheim gestand mir mit rührender Offenheit, sie habe erfahren, in welcher engen Verbindung ich mit Weimar stünde und bloß deshalb meine Bekanntschaft gewünscht, um etwas Näheres von Goethes Leben und Schicksalen zu vernehmen, den sie den Schöpfer ihrer moralischen Existenz nannte. Die Innigkeit, ja ich darf sagen, die Begeisterung, womit sie von ihm sprach, rührten mich unaussprechlich. Im Laufe unsrer traulichen Unterhaltungen erzählte sie mir die Geschichte ihres Herzens, woraus ich deutlich ersah, daß sie, wenn auch nicht vollkommen glücklich, doch mit ihrem Schicksal zufrieden war, weil Goethe es ihr vorgezeichnet hatte. Mit seltner Aufrichtigkeit gestand mir Frau v. Türckheim, ihre Leidenschaft für denselben sei mächtiger als Pflicht und Tugendgefühl in ihr gewesen, und wenn seine Großmut die Opfer, welche sie ihm bringen wollte, nicht standhaft zurückgewiesen hätte, so würde sie späterhin ihrer Selbstachtung und der bürgerlichen Ehre beraubt auf die Vergangenheit zurückgeschaut haben, welche ihr im Gegenteil jetzt nur beseligende Erinnerungen darböte. Seinem Edelsinne verdanke sie einzig und allein ihre geistige Ausbildung an der Seite eines würdigen Gatten und den Kreis hoffnungsvoller Kinder, in welchem sie Ersatz für alle Leiden fände, die der Himmel ihr auferlegt. Sie müsse sich daher als sein Geschöpf betrachten und bis zum letzten Hauch

ihres Lebens mit religiöser Verehrung an seinem Bilde hangen. Da ihr aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vergönnt sein würde, Goethen wiederzusehen, so bäte sie mich, dem unvergeßlichen Freunde dasjenige mitzuteilen, was sie mir in dieser Absicht vertraut habe.

54. (1720.) 1775. S. Boisserée.

Alte Erinnerungen: wie oft Goethe den Pfad durch die Gerbermühle gegangen nach Offenbach zur Schönemann. Liebesgeschichte. Seine Lieder an Lilli. Braut und Bräutigam. Wie sie allmählich voneinander entfernt worden durch einen Dritten, ohne es selbst zu wissen. Religionsverhältnisse waren erster Anlaß, sie ist reformiert; er lutherisch. Sie sind unglücklich, wie die Kinder, die ein Leid haben, und es sich wechselseitig klagen und nicht wissen warum. D'Orville, ein Pfarrer, ist im Spiel. Sie hat ihm den größten Teil ihrer höhern Bildung zu danken. Vorher Gleichgültigkeit gegen die Welt, wie es sich bei Mädchen in einem reichen Kaufmannshaus, die alle Tage von Gesellschaft umgeben sind von frühester Jugend her, leicht einfinden muß, wenn sie nicht selbst flach und leer sind.

Aus einem 1815 mit Goethe geführten Gespräch.

55. (122.) Überlieferung.

In seiner Jugend und Genieperiode war er als einer der schönsten Männer von Mädchen und Frauen angebetet. Oft ging er, als er noch in Frankfurt war, zu Fuß nach Darmstadt. Da gaben ihm die artigsten Frauen das Geleite bis zur Stadt hinaus, und in Darmstadt setzte er sich vor Mercks Haus, wo auf einer steinernen Treppe einige Bänke vor der Haustür standen, um den, um ihn versammelten Mädchen Genieaudienz zu geben, die oft länger als eine Stunde dauerte.

56. (123.) Elisabeth Goethe.

Mein Sohn hat gesagt: was einen drückt, das muß man verarbeiten, und wenn er ein Leid gehabt hat, da hat er ein Gedicht daraus gemacht.

Der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar hatte gelegentlich seiner Heirat mit der Prinzessin Luise v. Darmstadt Goethe in Frankfurt kennen gelernt und ihn nach Weimar eingeladen. Der Kammerjunker v. Kalb holte ihn ab und so traf er am 7. November 1775 in der Residenz des Herzogs ein.

57. (127.) 1775. November 7./13. Wieland an Lavater.

Ich muß Ihnen sagen, daß seit letztem Dienstag Goethe bei uns ist, und daß ich den herrlichen Menschen binnen drei Tagen so herzlich liebgewonnen habe, so ganz durchschaue, fühle und begreife, so ganz voll von ihm bin — wie Sie besser sich selbst vorstellen, als ich Ihnen beschreiben könnte. Er hat eine sehr glücklich geratene Silhouette von mir gemacht, wovon Sie ein Exemplar bekommen sollen. Inzwischen laben wir uns an den Kupfern zum zweiten Teil der Physiognomischen Fragmente, die er bei sich hat. Ich sehe wohl, man muß einander von Angesicht zu Angesicht sehen, um einander recht kennen zu lernen. Bei Menschen von Goethens Klasse ist's wenigstens schlechterdings nötig. Ich habe Goethen noch wenig allein haben können. Ich muß ihn mit so vielen teilen! Aber es wird noch besser werden, und er soll mir noch recht viel von unserm Lavater erzählen. Goethe bittet Sie, ihm alles, was Sie ihm von den Physiognomischen Fragmenten zu schicken hätten, nach Frankfurt zu schicken. Wir haben das Briefchen einen Posttag liegen lassen, um Ihnen meine, meines Weibes und meines ältesten Mädchens (eines Kindes von 7 Jahren) Silhouetten zugleich schicken zu können. Goethe hat sie selbst gemacht, und sind ganz herrlich geglückt — wie alle Welt sagt.

58. (137.) 1775. J. G. v. Zimmermann an Charlotte v. Stein.

Zimmermann hatte Goethe in dieser Zeit nicht gesehen, vielmehr ist dieser Brief hauptsächlich als eine Rückstrahlung von Briefen der Frau v. Stein an Zimmermann anzusehen. (Urschrift französisch.)

Herr Goethe gibt meiner Tochter zu viel Ehre. Sie ist noch keineswegs genug entwickelt, vielmehr war sie

schüchtern und ängstlich in seinem Hause, wo wir eine unendlich reizende Aufnahme gefunden haben und wo ich so glückliche Stunden, wie nie in meinem Leben verbracht habe. Wenn Herr Goethe gefunden hat, daß Ihre Silhouette nicht die hervorstechendsten Züge Ihres Charakters (den er jetzt das Glück hat, in der Nähe zu studieren) ausdrückt, so hat er sicher bei Ihnen neue Tugenden und neue Schönheiten entdeckt, die ein Schattenriß nicht wiedergeben kann.

Ich bin ganz und gar nicht überrascht, daß Herr Goethe in Weimar allgemein gefallen hat. Angekündigt durch einen so ausgezeichneten und allgemein anerkannten Ruf, wie der seinige, und beim ersten Anblick durch den Glanz seiner Augen fesselnd mußte er alle Herzen durch seine unendlich liebenswürdige Güte einnehmen, ebenso wie durch seine Ehrenhaftigkeit, die seinem erhabenen und tiefsinnigen Genie gleichkommt. Ach, wenn Sie gesehen hätten, wie dieser große Mensch seinem Vater und seiner Mutter gegenüber der gehorsamste und liebenswürdigste Sohn ist, Sie würden, ja Sie würden Mühe haben, ihn nicht durchs Medium der Liebe zu sehen.

Insgemein hat man nur eine Seele, sagt Lavater, aber Goethe hat hundert.

59. (132.) 1775. Dezember. F. L. Graf zu Stolberg.

Graf Friedr. zu Stolberg sollte nach Weimar als Kammerherr berufen werden und traf, um sich mit den dortigen Verhältnissen bekanntzumachen, im Dezember zu kürzerem Besuche dort ein. Auf Klopstocks Abmahnung verzichtete Stolberg auf die Anstellung.

Goethe ist nicht bloß ein Genie, sondern er hat auch ein wahrhaft gutes Herz, aber es ergriff mich ein Grausen, als er mir an einem der letzten Tage meiner Anwesenheit in Weimar von Riesengeistern sprach, die sich auch den ewigen geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen. Dieser unbeugsame Trotz wird, wenn er in ihm weiter wuchert, auch sein Herz kalt machen. Armer Erdenwurm! Sich

den ewigen geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen, gleichsam rechten wollen mit Gott!

60. (138.) 1776. Januar, Anfang. Wieland.

Ich lebe nun neun Wochen mit Goethen, und lebe seit unserer Seelenvereinigung, die unvermerkt und ohne allen Effort nach und nach zustande gekommen, ganz in ihm. Er ist in allen Betrachtungen und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott erschaffen hat. Heute war eine Stunde, wo ich ihn erst in seiner ganzen Herrlichkeit — der ganzen schönen gefühlvollen reinen Menschheit sah. Außer mir, kniet' ich neben ihn, drückte meine Seele an seine Brust, und betete Gott an.

61. (140.) 1776. Februar, Anfang. Wieland.

Goethe bleibt vermutlich vielleicht noch lange hier — er ist mächtig umsponnen, und versucht nun das Abenteuer, von welchem ich abgestanden bin, sowie ich sah, daß es für einen andern aufgehoben sei. Er tut das Mögliche und was hundert andern unmöglich wäre noch dazu, um seinen Lavater nicht im Stich zu lassen. Aber o! wieviel mehr könnte, würde der herrliche Geist tun, wenn er nicht in dies unser Chaos gesunken wäre, aus welchem er doch — mit allem seinen Willen, aller Kraft — doch keine leidliche Welt schaffen wird. Aber — war ich nicht schon 38 Jahr alt, da ich mich noch durch eine magische Einbildung und die noch stärkere Magie des verführerischen Gedankens viel Gutes, im großen, auf Jahrhunderte zu tun, an diesen Hof ziehen, in dieses gefahrvolle mit Precipicen umgebene — und beim Tageslicht besehen, doch immer unmögliche Abenteuer verwickeln ließ? Goethe ist erst 26 Jahr alt. Wie sollt' er, mit dem Gefühl *solcher* Kräfte, einer noch größern Reizung widerstehen können? Denn sein ascendant über unsre Fürstenkinder, alt und jung, ist unglaublich. Und doch — doch, doch, wollen wir sehen! Wenn's auch nur nicht

ganz so schlimm wird, als es sonst geworden wäre, wenn auch nur etwas Gutes geschieht, das sonst nicht geschehen wäre, — so war's ja der Mühe wert!

In meinem Hause ist er wie einer, der zu uns gehört. Er atmet wieder Ruhe und Liebe bei uns, und das hilft dann dazu, daß er das Herumtreiben in dem großen Rade wieder desto besser aushalten kann.

62. (142.) 1776. März, Anfang. Charl. v. Stein an Zimmermann.

Ich komme jetzt, Ihnen eine gute Nacht zu sagen. Ich war den Abend im Konzert. Goethe nicht; vor einigen Stunden war er bei mir, für Sie das beigeschlossene Billett — und war toll über Ihren Brief, den er mir auch vorlas; ich verteidigte Sie, gestund ihm, ich wünschte selbst, er möchte etwas von seinem wilden Wesen, darum ihn die Leute hier so schief beurteilen, ablegen, das im Grunde zwar nichts ist, als daß er jagt, scharf reitet, mit der großen Peitsche klatscht, alles in Gesellschaft des Herzogs. Gewiß sind dies seine Neigungen nicht, aber eine Weile muß er's so treiben, um den Herzog zu gewinnen und dann Gutes zu stiften, so denk' ich davon. Er gab mir den Grund nicht an, verteidigte sich mit wunderbaren Gründen, mir blieb's als hätt' er unrecht. Er war sehr gut gegen mich, nannte mich im Vertrauen seines Herzens Du, das verwies ich ihm mit dem sanftesten Ton von der Welt sich's nicht anzugewöhnen, weil es nun eben niemand wie ich zu verstehen weiß und er ohne dies oft gewisse Verhältnisse aus den Augen setzt, da springt er wild auf vom Kanapee, sagt, ich muß fort, läuft ein paarmal auf und ab, um seinen Stock zu suchen, find't ihn nicht, rennt so zur Türe hinaus ohne Abschied, ohne gute Nacht; sehen Sie, lieber Zimmermann, so war's heute mit unserm Freund.

63. (143.) März 7. Charlotte v. Stein an Zimmermann.

Ich sollte gestern mit der Herzogin Mutter zum Wieland gehen, weil ich aber furchte, Goethen da zu finden,

tat ich's nicht. Ich habe erstaunlich viel auf meinem Herzen, das ich dem Unmenschen sagen muß. Es ist nicht möglich, mit seinem Betragen kommt er nicht durch die Welt; wenn unser sanfter Sittenlehrer gekreuzigt wurde, so wird dieser bittere zerhackt. Warum sein beständiges Pasquillieren, es sind ja alles Geschöpfe des großen Wesens; das duldet sie ja, und nun sein unanständiges Betragen mit Fluchen, mit pöbelhaften, niedern Ausdrücken. Auf sein Moralisches, sobald es aufs Handeln ankommt, wird's vielleicht keinen Einfluß haben, aber er verdirbt andere; der Herzog hat sich wunderbar geändert; gestern war er bei mir, behauptete, daß alle Leute mit Anstand, mit Manieren nicht den Namen eines ehrlichen Mannes tragen könnten, wohl gab ich ihm zu, daß man in dem rauhen Wesen oft den ehrlichen Mann fände, aber doch wohl ebensooft in dem gesitteten; daher er auch niemanden mehr leiden mag, der nicht etwas Ungeschliffenes an sich hat. Das ist nun alles von Goethen, von dem Menschen, der vor Tausende Kopf und Herz hat, der alle Sachen so klar ohne Vorurteile sieht, so bald er nur will, der über alles kann Herr werden, was er will. Ich fühl's, Goethe und ich werden niemals Freunde; auch seine Art mit unserm Geschlecht umzugehen, gefällt mir nicht, er ist eigentlich, was man kokett nennt; es ist nicht Achtung genug in seinem Umgang.

Zerreißen Sie meinen Brief, es ist mir, als wenn ich eine Undankbarkeit gegen Goethen damit begangen hätte, aber um keine Falschheit zu begehen, will ich's ihm alles sagen, sobald ich nur Gelegenheit finde.

64. (147.) 1776. Mai. Charlotte v. Stein an Zimmermann.

Mir geht's mit Goethen wunderbar; nach acht Tagen, wie er mich so heftig verlassen hat, kommt er mit einem Übermaß von Liebe wieder. Ich hab' zu mancherlei Betrachtungen durch Goethen Anlaß bekommen; je mehr ein Mensch fassen kann, däucht mir, je dunkler, anstößiger

wird ihm das Ganze, je eher fehlt man den ruhigen Weg; gewiß hatten die gefallenen Engel mehr Verstand, wie die übrigen. Ich bin durch unsern lieben Goethe ins Deutschschreiben gekommen, wie Sie sehen, und ich dank's ihm, was wird er noch aus mir machen? Denn, wenn er hier, lebt er immer um mich herum: jetzt nenn' ich ihn meinen Heiligen und darüber ist er mir unsichtbar worden, seit einigen Tagen verschwunden, und lebt in der Erde fünf Meilen von hier im Bergwerke. Goethe und ich haben bei Wieland zu Gevatter gestanden, unser Patchen ist ein liebes hübsches Mädchen. In Goethens Garten hab' ich schon einmal Kaffee getrunken und von seinem Spargel gegessen, den er selbst gestochen und in seinem Ziehbrunnen gewaschen hatte.

65. (151.) 1776. Juni. Klinger.

Montag abend noch umarmte ich Goethe und er mich mit aller Liebe. Hier sah' ich und seh ich täglich, daß wirklich über Goethe sich so wenig sagen läßt, als man eigentlich über den Sohn Gottes sagen sollte, wenn man ihn glaubt. Und so will ich auch schweigen. Er steckt in politischen Geschäften und hat diesem Lande genutzt und tut Sachen — wie soll man ihn nennen? Goethe ist geliebt durchaus und des Landes Heil. Glaub mir, daß nach Goethe kein größerer existiert, das sag' ich ohne Überspannung. Er ist ein erschrecklich großer, guter Mensch, ganz für unser Herz und Geist. Und wir haben uns keinen Strich seines Charakters imaginiert und auch nicht imaginieren können. Aber weh dem Menschen, der um ihn war, an seinem Herzen lag, mit seinem Geist redete, ihn begriff und ihn noch verkennt! Hier ist Balsam auf alle Wunden, wo man nur hinblickt — und besonders bei diesem Menschen, der ganz Liebe, Größe, Demut und Bescheidenheit. Steinige den Menschen, dessen Zunge die Götter hier lästert. Wieland will mich nicht mehr fortlassen und Goethe spricht von bleiben.

66. (152.) 1776. Juni, Mitte. Klinger.

Goethes Liebe für mich ist unendlich reich und groß. Und verflucht seien alle Augenblicke des Zweifels und Wankens. Mein Schicksal quälte und drängte ihn seit er hier ist, und er gestund mir, daß ich ganze Tage vor seinem Geist gestanden. Wieland meint, ich sollte Leutnant unter den Preußen werden. Das sind nur aber alles Zuckungen. Goethe hat mit mir über alles ein für allemal geredt.

Im September verließ Klinger Weimar, da die von ihm erwartete Anstellung nicht zustande kam. Vgl. Nr. 38.

67. (154.) Wieland.

Goethe hat freilich in den ersten Monaten die Meisten (mich niemals) oft durch seine damalige Art zu sein skandalisiert, und dem Diabolus prise über sich gegeben. Aber schon lange, und von dem Augenblick an, da er dezidiert war, sich dem Herzog und seinen Geschäften zu widmen, hat er sich mit untadeliger σωφροσυνη* und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt. Kurz, Ihr dürft sicherlich glauben und adversus quoscunque** behaupten, daß die Kabale gegen Goethe und seine Freunde nichts als Neid und Jalousie und Mißvergnügen über fehlgeschlagene Hoffnungen zur Quelle hat. Und wenn Goethes Idee stattfindet, so wird doch Weimar noch der Berg Ararat, wo die guten Menschen Fuß fassen können, während daß allgemeine Sündflut die übrige Welt bedeckt.

68. (180.) 1777. September. Merck an Lavater.

Dagegen hab ich Ihnen auch einige gute Nachrichten Goethen betreffend zum voraus in Kauf zu geben. Ich habe mich vorigen Herbst im Monat September auf meinen Fuchs gesetzt, und bin nach Eisenach zu dem herrlichen Menschen wallfahrten gegangen, allwo ich denn auf der Wartburg

* Weisheit.
** gegen jedermann.

an 14 Tage, wie Sie denken können, in Wohlleben mit ihm verbracht habe. Seine Situation ist die beste, die er sich wünschen kann. Er lebt völlig nach seinem Kopfe in dem Hause des Herzogs, als wenn's in dem meinigen wäre; hat nicht das geringste, wie die Esel prätendieren, von seiner ehemaligen poetischen Individualität abgelegt, dagegen aber an Hunger und Durst nach Menschenkenntnis und Welthändeln und der daraus folgenden Weisheit und Klugheit wie ein Mann zugenommen. Goethe liebt den Herzog wie keinen von uns, weil vielleicht keiner ihn so nötig hat, als dieser, und so wird ihr Verhältnis ewig dauern, — denn Goethe kann ihn nicht verlassen, oder er müßte nicht mehr der sein, der er ist, und der Herzog wird so wenig mit ihm brechen, als einer von denen, die Goethes Freunde sind.

69. (185.) 1778. Mai 20. Caroline Luise Hempel geb. Karsch an Gleim.

In Begleitung des Herzogs fuhr Goethe nach Berlin, wo er nur wenige Personen aufgesucht zu haben scheint, darunter die bekannte Dichterin Luise Karschin. Er mag im allgemeinen unangenehme Eindrücke in Berlin empfangen haben, da er niemals wieder dahin zu gehen sich bewegen ließ.

Wenn Sie ihn hätten kommen sehen, unerwartet in unsre Tür treten, mit den Augen meine Mutter suchend, mit seinen Augen, ach! unaussprechlich reizend war die Szene. So kommt nur reuige Liebe zu Liebe. Das weiß ich, daß in seinen großen hellen Augen der ganze Goethe strahlte, nicht der flammende, zugreifende, ungenügsame Goethe; der, welcher Lotten Brot schneiden sah, der war's ungefähr, nur daß sein Mund stumm blieb, und Goethe stumm blieb beim Eintritt, beim Umarmen und einiger Wendung bis zum Sitze, da denn meine Mutter die erste Frage an ihn tat. Ich hätte gar zu gern die Hand auf seine liebe Brust gelegt, ob nur sein Herz auch das geschlagen hätte, was sein seraphgleiches Stummsein verkündigte, aber der Mensch wirft so viel Respekt aus seinen

Augen, daß ich mich kaum traute, in seiner Gegenwart zu bleiben. Ich mußte ein paarmal hinaus, lief aber geschwind wieder hinein und da hört' ich einmal, daß meine Mutter von Ihnen frug; er antwortete wider seine Gewohnheit in dreien Teilen darauf, und ich fühlt' es, daß Ihr Name sein Ohr tränkte und daß er gerne von Ihnen gesprochen hätte, wenn bei einem Festbesuche die Reden nicht zur bloßen Kur wären. — Mama sagte zu Goethe: sie habe eine neugeborene Dichterin zur Enkelin. Wie alt ist sie? Vierzehn Wochen, sagte sie. So lassen Sie dieselbe Dichterin sein bis sie sprechen kann. War das wohl menschenfreundlich von dem Unart?

70. (189.) 1778. August. Wieland an Merck.

Verwichenen Sonnabend fuhren wir zu Goethe, der die Herzogin auf den Abend in seinen Garten eingeladen hatte, um sie mit allen den Poemen, die er in ihrer Abwesenheit an dem Ufer der Ilm zustande gebracht, zu regalieren. Wir speiseten in einer gar holden kleinen Einsiedelei und da fand sich, daß casu quodam* der siebente Stuhl an einer Tafelrunde, woran wir saßen, leer war. Dies brachte in allen einmütig den Wunsch hervor, daß es der Deinige sein möchte; und da wir denn doch nicht Enthusiasten genug sind, uns einzubilden, daß Du wirklich dasitzest, so taten wir uns jeder nach seiner Weise desto mehr mit der Erinnerung der Tage und Stunden, die wir mit Dir gelebt hatten, und mit der Hoffnung, daß Du mit der Frau Aja kommenden Winter oder Frühling zu uns kommen werdest, eine Güte. Goethen besonders wurde gar wohl ums Herz, die Herzogin so von Dir reden zu hören, wie eine, die den Wert der ganzen Totalsumme Deiner Individualität fühlt. Wir tranken auf Deine und Frau Ajas und Freund Bölling, des Kornhändlers, Gesundheit eine Flasche Johannisberger 60er aus, und wie

* durch Zufall.

wir nun aufgestanden waren und die Tür öffneten, siehe da stellte sich uns, durch geheime Anstalt des Archi-Magus, ein Anblick dar, der mehr einer realisierten dichterischen Vision als einer Naturszene ähnlich sah. Das ganze Ufer der Ilm, ganz in Rembrandts Geschmack, beleuchtet — ein wunderbares Zaubergemisch von hell und dunkel, das im ganzen einen Effekt machte, der über allen Ausdruck geht. Die Herzogin war davon entzückt, wie wir alle. Als wir die kleine Treppe der Einsiedelei herabstiegen und zwischen den Felsenstücken und Buschwerk längs der Ilm gegen die Brücke, die diesen Platz mit einer Ecke des Sterns verbindet, hingingen, zerfiel die ganze Vision nach und nach in eine Menge kleiner Rembrandtscher Nachtstücke, die man ewig hätte vor sich sehen mögen, und die nun durch die dazwischen herumwandelnden Personen ein Leben und ein Wunderbares bekamen, das für meine poetische Wenigkeit was Herrliches war. Ich hätte Goethen vor Liebe fressen mögen.

71. (197a.) 1779. Sept. Ch. Truchseß Frhr. v. Wetzhausen.

Goethe reiste in Begleitung des Herzogs und des Kammerherrn von Wedell nach der Schweiz. In Kassel hielten sie sich einige Tage auf. Christian Truchseß Frhr. v. Wetzhausen (1755 bis 1826) unterhielt mancherlei Beziehungen zur deutschen Literatur, u. a. später zu Friedrich Rückert und zu Goethes Leipziger Freund Friedrich Rochlitz. Seine Vorliebe für den Götz behielt er zeitlebens.

Ich lebte damals in Kassel und war ein ganzer Kerl, ein Vierziger(?), und so viel meine Bettenburg teutscher und stämmiger ist, als unsere jetzigen papiernen Häuser, um so viel mochte ich im Äußeren meinen Ahnen ähnlicher sein, als es die Söhne unserer Zeit gewöhnlich ihren Voreltern sind. Kurz, meine Freunde, mit denen ich an demselben Gasttische zu speisen pflegte, meinten, ich sähe aus wie Götz und gewöhnten sich bald, mich kurzweg so zu nennen. Es schmeichelte mir doch ein wenig, wenn ich schon weiß, daß ich kein Götz bin. Eines Tages nun kam Goethe nach

Kassel und aß an derselben Tafel zu Mittag, ohne von irgendeinem der Gäste gekannt zu sein. Da ruft sein Nachbar zu mir herüber: Götz! wann sitzest du auf, um nach der Burg zu reiten? — Heißt der Herr Götz? fragte Goethe. — Nein, antwortete mein Freund, er heißt nicht so, aber er sieht so aus, darum nennen wir ihn so. — Wieso? — Kennen Sie denn nicht Goethes Götz von Berlichingen? — Meinen Sie den, rief Goethe, da haben Sie recht, so sah er wirklich aus. — Sind Sie der Graf Saint-Germain, sagte mein Freund lachend, daß Sie ihn persönlich gekannt haben? — Wie sollt' ich ihn nicht gekannt haben, sagte Goethe, hab' ich ihn doch gemacht! Mein Freund prallte ein wenig zurück, denn er hätte sich's eher einfallen lassen, daß es bei dem fremden Herrn rapple, als daß es Goethe selbst sei. Als es aber endlich an den Tag kam, da führte er ihn jubelnd zu mir und sagte: Ihr beide müßt euch lieben.

72. (206.) 1779. Dez. 22. A. W. Iffland an seinen Bruder.

Auf dem Rückwege von der Schweiz berührten die Reisenden Mannheim, wo Iffland (1759—1814) am Nationaltheater den Grund zu seiner Schauspielergröße legte.

Den 21. kamen Goethe und der Herzog von Weimar hier in Mannheim an. Sie sahen die Ehescheuen*. Den 22. war Goethe zu Ehren freier Eingang für jedermann und Clavigo. Er ließ um 4 Uhr vor der Komödie mich zu sich bitten: Liegt Ihnen etwas daran — so sagte er — so versichere ich Ihnen meine ganze Bewunderung. Mit so viel Wahrheit und Delikatesse sah ich seit Ekhof nicht spielen. Folgen Sie meinem Rat, spielen Sie entweder oder: Immer das Äußerste, das niedrigst Komische und höchste Tragische. Es ist ein odieuser Kerl, der einmal Zeug zu was Außerordentlichem hat, und bleibt im Mittel, Uff! — und dabei spannte er jede Nerve, hinauf! hinauf! oder ganz im Drecke. Bei Gott, ich wundere mich,

* Lustspiel von Frau v. Weißenthurn.

daß Sie so jung sind und Resignation genug haben, Alte zu spielen. Wenn ich vierzehn Tage dabliebe, so wollte ich Ihretwegen den Cid von Corneille umarbeiten, so gefallen Sie mir. Adieu. Ich empfehle Ihnen den Carlos. — Ich sprach ihn den Tag nach Clavigo bei Herrn von Dalberg, und er war mit meinem Carlos sehr zufrieden. Ein bißchen zu geschwinde wäre ich gewesen, meinte er. Den 23. sahe er den Baron Abslut in den Nebenbuhlern von mir. Nach der Vorstellung kam der Herzog und Goethe auf das Theater; der Herzog sagte mir so wie Goethe viel Schönes. Gehen Sie stracks fort auf Ihrer Bahn, Sie sind den Beifall wert, den Sie überall erhalten müssen. Adieu! Adieu! Hier gab er mir die Hand. Leben Sie glücklich! Denken Sie zuweilen an Goethe: er hat Sie lieb. — Daß ich mir vor Freude hätte einen Rausch trinken mögen, kannst Du denken. Goethe, Goethe sagte mir das!

73. (215.) 1780. August 14. J. A. Leisewitz.

Jul. Anton Leisewitz (1752—1806), bekannt als Dichter des Trauerspiels Julius von Tarent.

Zu Goethen, der mir doch ungemein gefiel. Ich hatte heute Gelegenheit, seine Physiognomie noch genauer zu betrachten: schöne braune Augen und ein hübsches Obergesicht, nur um den Mund einige unangenehme Züge. Wir speisten in einem Zimmer, das mit einigen antiken Statuen und mit Naturalienschränken besetzt war; eine Statue des Apollo schien mir nur für das Zimmer zu groß.

Goethe zeigte in seinem Betragen die größte Simplizität, die ich ebenso erwiderte. Ich schien ihm doch sehr zu gefallen; er versicherte mich zu verschiedenen Malen, es sei ihm sehr lieb, mich zu kennen und das letztemal vor dem Marstalle mit einem zärtlichen Händedruck. — Die Konversation war meistens sehr ernsthaft und es dauerte lange, ehe ein Wort von Literatur vorfiel; er wiederholte, was ich sagte, oft mit Beifall. Von den Gegenden um Weimar —

von einer Untersuchung der Mineralien im Lande — von Armenanstalten — Goethe hat auf seine Kosten im Weimarischen Versuche gemacht, mit denen er zufrieden war — von Schliestedt — von Herder — von dem Alter der Welt und der Narrheit, dieses Alter auf 6000 Jahr zu schätzen — von einigen Steinarten im Weimarischen — von Gärten und vom Landleben. — Goethe schätzte sich sehr glücklich, daß er außer der Stadt lebe. Er sagte, es beruhigte ihn ungemein, wenn er noch so verdrießlich nach Hause käme und sähe, daß alles noch auf seiner Stelle stände — von dem immer Neuen in der Natur; — ich meinte, daß es gewisse Partien gäbe, die sich nur einen Tag im Jahre ausnehmen, wie man vordem Berceaux angelegt hätte, worin die Sonne alle Jahre nur einmal schiene — von meiner Bedienung — von Voltaire, den er ebenso sehr, als ich, als ein Individuum abstrahiert und den Einfluß auf sein Zeitalter bewundert; — er billigte meinen Gedanken sehr, daß Voltaire nichts versalzen und nichts verzuckert habe — von Lessing, mit der größten Achtung, insbesondere wegen seines Nathan und seiner theologischen Kontroversen — von der Unfähigkeit der deutschen Nation, Laune zu empfinden — er sagte, wenn man ihnen eine Blume zeigt, so fragen sie gleich: Riecht sie? Kann man Tee davon trinken? Dürfen wir es nachmachen?

74. (234.) 1783. April. F. v. Matthisson.

Ich lernte Goethe zuerst an einem Tage persönlich kennen, wo seine Menschlichkeit sich ganz heilig und rein offenbarte. Er gab ein Kinderfest in einem Garten unweit Weimar. Es galt, Ostereier aufzuwittern. Die muntere Jugend, worunter auch kleine Herder und Wielande waren, zerschlug sich durch den Garten und balgte sich bei dem Entdecken der schlau versteckten Schätze mitunter nicht wenig.

Ich erblicke Goethe noch vor mir. Der stattliche Mann im goldverbrämten blauen Reitkleide erschien mitten in dieser mutwilligen Queckfilbergruppe als ein wohlgewogener oder

ernster Vater, der Ehrfurcht und Liebe gebot. Er blieb mit den Kindern beisammen bis nach Sonnenuntergang und gab ihnen am Ende noch eine Naschpyramide preis, welche die Cocagnen zu Neapel gar nicht übel nachbildete. Ein Mann, der an der Kindheit und an der Musik Ergötzen findet, ist ein edler Mann, wie schon Shakespeare behauptet, welchen Satz mir auch die Erfahrung mehr als einmal in das Buch meiner heiligsten Wahrheiten einschrieb. Ich war eigentlich zudringlich, bloß um dem Verfasser von Werthers Leiden einen Blick abzugewinnen und mir sein Bild bleibend in die Seele zu prägen. Er war sehr artig und äußerte beim Anblick der ihm wohlbekannten Uniform des damals noch blühenden Philanthropins zu Dessau: Sie sind hier völlig in Ihrem Elemente; ich bitte Sie zu bleiben, so lange es Ihnen angenehm ist.

75. (244.) 1784. Mai 27./Juni 2. Graf F. L. zu Stolberg an J. H. Voß.

Den 27. kamen wir an. Der kleine Schardt, den Sie in Bostel gesehen haben, kam und brachte uns zur Bernstorfen, wo wir (Friedrich u. Christian Stolberg) beide den Abend zubrachten. Als wir bei Tische saßen, kam Goethe, blaß wie die Wand vor Freude und Rührung, war ganz unser alter Goethe von dem Augenblick an bis heute morgen, da er uns verlassen hat, weil er mit dem Herzog auf den Landtag muß. Er ist weniger brausend, weniger *ὑπέροπλος* (brausend ist nicht das rechte Wort), weniger leicht aufflammend, gewiß nicht weniger feurig als er war, und sein Herz liebevoll, immer sich sehnend nach mehr Freiheit der Existenz, als Menschen finden können, und doch immer Blumen um den Pilgerstab des Lebens windend. Wenige Menschen sind so liebevoll, so rein, so Liebe bedürfend, so hingerichtet aufs unsichtbare Ideal der *καλο-κἀγαθία**, so sich anschmiegend an alles Liebe und Schöne der moralischen und sichtbaren Natur. Wir

* Schön-Gutheit.

waren viel in einem Hölzchen, in welchem Goethe ein Gartenhäuschen hat, wo er drei Jahr Sommer und Winter gewohnt hat, jetzt aber nur dann und wann eine Nacht dort schläft und das er nicht alle Tage besuchen kann. Hinzugehen muß man durch einen hohlen Felsengang an einem Strom, einen allerliebsten Gang. Hier und da stehen Inschriften von ihm im Wäldchen, ich wollte sie für den Musenalmanach haben, aber das will er nicht. Sie sollen noch nicht ins Publikum kommen, um an ihrer Stelle mehr zu wirken.

Goethe hat mich gebeten, ihm ein Stück aus dem Äschylos zu zeigen, der nach Homer auch sein Lieblingsdichter ist. Lassen Sie doch die Eumeniden abschreiben.

76. (272.) Schiller an Ch. G. Körner.

Im Frühling 1787, während Goethe in Italien weilte, war Schiller nach Weimar gekommen. Appellationsrat Chr. Gottfried Körner (1756—1831), Vater Theodor Körners, war Schillers intimster Freund, damals in Dresden lebend, später infolge seiner politischen Haltung in preußische Dienste getreten.

Goethe (weil ich Dir doch Herders Schilderung versprochen habe), Goethe wird von sehr vielen Menschen (auch außer Herdern) mit einer Art von Anbetung genannt, und mehr noch als Mensch denn als Schriftsteller geliebt und bewundert. Herder gibt ihm einen klaren universalen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles, was er ist, ist er ganz, und er kann, wie Julius Cäsar, vieles zugleich sein. Nach Herders Behauptung ist er rein von allem Intrigengeist, er hat wissentlich noch niemand verfolgt, noch keines anderen Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im kleinen seiner politischen Geschäfte, und mit eben diesem Eifer haßt er Mystik, Geschraubtheit, Verworrenheit. Herder will ihn ebenso und noch mehr als Geschäftsmann denn als Dichter bewundert wissen. Ihm ist er ein allumfassender Geist.

Seine Reise nach Italien hat er von Kindheit an schon

im Herzen herumgetragen. Sein Vater war da. Seine zerrüttete Gesundheit hat sie nötig gemacht. Er soll dort im Zeichnen große Schritte getan haben. Man sagt, daß er sich sehr erholt habe, aber schwerlich vor Ende des Jahres zurückkommen würde.

77. (274.) 1786. Oktober 29. J. H. W. Tischbein an Goethe.

Von Karlsbad aus war Goethe am 3. September nach Italien aufgebrochen und am 29. Oktober in Rom eingetroffen. Der Maler Joh. Heinr. Wilh. Tischbein (1751—1829) lebte seit mehreren Jahren in Rom, zog dann nach Neapel und kehrte am Ende des Jahrhunderts nach Deutschland zurück, wo er seinen Wohnsitz in Hamburg und zuletzt in Eutin nahm.

Nie habe ich größere Freude empfunden, als damals, wo ich Sie zum erstenmal sah, in der Locanda auf dem Wege nach St. Peter. Sie saßen in einem grünen Rock am Kamin, gingen mir entgegen und sagten: Ich bin Goethe!

78. (275.) Dezember. Tischbein an Lavater.

Sie haben in allem recht, was Sie von Goethe sagten. Das ist gewiß einer der vortrefflichsten Menschen, die man sehen kann. Stellen Sie sich meine unbeschreibliche Freude vor, welche ich vor einigen Wochen hatte, Goethe kam, mir unverhofft, hierher, und jetzt wohnt er in meiner Stube neben mir; ich genieße also von des Morgens bis zur Nacht den Umgang dieses so seltenen, klugen Mannes. Was das für ein Vergnügen für mich ist, können Sie sich leicht denken, indem Sie Goethens Wert und meine Hochachtung gegen große Männer kennen. Goethe ist ein wirklicher Mann, wie ich in meinen ausschweifenden Gedanken ihn zu sehen mir wünschte. Ich habe sein Porträt angefangen, und werde es in Lebensgröße machen, wie er auf den Ruinen sitzet und über das Schicksal der menschlichen Werke nachdenkt. Habe ihn eben so gefunden, wie ich mir ihn dachte. Nur die große Gesetztheit und Ruhe hätte ich mir in dem lebhaften Empfinder nicht denken können, und daß er sich in allen Fällen so bekannt und

zu Hause findet. Was mir noch sehr an ihm freut, ist sein einfaches Leben. Er begehrte von mir ein klein Stübchen wo er in schlafen und ungehindert in arbeiten könnte, und ein ganz einfaches Essen, das ich ihm leicht verschaffen konnte, weil er mit so wenigem begnügt ist. Da sitzet er nun jetzo und arbeitet des Morgens um seine Iphigenie fertig zu machen, bis um 9 Uhr, dann gehet er aus und siehet die großen hiesigen Kunstwerke. Mit was für einem Auge und Kenntnis er alles siehet, werden Sie sich leicht denken können indem Sie wissen, wie wahr er denkt. Er läßt sich wenig von den großen Weltmenschen stören, gibt und nimmt keinen Besuch außer von Künstlern an. Man wollte ihm eine Ehre antun, was man denen großen Dichtern, die vor ihm hier waren getan hatte, er verbat sich es aber und schützte Zeitverlust vor und wandte auf eine höfliche Art den Schein der Eitelkeit von sich ab. Das ihm gewiß so viel Ehre macht, als wenn er wirklich auf dem Kapitol gekrönt worden wäre.

79. (276.) 1786 Dez., Anfang/1787 Januar, Anf. K. Ph. Moritz.

Karl Phil. Moritz (1757—93), Altertumsforscher, veröffentlichte eine Selbstbiographie unter dem Namen Philipp Reiser, der dieser Bericht entnommen ist.

Was nun während den vierzig Tagen, die ich unter fast unaufhörlichen Schmerzen unbeweglich auf einem Fleck habe liegen müssen, der edle, menschenfreundliche Goethe für mich getan hat, kann ich ihm nie verdanken, wenigstens aber werde ich es nie vergessen; er ist mir in dieser fürchterlichen Lage, wo sich also alles zusammen fand, um die unsäglichen Schmerzen, die ich litt, noch zu vermehren und meinen Zustand zugleich gefahrvoll und trostlos zu machen, alles gewesen, was ein Mensch einem Menschen nur sein kann. Täglich hat er mich mehr als einmal besucht und mehrere Nächte bei mir gewacht. Um alle Kleinigkeiten, die zu meiner Hilfe und Erleichterung dienen konnten, ist er unaufhörlich besorgt gewesen

und hat alles hervorgesucht, was nur irgend dazu abzwecken konnte, mich bei gutem Mute zu erhalten. Und wie oft, wenn ich unter meinem Schmerz erliegen und verzagen wollte, habe ich in seiner Gegenwart wieder neuen Mut gefaßt, und weil ich gern standhaft vor ihm erscheinen wollte, bin ich oft dadurch wirklich standhaft geworden. Er lenkte zugleich den guten Willen meiner hiesigen deutschen Landsleute, deren jetzt eine starke Anzahl ist, und deren freundschaftliches Betragen gegen mich mir nie aus dem Gedächtnis kommen wird. Sie waren den andern Tag fast alle bei mir; sie erboten sich alle bei mir zu wachen. Goethe ließ sie losen, wie sie der Reihe nach bei mir wachen sollten, und sogleich waren alle Nächte besetzt, so daß es an jeden nur ein paarmal kam, und dann ließ er andre zwölf um die Stunden am Tage losen, so daß jeder den Tag über eine Stunde bei mir bleiben sollte, damit ich immer abwechselnde Gesellschaft hätte. Alle waren sogleich willig, und so waren die Stunden am Tage besetzt und wurden alle richtig gehalten. Selbst die Leute, bei denen ich wohne, waren durch diese Liebe und Freundschaft so vieler Menschen gegen einen ihrer leidenden Brüder gerührt und folgten dem Beispiel, indem sie mir die ganzen vierzig Tage hindurch ohne Murren und mit der größten Bereitwilligkeit die beschwerlichsten Dienste leisteten, die ein Mensch, der unbeweglich auf einem Fleck liegen muß, bedarf. Dies alles zusammen genommen flößte mir zuerst wieder eine Art von Zutrauen gegen mein Geschick ein. Ich dachte: es drückt mich zwar nieder, aber es will mich doch nicht sinken lassen!

80. (279.) 1787. Februar 22 und folgende Tage. Tischbein.

Am 22. Februar 1787 reiste ich mit Goethe von Rom nach Neapel. Es wurde mir leicht, ihn auf alles Sehenswürdige aufmerksam zu machen, was sich auf diesem Wege zeigte, den ich schon einmal zurückgelegt hatte, da

mir die schönsten Stellen noch lebhaft in Erinnerung waren. Fast jeder Stein von den alten verfallenen Gräbern in der Nähe und Ferne wurde begierig aufgesucht und ins Auge gefaßt. Zunächst ging es den Hügel hinan, worauf Albano liegt und wo man eine große Fläche des Tibertales übersieht. Diese Hügel gaben Rom die große Mauer und machten es zu dem, was es wurde; der Weg geht bergauf und ab. Unser Vetturino machte vor einer Osteria halt, welche an einem abhängigen Wege lag. Wir standen eben an der steilen Wand dieses Hohlweges, um die verschiedenen Erdlagen zu betrachten, als wir plötzlich ein Geräusch dicht hinter uns vernahmen. Indem ich mich umwandte, sah ich einen Wagen mit Ochsen bespannt den schrägen Abhang herunterlaufen. Der Wagen drückte so gewaltig auf die Ochsen, daß sie ihn nicht aufhalten konnten. Dicht zwischen unserer Sedia und uns durch stürmte er herunter und der Führer lief ganz bestürzt hinterher. Man denke sich meinen Schreck! Ich, der Begleiter und Beschützer von Goethe, hatte mir ja vorgesetzt, ihn zu hüten, wie eine Mutter ihren Säugling, dieses Kleinod für die Welt, diesen lieben Freund, und nun wäre er fast in einer Minute gerädert worden und ich mit ihm! Die Gefahr war indessen so blitzschnell vorüber gegangen, daß Goethe sie kaum bemerkt hatte. Auch die pontinischen Sümpfe passierten wir. In Neapel war unser erster Weg zum Cavaliere Venuti; er führte uns nach Pompeji, seine Gemahlin und der Kupferstecher Georg Hackert waren auch mit. Nachdem wir uns lange an der schönen Gegend ergötzt hatten, und vom Anschauen der ausgegrabenen Antiken und so vieler Gegenstände ermüdet waren, gingen wir nach Torre dell Annunziata, wo uns in einer Osteria ein Mittagsmahl erwartete. Hier wurde viel gescherzt; aber der rechte Spaß begann erst nach dem Essen. Die Teilnehmer an der Partie bewarfen sich mit Sand und balgten sich im Meere. Goethe hatte sich vom Kampfe abgesondert und klopfte Stücke von den

Felsblöcken, welche hier liegen, um die Brandung zu brechen und untersuchte die Steinarten.

Ich hatte Goethen schon vieles von meinem Freunde Kniep erzählt, von seinem ausgezeichneten Talent und der großen Geschicklichkeit im Landschaftszeichnen, welchem Fache er sich ganz gewidmet hatte, so daß auch Goethe begierig geworden war, ihn kennen zu lernen. Als Kniep hörte, daß auch Goethe in Neapel sei, stieg seine Freude noch höher, und er ging gleich mit mir, um ihn zu sehen. Dem gefiel er und von nun an war er täglich bei uns. Goethe bestellte bei ihm Zeichnungen von neapolitanischen Gegenden, und ich riet ihm, statt meiner den Kniep mit nach Sizilien zu nehmen; der könnte ihm die schönsten Gegenden auf der Reise zeichnen, und so entstand daraus ein doppelter Vorteil: für Kniep wäre diese Reise ein Glück auf zeitlebens und Goethe erhielte durch die Zeichnungen ein sichtliches Andenken davon. Dies wurde beschlossen: Kniep reiste mit.

Beiläufig muß ich doch noch eines mir interessanten Vorfalles gedenken, den ich mit Goethe in der Locanda di Mariconi hatte. Goethe forderte Wasser zum trinken, und da ich auf alles acht gab, was er zu sich nahm, so bemerkte ich, daß in dem Glase das Wasser trübe sei, warnte ihn und verlangte, daß man ihm anderes hole. Man erwiderte, daß man kein anderes hätte; es sei gutes, gesundes Wasser und aus der Zisterne, woraus sie alle täglich tränken. Wir besahen es genau und fanden es voll lebender Insekten von wunderbaren Gestalten; krebs- und taschenkrebsartige, mit Scheren und ohne Scheren, aalförmige usw. Goethe meinte: Das Wasser kann gut sein; schmecken doch Austern und Krebse und andere Meererzeugnisse gut, aber das nicht allein, es kann auch heilsam sein. Er trank es, wir ließen uns die Zisterne zeigen und schöpften mit einem Glase aus dem Grunde die schönsten Gestalten von Geschöpfen hervor und machten dabei unsere Betrachtungen über die produzierende Natur in dieser warmen Gegend.

81. (289.) 1788. August 14. Caroline Herder an ihren Gatten.

Am 18. Juni war Goethe nach zweijähriger Abwesenheit wieder in Weimar eingetroffen, am 6. August hatte Herder die Reise nach Italien angetreten, eingeladen von dem Domherrn von Dalberg, einem Bruder des nachmaligen Fürsten Primas, ihn dahin zu begleiten.

Eben war Goethe da, er hat viel Lustiges, ich möchte sagen, Betäubendes über seine häusliche menschliche Situation gesagt — es war aber in allem so viel Klarheit und Richtigkeit, daß das Betäuben nicht statt hat. Er hat nun alles Glück und Wohlsein auf Proportion, und das Unglück auf Disproportion reduziert. Ihm sei es jetzt gar wohl, daß er ein Haus habe, Essen und Trinken hätte und dergleichen*. Alles was Du in Deinen drei Bänden der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit von den Tataren bis zu den Römern geschrieben hättest, käme alles darauf hinaus, daß ein Mensch ein Hauswesen besäße, — und (setzte ich hinzu) mit Vernunft sich regierte!

Das ist der kurze Auszug unseres Gesprächs, das wir mit ziemlich guter Laune gehalten haben.

82. (298.) 1788. September 4./8. Caroline Herder an ihren Gatten.

Goethe sagte neulich einmal: Man reist ja nicht, um anzukommen, sondern um zu reisen.

Ehe ich weiter schreibe, will ich Dir auch etwas von der Kochberger Fahrt sagen. — Den 5. früh 6 Uhr fuhren wir ab: Goethe, die kleine Schardt, ich und Fritz von Stein. Der schönste Himmel war's, kein Wölkchen den ganzen Tag; wir waren alle gleich heiter gestimmt. Die Schardt ward über ihre Zuneigung zu den Engländern sehr railliert, Goethe hat ihr vornehmes und borniertes Wesen detailliert, ist über das Betragen des Hofes gegen sie ziemlich pikiert und hat offen und sehr vernünftig dar-

* Bezieht sich auf Christiane Vulpius, s. Nr. 109, 122, 150.

über geredet. Um halb 11 Uhr hatten wir den stoßigen Weg geendigt. Lotte Lengefeld kam zuerst, uns zu empfangen, dann die Frau von Stein, die uns alle freundlich empfing, doch Goethe ohne Herz. Das verstimmte ihn den ganzen Tag. Wir sahen Zeichnungen, die er mitgebracht. Nachmittag schlief er, und abends las ich ihr Stellen aus Deinen Briefen vor. Das gab nun eine allgemeine Wärme und Teilnehmung. Tags vorher hatte Goethe dem Prinz August und dem Herzog über das Christentum aus den Ideen vorgelesen, die es außerordentlich erfreut hatte. Da bekam er nun in Kochberg einen Brief hierüber, den er Dir schicken wird. Wir sprachen viel von Dir. Der andere Tag war in allem diesem gleich, nur daß Goethe einiges las, das er in den Merkur geben will, etwas über die Kunst, Beobachtungen über die Witterung und von der heiligen Rosalia in Palermo. Den Sonntag ging's nach Rudolstadt ins Lengefeldische Haus, das eine herzgute Familie ist. Schiller war auch da; Goethe betrug sich gut gegen ihn und es war eine gute Stimmung. Die Gegend ist schön. Abends nach Kochberg im Mondschein. Goethe sagte das Gedicht über die Rosenkreuzer [Die Geheimnisse] und erzählte aus dem Tasso. Den andern Tag ging's wieder nach Hause über Orlamünde und Jena in dem unvergleichlichen Saaltal und schönsten Wetter. Durch Schillers Gedicht im Merkur über die Götter Griechenlands, das Du kennst, kam Goethe auf die Eigenschaften, die die Alten in ihren Göttern und Helden in der Kunst dargestellt haben, wie es ihm geglückt sei, den Faden des Wie hierin gefunden zu haben. Er hat hierüber mit Dir, da ich auch zuhörte, viel gesprochen. Die ganze Idee liegt, wie es mir dünkt, wie ein großer Beruf in seinem Gemüt. Er sagte endlich: Wenn Ludwig XIV. noch lebte, so glaubte er durch seine Unterstützung die ganze Sache ausführen zu können; er hätte einen Sinn für das Große gehabt; mit 10 bis 12000 Reichstalern des Jahrs könnte er's in zehn Jahren, in

Rom allein, versteht sich's, ausführen. Der moralische Sinn darinnen hat mich sehr gerührt. Ihr beide geht wie zwei Genien der Menschheit zu Einem Ziel. Gar schön war's, wie er sagte, daß ein einzelner Mensch nie einen Charakter in dem höchsten Ausdruck haben könne; er würde nicht leben können; er müßte vermischte Eigenschaften haben, um zu existieren. Er war in der Stunde, da er dies alles sprach, recht in seinem Himmel, und wir haben ihm endlich versprechen müssen, mit niemand davon zu reden. Du warst natürlich nicht darunter begriffen; denn Du gehörst ja ganz eigentlich und allein zu diesem Gespräch. Dich vermißt er je länger je mehr. Mit Knebel kann er über nichts reden, sagte er; Du verstehst ihn und hilfst ihm vorwärts durch Dein Studium. In Jena aßen wir den Mittag bei Knebel, der durch die hiesige Wirtschaft ziemlich verstimmt war.

Gehe ja gleich aufs Land nach Tivoli usw., damit das schwere Rom Dich nicht so sehr drückt. Goethe sagte, wenn er wieder nach Rom käme, würde er von 12 Uhr bis 2 schlafen, die Stunden vor dem Essen. Viele täten es so und befänden sich wohl. Einen seidnen Gürtel, der dort morgens und abends getragen wird, unter der Weste, kaufe ja bald und vergesse ihn besonders des Abends nicht; man trägt ihn in der Tasche mit sich, um ihn immer zu haben.

Kochberg ist das in der Nähe von Rudolstadt gelegene Gut der Familie von Stein. — Die kleine Schardt Schwägerin der Frau v. Stein, Lotte v. Lengefeld, nachmals Schillers Gattin.

83. (299.) September 7. Caroline Herder an ihren Gatten.

Über die Götter und Helden will ich Dir doch etwas sagen, was ich damals beiläufig von Goethe gehört habe, als er von den Charakteren in den Bildsäulen sprach, als wir von Kochberg zurückfuhren. Es ist selbst schwer einen echten und wahren Götter- und Heldenkopf unter den alten aufzufinden. Der Künstler hat oft, wenn er diesen

oder jenen ehren wollte, sein Porträt zum Gott oder Helden, oder jenes Frauenporträt zur Göttin genommen. Dazu gehört ein Studium, die echten Ideale aufzufinden. Vielleicht weißt Du dies schon, oder es wird Dich aufmerksam machen. Wenn Goethe begünstigt würde durch Glück, Geld und Künstler in Rom, so glaube ich gewiß, daß er jeden menschlichen Charakter vom Scheitel bis zur Fußsohle, wie er glaubt, herausbringen könnte. Dies scheint tief in seiner Seele zu liegen. Sage aber um Gottes willen keinem etwas davon, weder Angelica noch den Malern! Wir haben ihm ein heiliges Stillschweigen angeloben müssen.

84. (301.) 1788. September 7. Schiller an Körner.

Endlich kann ich Dir von Goethe erzählen, worauf Du, wie ich weiß, sehr begierig warteſt. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau von Stein und der Frau von Schardt, der, die Du im Bad gesehen haſt, besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. — Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anderes

als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen. Vorzüglich weiß er einem anschaulich zu machen, daß diese Nation mehr als jede andere europäische in gegenwärtigen Genüssen lebt, weil die Milde und Fruchtbarkeit des Himmelsstriches die Bedürfnisse einfacher macht und ihre Erwerbung erleichtert. — Alle ihre Laster und Tugenden sind die natürlichen Folgen einer feurigen Sinnlichkeit. Er eifert sehr gegen die Behauptung, daß in Neapel so viele müßige Menschen seien. Das Kind von fünf Jahren soll dort schon anfangen zu erwerben; aber freilich ist es ihnen weder nötig noch möglich, ganze Tage, wie wir tun, der Arbeit zu widmen. In Rom ist keine Debauche mit ledigen Frauenzimmern, aber desto hergebrachter mit verheirateten. Umgekehrt ist es in Neapel. Überhaupt soll man in der Behandlung des anderen Geschlechts hier die Annäherung an den Orient sehr stark wahrnehmen. Rom, meint er, müsse sich erst durch einen längeren Aufenthalt den Ausländern empfehlen. In Italien soll sich's nicht teurer und kaum so teuer leben, als in der Schweiz. Die Unsauberkeit sei einem Fremden fast ganz unausstehlich.

Angelica Kaufmann rühmt er sehr, sowohl von seiten ihrer Kunst, als ihres Herzens. Ihre Umstände sollen äußerst glücklich sein; aber er spricht mit Entzücken von dem edlen Gebrauch, den sie von ihrem Vermögen macht. Bei allem ihrem Wohlstande hat weder ihre Liebe zur Kunst, noch ihr Fleiß nachgelassen. Er scheint sehr in diesem Hause gelebt zu haben und die Trennung davon mit Wehmut zu fühlen.

Ich wollte Dir noch mehreres aus seiner Erzählung mitteilen, aber es wird mir erst gelegentlich einfallen. Im ganzen genommen ist meine, in der Tat große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert

worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger, als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.

Dieser Tage geht er nach Gotha, kommt aber gegen Ende des Herbstes wieder zurück, um den Winter in Weimar zu bleiben. Er sagt mir, daß er Verschiedenes in den Merkur geben werde; ob er auf nächste Ostermesse seine Schriften endigen würde, macht er zweifelhaft. Jetzt arbeitet er an Feilung seiner Gedichte.

85. (340.) 1789. März 16./20. Caroline Herder an ihren Gatten.

Ich habe die Fortsetzung von Tasso wieder abgeschrieben. Goethe kam dazu; er absolvierte mich hierüber, wie leicht zu denken, und grüßt Dich. Von diesem Stück sagte er mir im Vertrauen den eigentlichen Sinn. Es ist die Disproportion des Talents mit dem Leben. Er freut sich recht über mich, daß ich es selbst so gut empfinde.

86. (363.) 1790 (oder 1796). Juli 30. Charlotte Schiller.

Als Goethe einmal den Grafen Geßler, preußischen Gesandten in Dresden, zum Heiraten bereden wollte, erwiderte er auf die Frage der Schwägerin Körners: Warum heiraten Sie denn nicht selbst? Ich bin verheiratet, nur nicht mit Zeremonie.

87. (370b.) 1791. Februar 12. K. Graß.

Karl Gotthard Graß (1761—1814), Maler aus Livland.

Um 11 Uhr ging ich mit Lips zu Goethe, der mich vorläufig bei ihm empfohlen hatte. Er war sehr heiter und sagte, da ich hereintrat: Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich sagte ihm dann, wie ich schon lange den Wunsch auf dem Herzen gehabt usw. Wir sprachen von der zum Reisen nötigen Gesundheit. Er sprach mit vieler Ungezwungenheit und verlangte nicht meine Zeichnungen zu sehen, als bis ich sie selbst hervorholte. Er sah sie aufmerksam durch und war bei manchen, besonders den italienischen sehr zufrieden und bat, daß ich sie ihm dalassen möchte, um Sr. Durchlaucht, mit dem er von mir gesprochen, sie zu weisen. Dies machte ihm vielen Spaß, wie Lips sagte, sie nun herumzuweisen, und er sieht jedes noch so geringe Blatt mit Aufmerksamkeit durch und studierte es durch. Durch diese Methode lernt er selbst bei Kleinigkeiten, und er drückte sich bei einem Bilde von Meyer in Stäfa am Züricher See aus: Mit so einem Menschen rückt man doch selbst weiter. Er will jetzt eine kleine Landschaft radieren und es soll unglaublich sein, was er für Sachen durchstudiert hat, bis er über die Manier einig geworden ist. Bei den unbedeutendsten Sachen, sagt Lips, macht er Bemerkungen, die voll Geist sind und wobei es den, der die Sache vorher ansah, ärgert, daß ihm auch nicht so etwas beifiel.

Das Gesicht Goethes ist voll Feuer und doch Weichheit, nicht wie bei Herder — Marmor. Sein Auge ist rund und frei, braun, ein dunkler Spiegel, der desto reiner und heller auffaßt. Sein Blick ist oft unmerklich auf Sachen gewandt, die er gar nicht zu bemerken scheint. Er ist noch voll Manneskraft in seinem Wort und Tun, überlegend, prüfend im Urteil, und wenn es nur eine Zeichnung eines Künstlers beträfe, der aber selbst denkt. Lips hat ihn, wie noch niemand vor ihm, gezeichnet und sticht jetzt sein Bild.

Goethe wies uns ein großes Portefeuille mit schönen Sachen, besonders von Kniep, teils in Sepia, teils in einer sehr lebhaften Manier, die aber nicht nachzuahmen ist. Der Künstler legt gleich alles mit Farbe an, zeichnet aber vorher Umrisse mit der Feder. — Ohne weitere Anfragen oder Bitten sagte er: Sie bleiben doch heute hier und möchten vielleicht Sachen der Herzogin Amalia sehen — und schrieb sogleich ein Billett und es wurde erlaubt, wie auch Goethe mir erlaubte wiederzukommen, weil er mir noch manches weisen könnte.

Dieser Mann ist in Weimar wie ein Gott, aber es ist auch wie ein Gott, nur ein Goethe. Mir ist's viel wert, ihn kennen gelernt zu haben, weil ich weit anschaulicher die Schriften eines Mannes fasse, den ich auch nur minutenlang kenne.

88. (373.) 1791. Oktober 8. K. A. Böttiger.

Karl August Böttiger (1760—1835), Philolog, Schulmann, 1791—1804 Direktor des Weimarischen Gymnasiums, dann in Dresden. Machte sich durch Klatschsucht und Intrigen mißliebig. Er hat umfängliche Berichte über das Leben der damaligen gelehrten Kreise Weimars und ihre Zusammenkünfte gegeben.

Nach einem Abendessen bei Wieland.

Über die Ursachen wurde gesprochen, warum man in hiesiger Gegend so wenig erträgliche Gesichter unter den Bauernmädchen fände. Wieland fand die vorzüglichste in dem vielen Kuchenfressen, da es jährlich wohl acht Festtage gibt, wobei der Magen mit Kuchenteig vollgestopft wird. Goethe bemerkte, daß die hier überall gewöhnliche Sitte, jede Last auf dem Rücken zu schleppen, den Körperwuchs zerdrücke und platte Physiognomien hervorbringe. Bei den alten Griechen und in Italien trügen die Mädchen alles auf dem Kopf. Es gebe eine sehr angenehme Form im Umrisse, ein schlankes Mädchen mit einem gut geformten Wasserkruge auf dem Kopfe mit größter Leichtigkeit einhergehen zu sehen. In Italien gebe

es auch, die Seehäfen ausgenommen, selbst unter dem männlichen Geschlechte, wenig Lastträger und Crocheteurs. Der ärmste Kohlgärtner halte doch seinen Esel, den er früh mit Gewächsen beladen hereintreibe und dafür den Dünger empfange, den er wieder in sein Gärtchen aus der Stadt hinausschleppe.

Goethes Erzählung von dem, aus zwei natürlichen Felsen gehauenen Theater von Taormina in Sizilien. Die Alten benutzten die Natur zu solchen großen Werken, daher Goethe auch die Geschichte mit dem Sosthenes, der dem Alexander die architektonische Gasconade gemacht haben soll, nicht so ganz unwahrscheinlich fand. (Le voyage pittoresque par Mr. Houel sehr empfohlen.) Übrigens versicherte mir Goethe, was ich auch von andern Reisenden so oft bestätigt gehört habe, daß unter den niedern Volksklassen in Italien noch fast durchaus die Sitten, Denkart und Gebräuche wiedergefunden werden, wie wir sie in den alten Schriftstellern bezeichnet finden. Auch die Religion ist überall auf heidnische Superstition gepflanzt. — Vom ungesunden Klima in Rom. Überall gibt es Häuser daselbst, die wegen der Malaria nicht bewohnt werden. Oft ist es jedoch nur Vorurteil. Man könne mit Recht sagen, daß die Römer aus Drang und Not Welteroberer geworden wären, weil es ihnen zu Hause in ihrem infizierten Neste nicht gefallen konnte. Doch sei es glaublich, daß bei der stärkeren Kultur der Campagna di Roma vorzeiten das Klima weniger Krankheitsstoff in sich gehabt habe. — Einige Engländer haben den Einfall gehabt, die Tiber in ein andres Bette um Rom herumzuleiten, um in ihrem ausgetrockneten Bette Schätze versenkter Altertümer wiederzufinden.

Es ist dies ein, der Lage Roms nach, unmögliches Unternehmen. Die Tiber hat übrigens gewiß allein den ältesten Bewohnern Roms Anlaß gegeben, das auf dem hohen Berg göttlich liegende Alba zu verlassen und sich in diesem Sumpfloch anzusiedeln, welches ohne diesen

Beweggrund ein Unternehmen von lauter Tollhäuslern gewesen wäre.

Goethe bereiste Italien vorzüglich der Kunst wegen. Seinem Kennerauge ist hier nichts entgangen. So wurde z. B. die Frage aufgeworfen, wie die Alten bei ihren Riesengebäuden die ungeheuern Steinmassen in solche Höhen hinaufgebracht hätten. Hier sagte Goethe, daß er in Sizilien einen unvollendeten Tempel gesehen hätte, wo an den Quadersteinen noch auf beiden Seiten die Henkel sichtbar gewesen wären, um welche man die Seile geschlungen und die man alsdann beim Aneinanderpassen abgeschlagen habe. Übrigens habe man lauter solche schneckenförmig auflaufende Gerüste gehabt, wie sie in Merians Bilderbibel noch um den babylonischen Turm herum zu sehen wären. — Goethe bewundert auf den alten Münzen die schönen festen Umrisse aller Formen, z. B. auf den Münzen von Tarent den Delphin. Aber auch hier hat er über Verhältnisse und Proportionen treffliche Beobachtungen angestellt. So frappierte ihn z. B. lange die Bildung eines Menschenkopfes an einem Stierleib auf mehreren Münzen des unteren Italiens, wo ein schönes Menschengesicht doch einzig auf den Körper eines Ochsen paßt. Allein das Geheimnis besteht darin, daß der Künstler zwischen den festen hervorstehenden Teilen des Gesichts ungewöhnlich verlängerte Zwischenräume angebracht hat, sowie im Gegenteil beim Nonplusultra weiblicher Schönheit, der Mediceischen Venus, jene Zwischenräume außerordentlich verkürzt sind.

Es ist Wonne, Goethe über solche Gegenstände mit lichtvoller Präzision sprechen zu hören.

89. (375.) 1791. November. E. Genast.

Im Mai 1791 war das Hoftheater errichtet und Goethe zu dessen Leitung berufen worden. Die von Goethe in dem Gedicht Euphrosyne dichterisch verklärte Schauspielerin Christiane Neumann (1778—97), seit 1793 mit dem Schauspieler Becker vermählt, spielte in Shakespeares König Johann den Artur. Auf

diese Rolle anspielend heißt es in dem Gedicht Euphrosyne „drohtest mit grimmiger Glut den armen Augen". Zur Erklärung dieser Worte berichtet Genast:

Bei der Hauptprobe zeigte Christiane Neumann (Euphrosyne) nicht genug Entsetzen vor dem glühenden Eisen; ungeduldig hierüber riß Goethe dem Darsteller des Hubert das glühende Eisen aus der Hand und stürzte mit solch grimmigem Blick auf das Mädchen zu, daß dieses entsetzt und zitternd zurückwich und ohnmächtig zu Boden sank. Erschrocken kniete nun Goethe zu ihr nieder, nahm sie in seine Arme und rief nach Wasser. Als sie die Augen wieder aufschlug, lächelte sie ihm zu, küßte seine Hand und bot ihm dann den Mund.

90. (380.) 1792. Juli 17. J. D. Falk.

Joh. Daniel Falk (1768—1826), satirischer Schriftsteller, war auf einer Reise begriffen. 1798 zog er nach Weimar und kam dort in nähere Berührung mit Goethe, worüber später noch mehrere ausführliche Berichte folgen. 1813 begründete er eine Anstalt für Erziehung verwahrloster Knaben.

Den folgenden Morgen besuchte ich den Geheimen Rat Goethe. Er empfing mich freundschaftlich, und wir sprachen über eine Stunde miteinander. Goethe erzählte mir, daß Schiller mit unsäglicher Anstrengung arbeite. Als Schiller sich noch in Weimar befand, verschloß er sich oft acht Tage lang und ließ sich von keiner Seele sprechen. Abends um acht stand noch sein Mittagsessen vor seinem Studierpult. Doch glaubte er nie die strengen Forderungen der Kunst befriedigt zu haben; denn seine Begriffe von dem Ideal, nach dem er hinaufarbeitete und alle seine Geistesgeburten abmaß, waren zuweilen etwas überspannt und abenteuerlich. Deshalb hielt es auch eben so schwer, die Psychologie aus seinen Stücken, als aus seinem Gesichte herauszufinden. Der Don Carlos ließe sich besser lesen, als aufführen, und die darin verwebte Psychologie der Charaktere sei auch selbst bei der Lektüre und der angespanntesten Aufmerksamkeit nicht immer bemerkbar. Die

übergroße Anstrengung, mit der Schiller arbeitete, glaubte er auch in seinen flüchtigsten hingeworfenen Stücken zu entdecken. Selbst an den Briefen über den Don Carlos im Teutschen Merkur sähe man die Schweißtropfen hängen, die sie dem Verfasser gekostet. Wie Goethe glaubte, sei der Kampf, den Schwärmerei, Vernunft und Einbildungskraft, die in der Seele dieses Dichters gekämpft, mit unverkennbaren Zügen seinem Gesicht eingegraben, und daraus entstehe in demselben die sonderbare Mischung von Schwermut, Freundlichkeit, Ernst und Zerstreuung. Kurz, auf ihn paßt ganz, was er einst in seinen Werken zur Charakterisierung eines Dritten sagte: In seiner Phantasiewelt verschlossen, war er ein Fremdling in der wirklichen. Sein Körper, mitten aus der Zerrüttung hervor, verrät einen hohen männlichen Geist gleich den Ruinen eines ehrwürdigen alten Tempelgebäudes. Ihr ahnt aus dem Schauer der Ehrfurcht, der Eure Seele ergreift, daß einst eine Gottheit hier wohnte; aber erkennen könnt Ihr es jetzt nur aus Trümmern und Überbleibseln, die der Zahn der alles zerstörenden Zeit verschonte.

91. (389.) 1792. Nov. 6./Dez. 4. Helene Jacobi an Gräfin Sophie Stolberg.

Bei der Rückkehr aus dem Feldzuge in der Champagne hatte Goethe vier Wochen bei F. H. Jacobi in Pempelfort zugebracht; Helene J., dessen Schwester, die seinem Haushalte vorstand.

Die Politik hat mir zu viel Greuel, als daß ich nur davon anfangen möchte, und Goethe zu viel Gutes und Schönes, als daß ich damit zu Ende kommen könnte. Er ist und bleibt der wahre Zauberer, und auch Sie werden ihn lieben und bewundern, sobald Sie ihn kennen. Was die Leute Sonderbares von ihm schwatzen und reden, ist, weil sie immer nur die linke Seite sehen; und das ist auch das verkehrteste an ihm, daß er so gerne das Verkehrte an sich herauswendet. Ich verglich ihn deswegen einmal, gegen ihn selbst, mit einer haute-lisse auf dem Gestell;

wer sich nicht bückt die untere Seite zu sehen, wird die schönen Farben darinnen nicht ahnden oder die Ware für sich mögen. Ihm ward unendlich wohl unter uns und der Abschied kostete ihm viel. Fritz und er haben sich tiefer durchdrungen und inniger erkannt, wie je. Fritzens offenes, sanftes Wesen, seine fromme und doch so freie Seele haben Goethe sehr ergriffen, und so ergriffen, daß ich fast glaube, daß die Folgen davon in eigener Sinnesänderung bei ihm spürbar sein werden, denn Wahrheit ist ihm teuer, sobald er als Wahrheit sie erkennt; aber ihr falsches Bild ihm auch so verhaßt, daß sie eben deswegen die größte Gefahr bei ihm läuft; denn indem er jenes rastlos verfolgt, stürzt er über diese oft hin und tritt sie mit Füßen. Um nicht betrogen zu werden von dem, was er scheut, betrügt er sich selbst um das, was er liebt, und je blühender die Schöne ihm entgegenkommt, desto vorsichtiger glaubt er in ihr nur die feine Schminke der Falschen zu erblicken. Goethe hat mir unendlichen Genuß gegeben, aber auch manchen tiefen Schmerz der Seele. Je mehr ich ihn liebte, desto ängstlicher hätte ich ihn schützen mögen, daß er sich selbst wenigstens nicht schade.

92. (413.) Um 1790. K. A. Böttiger.

Goethe: Beim erneuerten Studium Homers empfinde ich erst ganz, welches unnennbare Unheil der jüdische Praß uns zugefügt hat. Hätten wir die Sodomitereien und ägyptisch-babylonischen Grillen (?) nie kennen lernen, und wäre Homer unsere Bibel geblieben, welch eine ganz andere Gestalt würde die Menschheit dadurch gewonnen haben!

93. (419.) 1794. Juli 24. Schiller.

Bei meiner Zurückkunft von Weißenfels fand ich einen sehr herzlichen Brief von Goethe, der mir nun endlich mit Vertrauen entgegenkommt. Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorien ein langes und breites gesprochen und uns die Hauptideen mitgeteilt, zu denen

wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Übereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt und er fühlt jetzt ein Bedürfnis, sich an mich anzuschließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzusetzen.

94. (426.) 1794. September 14./20. Schiller.

Ich bringe die meiste Zeit des Tages mit Goethen zu, so daß ich bei meinem langen Schlafen kaum für die nötigsten Briefe noch Zeit übrig habe. Vor einigen Tagen waren wir von $^1/_2$12 Uhr, wo ich angezogen war, bis nachts um 11 Uhr ununterbrochen beisammen. Er las mir seine Elegien, die zwar schlüpfrig und nicht sehr dezent sind, aber zu den besten Sachen gehören, die er gemacht hat. Sonst sprachen wir sehr viel von seinen und meinen Sachen, von anzufangenden und angefangenen Trauerspielen u. dgl. Ich habe ihm meinen Plan zu den Maltheſern* gesagt, und nun läßt er mir keine Ruhe, daß ich ihn bis zum Geburtstag der regierenden Herzogin, wo er ihn spielen lassen will, doch vollenden möchte. Es kann auch ganz gut Rat dazu werden; denn er hat mir viel Lust dazu gemacht und dieses Stück ist noch einmal so leicht, als Wallenstein. Er hat mich gebeten, seinen Egmont für das Weimarer Theater zu korrigieren, weil er es selbst nicht wagt, und ich werde es auch tun. Meinen Fiesko und Kabale und Liebe rät er mir auch nur ein wenig zu retuschieren, daß diese Stücke ein bleibendes Eigentum des Theaters werden. Was seinen Anteil an

* Ist fragmentarisch geblieben.

den Horen betrifft, so hat er großen Eifer, aber freilich wenig vorrätige Arbeit. Seine Elegien gibt er uns und zwar gleich für die ersten Stücke. Alsdann hat er mir vorgeschlagen, einen Briefwechsel mit ihm über Materien zu eröffnen, die uns beide interessieren, und dieser Briefwechsel soll dann in den Horen gedruckt werden.

95. (435.) 1794. November, Anfang. F. Hölderlin.

Auch bei Schiller war ich schon einige Male. Das erstemal eben nicht mit Glück. Ich trat hinein, wurde freundlich begrüßt und bemerkte kaum im Hintergrunde einen Fremden, bei dem keine Miene, auch nachher lange kein Laut etwas Besonderes ahnen ließ. Schiller nannte mich ihm, nannt' ihn auch mir, aber ich verstand seinen Namen nicht. Kalt, fast ohne einen Blick auf ihn, begrüßt' ich ihn und war einzig im Innern und Äußern mit Schillern beschäftigt. Der Fremde sprach lange kein Wort. Schiller brachte die Thalia, wo ein Fragment von meinem Hyperion und mein Gedicht An das Schicksal gedruckt ist, und gab es mir. Da Schiller sich einen Augenblick darauf entfernte, nahm der Fremde das Journal vom Tische, wo ich stand, blätterte neben mir in dem Fragmente und sprach kein Wort. Ich fühlt' es, daß ich über und über rot wurde; hätt' ich gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre leichenblaß geworden. Er wandte sich darauf zu mir, erkundigte sich nach der Frau von Kalb, nach der Gegend und den Nachbarn unseres Dorfs, und ich beantwortete das alles so einsilbig, als ich vielleicht selten gewohnt bin. Aber ich hatte einmal meine Unglücksstunde! Schiller kam wieder, wir sprachen über das Theater in Weimar; der Fremde ließ ein paar Worte fallen, die gewichtig genug waren, um mich etwas ahnden zu lassen — aber ich ahndete nichts. Der Maler Meyer aus Weimar kam auch noch; der Fremde unterhielt sich über manches mit ihm; aber ich ahndete nichts! Ich ging und erfuhr an demselben Tage, daß Goethe diesen Mittag bei Schiller gewesen sei.

96. (438.) 1794, Ende/1795, Anfang. F. Hölderlin.

Auch mit Goethen wurd' ich bekannt. Mit Herzpochen ging ich über seine Schwelle in Weimar. Ich traf ihn zwar nicht zu Hause, aber nachher bei der Majorin von Kalb. Ruhig, viel Majestät im Blicke und auch Liebe, äußerst einfach im Gespräche, das aber doch hie und da mit einem bitteren Hiebe auf die Torheit um ihn und ebenso bitteren Zuge im Gesichte, und dann wieder von einem Funken seines, noch lange nicht erloschenen Genies gewürzt wird, — so fand ich ihn. Man sagte sonst, er sei stolz, wenn man aber darunter das Niederdrückende und Zurückstoßende im Benehmen gegen unsereinen verstand, so log man. Man glaubt oft einen recht herzguten Vater vor sich zu haben. Noch gestern sprach ich ihn hier in Jena im Klub.

97. (458.) 1795. Juli 9. Friederike Brun.

In Karlsbad. F. Brun, geb. Münter (1765—1835), dänische Schriftstellerin, ihr Vater war Bischof der deutschen protestantischen Gemeinde in Kopenhagen.

Abends brachte mir die brave Göchhausen den Goethe. Anspruchsloser wie er es ist in seinem Reden und Schweigen, in seinem Gehen und Stehen, ist es unmöglich zu sein. Sein Gesicht ist edel gebildet, ohne gleich einen inneren Adel entgegenzustrahlen, eine bittere Apathie ruht wie eine Wolke auf seiner Stirn. Bei einem schönen männlichen Wuchs fehlt es ihm an Eleganz, und seinem ganzen Wesen an Gewandtheit; ist das der Günstling der Musen und Grazien! dies der Schöpfer des Tasso, des Egmonts und der Iphigenie, des Werthers und Götz, des Faust, und ach der Sänger jener herzempörenden und herzstillenden, jener sanft einlullenden und aufschreckenden Lieder? Ich sah nur den Verfasser des Wilhelm Meister diesen Abend, und auch *der* ist aller Ehren wert. Da faßte mich bei einem Gedanken, aus dem der seinige zurückstrahlte, plötzlich sein Flammenauge und ich sehe Fausts Schöpfer.

Ich sehe ihn seitdem täglich und versäume keine Gelegenheit ihn zu sehen. Anfangs quälten mich seine Blicke, die ich immer auf mir und an mir empfand, wenn ich ihn nicht ansah, und die dann die des forschenden Beobachters waren; und des Beobachters ohne Hoffnung und Glauben an reinen Menschenwert, der nur neue Gestalten zu seinen lebensvollen Gemälden sucht und in die Welt sieht, wie in einen Guckkasten. Gestern und heute ist er sehr liebenswürdig und treulich gewesen und ich habe zuweilen den Werther und Egmont hervorleuchten sehen, ob ich den Tasso und Iphigenie erblicken werde? Das Glück hat ihn verzogen und die Weiber. Er hat geschwelgt ohne zu genießen, genommen ohne zu geben, ob je in seinem Herzen der reine Ton der Liebe wieder erklingen wird? Er hat viel geredet und immer als ob's halb im Scherz wäre, aber im bitteren Scherz herrliche Sachen gesagt über Kunst, Epigramme, Elegisches, Improvisieren, Liebe als Mittel zum Zweck, über Hoffnung, die ihm erstorben ist, von seiner äußersten Empfänglichkeit durch Phantasie bei Gelegenheit der Kupfer zu Wielands Werken. Ärgerlich ist's, daß er seine Paradoxe, wenn man ihm darüber zu Leibe geht, oft mehr wie halb zurücknimmt, so daß sie darüber nicht selten zu Gemeinplätzen werden. Nun habe ich doch ein Interesse hier und nun fängt die Kur auch an, mir zu bekommen; ach, bei aller Erinnerung ist's doch etwas Elendes um eine öde Gegenwart!

Ich gerate immer mit dem Goethe in sehr lebendige Unterhaltung. Er redete über die stille Hoffart und den Übermut der Dänen, der sich, wie er neckend versicherte, in mir besonders offenbare. Er öffnet mit viel Bonhomie sein Inneres, in dem sich mir ein reicher Fond von Wahrhaftigkeit und Billigkeit offenbart. Übrigens war er heut' (dies ist alles beim Sprudeltrinken auf und ab geredet) schrecklich paradox, und ich ergrimmte über sein Wegwerfen der Erinnerung: Die Gegenwart ist die einzige Göttin, die ich anbete, sagte er — über seinen Unglauben an in-

tellektuelle Freundschaft. Freundschaft werde durch Verhältnisse genährt (daß sie aus Sympathie entstünde, gab der Sünder doch zu) und wenn diese sich änderten oder aufhörten, stürbe sie Hungers. Ich ward zur Salzsäule! Da kam die Rede vom seligen Moritz, mit dem er viel in Italien gelebt, und da war er so weich und gut und lobte und bedauerte den Moritz so aus meinem Herzen raus, daß ich ihm hier alles verzieh. Einmal sagte er: Niemand hat Mitleiden mit mir, wenn ich klage (es war Scherz); ich sagte ihm ernst, ich habe bei manchem Ihrer Lieder inniges Mitleiden empfunden. — O ja, ich war wohl unglücklich in diesen Augenblicken, aber dergleichen muß man abschütteln. Nein, nicht abschütteln! Durcharbeiten und in sich zur Heiterkeit verwandeln, sagte ich: Denn seine Gleichgültigkeit ohne Heiterkeit, und daß er schon so ganz mit den Menschen abgerechnet hat, ist mir schrecklich.

98. (459.) 1795. Juli 12. Friederike Brun.

Heute sah er zuweilen leibhaftig aus wie sein Faust. Bald glaubte ich ihn auf dem Faß zu sehen, und dann glaubte ich wieder, der Gottseibeiuns würde ihn auf der Stelle holen. Heute hatte ich eine sehr lehrreiche Unterhaltung über Italien mit diesem Proteus: er habe seinen Zweck während seines zweijährigen Aufenthaltes doch nicht erreicht, und warum? Denn wirklich, mir ist unbegreiflich, was dieser Adler nicht erreichen könnte, wenn er will. Er habe wollen so ins Anschauen der Kunst sich vertiefen, daß diese Vorstellung ganz objektiv, und sein ganzes Wesen, seine Ichheit ins Anschauen der Schönheit übergegangen wäre, er sozusagen sein Selbst darin verloren hätte!

Heute redete ich viel mit ihm über seine häuslichen Verhältnisse, seine Freunde, seinen Knaben. Wie er aus Scheu vor einer genauen Verbindung nach und nach mit einem Wesen, das Gleichheit als Denkart und Handlungsweise ihm lieb gemacht habe, in die genaueste Verbindung geraten sei. Ich sagte ihm meine Freude an seiner Wahr-

haftigkeit und Billigkeit: Das erste ist man, weil man muß, das zweite so viel man kann, sagte er sehr bescheiden. Wir freuen uns aufrichtig unseres Bekanntwerdens, und er schließt uns von seinem Innern auf, mit einer Treulichkeit, für die ihm mein Herz Dank weiß. Über Poesie, daß sie keinem Gesetz untertan sei, als dem der Schönheit, und frei zwischen Himmel und Erde herumschwebe und sich keine Fesseln anlegen lassen müsse.

Über Erziehung. Er hat einen Jüngling von 20 Jahren seit dem fünften gebildet, nun erzieht er nach denselben Grundsätzen sein Kind von 6 Jahren, daß man das Kind auf eigenen Beinen stehen, mit eigenen Augen sehen lasse, auf daß es selbständig bleibe, ist ihm die Hauptsache. Wirklich und wahr! Das erste ihm oft mehr, wie das letzte, kraft seiner Anbetung der Gegenwart. Er scheint sehr kinderlieb zu sein. Am Abend war er hier bei uns mit der kleinen Levin* und der Unzelmann**, die sehr verständig tut und etwas Treuherziges in ihrem Blick hat, welches mir gefällt. Sein Ton mit Frauen, die nicht streng auf sich halten, ist nicht fein, und an zarter Grazie fehlt's ihm überhaupt. Der Herr Rittmeister von Gualtieri war ungebeten dazu gekommen, ein avantageuser fât, mit dem Goethe zu meinem Erstaunen sehr bekannt und vertraut tut, ihn aber dabei heimlich schraubt. Er sagte viel Treffliches über Theater und Kunst, daß man die Grenzen des ersteren nicht erweitern sollte: Moritz' originale Idee mit dem Menschenantlitz im Meergewoge, als der vollendetsten Bildung, aus ungeheurer Formlosigkeit hervorgegangen. Ein sinnreicher Mythos! Über das Theater der Italiener, es habe eine bestimmte Norm und drehe sich im engen Kreise, in dem es vollkommen sei. Vergleich mit dem Französischen. Schönes Wort von Goethe über

* Rahel Levin, später Gattin des Schriftstellers Varnhagen v. Ense.

** Friederike Unzelmann, später Bethmann, berühmte Schauspielerin.

Schönheit, wie ich nach Moritz' Äußerem fragte: In Ihren Kinderjahren würden Sie ihn schön genannt haben (ich hatte ihm nämlich gesagt, wie ich Physiognomie und Bildung verwechselte als Kind). Das ist die Eigenschaft, die die Menschheit vor allen anderen organisierten Wesen unterscheidet, daß wir freilich alle schön sein sollten, daß es aber nichts dazu tut, wenn wir's auch nicht sind, weil die Moralität aus uns spricht — und die Seele von innen heraus das Ungebildete bildet und adelt, setzte ich hinzu. Das nennen wir anderen Menschen nun nicht so, sagte er etwas trocken und nicht ohne Bitterkeit. Wie er sich aus diesem Widerspruch herauswickeln wird, soll mich verlangen. Er hat sehr viel mimisches Talent und kann aussehen, wie der lebendige miltonische Teufel, doch ist's schade um ein so edles Gebilde, es verzerrt zu sehen!

99. (470.) 1795. November 5./9. Schiller an W. v. Humboldt.

Goethe ist seit dem 5. hier in Jena und bleibt diese Tage noch hier, um meinen Geburtstag mit zu begehen. Wir sitzen von Abend um 5 Uhr bis nachts 12, auch 1 Uhr beisammen und schwatzen. Über Baukunst, die er jetzt als Vorbereitung auf seine italienische Reise treibt, hat er manches Interessante gesagt, was ich mir habe zueignen können. Sie kennen seine solide Manier, immer von dem Objekt das Gesetz zu empfangen und aus der Natur der Sache heraus ihre Regeln abzuleiten. So versucht er es auch hier, und aus den drei ursprünglichen Begriffen — der Base, der Säule (Wand, Mauer und dergleichen) und dem Dach nimmt er alle Bestimmungen her, die hier vorkommen. Die Absurditäten in der Baukunst sind ihm nichts als Widersprüche mit diesen ursprünglichen Bestimmungen der Teile. Von der schönen Architektur nimmt er an, daß sie nur Idee sei, mit der jedes einzelne Architekturwerk mehr oder weniger streite. Der schöne Architekt arbeitet wie der Dichter für den Idealmenschen, der in keinem bestimmten, folglich auch keinem bedürftigen Zustand

sich befindet, also sind alle architektonische Werke nur Annäherung zu diesem Zweck und in der Wirklichkeit läßt sich höchstens nur bei öffentlichen Gebäuden etwas Ähnliches erreichen, weil hier auch jede einschränkende Determination wegfällt und von den besondern Bedürfnissen der einzelnen abstrahiert wird. Sie können wohl denken, daß ich ihn bei dieser Idee, die so sehr mit unseren Begriffen zusammen stimmt, festgehalten und weiter damit zu kommen gesucht habe. Ich glaube, man kann den Zweck der Baukunst als schöner Kunst objektiv ganz füglich so angeben, daß sie jedem besonderen Gebäude den Gattungsbegriff des Gebäudes überhaupt gegen den Artbegriff zu behaupten sucht, wodurch sie dann subjektiv den Menschen aus einem beschränkten Zustand zu einem unbeschränkten (der doch wieder durchaus auf Gesetze gegründet ist) führt und ihn folglich ästhetisch rührt.

Goethe verlangt von einem schönen Gebäude, daß es nicht bloß auf das Auge berechnet sei, sondern auch einem Menschen, der mit verbundenen Augen hindurchgeführt würde, noch empfindbar sein und ihm gefallen müsse.

Daß von seiner Optik und seinen naturhistorischen Sachen auch viel die Rede sei, können Sie leicht denken. Da er die letztere gerne vor seiner italienischen Reise (die er im August 1796 anzutreten wünscht) von der Hand schlagen möchte, so habe ich ihm geraten, sie in einzelnen Aufsätzen in seiner darstellenden Manier zu den Horen zu geben. Ohnehin ist sonst nicht viel von ihm für das folgende Jahr zu hoffen.

Wir haben dieser Tage auch viel über griechische Literatur und Kunst gesprochen.

100. (474.) 1796. Januar. Schiller.

Goethe, der bei uns ist, macht mir zu viel Lärm.

Seitdem Goethe hier ist, haben wir angefangen, Epigramme von einem Distichon im Geschmacke der Xenien des Martials zu machen. In jedem wird nach einer deut-

schen Schrift geschossen. Es sind schon seit wenig Tagen über zwanzig fertig, und wenn wir etliche Hundert fertig haben, so soll sortiert und etwa ein Hundert für den Almanach beibehalten werden.

101. (487.) 1796. Juni 17. Jean Paul F. Richter.

Jean Paul (1763—1825) lebte in den Jahren 1796—97 und 1798 in Weimar, konnte aber zu den dortigen Kreisen keine nähere Fühlung erlangen.

Gleichwohl kam ich mit Scheu zu Goethe. Die Ostheim* und jeder malte ihn ganz kalt für alle Menschen und Sachen auf der Erde. — Ostheim sagte: er bewundert nichts mehr, nicht einmal sich; — jedes Wort sei Eis, zumal gegen Fremde, die er selten vorlasse; er habe etwas Steifes, reichsstädtisch Stolzes — bloß Kunstsachen wärmen noch seine Herznerven an, daher ich Knebel bat, mich vorher durch einen Mineralbrunnen zu petrifizieren und zu inkrustieren, damit ich mich ihm etwan im vorteilhaften Lichte einer Statue zeigen könne. — (Ostheim rät mir überall Kälte und Selbstbewußtsein an.) Ich ging ohne Wärme, bloß aus Neugierde. Sein Haus frappiert: es ist das einzige in Weimar im italienischen Geschmack, mit solcher Treppe, ein Pantheon voll Bilder und Statuen; eine Kühle der Angst presset die Brust, — endlich tritt der Gott her; kalt, einsilbig, ohne Akzent. Sagt Knebel z. B.: Die Franzosen ziehen in Rom ein. — Hm! sagt der Gott. Seine Gestalt ist markig und feurig, sein Auge ein Licht (aber ohne angenehme Farbe). Aber endlich schürete ihn nicht bloß der Champagner, sondern die Gespräche über die Kunst, Publikum usw. sofort an und — man war bei Goethe. Er spricht nicht so blühend und strömend wie Herder, aber scharf bestimmt und ruhig.

102. (497.) 1796. September. Caroline v. Wolzogen.

Caroline v. Wolzogen geb. v. Lengefeld, gesch. v. Beulwitz (1763—1847) Schillers Schwägerin.

* Charlotte v. Kalb geb. Marschalk v. Ostheim.

Mit Rührung erinnere ich mich, wie uns Goethe in tiefer Herzensbewegung, unter hervorquellenden Tränen, den Gesang, der das Gespräch Hermanns mit der Mutter am Birnbaume enthält, gleich nach der Entstehung vorlas. So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen, sagte er, indem er sich die Augen trocknete.

103. (502.) 1796. Herbst. Wieland.

Goethe, der beinahe fünf Monate in Jena lebte, ist seit fünf bis sechs Wochen wieder hier und fährt fort ein mir sehr angenehmes Verhältnis mit mir zu unterhalten, wirklich das reinste und einzige, das zwischen uns bestehen kann und soll. Er ist ein sonder- und wunderbarer Sterblicher, aber bei allem dem so sehr aus Einem Stück, so sehr bona fide alles, was er ist, mit allem seinen Egoismus so wenig übeltätig, oder vielmehr im Grunde so gutartig, und mit allen Anomalien seiner produktiven Kraft ein Mann von so mächtigem Geist und unerschöpflichen Talenten, daß es mir unmöglich ist, ihn nicht lieb zu haben, wie oft ich auch im Fall bin zu wünschen, daß dies oder jenes anders an ihm wäre.

104. (510.) 1797. April, Anf. W. v. Humboldt an seine Gattin.

Karl Wilhelm v. Humboldt (1767—1835), preußischer Staatsmann, Sprach- und Literaturforscher. Seine Gattin Caroline geb. v. Dacheroeden lebte in ihrer Jugend in Erfurt und war von da aus mit den weimarischen Kreisen in nähere Berührung gekommen.

Goethe ist unendlich gut und freundschaftlich, und es lebt sich sehr schön so nah und allein mit ihm. Zwar allein seh' ich ihn gewöhnlich nur die Abende, aber die sind auch überaus hübsch. Er ist so vertraulich, spricht so leicht über die Dinge, die ihm die liebsten sind, wird so schön davon erwärmt und erscheint ganz, zugleich in der eignen Zuversicht und Bescheidenheit, die ihm so ausschließend eigen sind. Auf die Freude und den Nutzen, den ihm das Zusammenleben mit Schiller gibt, kommt er oft zurück.

Nie vorher, sagt er, hätte er irgend jemand gehabt, mit dem er sich über ästhetische Grundsätze hätte vereinigen können; die einzigen wären noch Merck in Darmstadt und Moritz gewesen; allein obgleich beide mit ihm in Absicht des Takts übereingekommen wären, so hätte er sich wenig mit ihnen verständigen können. Zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre hätte er also so ganz über sich allein gelebt, und daher sei es mit gekommen, daß er in einer ganzen langen Zeit so wenig gearbeitet habe. Desto rüstiger scheint er jetzt. Den Plan von Hero und Leander hat er zwar ziemlich aufgegeben; er meint, es sei ein fremdes Sujet, das sich nie recht frei würde behandeln lassen. Aber dafür hat er mir seinen andern Plan erzählt, von dem mir schon Schiller sagte. Dieser Stoff ist aus höheren Ständen genommen, und damit er doch alles Förmliche los wird und eine reine und volle Natur bekommt, hat er eine Jagdpartie gewählt. Nur bei der Jagd, meint er, zeige sich noch etwas dem Heldenalter gleichsam Ähnliches, weil doch da jeder selbst tätig sein, selbst Hand anlegen muß. Er läßt einen deutschen Erbprinzen, der mit im Kriege gewesen ist, im Winter zu seiner Familie zurückkommen. Der erste Gesang fängt mit einem Frühstück an, das nach einer geendigten Schweinsjagd genommen wird. In den Gesprächen, die bei dieser Gelegenheit entstehen, findet er Veranlassung über Krieg, über das Schicksal der Staaten usw. zu reden und so das Interesse auf einen weiten Schauplatz hinauszuspielen. Plötzlich kommt die Nachricht, daß in einem benachbarten kleinen Städtchen beim Jahrmarkt Feuer ausgekommen sei und bei der Verwirrung, die dadurch entsteht, wilde Tiere losgekommen wären, die man da sehen ließ. Nun macht sich der Prinz und sein Gefolge auf und die heroische Handlung dieses epischen Gedichts ist nur eigentlich die Bekämpfung dieser Tiere. Mehr vom Detail hat er mir noch nicht gesagt. Zum Hermann wird sich dieses Gedicht schön stellen. Der Hermann ist so durchaus rührend; er hat überall den

Menschen, das Schicksal, den Wechsel, dem das Privatglück unterworfen ist, zum Hintergrunde, dies wird prächtiger und feuriger, es wird weniger idyllenartig auf einzelne Lagen, friedlichen Genuß, noch mehr episch auf große Massen, Staaten und Völker, kühne Unternehmungen usw. hinweisen. Der ganze Ton von Anfang herein soll dies ankündigen und jeder Umstand dazu passen. So erscheint z. B. im Hermann die Feuersbrunst, schon wie sie verglimmt und nur noch der letzte Rauch aufsteigt; in diesem neuen Gedicht schlagen die vollen Flammen noch wild übereinander. Was diesen Goetheschen Gedichten ein so schönes Leben und diese bewundernswürdige Individualität gibt, ist, daß er nichts schildert, was er nicht ganz oder doch einigermaßen gesehen hat. Davon geht er überall aus, und da er nun auf der andern Seite diesen feinen und hohen Kunstsinn hat, so erkläre ich mir dadurch die unnachahmliche Haltung, in der immer Natur und Kunst bei ihm stehen, wo nie etwas anderes, als die volle und reine Natur und doch nie die bloße Natur, nie etwas Materielles erscheint.

Das Epos „Die Jagd" kam nicht zustande, den Stoff benutzte Goethe später zu der 1827 geschriebenen „Novelle".

105. (528.) 1797. Oktober 22. G. Geßner.

Georg Geßner (1765—1843), Pfarrer am Waisenhaus in Zürich, der Schönenhof die Wohnung seiner Schwiegermutter erster Ehe, Barbara Schultheß, einer Freundin Goethes. In zweiter Ehe war Geßner mit einer Tochter Lavaters verheiratet; er war besorgt, daß Goethe mit diesem nicht zusammenträfe, da es zwischen beiden längst zum Bruch gekommen war. Goethe wohnte im Gasthof zum Schwert.

Ich ging in den Schönenhof, in der sonderbaren Erwartung, da vielleicht Goethe zu sehen. Er kam. Stirne und Augen Mose's, lauter Geist und Feuer — im Munde etwas Verzogenes, woran er selbst muß schuld sein. Wir sprachen von Fichtianismus — seiner Unheilbarkeit — von Professor Niethammer in Jena, der ein sehr moralischer

Mensch sein soll. Dann von den Franken, er urteilte äußerst vernünftig über den Extremzustand ihres Geistes, wo alle Moral beseitigt wird. Er erzählte von seinem mitgemachten Feldzug — äußerst feine psychologische Bemerkungen. Der Krieg zeigt die Menschen in der rohen Stärke aller Leidenschaften. Viel Edukation — Gehorsam — Menschenverschiedenheit. Ich begleitete ihn noch zum Gasthof zum Schwert.

106. (529.) 1797. Oktober 23. G. Geßner.

Abends um 7 Uhr wieder im Schönenhof. Goethe war da zum Nachtessen; er schien nicht sehr im Trumpf zu sein. Ich fragte ihn über Vossens Übersetzung, die ihm nach guten Grundsätzen gemacht schien. Über seinen Hermann — über diese Art der Dichtung. Am Tisch über allerlei gesprochen. Erst nach 10 Uhr weg. Ich begleitete Goethe noch bis zum Schwert.

107. (533.) 1797. Nov. 19./Dez. 19. Jean Paul.

Goethe urteilt über den Hesperus günstig, so wie ich einmal von Ahlefeldt hörte, ferner, er sähe doch, daß es mir mit dem Guten ernst wäre, er bekäme aber Gehirnkrämpfe von dem Werfen aus einer Wissenschaft in die andere — ich zeige mein Wissen zu sehr; er wisse auch ein wenig, liefere aber nur das Resultat; wenn er über das Irdische in den Himmel gehoben sei, komme auf einmal wieder ein Spaß.

108. (549.) 1798. August, Ende. Jean Paul.

Apropos! ich war auch bei Goethe, der mich mit ganz stärkerer Verbindlichkeit und Freundlichkeit aufnahm, als das erstemal. Ich war dafür freier, kühner und weniger voll Liebe, und darum in mich gegründeter. Er fragte mich nach der Art meiner Arbeiten, weil es völlig seinen Kreis überschritte; wie mir Fichte gefallen. Über letzteren: Er ist der größte neuere Scholastiker — zum Poeten wird

man geboren, aber zum Philosophen kann man sich machen, wenn man irgendeine Idee zur transszendenten, fixen macht. — Die Neueren machen das Licht zum Gegenstand, den es doch nur zeigen soll. — Er wird nach vier Monaten den Faust vollenden; er sagt: Er könne sechs Monate seine Arbeit voraussagen, weil er sich zu einer solchen Stimmung durch geschickte leibliche Diätetik vorbereite.

109. (552.) 1798. September, Ende. Charlotte v. Schiller.

Charlotte v. Sch. geb. v. Lengefeld (1766—1841), seit 1790 des Dichters Gattin.

Es ist erstaunend, welchen Einfluß seine Nähe auf Schillers Gemüt hat, und wie belebend für ihn die häufige Kommunikation seiner Ideen mit Goethe ist; er ist ganz anders, wenn er auch nur in Weimar ist. Mir selbst ist Goethe auch sehr lieb, aber er wird mir noch lieber um Schillers willen. Goethe ist auch hier in Jena viel anders; es ist recht eigen, welchen Eindruck der Ort auf ihn macht, in Weimar ist er gleich steif und zurückgezogen; hätte ich ihn hier nicht kennen lernen, so wäre mir viel von ihm entgangen und gar nicht klar geworden. Ich glaube doch, daß auf diese Stimmung die häuslichen, zu der Welt in Weimar nicht passenden Verhältnisse am meisten Einfluß haben, hier fällt die strenge Beurteilung weg, und dies macht ihm seine Existenz freier in der Idee.

110. (555.) 1798. Oktober. A. Genast.

Anton Genast, eigentl. Kynast (1765—1831), Schauspieler und Regisseur; sein Sohn Ed. Genast (1797—1866), der den gleichen Beruf wählte, veröffentlichte seines Vaters und seine eigenen Erinnerungen aus dem Bühnenleben.

Goethes Tätigkeit bei der Inszenierung des Wallenstein war unermüdlich. Hofrat Meyer mußte alle möglichen Holzschnitte, welche Szenen aus dem Lagerleben des 30jährigen Krieges darstellten, herbeischaffen, um die Gruppen auf der Bühne danach zu stellen; sogar eine alte Ofenplatte, worauf eine Lagerszene aus dem 17. Jahr-

hundert sich befand, wurde einem Kneipenwirt in Jena zu diesem Zweck entführt. Goethe leitete das Studium der Schauspieler und stattete an Schiller (nach Jena) genauen Bericht ab; bis zur letzten Probe veränderte Schiller noch dieses und jenes. Mir war der Dragoner zugeteilt worden. Eines Tages jedoch ließ mich Goethe zu sich rufen und teilte mir mit, daß Schiller gesonnen sei, noch einen Kapuziner in das Lagerleben hineinzubringen, der den Soldaten predigen sollte; da Schiller dabei um Rat frage, so habe er ihm einen Band des Abraham a Santa Clara gesandt und mich zum Darsteller der drastischen Figur, welche der Kapuziner abgeben würde, vorgeschlagen. Da Ihr, sagte er, viel mit solchen Kuttenmännern in Berührung gekommen seid, so werdet Ihr gewiß den Ton treffen, der zu einem solchen Feldpfaffen gehört. Schickt Euren Dragoner in meinem Namen an Benda.

Meinem Kollegen Becker hatte Goethe den zweiten Holkschen Jäger zugeteilt. Obgleich Becker von Anfang an mit dieser untergeordneten Rolle sehr unzufrieden war und weit lieber den Wachtmeister gespielt hätte, getraute er sich doch nicht, die Annahme desselben zu verweigern, solange ich in Besitz einer ähnlichen war; kaum hörte er aber von dem mir übertragenen Kapuziner, so erklärte er mir auch schon, daß er den Jäger nicht spielen würde und beauftragte mich als fungierenden Wöchner, dies dem Herrn Geheimen Rat zu melden. Mir ward nicht wohl bei der Kommission, und ich kleidete sie wenigstens in die etwas gefälligere Form einer Bitte meines Kollegen. Nichtsdestoweniger geriet Goethe in den heftigsten Zorn, bestand darauf, daß Becker die Rolle spielen müsse und setzte hinzu: Sagen Sie dem Herrn Becker: wenn er sich dennoch weigern sollte, so würde ich die Rolle selber spielen. Becker weigerte sich aber nicht mehr.

111. (581.) 1798. Dezember 4./7. Nach L. Tieck.

Ludwig Tieck (1775—1853), Führer der romantischen Dichterschule, Übersetzer und Kritiker.

Tieck erzählte Goethen von seinen Studien des Shakespeare und dessen Zeitgenossen. Dies führte auf Ben Jonson. Er schilderte dessen durchgehenden Gegensatz gegen Shakespeare und endete mit der Frage, ob Goethe nicht einen Versuch mit dem sonderbaren Schriftsteller machen wolle. Da Goethe bereitwillig darauf einging, schlug er ihm den Volpone vor und überbrachte ihm die Folioausgabe. Als er ihn nach einiger Zeit wieder besuchte, hatte Goethe das empfohlene Drama soeben durchgelesen. Das Buch lag noch vor ihm. Hören Sie, verehrter Freund! rief er ihm besten Humors entgegen, indem er mit der Hand auf den Deckel des Buches schlug, das ist ja ein ganz verfluchter Kerl! Ein wahrer Teufelskerl! Tieck sprach seine Freude aus, daß seine Empfehlung sich bewährt habe. Ja, das ist ein Schwerenotskerl! fuhr Goethe mit derselben Handbewegung fort, was hat der für Kniffe im Kopfe! Auf die Frage, ob er nicht noch einiges andere lesen wolle, um ihn ganz kennen zu lernen, antwortete er abwehrend: Nein, verehrter Freund, nun ist es genug! Nichts weiter! Ich kenne ihn jetzt, und das reicht hin.

112. (614.) 1799. Mai. Amalie v. Helvig geb. v. Imhoff.

Amalie v. Imhoff (1776—1831), Nichte der Frau v. Stein, heiratete den dänischen Oberstleutnant v. Helvig, der dann in preußischen Dienst trat.

Nie haben Goethe oder Schiller eine Zeile in einer meiner Arbeiten selbst gestrichen, sie aber ebenso wenig anders als fertig gesehen, soweit ich sie ihnen mitteilte. Zwei Gesänge der Schwestern von Lesbos waren eben vollendet, als Goethe, von meiner neuen Arbeit unterrichtet, sie zu hören begehrte. Ich las sie auf sein Verlangen ihm vor und erzählte ihm den Plan des Ganzen.

Als Goethe so gütig war, mir einige Bemerkungen wegen des Hexameters zu machen, entdeckte er nicht ohne spaßhafte Verwunderung, daß ich noch gar nicht wisse, was ein Hexameter sei. Er sagte mir: Ich verstehe: das

Kind hat die Hexameter gemacht, wie der Rosenstock die Rosen trägt.

Goethe selbst setzte sich hin, mir das Schema für diese Versform aufzuschreiben, die ich freilich von da an sehr ernstlich studierte, besonders an Luise von Voß, die Goethe mir angeraten. Ich habe das von mir korrigierte Manuskript, für die zweite Auflage mit eingerechnet, eigenhändig siebenmal abgeschrieben. Goethe selbst war so gütig die Korrekturbogen mit mir nachzusehen, welche Stunden einen so reichen Schatz von Unterricht für mich enthielten und überhaupt etwas so Erhebendes und Poetisches in allen Nebenumständen hatten, daß diese Momente allein ein gewöhnliches langes Leben aufwiegen.

113. (600.) 1800. Oktober 22./24. Ungenannt.

Eine ganz eigentümliche Bewandtnis hatte es mit der Aufführung von Paläophron und Neoterpe am Geburtsfeste der Herzogin Amalia, 24. Oktober 1800. Ganz kurz vorher war die stolze Vasti von Gotter im Salon der Herzogin wiederholt gegeben worden, und alle Teilnehmenden spielten so allerliebst, daß Goethe, von dem heiteren Eindrucke hingerissen, ihnen alsobald gelobte, schnell noch ein neues Stück zu dichten, mit dem sie am Geburtstage die geliebte Fürstin überraschen sollten. Aber bis dahin waren nur noch ganz wenige Tage. Um nun die, bei so knapper Frist allerdings schwierige Aufgabe möglichst rasch zu lösen und sowohl sich, als die Spielenden in begeisterte Stimmung zu versetzen, ergriff Goethe folgendes heroische Mittel. Er lud sich bei den Hofdamen zum Frühstücke und zwar auf Punsch, ein, versammelte die Personen, denen er Rollen zudachte, um sich, und diktierte nun der Fräulein von Göchhausen die verschiedenen Rollen in die Feder, während er selbst im Zimmer auf und ab schritt.

Sobald eine Rolle bis auf einen gewissen Punkt diktiert war, mußte sie sofort memoriert — und sobald die

entsprechende zweite Rolle auf das Papier gebracht war, gleich mit dieser zusammen probiert werden, wobei Goethe aufs lebhafteste antrieb, vorspielte und einwirkte. So geschah es denn, daß in zweien Vormittagen das Stück fertig wurde und, nach einer Hauptprobe am dritten Tage, wirklich am 24. Oktober aufs trefflichste und zur höchsten Freude der Herzogin gespielt werden konnte.

Neoterpe ward von der Hofdame Fräulein von Wolfskeel, Paläophron vom Grafen Brühl, Griesgram vom (damaligen Regierungsrat) Freiherrn von Fritsch II, Haberecht vom Kammerrat Ridel gegeben. Aber beinahe wäre noch im letzten Momente alles an Gelbschnäbelchen und Naseweis gescheitert, indem die dazu angelernten Kinder sich die häßlichen Nasenmasken durchaus nicht anhängen lassen wollten, so daß Goethe sich genötigt sah, noch in größter Hast ein paar Kinder vom Theater aufzutreiben und einzuexerzieren, die denn doch glücklicherweise sich ihrer Rolle ganz leidlich entledigten.

114. (606.) 1800. Dezember 31. H. Steffens.

Hinrich Steffens (1773—1845), ein geborener Norweger, war als Jenaer Student mit Goethe schon mehrfach zusammengetroffen. Naturforscher und Philosoph. Professor in Halle, Breslau, Berlin.

Den wirklichen Anfang des Jahrhunderts verlebte ich mit meinen Jenaer Freunden, und zwar in Weimar auf einer Maskerade, durch den Hof veranstaltet. Ein wohlgeordneter, von Goethe entworfener Aufzug machte den Anfang.

Nach Mitternacht zogen Goethe, Schiller und Schelling sich in ein Nebenkabinett zurück. Ich durfte von der Gesellschaft sein. Einige Bouteillen Champagner standen auf dem Tisch und die Unterhaltung wurde immer lebhafter. Da fiel mir, der ich mit meiner nordischen Virtuosität nüchterner blieb, als die alten Herren, die Veränderung auf, die mit zwei so bedeutenden Persönlichkeiten vorging. Goethe war unbefangen lustig, ja übermütig, während

Schiller immer ernsthafter ward und sich in breiten doktrinären ästhetischen Explikationen erging; sie hatten die größte Ähnlichkeit mit seiner bekannten Kritik über Klopstock, und er ließ sich nicht stören, wenn Goethe ihn durch irgendeinen geistreichen Einwurf in seinem Vortrag zu verwirren suchte. Schelling behielt fortdauernd seine ruhige Haltung, ich konnte ihm kaum eine Veränderung anmerken. Der Arzt Hufeland war eben im Begriff, einem Rufe nach Berlin zu folgen. Er trat etwas später herein, und so beliebt der treffliche Mann war, sprach sich doch die Abneigung gegen Preußen ziemlich unbefangen aus, und er ließ sich's gutmütig gefallen, Gegenstand unserer Scherze zu sein.

Diese Nacht ist mir um so wichtiger geworden, weil ich bald darauf in Freiberg erfuhr, welche bedenkliche Folge dieser Abend für Goethe gehabt hat. Er unterlag zum erstenmal, wenn ich nicht irre, in seinem Leben einer bedeutenden Krankheit, und der Gedanke an seinen bevorstehenden Tod, der ihn später, wenigstens mehrere Jahre gequält hat, war eine Folge dieser Krankheit.

115. (621.) 1801. Januar 26. Charlotte v. Stein.

Frau v. Stein besuchte mit Frau v. Schiller Goethen nach seiner Genesung.

Er bat uns aufs neue um unsere Freundschaft, als wenn er wieder in der Welt angekommen wäre.

116. (618.) 1794/1800. Schiller an Charlotte Gräfin Schimmelmann.

Einige Äußerungen in Ihrem Briefe führen mich natürlich auf meine Bekanntschaft mit Goethe, die ich auch jetzt, nach einem Zeitraum von sechs Jahren, für das wohltätigste Ereignis meines ganzen Lebens halte. Ich brauche Ihnen über den Geist dieses Mannes nichts zu sagen. Sie erkennen seine Verdienste als Dichter, wenn auch nicht in dem Grade an, als ich sie fühle. Nach meiner innigsten Überzeugung kommt kein anderer Dichter ihm an

Tiefe der Empfindung und an Zartheit derselben, an Natur und Wahrheit und zugleich an hohen Kunstverdiensten auch nur von weitem bei. Die Natur hat ihn reicher ausgestattet als irgendeinen, der nach Shakespeare aufgestanden ist. Und außer diesem, was er von der Natur erhalten, hat er sich durch rastloses Nachforschen und Studium mehr gegeben, als irgend ein anderer. Er hat es sich 20 Jahre mit der redlichsten Anstrengung sauer werden lassen, die Natur in allen ihren drei Reichen zu studieren, und ist in die Tiefen dieser Wissenschaften gedrungen. Über die Physik des Menschen hat er die wichtigsten Resultate gesammelt und ist auf seinen ruhigen einsamen Wegen den Entdeckungen vorausgeeilt, womit jetzt in diesen Wissenschaften so viel Parade gemacht wird. In der Optik werden seine Entdeckungen erst in künftiger Zeit ganz gewürdigt werden, denn das Falsche der Newtonschen Farbenlehre hat er bis zur Evidenz demonstriert, und wenn er alt genug wird, um sein Werk darüber zu vollenden, so wird diese Streitfrage unwiderleglich entschieden sein. Auch über den Magnet und die Elektrizität hat er sehr neue und schöne Ansichten. So ist er auch in Rücksicht auf den Geschmack in bildenden Künsten dem Zeitgeiste sehr weit voraus und bildende Künstler könnten vieles bei ihm lernen. Welcher von allen Dichtern kommt ihm in solchen gründlichen Kenntnissen auch nur von ferne bei, und doch hat er einen großen Teil seines Lebens in Ministerialgeschäften aufgewendet, die darum, weil das Herzogtum klein ist, nicht klein und unbedeutend sind. Aber diese hohen Vorzüge seines Geistes sind es nicht, die mich an ihn binden. Wenn er nicht als Mensch für mich den größten Wert von allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern. Ich darf wohl sagen, daß ich in den sechs Jahren, die ich mit ihm zusammen lebte, auch nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner

Natur, und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute; darum haben sich Schwätzer und Heuchler und Sophisten in seiner Nähe immer übel befunden. Diese hassen ihn, weil sie ihn fürchten; und weil er das Falsche und Seichte im Leben und in der Wissenschaft herzlich verachtet und den falschen Schein verabscheut, so muß er in der jetzigen bürgerlichen und literarischen Welt notwendig es mit vielen verderben. Sie werden nun aber fragen, wie es komme, daß er bei dieser Sinnesart, mit solchen Leuten, wie die Schlegelschen Gebrüder sind, in Verhältnis stehen könne. Dieses Verhältnis ist durchaus nur ein literarisches und kein freundschaftliches, wie man es in der Ferne beurteilt. Goethe schätzt alles Gute, wo er es findet, und so läßt er auch dem Sprach- und Verstalent des älteren Schlegel und seiner Belesenheit in alter und ausländischer Literatur, und dem philosophischen Talent des jüngeren Schlegel Gerechtigkeit widerfahren. Und darum, weil diese beiden Brüder und ihre Anhänger die Grundsätze der neuen Philosophie und Kunst übertreiben, auf die Spitze stellen und durch schlechte Anwendung lächerlich oder verhaßt machen, darum sind diese Grundsätze an sich selbst, was sie sind, und dürfen durch ihre schlimmen Partisans nicht verlieren. An der lächerlichen Verehrung, welche die beiden Schlegel Goethe erweisen, ist er selbst unschuldig, er hat sie nicht dazu aufgemuntert, er leidet vielmehr dadurch und sieht selbst recht wohl ein, daß die Quelle dieser Verehrung nicht die reinste ist; denn diese eiteln Menschen bedienen sich seines Namens nur als eines Paniers gegen ihre Feinde, und es ist ihnen im Grunde nur um sich selbst zu tun. Dieses Urteil, das ich Ihnen hier niederschreibe, ist aus Goethes eigenem Munde, in diesem Tone wird zwischen ihm und mir von den Herren Schlegel gesprochen.

Insofern aber diese Menschen und ihr Anhang sich dem einreißenden Philosophenhaß und einer gewissen kraftlosen seichten Künstlerkritik tapfer entgegensetzen, ob sie gleich selbst in ein anderes Extrem verfallen, insofern kann

man sie gegen die andere Partei, die noch schädlicher ist, nicht ganz sinken lassen, und die Klugheit befiehlt zum Nutzen der Wissenschaft ein gewisses Gleichgewicht zwischen den idealistischen Philosophen und den Unphilosophen zu beobachten.

Es wäre zu wünschen, daß ich Goethe ebensogut in Rücksicht auf seine häuslichen Verhältnisse rechtfertigen könnte, als ich es in Absicht auf seine literarischen und bürgerlichen mit Zuversicht tun kann. Aber leider ist er durch einige falsche Begriffe über das häusliche Glück und durch eine unglückliche Ehescheu in ein Verhältnis geraten, welches ihn in seinem eigenen häuslichen Kreise drückt und unglücklich macht, und welches abzuschütteln er leider zu schwach und zu weichherzig ist. Dies ist seine einzige Blöße, die aber niemand verletzt als ihn selbst, und auch diese hängt mit einem sehr edlen Teil seines Charakters zusammen. Ich bitte Sie, meine gnädige Gräfin, dieser langen Äußerung wegen um Verzeihung, sie betrifft einen verehrten Freund, den ich liebe und hochschätze und den ich ungern von Ihnen beiden verkannt sehe. Kennten Sie ihn so, wie ich ihn zu kennen und zu studieren Gelegenheit gehabt, Sie würden wenige Menschen Ihrer Achtung und Liebe würdiger finden.

117. (622.) 1801. März 1. H. Schmidt.

Heinr. Schmidt (1779—1857) trat in den Verband der Weimarischen Bühnen, wurde später Direktor des fürstlich Esterhazyschen Theaters in Eisenstadt.

Ich beschloß, mich dem Theater zu widmen, jedoch nicht, ohne vorher den Rat einsichtsvoller Männer darüber erforscht zu haben. Wie konnte ich aber in Weimar über die Wahl dieser Männer anstehen! Lebte nicht Schiller da und hatte er mich nicht freundlich aufgenommen? An ihn wandte ich mich und wagte es, ihn um seine Meinung zu bitten. Der sorgsam bescheidene Mann wollte es nicht allein auf sich nehmen und versprach, mit Goethe darüber zu sprechen. Bald darauf erhielt ich auch wirklich eine Einladung, zu Schiller zu

kommen. Es war eines Sonntags nachmittags um 5 Uhr. Auch Goethe kam. Ich las einiges vor: einen Monolog und einige Szenen aus Leben und Tod König Johanns von Shakespeare. Goethe sprach sich dann weitläufig und, was noch mehr, mit augenscheinlicher innerer Anregung über den Schritt aus, sich dem Theater zu widmen, und wandte dann das Ausgesprochene auf mich an. Wenn er auch, meinte er, hier Verständnis des Dichters, entsprechende Äußerlichkeit, gutes Organ zugeben wolle, so könne er doch zwei Besorgnisse nicht umgehen, nämlich daß mich, wenn ich jetzt so unvorbereitet in die Welt träte, das Leben selbst in seine magischen Kreise und somit von der Neigung und Liebe zum nachgespiegelten hinwegziehen würde, und doch würde ich der Nachhilfe dieser Neigung und Liebe noch sehr bedürfen, um auf dem Wege zum Ziele zu beharren, da er mir dadurch sehr erschwert werden würde, daß mir Nachahmungstrieb und Nachahmungsgabe, worauf jetzt noch die Schauspielkunst hauptsächlich mit begründet sei, gänzlich abzugehen scheine. Er verbreitete sich noch umständlicher darüber und verließ uns hierauf, um zu den Frauen, wie er sagte, in das anstoßende Zimmer hinüberzugehen. Während dessen war der höchst liebens- und verehrungswürdige Schiller treulich und angelegentlich bemüht, mir noch näher zu erklären, was Goethe gemeint und geäußert hatte, doch ohne sich irgendeinen Zusatz zu erlauben.

Als Goethe zurückgekommen, erteilte er mir für den Fall, daß ich nun noch bei meinem Vorsatz beharren wollte, die höchst willkommene Erlaubnis, zweimal die Woche zu ihm zu kommen und mit ihm eine auswendig gelernte Rolle durchzugehen.

118. (623.) 1801. März. H. Schmidt.

Ich sprach den berühmten Monolog aus Hamlet wieder nach der Schlegelschen Übersetzung und hatte dabei die Stellung angenommen, daß ich die rechte Hand an das

Kinn legte, während die linke Hand den rechten Arm, an der Spitze des Ellenbogens herabhängend, unterstützte. Goethe äußerte sich nicht mißbilligend über diese Stellung: auch tadelte er nicht, daß ich den größten Teil des Monologs dabei beharrt hatte; denn dieses Beharren des Schauspielers in einem Gest teile dem Zuschauer das Gefühl einer gewissen Ruhe und Sicherheit mit, das jeder Darstellung wohl zustatten komme, und sei bei tragischen Rollen insbesondere von größerer Wirkung als das öftere Wechseln der Stellung und der Gesten, wenn diese nicht durch besondere Ursachen etwa bedingt würden. Doch müsse ich nicht glauben, daß ich nun durch Wahl und Ausführung der angegebenen Stellung dem Ziel, dem Auge ein gutes Bild vorzurücken, viel näher gekommen sei, wenn nicht alles und jedes miteinander übereinstimme. Hier sei z. B. die Hand unter dem rechten Ellenbogen jetzt in eine Faust zusammengezogen, was jedoch gegen alle Regel der Schönheit sei. Die Hand muß so gehalten werden! sagte er und streckte mir dabei seine Hand hin, von der er die mittelsten zwei Finger zusammen, den Daumen aber und die anderen zwei Finger etwas auseinanderhielt, die letzten aber außerdem etwas gebogen herabhängen ließ. So ist sie harmonisch mit dem Ganzen, in der rechten Form und anmutig zugleich; doch sie so zu biegen und zu gestalten sieht leichter aus, als es ist. Nur langer Umgang mit der Malerei, mit der Antike insbesondere, verschafft uns eine solche Gewalt über die Teile des Körpers; denn es gilt hier nicht sowohl Nachahmung der Natur, als ideale Schönheit der Form. Bei Veränderung der Stellungen und Gebärden ist vorzüglich zu beachten, daß sie vorbereitet und langsam geschehe, nicht etwa mitten in der Rede, wobei immer Mäßigung hauptsächlich zu empfehlen ist, damit man zur Steigerung der Effekte Ausdauer gewinnt. Besonders empfehle er mir, den oberen Teil des Armes so ruhig, als möglich zu halten, sowie mit dem Arm nicht den Körper zu decken und ihn dadurch gleich-

sam zu durchschneiden. Der Körper muß immer möglichst frei und zwei Dritteile dem Publikum zugekehrt bleiben, damit alles Profilspiel vermieden werde. Um sich Gebärdenspiel zu erwerben und das Spiel der Arme gelenksam und bezeichnend zu machen, empfahl er bei Übung der Rolle gegen einen Spiegel gekehrt zu sprechen, wobei der Schauspieler jede unrichtige Bewegung bemerken und die passendsten Gesten wählen könne, vorausgesetzt jedoch, daß er vorher seine Aufgabe, seinen Charakter gut durchstudiert habe. Übrigens gab er mir den Rat, auch im Lebensverkehr nie die Haltung und das Gebärdenspiel aus dem Auge zu verlieren, sondern immer an mir zu beobachten; denn dies erleichtere die Aufgabe auf der Bühne außerordentlich. Besonders müsse man bei einem Monolog daran denken, daß man nun allein im Rahmen stehe und daher dem Auge des Zuschauers auch allein ausgesetzt sei. In bezug auf die Deklamation dieses Monologs traf Goethes erste Bemerkung die Stelle der Übersetzung:

> Die unsers Fleisches Erbteil — 's ist ein Ziel
> Aufs innigste zu wünschen.

Das ist ganz gefehlt! Setzen Sie ein „sind" dazu, wenn es nicht dasteht; denn das erste von der Bühne herab ist Verständlichkeit; daher ist die vollständige Aussprache jeder Silbe, um so mehr jedes erforderlichen Wortes nötig. Nichts darf dem Zuhörer vorenthalten werden, damit er hauptsächlich verstehe, was zu verstehen ist. Besonders warnte er vor allem Dialekt, wobei er die dem Sachsen eigene offene Aussprache des e, wie geben, leben (in Sachsen oft wie gäben, läben) als ihm besonders gehässig bezeichnete. Vor allem aber solle anfänglich die Rolle, bevor sie gelernt werde, recht langsam und bestimmt gesprochen und dabei der Ton so tief als möglich gehalten werden, um für die Steigerung desselben auszureichen. Beim Auswendiglernen derselben sei vorzüglich darauf zu sehen, daß es nicht mit falscher Ak-

zentuation usw. geschehe; daß jedes Wort richtig, dem Sinn gemäß gesprochen werde; denn sonst werde der Vortrag und die Aussprache immer fehlerhaft bleiben.

119. (639.) 1801. Oktober. Henriette Gräfin v. Egloffstein.

Henriette Gräfin v. Egloffstein geb. Freiin von Egloffstein (1773—1864), die Mutter der Gräfinnen Karoline und Julia, heiratete in zweiter Ehe 1804 den Oberforstmeister Frhrn. v. Beaulieu-Marronnay. Die hier geplante Gesellschaft, die sog. cour d'amour, kam zustande, wurde aber im nächsten Jahre nicht fortgesetzt, da die Zusammenkünfte sich nicht unterhaltend entwickelten.

Eines Morgens, an welchem sich zufälligerweise außer mir nur noch einige Freundinnen bei der Göchhausen* zum Dejeuner eingefunden hatten, — stellte sich auch Goethe ein und äußerte seine Zufriedenheit darüber, daß er heute Hahn im Korbe sei. Hierauf erklärte er, dies käme ihm recht gelegen, weil er schon längst den Wunsch gehegt, ein vernünftiges Wort mit uns im Vertrauen zu sprechen, und doch brachte er nur die extravagantesten Dinge vor, die uns desto mehr überraschten, als die meisten von uns ihn noch nie in einer solchen Stimmung gesehen und wir uns nunmehr erklären konnten, wie anziehend und liebenswürdig er in früherer Zeit gewesen sein müsse, bevor er die ihm jetzt eigene pedantische Steifheit angenommen hatte. In seiner lebhaften Unterhaltung kam er, wie man im gemeinen Leben sagt, vom Hundertsten ins Tausendste und endlich auch auf das, was er das Elend der jetzigen gesellschaftlichen Zustände nannte. Mit den grellsten Farben schilderte er die Geistesleerheit und Gemütlosigkeit, die sich gegenwärtig überall, besonders aber im geselligen Verkehr bemerklich mache, und hob dagegen das ehemalige gesellige Leben in kräftigen Zügen hervor. Während er hierüber wie der Professor auf dem Katheder dozierte, erhitzte er sich mehr und mehr, bis er endlich seinen ganzen Zorn über den Teufel der Hoffart ergoß, der die Ge-

* Luise v. Göchhausen (1752—1807), Hofdame der Herzogin-Mutter Amalie.

nügsamkeit und den Frohsinn aus der Welt verbannt, dagegen aber die unerträglichste Langeweile eingeschmuggelt habe. Man müsse, meinte er, mit vereinten Kräften gegen diesen bösen Dämon zu Felde ziehen, sonst würde derselbe noch weit mehr Unheil stiften, und gleich auf der Stelle wolle er uns den Vorschlag machen, wir sollten zur Erheiterung des nah bevorstehenden traurigen Winters einen Verein bilden, wie es deren in der guten alten Zeit so viele gegeben habe. Wenn nur ein paar gescheite Leute den Anfang machten, dann würden die übrigen schon nachfolgen, und sich plötzlich zu mir wendend, setzte er hinzu, indem er mir seine Hand reichte: die Wahrheit seiner Behauptung würde sich sogleich bestätigen, wenn ich ihn zum Partner annehmen und den andern mit gutem Beispiel vorangehen wollte. Obgleich mich dieser Antrag überraschte, so hielt ich denselben doch nur für das Aufblitzen einer schnell vorübergehenden Laune und würde es für die lächerlichste Prüderie gehalten haben, nicht in den Scherz einzugehen. Ich legte also unbedenklich meine Hand in die seinige und belachte den Eifer, womit er die andern anwesenden Damen aufforderte, jede von ihnen möge gleichfalls einen poursuivant d'amour erwählen, denn unser Verein müsse nach der wohlbekannten Minnesängersitte eine cour d'amour bilden und auch so genannt werden, indem der Name die poetische Tendenz desselben und die Zwangslosigkeit bezeichne, die unter den Mitgliedern herrschen solle. Ob übrigens Amor seine Rechte bei den letzteren geltend machen könne und dürfe, möge der Macht des kleinen schelmischen Gottes überlassen bleiben.

Goethes Aufforderung hätte eigentlich unsere Wirtin wegen ihres Alters und ihrer Mißgestalt beleidigen können, wäre die sogenannte gute Dame nicht schon längst an unzarte Behandlung gewöhnt gewesen. — Daher kam es denn im gegenwärtigen Falle, daß sie sogleich in seinen Vorschlag einging und mit der ihr eigenen komischen Manier erklärte: sie sei bereit dem Aufruf Folge zu leisten,

da sie mit Gewißheit darauf rechnen könne, einen treuen Seladon zu finden; die anderen schönen Damen möchten nur ihr Heil versuchen, ob ihnen ebenso dienstwillige Narren zu Gebote stehen würden als ihr.

Goethe nahm diese humoristische Erklärung mit dem lebhaftesten Beifall auf und begab sich sogleich an den Schreibtisch unserer gefälligen Wirtin, wo er in der größten Geschwindigkeit die folgenden Statuten der cour d'amour improvisierte:

Erstlich sollte die zu errichtende Gesellschaft aus lauter wohlassortierten Paaren bestehen, die Versammlung derselben wöchentlich einmal, abends nach dem Theater im Goethischen Hause stattfinden und dort ein Souper eingenommen werden, zu welchem die Damen das Essen, die Herren den Wein liefern würden.

Zweitens werde jedem Mitgliede die Erlaubnis erteilt, einen Gast mitzubringen, jedoch nur unter der unerläßlichen Bedingung, daß dieser allen Teilen gleich angenehm und willkommen sei.

Drittens dürfe während des Beisammenseins kein Gegenstand zur Sprache kommen, der sich auf politische oder andere Streitfragen beziehen könnte, damit die Harmonie des Vereins keine Störung erleide.

Viertens und letztens sollten die gegenseitig erwählten Paare nur so lange zur Ausdauer in dem geschlossenen Bündnis verpflichtet sein, bis die Frühlingslüfte den Eintritt der milderen Jahreszeit verkündigten, wo dann jedem Teile freistehen müsse, die bisher getragenen Rosenfesseln beizubehalten oder gegen neue zu vertauschen.

Als Goethe dies merkwürdige Aktenstück uns vorlas, konnte ich mich nicht enthalten, seine auffallende Gravität und den imponierenden Nachdruck zu belächeln, womit er einzelne Stellen betonte.

120. (650.) 1802. Januar 28. A. Genast.

Goethe sagte bei der ersten Leseprobe der Turandot zu den Darstellern der Rollen: Pantalon, Tartaglia, Bri-

gella und Truffaldin. Nun wollen wir einmal diese vier Masken ganz besonders ins Auge fassen. In Italien hatte ich großes Wohlgefallen an ihnen und sie haben mich stets ergötzt. Zunächst ist zu beachten, daß eine bedeutende Abstufung in der Charakteristik bei den vier Personen in Bewegung, Mimik und Rezitation sich herausstellt. Nun las er uns die Szenen derselben vor und entwickelte dabei eine solche drastische Komik, daß sich unter dem ganzen Personale eine ausgelassene Heiterkeit verbreitete. Er selbst amüsierte sich höchlichst dabei. Nun, sagte er, versucht einmal auf diese Art und Weise den Intentionen unseres Schiller nachzukommen, aber ohne mich zu kopieren: jeder folge seinem eigenen Naturell.

121. (682.) 1802. Herbst (und 1803 Frühjahr). Ernestine Voß.

Ernestine Voß geb. Boie (1756—1834), die Gattin des Dichters Joh. Heinrich Voß des älteren (1751—1826), der von Eutin nach Jena gezogen war, von da sich aber 1805 nach Heidelberg wandte.

Als wir im neuen Hause eingerichtet waren, kam Goethe auf mehrere Wochen nach Jena, und besuchte uns oft; auch holte er Voß mehrmals zu einer Spazierfahrt ab, von der dieser stets heiter nach Hause zurückkehrte. Unsere Bitte, abends zuweilen mit uns vorlieb zu nehmen, erfüllte er gern; sich anmelden zu lassen, dazu war er nicht zu bewegen, hinzufügend, für das, was er bei uns sich holen wollte, wäre auch das kleinste Mahl das rechte.

Gegen mich war er stets sehr artig. Eine Freundlichkeit werde ich ihm nie vergessen, die mein Herz traf. Einmal fand er mich im Garten kniend auf dem Boden, um die Einfassung auszubessern. Er untersuchte teilnehmend mein Geschäft und riet Sachen zu wählen, die nicht so leicht vom Zufall gestört würden. Meine Antwort war, ich wäre noch zu unkundig in Jena, um die Plätze zu wissen, wo man sich dergleichen verschaffe. Ich arbeitete fort, während die Herren auf und ab gingen. Als wir

einige Tage später abends aus einer Gesellschaft heimkehrten, fanden wir alles gar zierlich und hübsch eingefaßt und überall Sommerblumen hingepflanzt, unter denen so mancher alte Bekannte. Goethe wollte den Dank dafür nicht annehmen, ward aber beim nächsten Besuch sehr heiter gestimmt durch unsre Freude daran.

122. (693.) 1803. April, Anf. Christiane Vulpius an N. Meyer.

Christiane Vulpius (1764—1816); am 13. Juli 1788 hatte Goethe mit ihr die Gewissensehe geschlossen, die er am 19. Oktober 1806 kirchlich bestätigen ließ. — Nikolaus Meyer (1775—1855), Arzt, hatte während seiner Jenenser Studienzeit viel in Goethes Haus verkehrt.

Wegen dem Geheimen Rat lebe ich sehr in Sorge, er ist manchmal ganz hypochonder, und ich stehe oft viel aus, doch trage ich alles gerne, da es ja nur krankhaft ist, habe aber so gar niemanden, dem ich mich vertrauen kann. Schreiben Sie mir aber hierauf nichts, denn man muß ihm ja nicht sagen, daß er krank ist; ich glaube aber, er wird einmal recht krank. Neulich, als Ihr Brief ankam, war er sehr lustig, und sagte zu mir: Sehe nur mal was dem Doktor seine Briefe an dich so klein und unbedeutend werden, erinnerst du dich, ich habe dir es einmal voraus prophezeit, und wirst bald gar keine mehr bekommen.

123. (719.) 1803. Herbst. November/Dezember und später. Ernestine Voß.

Gegen die Zeit der Weinlese war Goethe wieder auf einige Monate in Jena, aber er traf es bei uns nicht so, daß bei ihm die Lust zu häufigen Besuchen entstehen konnte; denn was uns drückte, lag außer dem Kreise seiner Teilnahme. Doch sollten wir ihn auch in dieser Zeit von seiner liebenswürdigsten Seite kennen lernen. Dann kam er abends in seinen Mantel gehüllt, den er, wie er erzählte, noch in seiner Kriegsperiode genutzt, und hatte vorn auf der Brust eine Laterne, an einem Haken

hängend. So faßte ihn einmal Voß, als er seine Hülle abgeworfen hatte, kräftig schüttelnd an beide Schultern, und sagte: Ihr habt etwas gemacht, was uns gar sehr mißfallen. — Wieso? rief er verwundert, mit ernstem Gesicht. — Ihr habt eine Sammlung so schöner Lieder soeben drucken lassen, und uns nicht einmal auf diese Freude vorbereitet. Der Übergang vom Ernst zu heiterer Gemütlichkeit in seinem schönen Auge war unbeschreiblich, und er ließ uns beide fühlen, daß ihn dieses angenehm überrascht. Voß las nun mehrere Lieder selbst vor, über andere entstand ein lebhaftes Gespräch. — Ein andermal trat er ins Zimmer, als ich eben einen herzlich kindlichen Brief von seiner Nichte Nicolovius erhalten hatte, in dem sie auf ihre gar zu liebe Weise aus dem häuslichen Kreise erzählte, wo ich so ganz heimisch war. Von dieser Nichte hatte ich ihm schon manches mitgeteilt. Wenn Sie diesen Brief lesen, sagte ich zu ihm, so sehen Sie das liebe Kind ganz wie es ist. Er nahm ihn rasch aus meiner Hand, und fing mit heitern Zügen an zu lesen. Allmählich wurden sie ernster, und am Ende liefen ihm die hellen Tränen über die Wangen. Er saß eine Weile schweigend bis er mit lebhaftem Gefühl ausrief: Diese Tochter ist das wahre Ebenbild meiner Cornelia.

Lebhaft wiederholte er einen schon früher geäußerten Wunsch, Voß solle vom Herzog eine Pension annehmen, und da dieses verworfen ward, hieß es, Kleinigkeiten für die Wirtschaft dürfe er doch nicht ablehnen: Korn zum Brotbacken, Futter für die Hühner, Brennholz, ein paar Hasen und Rehe in die Küche, für welche Gegenstände denn auch bald die nötige Anweisung erfolgte.

124. (723.) 1803. Dezember. Amalie v. Helvig.

Anne Germaine von Staël-Holstein geb. Necker (1766—1817), französische Schriftstellerin, Verfasserin des berühmten Buches de l'Allemagne, wozu sie durch Reisen in Deutschland den Stoff sammelte.

Goethe war ebenso gespannt, der Frau von Staël Bekanntschaft zu machen, als sie die seinige. Nach der Begegnung berichtete Goethe seinen Freunden: Es war eine interessante Stunde. Ich bin nicht zu Worte gekommen; sie spricht gut, aber viel, sehr viel. — Ein Damenkreis wollte inzwischen wissen, welchen Eindruck unser Apoll auf die Fremde gemacht habe. Auch sie bekannte, nicht zu Worte gekommen zu sein. Wer aber so gut spricht, dem hört man gerne zu — soll sie geseufzt haben. Wer sprach? Wer schwieg?

125. (733.) 1804. Januar 23. J. G. Cogswell.

Heinr. Benjam. Constant de Rebecque (1767—1830), französischer philosophischer Schriftsteller, reiste in Begleitung der Frau v. Staël. (Urschrift englisch.)

Als Benjamin Constant bei Goethe eingetreten war, begann er nach Art eines echten Franzosen, Goethe mit Schmeicheleien zu überschütten, indem er sagte, wie die Welt voll Bewunderung über die staunenswerte Schöpferkraft seines Genies sei und ihm einen unsterblichen Namen zusichere usw. Goethe richtete seine großen, stolzen Augen auf Constant und antwortete: Ich weiß das, ich weiß das alles, ich weiß auch, daß die Welt mich wie einen Zimmermann ansieht, der ein Kriegsschiff aufs Geratewohl oben im Gebirge gebaut hat, Tausende von Meilen vom Meere entfernt — aber das Wasser wird schwellen, mein Schiff wird schwimmen und seinen Erbauer im Triumph dahintragen, wo vorher nie ein menschlicher Genius hingelangte.

126. (741.) 1804. Februar 12. H. Voß der Jüngere.

Joh. Heinr. Voß der Jüngere (1779—1822) war für eine Gymnasiallehrerstelle in Weimar ausersehen und sollte einige Zeit bei Goethe wohnen, um sich mit den Verhältnissen vertraut zu machen. Mit seinen Eltern (vgl. Nr. 121) zog er nach Heidelberg, wo er eine Professur erhielt. Über seine Gespräche mit Goethe berichtete Voß an verschiedene Freunde.

Mir hat das Herz gepocht, als ich vor seinem Hause stillhielt, als ich die Treppe hinaufging, als sich die Stuben-

tür öffnete. Der Mann war mir so furchtbar majestätisch. Aber wie ganz anders war mir zumute, als er mich freundlich anblickte und ich Durchgefrorner seinen warmen Händedruck fühlte. Er fing auch gar nicht auf der Stelle ein ernsthaftes Gespräch an; er fragte mich mit herzlicher Stimme nach meiner Gesundheit, die ich zum erstenmal einem so strengen Winter- und Windtage ausgesetzt hatte, ließ mich nahe an den Ofen rücken, wollte mir Kaffee, Wein, kurz alles mögliche zum Frühstück auftischen. Der Ton, in dem er mit mir redete, war wie der eines Vaters, und da ward es mir nicht schwer, so viel Zutrauen zu ihm zu fassen und den Mut in seiner Gegenwart zu behaupten, was er so gerne an jungen Leuten wahrzunehmen scheint.

Wir kamen unvermerkt in das erste Gespräch über Schulunterricht hinein, das denn über eine Stunde dauerte, bis wir zu Tische gerufen wurden. Bei Tische ward Goethe aufgeweckt und munter und erzählte viel von seinen Reisen, besonders von Venedig. Nach dem Essen entließ er mich und ging auf sein Zimmer; um fünf Uhr beschied er mich wieder zu sich.

127. (742.) 1804. Februar 13. H. Voß.

Ich stand um sechs Uhr auf, um einige Übersetzungen aus dem Horaz ins reine zu schreiben und einige Arbeiten durchzusehen, die ich für Goethe mitgebracht hatte.

Am Abend dieses Tags nach Tisch mußte ich Goethen meine Übersetzung von Horazens sechster Epistel im ersten Buche vorlesen: Nil admirari usw. Dies gab zu einem sehr schönen Gespräch Anlaß, das aber Goethe beinah allein und bald ganz allein führte. Er redete über den Platonischen Ausspruch, daß die Verwunderung die Mutter alles Schönen und Guten sei. Der ist ein Tölpel, sagte er, der sich nicht verwundern kann, auf den nicht die ewigen Naturgesetze in großen und kleinen Gegenständen — gleichviel, wie groß oder klein die Masse sei — einen

mächtigen Eindruck machen. Das Resultat seiner Rede war, daß der Weise mit dem Nichtbewundern aufhöre. Und so kam er auf den edlen Horaz zurück. Er sprach über eine Stunde mit feuriger Miene, mit der lebendigsten Aktion, aber immer mit solcher Besonnenheit, daß er die Wahrheit seines Themas recht eigentlich durch die Tat bewährte. Zuletzt redete er über die Empfänglichkeit des Gefühls, wie ein lebendiger Geist in der ganzen Gotteswelt nichts als Wunder erblicke und heilige Gottesoffenbarung. Ich kann das nicht, wie es geschehen sollte, wiedererzählen; nimm mit bloßen Andeutungen vorlieb. Als er ausgesprochen hatte, nahm er sein Licht und ging fort ohne ein Wort zu sagen — und Riemer und ich saßen wie Stumme gegeneinander. Ob Goethe uns in Verwunderung hat setzen wollen, das weiß und glaube ich nicht, aber daß er es tat, das weiß ich; denn wohl keiner hat einen Vermittler zwischen Gott und den Menschen mit solcher Ehrfurcht betrachtet, als wir diesen Mann in diesem Augenblicke.

128. (746.) 1804. Februar 16. B. Constant.
(Urschrift französisch.)

Sehr interessantes Mittagessen bei Goethe. Er ist ein Mann voll von Geist, Feuer, Tiefe und neuen Ideen, aber so wenig gutmütig, wie ich noch keinen gekannt habe. Vom Werther sprechend sagte er: Was dieses Werk gefährlich macht, ist, weil darin Schwäche wie Stärke gemalt ist. Aber wenn ich eine Sache nach meinem Sinne mache, kümmern mich die Folgen nicht. Wenn es Narren gibt, denen das Lesen desselben übel bekommt, nun — meinetwegen!

129. (748.) 1804. Februar 12./19. H. Voß.

Äußerst merkwürdig und angenehm ist es, Goethe in seinen Sonntagsgesellschaften als Präzeptor im Vorlesen und Deklamieren zu sehen. Da sitzt die ganze Gesellschaft

um einen langen Tisch (Goethe in der Mitte) und liest abwechselnd. Es traf sich, daß beidemal, als ich zugegen war, aus der Luise gelesen wurde. An Goethe kam die Stelle von der Trauung, die er mit dem tiefsten Gefühle las. Aber seine Stimme ward kleinlaut, er weinte und gab das Buch seinem Nachbarn: Eine heilige Stelle! rief er aus mit einer Innigkeit, die uns alle erschütterte.

Nachher traf ihn die Stelle: den Gesang, den unser Voß in Eutin uns dichtete. Aus dem Pathos, mit welchem er diese Worte vortrug, hätte ich schon seine Liebe zu meinem Vater abnehmen können, wenn mir jenes Gefühl bei Goethe unbekannt gewesen wäre. So sah ich Goethe schon am ersten Tage meiner Ankunft, und von dem Augenblicke an hatte er auch mein ganzes Zutrauen.

130. (749.) 1804. Februar 19. H. Voß.

Mir war es lieb, daß nun die Vorlesung bald abgebrochen ward. Er stand auf und ging in den Saal; ich folgte ihm. Ich trat weinend (laß mich's nur sagen) zu ihm, und er drückte mir beide Hände: Sie haben einen edlen Vater! Das war alles, was er sagte. Ich war fröhlich, als wir uns bald darauf zum Abendessen und zu scherzhafteren Unterhaltungen vereinigten. Es wurde bei Tische gescherzt, gelacht, am Ende sogar die bunte Reihe hindurch geküßt, und Goethe war fast am lustigsten. Nur ein klein Geschichtchen! Ich bat gegen das Ende der Mahlzeit den Hofmeister von Goethes August mir einen Schlag zu geben mit den Worten: Schick weiter! Ich gab ihn meiner Nachbarin Silie und diese ihrem Nachbar, und so ging's weiter bis zur Maaß, die neben Goethe saß. (Der zum Possen hatte ich den Spaß mit der Silie verabredet, und sieh! wie pfiffig ich bin: um nicht vor dem Riß zu stehen, bat ich meinen linken Nachbar, den Anfang zu machen.) Die Maaß stutzte ein wenig, doch entschloß sie sich endlich, Goethe einen tüchtigen Klaps zu geben. Goethe drehte sich zu ihr und küßt sie und darauf

seine andere Nachbarin mit den Worten: Schick's weiter! Die will durchaus nicht, wahrscheinlich weil ihr der Nachbar nicht anstand. Nun, sagt Goethe, wenn's so nicht herum will, muß es retour gehen, läßt sich wieder küssen, küßt wieder die Maaß, und so geht's fort bis auf die kleine Silie, die mir den letzten Kuß gab. Nun denk Dir den armen Riemer, der neben mir saß und leer ausgehen mußte, weil bei mir die bunte Reihe aufhörte, und noch dazu belacht wurde, als Goethe den Urheber des Scherzes ausfragte und alle auf Riemer wiesen.

Frdch. Wilh. Riemer (1774—1845), Hauslehrer für Goethes Sohn und Goethes Sekretär, später Professor am Weimarischen Gymnasium, dann Bibliothekar. Hat zahlreiche Aufzeichnungen über Goethe veröffentlicht und hinterlassen. Mehreres davon enthält unser Anhang von Aussprüchen Goethes. — Silie und Maaß, Schauspielerinnen vom Weimarischen Theater.

131. (760.) 1804. Januar/Februar. Anne Germaine v. Staël. (Urschrift französisch.)

Goethe ist wunderbar geistreich in der Unterhaltung und es paßt sehr gut auf ihn: Geist muß zu plaudern verstehen. Wenn man Goethe zum Reden bringen kann, ist er bewundernswert; seine Beredsamkeit ist von Gedanken erfüllt; seine Plauderei ist zugleich voll Anmut und Philosophie; seine Einbildungskraft ist von den äußeren Gegenständen eingenommen wie die der Künstler bei den Alten und nichtsdestoweniger hat sein Verstand mehr als genug von der Reife unserer Zeit. Nichts verrückt die Stärke seines Kopfes und selbst die Widersprüche seines Charakters, der Laune, Verlegenheit, Zurückhaltung, schreiten wie Schatten am Fuß des Gebirges über den Gipfel, auf den sein Genie gestellt ist.

132. (770.) 1804. März 29./April 8. H. Voß an seine Freunde.

An dem Tage, wo Dethleffen in Berlin angekommen ist, kam ich zu meinem köstlichen Goethe. Ich wurde seinem freundlichen Schreiben gemäß auf das herzlichste aufgenommen: Da ist ja unser Freund wieder, sagte er,

drückte mir traulich die Hand und küßte mich. Ich sah ihm steif ins Auge und es schien mir freundlicher und milder, als jemals. Jawohl ist es wahr, was Du, liebster Solger, mir schriebst: es ist eine Wonne, einen großen Mann zu sehen; aber es ist noch eine größere Wonne, ihn von Herzen und in der innersten Seele zu lieben. Euch darf ich's ja unverhohlen sagen, daß auch ich ein wenig Liebe von ihm habe und mich dessen unaussprechlich freue. Da denke ich denn manchmal: wenn der für dich ist, wer mag wider dich sein? — Lieben Freunde! ich habe Göttertage gehabt. Ich habe Goethe noch mehr genossen, als das erstemal, und jedes Restchen von Scheu und Furcht ist verschwunden. Ich verstehe jetzt das freundliche Salve, das vor seiner Stubentür steht; wahrhaftig auch zu seinem Herzen haben die Söhne des Staubes Zutritt. Ich kann manchmal schwelgen in dem seligen Gefühle, daß ein Mann wie Goethe herzlich sein kann; dies habe ich noch vor sechs Wochen nicht geglaubt, und hatte ein Gefühl weniger, in welchem ich mich jetzt so unaussprechlich reich fühle. — Meine Freunde verstehen mich, sonst schämte ich mich, daß ich Dinge schreibe, die so nahe an Überspannung grenzen, aber Gott sei mein Zeuge, daß ich in diesem Augenblicke von jeder Überspannung entfernt bin. Du teuerer Goethe! wer kann lebhaft an deine schöne, edele und freundliche Miene denken, ohne auf das innigste bewegt zu sein! Wenn Du wüßtest, liebster Abeken, welche Ehrfurcht und Liebe dieser Mann in Weimar durch sein bloßes Dasein verbreitet, wenn Du die vielen leisen Stimmen behorcht hättest, die über ihn einstimmig sich vernehmen lassen, ja, dann würde kein böses Gerücht über ihn nicht mehr bei Dir Eingang finden können, wie Du in einem Briefe schreibst, daß man dergleichen so oft hörte und dadurch irre würde. Ich bin weit entfernt, Goethe für ein durchaus fleckenloses Wesen zu halten; aber Fehler, die seine kleinste Tugend verdunkeln könnten, diese in ihm aufzu-

finden, das halte ich für ein vergebliches und, ich möchte sagen, ein verwegenes Unternehmen.

133. (771.) 1804. März 29./April 8. H. Voß.

Es ist kein Gegenstand, der seiner Aufmerksamkeit entgeht; in alles bringt er Geist und Leben, und wenn er auch von entlegenen Dingen redet, so nimmt er doch die um ihn her liegenden und wechselnden Gegenstände zu Hilfe, um seine Gedanken in sie einzukleiden. Nie braucht er je ein anderes Gleichnis, als das von Dingen hergenommen ist, die er gerade vor sich sieht, und man wundert sich oft, wie er aus einem erbärmlichen Stoffe etwas so Herrliches und Herzerhebendes zu bilden wußte. Wenn er dann in Feuer gerät, so wird sein Schritt hastiger, oder wenn er gewisse Gegenstände fixiert, um sie tief zu ergründen, dann steht er auch wohl gar stille und stemmt einen Fuß vor den anderen, mit dem Körper rückwärts gebogen. Ihm bei Tische gerade entgegenzusitzen und in sein feuriges tiefes Auge zu blicken, ist eine wahre Wonne. (Goethe sagt selbst einmal was Ähnliches in seinem Götz.) Es drückt sich in seinen Zügen bei aller Majestät so viel Güte und Wohlwollen aus. Nie aber ist er angenehmer und liebenswürdiger, als des Abends in seinem Zimmer, wenn er ausgezogen ist und entweder mit dem Rücken gegen den Ofen steht, oder auf dem Sofa sitzt. Ja, da wird es unmöglich, sich ihm nicht hinzugeben. Ob es die Ruhe macht, die abendliche Stille, das Gefühl der Erholung von oft schweren Arbeiten, oder was es ist: dann ist er am heitersten und gesprächigsten, am offensten und herzlichsten. Ja, Goethe kann die Herzlichkeit selbst sein. Dann hat sein, manchmal furchterregender Blick auch alles Schreckhafte verloren.

134. (772.) 1804. April. H. Voß.

Als ich zum zweitenmal bei Goethe war, wurde mir gerade mein Doktordiplom ausgefertigt und Goethen von

Jena aus für mich zugeschickt. Mir verschwieg er's. August mußte nach Belvedere hingehen, um Lorbeer- und Zitronenzweige zu holen. Bei Tisch wußte ich noch nichts davon. Nach dem Essen sagte Goethe zur Vulpius: Mein Kind! der Voß sieht mir noch so hungrig aus; man sollte doch das Gastrecht nicht verletzen und seinen Freunden wenigstens satt zu essen geben. Ich entschuldigte mich in demselben lustigen Ton und versicherte, ich sei voll satt. Es half nichts; August mußte hinausgehen und den Nachtisch holen. Er kam wieder mit einer großen Schüssel, die er mir auf den Kopf setzte. Nun mußte ich versprechen, wenigstens noch einen Bissen zu essen, und vor mich hin wurde das Gericht gestellt. Denke Dir mein Erstaunen! Ich sah Goethe an und wußte nichts zu sagen. Nun wurde mir sehr herzlich von Goethe, August und der Vulpius zu meiner neuen Würde gratuliert, Goethe schloß mich in seine Arme und nannte mich zum erstenmal seinen lieben Sohn, ein schmeichelndes Wort, welches er nachher oft wiederholt hat. Gleich darauf stellte sich seine fröhliche Laune ein. Es ist geraten, sagte er zur Vulpius, daß wir des neuen Doktors Gesundheit in Champagner trinken. Sie mußte in den Keller und brachte den Göttertrank; wir hatten schon anderthalb Flaschen getrunken, aber dieser Nektar mußte doch noch hinzu. Wir haben die Flaschen bis auf den letzten Tropfen geleert. Während dieser Operation wurde ich immer Doktor genannt; ich protestierte dagegen. Nein, sagte Goethe, heut bleibt Er's und morgen auch, aus Strafe, daß Er Doktor geworden ist. Morgen abend haben wir eine kleine Gesellschaft, wo auch der neue Doktor Bode sein wird; da soll der beiden Herren ehrenfeste Gesundheit getrunken und Euch der Doktor wieder abgenommen werden. Dann drückte er mir freundlich die Hand und sagte: Für uns sollen Sie der gute Voß bleiben. Unterdes wirkte der Champagner. Ich ward nicht bloß selig, sondern überselig. Ich habe Goethen nie nach Wunsche danken können, ich hatte es auch

nie versucht; jetzt konnte ich's. Als wir aufstanden, war mir der Kopf ein bißchen schwerer, als gewöhnlich, vielleicht Goethen auch; denn er war über die Maßen lustig. Wir gingen noch ein paar Stunden spazieren und im Park hielt mir Goethe eine Vorlesung über die Naturgeschichte.

135. (798.) 1804. Oktober 29. H. Voß.

Ich war nun acht Tage beständig bei ihm, und fast alle Abende und Mittage bei ihm, und die Zeit verging unter Gesprächen und Griechischlesen. Es ist eine Wonne, mit Goethe zu lesen; denn bei solchen Gelegenheiten tun sich die Goldgruben seines Innern auf. Er ist recht wie in dem arabischen Märchen das goldene Bassin mit dem goldenen Wasser, das in alle Regionen hin seine verklärten Strahlen sendet. Wir haben viel im Sophokles gelesen, und der Sophokles, durch Goethes Geist belebt, wird zu einer Schule alles Schönen und Trefflichen. Da saß ich recht in der Nähe des großen und liebenswürdigen Mannes; denn wir sahen aus einem Buche. Auf den Winter — in meinen Augen eine heilige Jahreszeit, weil die stille Traulichkeit mit dem Winter kommt — da werde ich mit Goethe viel gemeinschaftlich lesen. Goethe will nie Meister sein und ist es darum um so sicherer. Er verträgt jeden Widerspruch und es ist nicht selten, daß er in Disputen gern und willig nachgegeben hat; denn manchmal trifft auch mal solch ein Fall ein, daß, was der Prophet Bileam nicht sehen konnte, sein Esel sah. Dabei ist Goethe die Liebe selbst und sucht in allen Dingen und bei allen Menschen nur die vorteilhaften Seiten auf und beurteilt den Menschen nach dem Maßstabe dessen, was er seiner inneren Natur nach zu leisten imstande ist. Wie kämen wir schwachen Kinder des Staubes auch sonst neben ihm zurecht, wenn er diese schonende und liebevolle Maxime nicht hätte?

136. (805.) 1805. Januar 1. H. Voß.

Am Morgen des letzten Neujahrstages, den Schiller erlebte, schreibt Goethe ihm ein Gratulationsbillett; als

er es aber durchliest, findet er, daß er darin unwillkürlich geschrieben hatte: der letzte Neujahrstag statt erneute oder wiedergekehrte oder dergleichen. Voll Schrecken zerreißt er's und beginnt ein neues. Als er an die ominöse Zeile kommt, kann er sich wiederum nur mit Mühe zurückhalten, etwas vom letzten Neujahrstag zu schreiben. So drängte ihn die Ahnung! Denselben Tag besucht er die Frau von Stein, erzählt ihr, was ihm begegnet sei und äußert: es ahne ihm, daß entweder er oder Schiller in diesem Jahre scheiden werde.

137. (811.) 1805. Februar 8. u. f. T. H. Voß.

Denselbigen Abend kam Stark, Professor der Medizin, aus Jena (es war am Freitag abend), der erklärte, wenn Goethe bis Sonntag früh lebte, so sei Hoffnung da. Aber schon in dieser Nacht hatte die Krankheit umgeschlagen, die Krämpfe hatten nachgelassen, das Fieber war sanfter gewesen und der Geliebte hatte über die Hälfte der Nacht ruhig geschlafen. Um 11 Uhr forderte er mich zu sich, weil er mich in drei Tagen nicht gesehen hatte. Ich war sehr bewegt, als ich zu ihm trat und konnte aller Gewalt ungeachtet, die ich mir antat, die Tränen nicht zurückhalten. Da sah er mir gar freundlich und herzlich ins Gesicht und reichte mir die Hand und sagte die Worte, die mir durch Mark und Gebein gingen: Gutes Kind, ich bleibe bei Euch; Ihr müßt nicht mehr weinen. Da ergriff ich seine Hand und küßte sie wie instinktmäßig zu wiederholten Malen, aber ich konnte keinen Laut sagen.

Von dem Tage an ist Goethe zusehends besser geworden. Die Nacht vom Sonnabend bis zum Sonntag wachte ich bei ihm und da hab' ich recht die Fortschritte beobachten können, die er machte. Als er um 12 Uhr zum erstenmal aufwachte, fragte er mit ängstlicher Stimme: Hab' ich auch wieder im Schlaf gesprochen? Wohl mir, daß ich mit gutem Gewissen der Wahrheit gemäß ver-

neinen konnte, was ich jedenfalls gelogen hätte. Gut! sagte er nach einer Pause, das ist wieder ein Schritt zur Besserung. — Wenn ich ihm dann recht schmeichelte, so nahm er jedesmal ganz geduldig seine Medizin, aber mit innerer Überwindung. Nun sollte ich ihm aber auch den Leib mit scharfem Spiritus einreiben und, wie der Arzt befohlen hatte, zweimal des Nachts. Dazu konnte ich ihn nur mit Mühe bringen. Wie ich aber gar nicht ablassen wollte und immer mehr schmeichelte, sagte er endlich ganz ruhig: Nun denn, im Namen Gottes! Dann wachte er einmal von einem Traum auf, wo er einem Turniere beigewohnt hatte. Diesen Traum erzählte er mir mit großer Freude, und in dem Augenblicke war er an energischem Ausdruck, an Lebendigkeit, ganz Goethe, trotz seiner Krankheit. Über alles rührte mich seine wirklich väterliche und zärtliche Fürsorge für mich (ob ich mir nun nicht den Kaffee machen wollte — nun nicht ein Glas Wein trinken wollte usw.), wobei er mich denn immer sein gutes Voßchen nannte. Wenn er dann wieder einschlief und sein Gesicht matt beleuchtet wurde, schien er mir immer so leidend auszusehen wie einer, der eben anfängt, sich aus einem unermeßlichen Jammer herauszuarbeiten und noch die Spuren davon in seinen Mienen trägt. Da fielen mir denn die Erzählungen von den fröhlichen Taten seiner kraftvollen Jugend ein, die ich so manches Mal angehört hatte, und ich konnte nicht umhin, beide Zustände mit ihren schärfsten Kontrasten zusammenzuhalten.

Zwei Tage nach jener Nacht stand er zum erstenmal wieder auf und aß ein gesottenes Ei. Bald fing er auch wieder an, sich vorlesen zu lassen. Nur hielt hier die Befriedigung schwer: Goethe verlangte launige Sachen, und Du weißt, daß die keiner heutzutage schreibt. Ich brachte ihm Luthers Schriften und las ihm daraus vor. Das ließ er sich gefallen eine Stunde lang. Aber da fing er auch zu wettern und zu fluchen an über die verfluchte

Teufelsimagination unseres Reformators, der die ganze sichtbare Welt mit dem Teufel bevölkerte und zum Teufel personifizierte. Bei der Gelegenheit hielt er ein schönes Gespräch über die Vorzüge und Nachteile der Reformation und über die Vorzüge der katholischen und protestantischen Religion. Ich gab ihm vollkommen recht, wenn er die protestantische Religion beschuldigte, sie hätte dem einzelnen Individuum zu viel zu tragen gegeben. Ehemals konnte eine Gewissenslast durch andere vom Gewissen genommen werden, jetzt muß sie ein belastetes Gewissen selbst tragen und verliert darüber die Kraft, mit sich selber wieder in Harmonie zu kommen. Die Ohrenbeichte, sagte er, hätte dem Menschen nie sollen genommen werden. Da sprach der Mann ein herrliches wahres Wort aus, wie mir in dem Augenblick recht anschaulich wurde. Ich selbst bin in dem Fall gewesen. Als im vorigen Sommer sich alles vereinigte, mich von Weimar weg nach Würzburg ziehen zu wollen, da fand ich nirgends Trost, solang' ich auf meinem Zimmer war; jedesmal aber, wenn ich zu Goethe kam und ihm mein ganzes Herz (selbst alle Schwächen meiner Innerlichkeit) wie einem Beichtvater ausschüttete, so ging ich wie mit neuem Mut gekräftigt in meine Einsamkeit zurück, und ich werde ihm diese Wohltat an mir mein Leblang danken.

Den Tag darauf, nachdem Goethe den Luther genossen hatte, ließ er ihn zur Tür heraustransportieren. — Nun liest Goethe die Cervantischen Novellen, die ihm Freude machen.

138. (820.) 1805. Mai. H. Voß.

In der letzten Krankheit Schillers war Goethe ungemein niedergeschlagen. Ich habe ihn einmal in seinem Garten weinend gefunden; aber es waren nur einzelne Tränen, die ihm in den Augen blinkten: sein Geist weinte, nicht seine Augen und in seinen Blicken las ich, daß er etwas Großes, Überirdisches, Unendliches fühlte. Ich er-

zählte ihm vieles von Schiller, das er mit unnennbarer Fassung anhörte. Das Schicksal ist unerbittlich und der Mensch wenig! Das war alles, was er sagte und wenige Augenblicke nachher sprach er von heiteren Dingen. Aber als Schiller gestorben war, war eine große Besorgnis, wie man es Goethe beibringen wollte. Niemand hatte den Mut, es ihm zu melden. Meyer war bei Goethe, als draußen die Nachricht eintraf, Schiller sei tot. Meyer wurde hinausgerufen, hatte nicht den Mut, zu Goethe zurückzukehren, sondern ging weg ohne Abschied zu nehmen. Die Einsamkeit, in der sich Goethe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Bestreben, ihm auszuweichen, das ihm nicht entgehen kann — alles dieses läßt ihn wenig Tröstliches erwarten. Ich merke es, sagt er endlich, Schiller muß sehr krank sein, und ist die übrige Zeit des Abends in sich gekehrt. Er ahnte, was geschehen war; man hörte ihn in der Nacht weinen. Am Morgen sagt er zu einer Freundin [Christiane Vulpius]: Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank? Der Nachdruck, den er auf das sehr legt, wirkt so heftig auf jene, daß sie sich nicht länger halten kann. Statt ihm zu antworten, fängt sie laut an zu schluchzen. Er ist tot? fragt Goethe mit Festigkeit. Sie haben es selbst ausgesprochen, antwortet sie. Er ist tot! wiederholt Goethe noch einmal und bedeckt sich die Augen mit den Händen. — Um 10 Uhr sehe ich Goethe im Park gehen; ich hatte aber nicht den Mut, ihm zu begegnen. Drei Tage lang bin ich ihm ausgewichen; am vierten paßte ich die Zeit ab, wo er auf die Bibliothek gegangen war. Ich folgte ihm, wünschte ihm einen guten Morgen und fing wohl zehn bibliothekarische Fragen an, bei denen ich so wenig etwas dachte, als Goethe bei seinen Antworten, die er mit sichtbarer Geistesabwesenheit, aber mit der größten scheinbaren Geschäftigkeit mir gab. Er hatte nachher gesagt: es wäre ihm lieb gewesen, daß ich ihm nichts von Schiller gesagt hätte, er wäre schwerlich gefaßt gewesen, mir mit Ruhe

darauf erwidern zu können. — Jetzt spricht Goethe sehr selten von Schiller, und wenn er es tut, so sucht er die heiteren Seiten ihres schönen Zusammenlebens auf.

139. (824.) 1805. Mai 12. Riemer.

Von dem Eindruck, den Schillers Ableben auf ihn gemacht, ließ er sich nichts merken. Den Tag über durfte niemand davon reden. Am dritten Tage sprach er zuerst selbst mit mir von dem Verlust, den die Literatur erlitten, was Schiller noch alles vorgehabt zu tun und zu leisten. — Vorigen Abend aber befiel ihn sein alter Seitenschmerz, doch nicht so stark, wie das vorige Mal. Er hat auch geschlafen und will nur heute noch sich ruhig verhalten. Morgen wieder ad laborem*.

140. (832.) 1805. Mai, Mitte. A. Genast.

Am Tage nach Schillers Tod war die Bühne geschlossen gewesen und dies in der darüber erlassenen, wohl von Kirms verfaßten Bekanntmachung durch die traurige Stimmung der Schauspieler begründet worden.

Einige Zeit darauf führten mich dringende Geschäfte zu Goethe; mit Zittern und Zagen trat ich den Weg an. Er empfing mich mit ernster Miene, äußerte aber kein Wort über Schillers Dahinscheiden. Als ich seine Befehle eingeholt hatte, wollte ich mich entfernen, da rief er: Noch eins! Sagt dem, der die sonderbare Annonce über den Tod meines Freundes verfaßt hat, er hätte es sollen bleiben lassen. Wenn ein Schiller stirbt, bedarf es dem Publikum gegenüber wegen einer ausgefallenen Theatervorstellung keiner Entschuldigung.

141. (833.) 1805. Mai 18. H. Voß.

Nach Schillers Tode habe ich mit Goethe einen Auftritt erlebt, den ich nie vergessen werde. Er hatte einen kleinen Rückfall von seinem Übel gehabt und ging zum erstenmal im Park spazieren, wo ich ihm begegnete. An

* An die Arbeit.

dem Tage hatte er durch Riemer erfahren, daß mein Vater nach Heidelberg gehen würde. Seine Krankheitsschwäche, Schillers Tod und der Verlust meines Vaters — alles lag schwer auf seinem Gemüt; er fing mit einer Heftigkeit an zu reden, bei der ich vor Entsetzen erstarrte: Schillers Verlust, sagte er unter anderm, und dies mit einer Donnerstimme, mußte ich ertragen; denn das Schicksal hat ihn mir gebracht; aber die Versetzung nach Heidelberg, das fällt dem Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht. Ich vermochte ihm nicht zu antworten, aber nie habe ich einen größern Jammer gefühlt, als in diesem Augenblick. Wir gingen wohl fünf Minuten stumm nebeneinander. Endlich ergriff er meine Hand mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit und drückte und schüttelte sie, wie er es nie getan.

142. (845.) 1805. August 10. B. R. Abeken.

Die Schauspielerin Wolff erzählte einmal, als sie den Epilog zu Schillers Glocke bei Goethe einübte, daß er bei einem besonders treffenden Worte sie faßte, mit den Worten: Ich kann, ich kann den Menschen nicht vergessen! sie unterbrach und eine Pause, um sich zu erholen, verlangte.

143. (846.) 1805. August, Mitte. F. Weitze.

Friedrich Weitze (1783—1841), damals Hauslehrer bei Karl Ernst von Hagen (1749—1810), später Pfarrer. — Heinr. Phil. Konr. Henke (1752—1809), Prof. der Theol. in Helmstedt. — Frdrch. Aug. Wolf (1759—1824), Prof. der Philologie in Halle, später in Berlin, berühmt durch seine Homerkritik.

Henke, Goethe und Wolf hatten sich vereinigt, um dem Herrn von Hagen in Nienburg einen Besuch zu machen. Als der Wagen vorfuhr, ging der Herr von Hagen den dreien entgegen und rief ihnen zu: Willkommen, willkommen, Ihr Ersten bei einem der ersten Eurer Verehrer! Seine Augen funkelten dabei vor Freude und Bewegung. Goethe schien anfangs etwas zurückhaltend und

gemessen, aber er taute immer mehr auf, als er sah, welchen regen Geist und welch redliches Gemüt er vor sich hatte. Er wurde auf eine Art gesprächig, wie ich es noch von keinem gehört, so inhaltsreich und doch so einfach und so darstellend war seine Mitteilung. Er sprach unter anderm über Gebirgsschönheiten und Aussichten und was sie bedinge; über Farben, Licht und Schatten und über Landschaftsmaler, und ich brauche gewiß nicht erst zu versichern, daß alle mit gespannter Aufmerksamkeit ihm zuhörten. Einige frappante Witze, welche der Wirt dazwischen schleuderte, brachten ihn zum lauten Lachen.

Herr von Hagen wagte sogar mit Goethe zu disputieren. Er behauptete als Kantianer, daß eine Person, welche die Erfüllung des kategorischen Imperativs in sich darstelle, zugleich als sittlich vollendetster Charakter, der höchste Gegenstand schöner Darstellung sei, weil die wahre Größe stets zugleich eine sittliche sein müsse. Dem widersprach Goethe. Die vollendete sittliche Größe, sagte er, ist in keinem Individuo der Menschheit vorhanden, wird also nur gedacht und nirgend angeschaut. Eben deshalb liegt ihre Schilderung über das Interesse hinaus, in welchem sich die Schönheit kundgibt und welches nie die Sinnlichkeit unberührt läßt. Eine solche Darstellung, wie Sie sich denken, enthält lauter Licht ohne Schatten und läßt kalt. Es gibt eine dämonische, ja diabolische Größe. Es ist unrecht, sich immer die Größe als etwas an sich Existierendes zu denken und nicht vielmehr als Begreifung des Eindrucks, der auf uns gemacht wird, der aber bei derselben Person oder Sache nicht immer notwendig immer wieder, sondern nur unter bestimmten Umständen und gegebenen Bedingungen derselbe ist, weshalb sie sogar in schillernden, schnell wechselnden, ineinander fließenden Farben und Tönen sich darstellen können. Der kantische Imperativ setzt die Menschen autonomisch und autokratisch voraus, in welchen die Leidenschaften kaum entstehen, viel weniger siegen können. Nun aber sehen wir

die Menschen oft in der Gewalt unsichtbarer Mächte, denen sie nicht widerstehen können, die ihnen ihre Richtung geben; und oft scheinen ihre Neigungen und Handlungen in einem über alles Gesetz hinausliegenden Gebiete willkürlich zu walten. Alles, auch das sittlich Abnormste, bietet eine Seite dar, von wo es als groß erscheinen kann. Auch auf objektive und subjektive Darstellung kam die Rede. Wolf behauptete, bei den Griechen habe sowohl bei den Dichtern als bei den Rednern der besten Zeit die objektive Darstellung vorgeherrscht, weil die Objektivität zur Subjektivität nicht des Individuums bloß, sondern der Nation geworden sei; als die Nation diese Richtung verloren, sei immer mehr das Individuellsubjektive hervorgetreten. In Beziehung auf poetische Behandlung philosophisch-religiöser Gegenstände, welche Goethe einen widerstrebenden Stoff nannte, kam die Rede auf Tiedge, den der Wirt kannte und an welchem er Wohllaut und Musik der Sprache lobte. Ein nicht gedrucktes, wirklich schönes Gedicht, welches er einst von dem Dichter erhalten hatte, trug er mit bewundernswertem Wohlklange und richtigster Betonung vor. Das nahm Goethe mit großer Freude auf, bemerkte aber einige Stellen, wo der alte Herr doch gefehlt hatte. Herr von Hagen sagte: Die Urania gefällt mir nicht: als Philosophen stört mich die Poesie und bei der Poesie sperrt sich der Stoff, der sich mir immer in philosophischer Reinheit entgegendrängt. Stoff und Gewand gehören hier nicht zusammen; es ist mir dabei so, als wollte ich dort dem Apoll oder dort der Venus (er wies auf zwei im Saale befindliche Kartonstatuen) ein Kleid von Drapd'or anziehen. Goethe gab diesem Einfalle seinen Beifall.

Am Abende, als die Gesellschaft sich in Gruppen verteilte, würdigte mich Goethe einer kurzen Unterhaltung. Er hatte zufällig gehört, daß ich jetzt hier Religionsunterricht gebe; da erzählte er mir, daß sein Sohn von Herdern konfirmiert und vorher unterrichtet worden sei.

Ich habe bei dieser Gelegenheit, sagte er, selbst zugehört und auf den Lehrgang geachtet. Licht und Finsternis, Gutes und Böses im Menschen, im Zwiespalte und in Mischung, war die Grundlage. Dann folgte die Lehre von des Menschen Freiheit und Sittlichkeit als Bestimmung und seine Hilfsbedürftigkeit. Daraus ward die Notwendigkeit der Erlösung und Beseligung dargetan und diese als in Jesu erschienen nachgewiesen. Was mir dabei sehr gefiel, war, daß alles dem Konfirmanden so hingehalten und überall so klar dargestellt wurde, daß er immer selbst das Rechte erkennen und bei sich selbst feststellen konnte. Es war eine Vollständigkeit, welche keinen Fehlgriff oder Zweifel aufkommen ließ; überall stand die Frage vor ihm: ob er dem Lichte oder der Finsternis angehören wollte.

Am spätern Abend setzte sich die Gesellschaft nochmals zu Tische — mehr der Unterhaltung, als des Essens wegen. Der Wirt gab eine für die seltensten Gäste gesparte Flasche zum besten; er bemerkte, daß diese Flasche ein Jahr älter sei, als Goethe und er selbst: beide waren 1749 geboren. Henke, der gerade etwas an Halsschmerzen litt, hatte wenig Wein getrunken und wollte zu Abend durchaus keinen mehr trinken, sondern hatte sich ein Glas Bier erbeten. Da wollte ihn der heitere Wirt auf seine Weise bewegen, seine Rarität auch zu kosten; es entstand ein Spaß daraus, der viel Heiterkeit erzeugte. Der Herr von Hagen ernannte nämlich Goethen zum Gesetzgeber und Kampfrichter gegen Henke: Es hilft nichts, Hochwürden: Sie müssen sich heute der Exzellenz unterwerfen. Da diktierte Goethe, jeder solle, wie er es am besten könne, Henke einladen und treiben, den Wein zu kosten. Der alte Herr hier, sagte er zu Hagen, von dem ich höre, daß er ein fester Kantianer sei, muß es in Form eines Syllogismus tun, dem Henke nichts anhaben kann; Wolf muß ihn in einer griechischen Rede im anakreontischen Ton auffordern. Hierauf sah er mich an; ich verneigte mich mit den Worten: Ich komme bei dem Sympoſion

solcher Männer nicht in Betracht. Aber das ließ der Wirt nicht gelten, sondern sprach: Ei was! der Herr macht Verse; geb' er sein Scherflein auch. — Nun gut! sagte Goethe, so schmieden Sie schnell ein Distichon. Henke aber mag sich verteidigen, aber nur in lateinischer Rede, die ihm ja so sehr zu Gebote steht. — Nein, sagte Henke, da sitzt der Mann (auf Wolf zeigend), der eine fünfte Fakultät, die philologische, gestiftet hat; der läßt mir nicht ein Wort passieren. Es wäre Verwegenheit, mit theologischem Latein vor ihm zu erscheinen. — Wenn das erste Glas getrunken und das zweite eingeschenkt ist, sagte Goethe, muß jeder fertig sein, und wenn Henke überwunden wird, trinken wir mit ihm auf seine Gesundheit.

144. (861.) 1806. Januar 24. Henriette v. Knebel an ihren Bruder.

Henriette v. Knebel (1785—1813), Schwester Karl Ludw. v. Knebels, mit dem sie einen sehr lebhaften Briefwechsel führte. Sie war Hofdame der Prinzessin Karoline von Sachsen-Weimar und folgte dieser in gleicher Eigenschaft nach Schwerin, nachdem die Prinzessin den Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin geheiratet hatte.

Noch lieber möchte ich Dir von Goethes letztem Vortrag vom vorigen Mittwoch Bericht abstatten können, der mir ganz außerordentlich wohlgefiel. Es war das angenehmste Gefühl, sich mit ihm gleichsam auf eine höhere Stufe gestellt zu sehen, und wirklich, die schönste menschliche Natur belebte sich aufs neue in ihm. Er sprach von dem Bezug, den der Mensch zu sich selbst und zu den Dingen außer ihm hat, so reich, reif und mild, daß ich wirklich noch nie so habe sprechen hören. Ich wünschte, er hätte die Rede aufgeschrieben; mich dünkt, sie allein müßte ihm den Ruhm eines seltenen Menschen machen. Ich selbst dünkte mich glücklicher und vornehmer durch die unzähligen Fäden, durch die wir mit Himmel und Erde zusammenhängen. Es ist eine wahre Freude, wenn der

Geist, wie die Natur alt, und doch so verjüngt sich darstellt — ein kräftiger, erfreulicher Frühlingshauch.

145. (867.) 1806. April 23./Juni 14. A. G. Oehlenschläger.

Adam Gottlob Oehlenschläger (1779—1850), dänischer Dichter.

Goethe empfing mich väterlich; ich aß oft bei ihm, und ich mußte ihm meinen ganzen Aladdin und Hakon Jarl aus dem Stegreif deutsch vorlesen. Da machte ich mich denn vieler Dänismen schuldig; er verwarf sie aber nicht alle; er meinte, die beiden verwandten Sprachen, aus einer Wurzel entsprungen, könnten einander mitunter mit guten Worten schwesterliche Geschenke machen. Hm! Das ist hübsch, sagte er mitunter, wenn ich etwas vorlas. Sagen Sie denn das so deutsch? frug ich. Nein, wir sagen es nicht, könnten es aber sagen. — Soll ich denn ein anderes Wort brauchen? — Nein, tun Sie das nicht. — Einen Mann (Reichardt), der mich in Berlin gekannt hatte und nach Weimar kam, fragte Goethe: Kennen Sie etwas von Oehlenschläger? — Nein! war die Antwort; aufrichtig, ich mag die deutsche Sprache nicht radebrechen hören. — Und ich, antwortete Goethe mit imposantem Gefühle, mag die deutsche Sprache sehr gern in einem poetischen Gemüte entstehen sehen.

Das Nibelungenlied war eben herausgekommen, und Goethe las uns einige Gesänge vor. Weil nun vieles in der alten Sprache mit altdänischen Worten verwandt ist, so konnte ich ihnen manches deuten, was die anderen nicht gleich verstanden. Sieh einmal! rief dann Goethe lustig, da haben wir wieder den verfluchten Dänen! — Nein, Däne! sagte er einmal in demselben Ton: hier kommt etwas, was Ihr doch nicht hättet sagen können:

Es war der große Siegfried, der aus dem Grase sprang,
Es ragete ihm vom Herzen eine Speerstange lang. —

Es ragete ihm vom Herzen eine Speerstange lang — wiederholte er staunend, die Worte stark betonend, in seinem Frankfurter Dialekt: Das ist kapital!

Einmal bei Tische sprach er so feurig und mit so vieler Achtung und Kraft für Bürgerrecht und Bürgerehre gegen einen kalten Hofmann (Reichardt), der zur Unzeit über das wackere Betragen eines Bürgers spotten wollte, daß ich es nicht lassen konnte, als der Fremde weg war, ihm um den Hals zu fallen und ihn zu küssen. Ja, ja, lieber Däne! sagte Goethe: Ihr meint's auch treu und gut in der Welt.

146. (873.) 1806. August 10. H. Luden.

Heinrich Luden hatte nach seiner Berufung als Professor nach Jena einen vorläufigen Besuch dort gemacht und dabei sogleich durch Vermittelung des zufällig auch anwesenden Hufeland Einladung zu einer Abendgesellschaft zu Knebels erhalten, um Goethe da kennen zu lernen. Vorher machte er einen Spaziergang, er verspätete sich und wurde von Frau von Knebel mit der Bemerkung empfangen, daß Goethe darüber verstimmt sei. Er erzählt dann weiter:

Frau von Knebel führte mich in das Zimmer: Hier ist der Zauderer! sagte sie. In dem Zimmer befanden sich außer den Herren von Knebel und Hufeland nur Goethe und Riemer, der Goethe zu begleiten pflegte. Alle standen schweigsam da; kein Gesicht zeigte sich freundlich. Hufeland sah gutmütig vor sich hin, Riemer gleichgültig, Knebel verlegen, Goethe verdrießlich. Knebel, gegen Goethe gewendet, wies mit der Hand nach mir her: Herr Professor Luden. Goethe machte eine kleine verstümmelte Bewegung, in welcher kaum der Anfang zu einer Verbeugung zu erkennen war, ohne nur ein Wort zu sagen. Das war die ganze Vorstellung; und vielleicht war sie die beste: denn nun brauchte ich auch nichts zu sagen und hatte doch Zeit gehabt, mir den Heros anzusehen. Ich wandte mich daher sogleich an den Herrn von Knebel: Frau von Knebel hat mir soeben gesagt, daß auf mich gewartet worden ist. Das tut mir unendlich leid, aber ich glaube, Absolution von meiner Sünde zu verdienen, auch ohne Buße. Eine Stunde war mir nicht bestimmt, und als Neuling bin ich natürlich unbekannt mit der Weise

der Götter in diesem Lande. Was ich diesen Morgen aus diesen Fenstern gesehen hatte, das übte auf mich eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Ich mußte die Herrlichkeiten, den Fluß, die Berge, alles soweit als möglich in der Nähe sehen. Also bin ich hinausgelaufen, habe die Fluren durchstreift und mehre Berge bestiegen; und in meiner Begeisterung habe ich nicht an die Zeit gedacht und ganz vergessen, daß der Rückweg so lang zu sein pflegt, als der Anmarsch. So habe ich mich in aller Unschuld verspätet. Während ich diese Worte sprach, ließ Goethe ein paar Male ein beifälliges Hm! hm! vernehmen und Knebel warf sein gewöhnliches Jo, jo! Jo, jo! hinein. Endlich sagte Goethe: Die Entschuldigung des Herrn Professors ist ausreichend; wir wollen ihm vollkommene Absolution erteilen, unter der Bedingung, daß er künftig, da er nunmehr mit der Weise der Götter in diesem Lande bekannt geworden ist, pünktlicher sei. Ich sprach sogleich das Gelübde aus. So ist, rief Frau von Knebel, mein Beistand, den ich dem Herrn Professor zugesagt, wohl gar nicht nötig? — Gar nicht, schöne Frau! antwortete Goethe; aber wir müssen die Zeit wieder einbringen; darum geben Sie uns nur bald zu essen und zu trinken!

Fünf Minuten nachher saßen wir um einen runden Tisch. Anfangs wurde hin und her geplaudert in gewöhnlicher Weise. Kaum aber mochte eine Viertelstunde verlaufen sein, so hatte Goethe es übernommen, die Gesellschaft zu unterhalten. Und er unterhielt sie auf eine bewunderungswürdige Weise. Er erzählte Anekdoten und Abenteuer von seinen Reisen, im besonderen von seinem letzten Aufenthalte im Karlsbade, charakterisierte die Menschen auf das lebendigste, warf mit Scherzen und Witzworten um sich und schien aus seinem unermeßlichen Vorrate um so freigebiger und lieber mitzuteilen, je aufmerksamer wir sämtlich auf seine Worte waren und je dankbarer für seine Mitteilungen. Die Gesellschaft wurde ungemein lebendig und brach zuweilen in ein schallendes Gelächter

aus, nur dem Lachen der unsterblichen Götter vergleichbar. An diesem Lachen nahm Goethe selbst nur mäßigen Anteil, schien aber mit großer Lust in dasselbe hineinzuschauen und nur den Wunsch zu haben, es nicht ausgehen zu lassen. Im allgemeinen hatte er das Wort ganz allein; nur Herr von Knebel ließ sich sein Hausrecht nicht nehmen, brach hier und dort ein und gab damit Veranlassung zu neuen Witzen und Anekdoten. Wir übrigen machten alles mit Lachen gut. Zuweilen jedoch richtete Goethe auch wohl eine Frage an diesen oder jenen und im besonderen wiederholt an mich, sei es, daß er seine erste Unfreundlichkeit noch mehr gutmachen, sei es, daß er mir, dem Ankömmling, wie man zu sagen pflegt, auf den Zahn fühlen wollte. Und in der Stimmung, in welcher ich war, blieb ich eben keine Antwort schuldig. Ein paar Male sang auch Frau von Knebel ein Goethesches Lied nach Zelters Komposition sehr schön. Sie wurde zuerst durch Hufeland ersucht, der, wie er versicherte, eine wahre Sehnsucht hatte, die herrliche Stimme dieser Frau einmal wieder zu hören; alsdann wünschte Goethe selbst, daß sie noch einmal singen möchte. Er fühlte wohl, wie Hufeland, daß der ganzen Gesellschaft eine Erholung Bedürfnis sei. Und Frau von Knebel erfüllte bereitwillig die ausgesprochenen Wünsche. Nach den Gesängen aber ging es von neuem weiter in der alten Weise.

Mehr als eine Anekdote, die von Goethe erzählt ward, ist mir noch im Gedächtnis. Aber sie zu erzählen, wage ich nicht. Jedesfalles würde das Anmutigste und Pikanteste fehlen: Goethes Augen, Stimme und Gebärdenspiel; denn er erzählte nicht bloß, sondern er stellte alles mimisch dar. Besonders kam er wiederholt auf zwei alte Gräfinnen, mit welchen er in Verkehr gebracht worden war. Sie hätten einen unermeßlichen Umfang gehabt und deswegen eine bewunderungswürdige Unbeweglichkeit gezeigt, sobald sie einmal Platz genommen. Dabei hätten sie eine große Geläufigkeit der Zunge behalten und ein endloses Geschwätz

geführt. Ihre Stimme sei jungfräulich gewesen, sei aber oft, wenn sie lebhaft geworden, oder das Gefühl ihrer Würde an den Tag zu legen für nötig gehalten, bald in ein artiges Krähen, bald in ein girrendes Zwitschern übergegangen. Mir selbst, sagte Goethe, waren die wunderlichen Kugelgestalten dieser Damen am merkwürdigsten. Ich konnte nicht begreifen, wie es einem Menschen, Mann oder Weib, gelingen könne, es zu einer solchen Masse zu bringen; auch hätte ich die Dehnbarkeit der menschlichen Haut nicht für so grenzenlos gehalten. Sobald ich aber die Ehre erhielt, einmal mit den edlen Damen zu speisen, wurde mir alles klar. Wir andern wissen doch wahrlich auch, was essen und trinken heißt, und ich denke, wir geben unserer vortrefflichen Wirtin einen schlagenden Beweis; aber ein solches Essen — vom Trinken sage ich nichts — überstieg doch meine Vorstellungen. Jede der beiden Damen nahm z. B. sechs harte Eier zum Spinat, schnitt jedes Ei in der Mitte durch und warf nun das halbe Ei mit so großer Leichtigkeit hinunter, wie der Strauß ein halbes Hufeisen. Übrigens teilte Goethe noch einzelne Bemerkungen der edlen Damen mit über die Wirkungen des Karlsbader Sprudels auf ihren Körper, über die Zeitläufe und über die Gesellschaften, und einzelne Urteile über Schriftsteller und Kunstwerke, die prächtig waren, naiv, drollig, barock, toll. Und ernsthaft setzte er alsdann hinzu: es sei viel Wahres in diesen Bemerkungen und Urteilen, und er habe manches von den Damen gelernt.

Noch eine Anekdote mag mitgeteilt werden, weil sie uns ungemein ergötzte durch die Weise, in welcher sie erzählt wurde. Ich will sie mit Goethes Worten wiedergeben; die Weise muß freilich ein jeder hinzudenken:

In meiner Art auf und ab wandelnd, war ich seit einigen Tagen an einem alten Manne von etwa 78 bis 80 Jahren häufig vorübergegangen, der auf sein Rohr mit einem goldenen Knopfe gestützt dieselbe Straße zog, kommend und gehend. Ich erfuhr, es sei ein vormaliger

hochverdienter österreichischer General aus einem alten, sehr vornehmen Geschlechte. Einige Male hatte ich bemerkt, daß der Alte mich scharf anblickte, auch wohl, wenn ich vorüber war, stehen blieb und mir nachschauete. Indes war mir das nicht auffallend, weil mir dergleichen wohl schon begegnet ist. Nun aber trat ich einmal auf einem Spaziergang etwas zur Seite, um, ich weiß nicht was, genauer anzusehen. Da kam der Alte freundlich auf mich zu, entblößte das Haupt ein wenig, was ich natürlich anständig erwiderte, und redete mich folgendermaßen an: Nicht wahr, Sie nennen sich Herr Goethe? — Schon recht. — Aus Weimar? — Schon recht. — Nicht wahr, Sie haben Bücher geschrieben? — O ja. — Und Verse gemacht? — Auch. — Es soll schön sein. — Hm! — Haben Sie denn viel geschrieben? — Hm! es mag so angehen. — Ist das Versemachen schwer? — So, so! — Es kommt wohl halter auf die Laune an: ob man gut gegessen und getrunken hat, nicht wahr? — Es ist mir fast so vorgekommen. — Na schauen S'! da sollten Sie nicht in Weimar sitzen bleiben, sondern halter nach Wien kommen. — Hab' auch schon daran gedacht. — Na schauen S', in Wien ist's gut; es wird gut gegessen und getrunken. — Hm! — Und man hält was auf solche Leute, die Verse machen können. — Hm! — Ja, dergleichen Leute finden wohl gar — wenn s' sich gut halten, schauen S', und zu leben wissen — in den ersten und vornehmsten Häusern Aufnahme. — Hm! — Kommen S' nur; melden S' sich bei mir; ich habe Bekanntschaft, Verwandtschaft, Einfluß; schreiben S' nur: Goethe aus Weimar, bekannt von Karlsbad her. Das letzte ist notwendig zu meiner Erinnerung, weil ich halter viel im Kopf habe. — Werde nicht verfehlen. — Aber sagen S' mir doch, was haben S' denn geschrieben? — Mancherlei, von Adam bis Napoleon, vom Ararat bis zum Blocksberg, von der Zeder bis zum Brombeerstrauch. — Es soll halter berühmt sein. — Hm! Leidlich. — Schade, daß ich nichts von Ihnen

gelesen und auch früher nichts von Ihnen gehört habe. Sind schon neue verbesserte Auflagen von Ihren Schriften erschienen? — O ja, wohl auch. — Und es werden wohl noch mehr erscheinen? — Das wollen wir hoffen. — Ja, schauen S', da kauf' ich Ihre Werke nicht. Ich kaufe halter nur Ausgaben der letzten Hand; sonst hat man immer den Ärger, ein schlechtes Buch zu besitzen, oder man muß dasselbe Buch zum zweiten Male kaufen. Darum warte ich, um sicher zu gehen, immer den Tod der Autoren ab, ehe ich ihre Werke kaufe. Das ist Grundsatz bei mir, und von diesem Grundsatz kann ich halter auch bei Ihnen nicht abgehen. — Hm! —

Die Sitzung dauerte bis gegen 1 Uhr. Etwa in der letzten halben Stunde wurde die Unterhaltung matter, ja flau. Endlich sah Goethe nach der Uhr. Wir erhoben uns. Goethe sagte alsdann noch jedem einzelnen einige verbindliche Worte. Zu mir sagte er: Es freuet mich wirklich, Herr Professor, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Ich hoffe, das wird weiter führen. Sie werden gewiß oft nach Weimar kommen; alsdann bitte ich, mich zu besuchen. In Jena wird es Ihnen schon gefallen, wenn Sie sich nur erst gewöhnt haben. Nach diesen Worten, welche ich so gut als ich vermochte, beantwortete, wandte er sich ab und ging ein paar Schritte weiter, drehte sich aber sogleich wieder um: Man muß nichts verschieben. Mit einem neuen Freunde muß man doch auch ein ernstes Wort sprechen; und dazu sind wir heute nicht gekommen. Die Nachwirkung des Bades hat uns auf tolle Dinge gebracht und das ist für alle recht gesund gewesen. Ich reise aber erst übermorgen nach Weimar, und habe morgen den Morgen frei. Kommen Sie früh zu mir. Er bestimmte 8 Uhr. Hierauf gingen wir vier Gäste zusammen nach der Stadt zurück, aber in tiefem Schweigen. Am Tore trennten wir uns; Goethe und Riemer gingen um den Graben, Hufeland und ich in die Stadt und nach der Sonne.

147. (884.) 1806. Oktober 12. Johanna Schopenhauer.

Johanna Henr. Schopenhauer geb. Trosiner (1770—1838), Witwe eines reichen Kaufmanns aus Danzig, war eben nach Weimar übersiedelt. Ihr Haus bildete viele Jahre den Mittelpunkt der Weimarer literarischen Kreise. Ihr Sohn war der Philosoph Artur Sch., ihre Tochter Adele, damals noch Kind, verkehrte später viel im Goethehause.

Den 12. besuchte mich Bertuch, der mich sehr beruhigte; man glaubte bestimmt, die Franzosen zögen nach Leipzig, alles könne gut werden, wir wären nicht in Gefahr. Kurz darauf meldete man mir einen Unbekannten. Ich trat ins Vorzimmer und sah einen hübschen ernsthaften Mann im schwarzen Kleide, der sich tief mit vielem Anstande bückte und mir sagte: Erlauben Sie mir, Ihnen den Geheimen Rat Goethe vorzustellen. Ich sah im Zimmer umher, wo der Goethe im Bildnisse wäre; denn nach der steifen Beschreibung, die man mir von ihm gemacht hatte, konnte ich in diesem Manne ihn nicht erkennen. Meine Freude und meine Bestürzung war gleichgroß, und ich glaube, ich habe mich deshalb besser benommen, als wenn ich mich darauf vorbereitet hätte. Als ich mich wieder besann, waren meine beiden Hände in den seinigen, und wir auf dem Wege nach meinem Wohnzimmer. Er sagte mir, er hätte schon gestern kommen wollen; beruhigte mich über die Zukunft und versprach wiederzukommen.

Am 14. Oktober waren die vereinigten deutschen Truppen bei Jena von Napoleon geschlagen worden. Die Franzosen drangen alsbald in Weimar ein, das drei Tage lang der Plünderung ausgesetzt war.

148. (886.) 1806. Oktober 14. Riemer.

Ich eilte, da französische Soldaten in das Haus eingedrungen waren, zu Goethe hinauf, erzählte mit kurzen Worten den Hergang, und wie ich mir nicht weiter zu helfen wüßte und ihn bäte herunterzukommen, sich den Leuten zu zeigen und sie mit mehr Gewicht abzuweisen, als ich haben könne.

Er tat es auch, ohne betroffen zu sein oder zu scheinen. In Erinnerung ähnlicher Auftritte der deutschen Krieger

in der Champagne mochte er wohl denken, daß jetzt die Reihe an die Deutschen komme, und wie er sich in alles zu finden und zu fügen wußte, so auch in dieses. Obgleich schon ausgekleidet und nur im weiten Nachtrock — der sonst scherzhaft Prophetenmantel von ihm genannt wurde — schritt er die Treppe herab auf sie zu, fragte, was sie von ihm wollten, und ob sie nicht alles erhalten, was sie billigerweise verlangen könnten, da das Haus bereits Einquartierung habe und noch einen Marschall mit Begleitung erwarte. Seine würdige, Ehrfurcht gebietende Gestalt, seine geistvolle Miene schien auch ihnen Respekt einzuflößen, sie waren auf einmal wieder die höflichen Franzosen, schenkten ein Glas ein und ersuchten ihn, mit ihnen anzustoßen. Es geschah auf eine Weise, die jeder Unbefangene den Umständen gemäß und seiner nicht unwürdig erkannt haben würde. Nach einigen gewechselten Reden entfernte er sich wieder.

149. (888.) 1806. Oktober. H. Voß.

Goethe war mir in den traurigen Tagen ein Gegenstand des innigsten Mitleidens. Ich habe ihn Tränen vergießen sehen. Wer, rief er aus, nimmt mir Haus und Hof ab, damit ich in die Ferne gehen kann.

150. (889.) 1806. Oktober 18. H. Voß.

Mir war es rührend, wie Goethe am zweiten Abend nach der Schlacht, als wir um ihn versammelt waren, der Vulpius für ihre Treue in diesen unruhigen Tagen dankte und mit den Worten schloß: So Gott will, sind wir morgen mittag Mann und Frau.

151. (891.) 1806. Oktober 20. J. A. Ludecus.

Seine täglichen Haus- und Geschäftsfreunde waren nicht wenig überrascht, als er ihnen seine Gattin mit den Worten vorstellte: Sie ist immer meine Frau gewesen!

152. (904.) 1806. November 10. Johanna Schopenhauer.

Die Gesellschaft bei Goethe war klein, ich, Bertuchs, Meyer, Knebel aus Jena, und seine Frau, und einige Fremde. Ich kann Goethe nicht genug sehen; alles an ihm weicht so vom Gewöhnlichen ab, und doch ist er unendlich liebenswürdig. Diesmal habe ich ihn einmal böse gesehen. Sein Sohn, der im Äußeren viel vom Vater hat, zerbrach mit großem Geräusch ein Glas; Goethe erzählte eben etwas und erschrak über den Lärm so, daß er aufschrie. Ärgerlich darüber, sah er den August nur einmal an, aber so, daß ich mich wunderte, daß er nicht unter den Tisch fiel. Ein ausdrucksvolleres, mobileres Gesicht habe ich nie gesehen. Wenn er erzählt, ist er immer die Person, von der er spricht. Der Ton seiner Stimme ist Musik. Jetzt ist er alt, aber er muß schön wie ein Apoll gewesen sein. Goethe war in einem seltenen Humor; eine Anekdote jagte die andere; es war ganz prächtig.

153. (917.) 1806. November 27. Johanna Schopenhauer.

Goethe fühlt sich recht wohl bei mir und kommt recht oft. Ich habe einen eigenen Tisch mit Zeichenmaterialien für ihn in eine Ecke gestellt, wenn er dann Lust hat, so setzt er sich hin und tuscht aus dem Kopfe kleine Landschaften, leicht hingeworfen, nur skizziert, aber lebend und wahr, wie er selbst und alles, was er macht. Welch ein Wesen ist dieser Goethe! wie groß und wie gut! da ich nie weiß, ob er kommt, so erschrecke ich jedesmal, wenn er ins Zimmer tritt; es ist, als ob er eine höhere Natur als alle übrigen wäre; denn ich sehe deutlich, daß er denselben Eindruck auf alle übrigen macht, die ihn doch weit länger kennen und ihm zum Teil auch weit näher stehen, als ich. Er selbst ist immer ein wenig stumm und auf eine Art immer verlegen, wenn er kommt, bis er die Gesellschaft recht angesehen hat, um zu wissen, wer da ist. Er setzt sich dann immer dicht neben mich, etwas zurück, so daß er sich auf die Lehne von meinem Stuhle stützen

kann; ich fange dann zuerst ein Gespräch an, dann wird er lebendig und unbeschreiblich liebenswürdig. Er ist das vollkommenste Wesen, das ich kenne, auch im Äußeren; eine hohe, schöne Gestalt, die sich sehr gerade hält, sehr sorgfältig gekleidet, immer schwarz oder ganz dunkelblau, die Haare recht geschmackvoll frisiert und gepudert, wie es seinem Alter ziemt, und ein gar prächtiges Gesicht mit zwei klaren braunen Augen, die mild und durchdringend zugleich sind. Wenn er spricht, verschönert er sich unglaublich; ich kann ihn dann nicht genug ansehen. Er spricht von allem mit, erzählt immer zwischendurch kleine Anekdoten, drückt niemand durch seine Größe. Er ist anspruchslos wie ein Kind; es ist unmöglich, nicht Zutrauen zu ihm zu fassen, wenn er mit einem spricht, und doch imponiert er allen, ohne es zu wollen. Letztens trug ich ihm seine Tasse zu, wie das in Hamburg gebräuchlich ist, daß sie nicht kalt würde, und er küßte mir die Hand. Alle, die in der Nähe waren, sahen es mit Staunen. Es ist wahr, er sieht so königlich aus, daß bei ihm die gemeinste Höflichkeit wie Herablassung erscheint, und er selbst scheint das gar nicht zu wissen, sondern geht so hin in seiner stillen Herrlichkeit wie die Sonne.

154. (918.) 1806. Nov. 30. K. L. Fernow.

Karl Ludw. Fernow (1763—1808), Kunsthistoriker, Freund des Schopenhauerschen Hauses, lebte seit 1804 als Bibliothekar der Herzogin Amalia in Weimar.

Am Abend hatte ich eine sehr interessante Unterhaltung mit Goethe. Ich kam zufällig mit G. über das Journal- und Zeitungswesen unsers Vaterlandes zu sprechen. Sie wissen, wie G. von jeher über die Neuigkeitskrämereien der Journale gedacht hat, und er war auch jetzt indigniert über so manche Nachrichten, welche in den letzten Zeiten über Weimar besonders in der Allgemeinen Zeitung gestanden haben, z. B. die Notiz, unsere verwitwete Herzogin und ihre Flucht von Weimar vor der Schlacht, welche hier allgemein gemißbilligt worden, um so mehr,

da die Beweggründe zu ihrer Abreise dort völlig falsch angegeben worden, und die andere, daß die Herzogin von Weimar dem gefallenen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen einen Lorbeerkranz geweihet habe, woran, wie Sie leicht denken können, kein wahres Wort ist, und andere Indiskretionen mehr, die Ihnen bekannt sind. Er sagte mir, er habe deshalb auch sehr ernstlich an Cotta geschrieben, daß er jetzt besonders, wo Deutschland nur eine große und heilige Sache habe — die, im Geiste zusammenzuhalten, um in dem allgemeinen Ruin wenigstens das bis jetzt noch unangetastete Palladium unserer Literatur aufs eifersüchtigste zu bewahren — dergleichen Frivolitäten, welche nur zum Gespött der Schadenfrohen und zum Geklatsche der Müßiggänger dienen, nicht in seinen Blättern hegen und pflegen müsse. Er sagte, nach dem 14. Oktober müsse kein Freimütiger* mehr existieren; besonders müsse man in Sachsen, welches vor vielen andern geschont worden und so günstige Bedingungen für seine fernere Existenz erhalten, jetzt mehr als je zusammenhalten, da Dresden, Leipzig, Jena und Weimar künftig leicht der Hauptsitz der germanischen Kultur im nördlichen Deutschland bleiben dürften, so wie sie es auch schon früher größtenteils gewesen seien. Alle die Neckereien, welche ehemals in Zeiten der Ruhe und friedlicher Verhältnisse, wenn auch unanständig, doch im wesentlichen unschädlich gewesen, würden jetzt höchst nachteilig werden, wenn sie dazu beitragen könnten, daß die Franzosen die einzige Achtung, die sie jetzt noch für die Deutschen haben konnten, verlieren müßten. Es sei also jetzt, wo alles auf der Spitze stehe, eine wahre Verräterei, mit dem alten Leichtsinne fortzufahren, Orte, welche als ein Sitz der Kultur, und Männer, welche als tätige Beförderer derselben einige Ansprüche auf öffentliche Achtung haben können, unwürdig zu behandeln, und daß der Feind uns um so weniger

* Von Kotzebue herausgegebene Zeitschrift.

ehren werde, wenn wir uns selbst so wenig ehren und achten, daß wir nichts Besseres zu tun wissen, als vor seinen Augen unsere Blößen aufzudecken. Besonders müsse Weimar und diejenigen in W., welche zum Teil dazu beigetragen, auch selbst in den Augen der Franzosen unsere Literatur achtungswürdig zu machen, jetzt mit gebührender Rücksicht behandelt werden, um so mehr, da der Kaiser Napoleon selbst auf Weimar aufmerksam geworden, so daß er den berühmten Johannes Müller in einer Unterredung gefragt hat, ob denn W. auch in Deutschland selbst wegen seiner höhern Bildung in demselben Ansehen stehe, wie bei den französischen Gelehrten. Man müsse also auf alle Weise verhüten, daß der, in dessen Hand jetzt das Schicksal liege, die Achtung, die wir ihm durch ein höheres geistiges Übergewicht abgenötigt haben, nicht verliere usw.

155. (935.) 1806. Dezember 25. Johanna Schopenhauer an ihren Sohn.

Artur Schopenhauer (1788—1860), lebte nur vorübergehend bei seiner Mutter, mit der er nicht recht übereinstimmte.

Er ist ein unbeschreibliches Wesen; das Höchste wie das Kleinste ergreift er. So saß er denn an diesem Abend eine lange Weile im letzten meiner drei Zimmer mit Adele und der jüngsten Conta, einem hübschen, unbefangenen sechzehnjährigen Mädchen. Wir sahen von weitem der lebhaften Konversation zwischen den dreien zu, ohne sie zu verstehen; zuletzt gingen sie alle drei hinaus und kamen lange nicht wieder. Goethe war mit den Kindern in Sophies Zimmer gegangen, hatte sich dort hingesetzt und sich Adeles Herrlichkeiten zeigen lassen, alles Stück vor Stück besehen, die Puppen nach der Reihe tanzen lassen, und kam nun mit den frohen Kindern und einem sehr lieben milden Gesichte zurück, wovon kein Mensch einen Begriff hat, der nicht die Gelegenheit hat, ihn zu sehen, wie ich.

156. (961.) 1807. Februar 3. Johanna Schopenhauer.

Bei Goethen war's den Abend ganz allerliebst, er hatte einige junge Schauspieler, die er oft bei sich deklamieren läßt, um sie für ihre Kunst zu bilden, eingeladen, und las mir mit ihnen eine seiner früheſten Arbeiten, ein Stück voll Laune und Humor, Die Mitschuldigen betitelt, vor. Er hatte selbst die Rolle eines alten Gastwirts darin übernommen, was bloß mir zu Ehren geschah, sonst tut er das nicht. Ich habe nie was ähnliches gehört, er ist ganz Feuer und Leben, wenn er deklamiert, niemand hat das Komische mehr in seiner Gewalt, als er. Zwischendurch meisterte er die jungen Leute, ein paar waren ihm zu kalt: Seid ihr denn gar nicht verliebt? rief er komisch erzürnt, und doch war's ihm halber Ernst. Seid ihr denn gar nicht verliebt? Verdammtes junges Volk! Ich bin sechzig Jahre alt und ich kann's besser!

157. (1001.) 1807. Mai 30. Christine Reinhard.

In Karlsbad machte Goethe in diesem Jahre die Bekanntschaft des Ehepaares Reinhard. Karl Friedrich Reinhard (später Graf) (1761—1837) trat in französischen diplomatischen Dienst, zuletzt als Gesandter beim Bundestag in Frankfurt. Goethe schätzte ihn sehr hoch und führte mit ihm einen freundschaftlichen Briefwechsel. — Christine Reinhard geb. Reimarus, seine Gattin, stammte aus Hamburg, sie starb 1815.

Vorgestern ward auf meinem Zimmer über die Begebenheiten der Zeit geschwätzt, gefragt, ob wohl Deutschland und deutsche Sprache ganz verschwinden würden? Nein, das glaube ich nicht, sagte jemand, die Deutschen würden *wie die Juden* sich überall unterdrücken lassen, aber *unvertilgbar* sein, wie *diese* und wenn sie kein Vaterland mehr haben, erst recht zusammenhalten. — Dieser Jemand war Goethe. —

158. (1012.) 1807. Juli, Anfang. Christine Reinhard.

Goethe fordert uns auf, unsern Weg über Weimar zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit sagte er Karl: Sehr wünsche ich, daß Sie die Bekanntschaft meiner Frau machen.

Ich bin Ihnen eine Schilderung von ihr schuldig, vor Ihrer Frau würde ich es nicht wagen, denn sie hat eine zu autokratische Natur. Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß von allen meinen Werken meine Frau keine Zeile gelesen hat. Das Reich des Geistes hat kein Dasein für sie, für die Haushaltung ist sie geschaffen. Hier überhebt sie mich aller Sorgen, hier lebt und webt sie; es ist ihr Königreich. Dabei liebt sie Putz, Geselligkeit und geht gern ins Theater. Es fehlt ihr aber nicht an einer Art von Kultur, die sie in meiner Gesellschaft und besonders im Theater erlangt hat. Überhaupt glaubt man nicht, wie sehr das Theater, wenn man so zehn Jahre lang es alle Abende besucht, bildet. Da kommt denn doch alles vor: Welt, Kunst, Moral tritt durch das Spiel der Personen hervor und durch die Freiheit des Urteils gewinnt es für die Zuschauer neues Interesse und Lebendigkeit. Auch bei meinem Sohne habe ich es bemerkt.

159. (1016.) 1807. Mai 30./Juli 10. K. F. Reinhard.

Einmal, wie der Alten gedacht war, sagte er: Wenn man bedenkt, wie weit es die Griechen schon gebracht hatten, was für Kenntnisse bei ihnen blühten, und wie das alles untergegangen ist! dann sich ein bißchen umsieht nach dem, was uns bevorsteht, möchte man sich nur gleich auf die faule Haut legen. Aber man darf doch den Mut nicht verlieren. Es trieb mich auch immer und ich habe es mir sauer werden lassen.

Goethe sprach von seiner Reise nach Italien und wie er erst an Ort und Stelle gefunden, daß er von Kunst keinen Begriff hatte. Dadurch ist mein Aufenthalt in Italien, sagte er, mühsam und von den gewöhnlichen Reisenden sehr verschieden geworden. Lange nahm ich gelehrig alles in mir auf, las, hörte, verglich, sah, bis ich endlich in mir selbst zur Klarheit kam. Ich hatte bis Rom, besonders in Venedig, ein sehr weitläufiges Tagebuch geführt, auch viele Briefe geschrieben, die ich größten-

teils wieder zurückerhalten habe und die mir noch jetzt viel Vergnügen machen, weil sie meist mit vieler Freiheit und in der heitersten Stimmung meines Lebens geschrieben sind. In Rom ließ ich mein Tagebuch liegen oder schrieb wenig. Ich gedenke jenes Tagebuch, jene Briefe drucken zu lassen mit Anmerkungen. Es fehlte wenig, so wäre ich ganz in Italien geblieben.

Mein Sohn, sagte er, hat das Gute, auch nicht die geringste Anlage zur Poesie zu haben. Meine Maxime wäre gewesen, ihn von selbst das werden zu lassen, wozu die Anlage ihn treibt; es gibt in der menschlichen Natur eine Periode für die Vernunft wie für die Pubertät, und oft geschieht es, daß die Menschen erst nach der Vernunft zum Verstand kommen. Allerdings, sagte Goethe, muß man meine Sprache erst eine Zeitlang hören, um mich zu verstehen, da ich mit niemandem spreche als mit Männern, die mich fassen können, wie Sie z. B., so habe ich mich verwöhnt, besonders mit Schiller. Da ging es Schlag auf Schlag.

Schiller war im höchsten Grade Idealist und reflektierend, schon in unsern Ansichten über Poesie gingen wir durchaus voneinander ab. Er war für die moderne sentimentale, reflektierende Poesie, mir war diese ein Greuel, da ich die alte, naive durchaus vorzog. Diese Verschiedenheit kränkte Schiller. Aus Schonung und Delikatesse hörten wir endlich auf zu streiten, aber Schiller behielt es auf dem Herzen, und so erschien plötzlich in den Horen sein Aufsatz über antike und moderne, über sentimentale und naive Poesie. Mir, der ich meiner Einseitigkeit mir bewußt war (so wie überhaupt jeder Mensch einseitig ist und sein muß), mir machte dieser Aufsatz große Freude und ich erkannte, daß auch ich durch mein Zeitalter und meine Ausbildung zur modernen Poesie gehörte.

Von Schiller sagte er noch: Es ist unglaublich, wie dieser Mann sich in den letzten Jahren ausgebildet, wie frei er sich bewegt hat. Seit zehn oder zwölf Jahren

glaubte man, er könnte kein Jahr mehr leben; man hatte sich daran gewöhnt und glaubte nicht mehr, daß er sterben könnte.

160. (1035.) 1807. August 22. F. Schubart.

Es ist mir erzählt worden, wie er in jenen Jahren Kinder durch den Tod verloren hat, und wie ihn der Vaterschmerz dabei so überwältigte, daß er sich in ungemäßigten Äußerungen desselben an die Erde warf. Wie ihn aber auch Familienfreude gleichmäßig ergriff, davon hat mir der Dichter Stephan Schütze eine Szene geschildert.

Bei dem jährlichen Aufenthalte Goethes in Karlsbad pflegte letzterer während der Badezeit daselbst auch mehrere aus Weimar anwesende Personen an sich zu ziehen und in seine Gesellschaft aufzunehmen, obgleich sie nachher bei der Rückkehr in die fürstliche Residenz wieder in das hier beobachtete Verhältnis der Erstarrung zurücktraten, wie es auch mit Schütze gehalten wurde. Einst, an einem schönen Sommertage, saß der große Dichter dort in Karlsbad im Freien mit weimarischen Bekannten an einem Tisch mit Holzbänken an beiden Seiten. Stephan Schütze saß ihm gegenüber mit mehreren Personen und auch an Goethes Seite saßen noch einige. Da sah man, in das Gespräch vertieft, Goethes Sohn von einer Anhöhe herabkommen. Der junge Mann studierte zu dieser Zeit in Heidelberg und hatte eine unternommene Fußreise auch nach Karlsbad geleitet, um den Vater dort mit seinem Besuche zu überraschen. Als er sich nun der Gesellschaft an jenem Tisch so näherte, daß ihn der Vater im Rücken hatte und seine Annäherung nicht bemerken konnte, winkte er den Gegenübersitzenden eifrig zu, sich still zu verhalten und den Vater nicht auf seine Ankunft aufmerksam zu machen. So schlich er endlich leise bis an den Rücken des Vaters heran und hielt ihm plötzlich nach dem gebräuchlichen weimarischen Scherze die Hände vor die Augen. Wie nun Goethe sich loswindet und umkehrt und so höchst un-

erwartet den Sohn erblickt, da ergreift ihn das freudige väterliche Gefühl auf eine Weise, die in den anderen gegenwärtigen Personen eine tiefe Erschütterung hervorbrachte. Die maßlosen Äußerungen der Gefühlsüberwältigung, mit welcher der erhabene Mann hier erschien, waren von solcher Stärke, daß die Zeugen dieser Szene wirklich dabei erschraken und in Besorgnis für seinen Geist die Beruhigung herbeiwünschten.

161. (1081.) 1808. Mai 9. J. D. Falk.

Der schwer beleidigte Kaiser Napoleon verstattete zwar dem Herzoge die Rückkehr in seine Staaten, aber nicht ohne das höchste Mißtrauen in ihn zu setzen, so daß der edle, offene deutsche Mann von diesem Augenblicke an von allen Seiten mit Horchern, sogar an seiner Tafel umstellt war. Da mich um diese Zeit meine Geschäfte öftmals nach Berlin und Erfurt führten, gaben mir die dortigen höheren Behörden nicht selten Bemerkungen anzuhören, von denen ich gewiß war, daß man sie als Resultate der dort gehaltenen geheimen Polizeiregister dem Kaiser vorlegte, und die ich eben deshalb dem Herzoge nicht verschweigen durfte. Mit wörtlicher Treue, wie ich sie empfangen hatte, setzte ich sie schriftlich auf, um sie höheren Orts zu übergeben. Bei dieser Gelegenheit hat Goethe eine so schöne persönliche Anhänglichkeit für den Herzog an den Tag gelegt, daß ich mir ein Gewissen daraus machen würde, dem deutschen Publikum dies schöne Blatt aus der Lebensgeschichte seines großen Dichters vorzuenthalten. Es geschah um diese Zeit häufig genug, wenn ich Goethe besuchte, daß die bedenklichen Zeitumstände — in welche ich selbst damals, nicht aber zum Unglück, sondern, wofür ich Gott herzlich danke, zum Segen des Landes, das ich bewohnte, handelnd verflochten war — mit männlicher Umsicht von uns nach allen Seiten durchgesprochen wurden. So kam denn auch diesmal, als ich Goethe nach meiner Zurückkunft von Erfurt in seinem Garten besuchte,

die Rede auf die Beschwerden der französischen Regierung. Ich teilte sie ihm Punkt für Punkt und so mit, wie sie auch nach diesem der Herzog unverändert gelesen hat. Es sei bekannt, hieß es unter anderem in dieser Schrift, daß der Herzog von Weimar dem feindlichen General Blücher, der sich zu Hamburg mit seinen Offizieren nach der Niederlage von Lübeck in der größten Verlegenheit befunden, 4000 Taler auf Wechsel vorgeschossen habe. Ebenso wisse jedermann, daß ein preußischer Offizier, der Hauptmann von Ende, — als Hofmarschall bei der Frau Großfürstin angestellt sei. Es sei nicht zu leugnen, daß die Anstellung so vieler preußischer Offiziere sowohl im Militär- als Zivilfach, deren Gesinnungen bekanntlich nicht die besten seien, für Frankreich etwas Beunruhigendes mit sich führe. Schwerlich werde es der Kaiser billigen oder jemals zugeben, daß man mitten im Herzen des Rheinbundes gleichsam eine stillschweigende Verschwörung wider ihn anlege. Sogar zum Hofmeister seines Sohnes, des Prinzen Bernhard, habe man einen ehemaligen preußischen Offizier, den Herrn von Rühle gewählt; Herr von Müffling, ebenfalls gedienter Offizier und Sohn des preußischen Generals dieses Namens, sei mit großem Gehalte in Weimar als Präsident eines Landeskollegiums angestellt; der Herzog stehe mit demselben in einem vertrauten persönlichen Umgange, und es sei natürlich, daß alle solche Verbindungen nur dazu dienten, einen ohnehin schlecht genug verheimlichten Groll gegen Frankreich zu nähren. Es scheine, daß man gleichsam alles absichtlich hervorsuche, um den Zorn des Kaisers, der doch manches von Weimar zu vergessen habe, aufs neue zu reizen und herauszufordern. Unvorsichtig wenigstens seien die Schritte des Herzogs in einem hohen Grade, wenn man ihnen auch nicht geradeswegs eine böse Absicht unterlegen wolle. So habe derselbe auch den Herzog von Braunschweig, den Todfeind Frankreichs, nebst Herrn von Müffling, nach dem Gefechte von Lübeck zu Braunschweig auf seinem Durchmarsch besucht.

Genug! fiel mir Goethe, als ich bis dahin gelesen hatte, mit flammendem Gesichte ins Wort. Was wollen sie denn, diese Franzosen? Sind sie Menschen? Warum verlangen sie geradeweg das Unmenschliche? Was hat der Herzog getan, was nicht lobens- und rühmenswert ist? Seit wann ist es denn ein Verbrechen, seinen Freunden und alten Waffenkameraden im Unglück treu zu bleiben? Ist denn eines edlen Mannes Gedächtnis so gar nichts in euren Augen? Warum mutet man dem Herzoge zu, die schönsten Erinnerungen seines Lebens, den Siebenjährigen Krieg, das Andenken an Friedrich den Großen, der sein Oheim war, kurz alles Ruhmwürdige des uralten deutschen Zustandes, woran er selbst so tätig Anteil nahm, und wofür er noch zuletzt Krone und Zepter aufs Spiel setzte, den neuen Herren zu gefallen, wie ein verrechnetes Exempel plötzlich über Nacht mit einem nassen Schwamme von der Tafel seines Gedächtnisses hinwegzustreichen? Steht denn euer Kaisertum von gestern schon auf so festen Füßen, daß ihr keine, gar keine Wechsel des menschlichen Schicksals in Zukunft zu befürchten habt? Von Natur zu gelassener Betrachtung der Dinge aufgelegt, werde ich doch grimmig, sobald ich sehe, daß man dem Menschen das Unmögliche abfordert. Daß der Herzog verwundete, ihres Soldes beraubte preußische Offiziere unterstützt, daß er dem heldenmütigen Blücher nach dem Gefecht von Lübeck einen Vorschuß von 4000 Talern machte, das wollt ihr eine Verschwörung nennen? Das gedenkt ihr ihm übel auszulegen? Setzen wir den Fall, daß heute oder morgen Unglück bei eurer großen Armee einträte: was würde wohl ein General oder Feldmarschall in den Augen des Kaisers wert sein, der gerade so handelte, wie unser Herzog in dem vorliegenden Falle wirklich gehandelt hat? Ich sage euch, der Herzog soll so handeln, wie er handelt! Er muß so handeln! Er täte sehr unrecht, wenn er je anders handelte! Ja, und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Zepter verlieren, wie sein Vorfahr, der

unglückliche Johann, so soll und darf er doch um keine Hand breit von dieser edeln Sinnesart und dem, was ihm Menschen- und Fürstenpflicht in solchen Fällen vorschreibt, abweichen. Unglück! Was ist Unglück? Das ist ein Unglück, wenn sich ein Fürst dergleichen von Fremden in seinem eignen Hause muß gefallen lassen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme, wohin es mit jenem Johann einst gekommen ist, daß beides, sein Fall und sein Unglück, gewiß wäre, so soll uns auch das nicht irremachen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn, wie jener Lukas Cranach den seinigen, ins Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zueinander sprechen: das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war; weil er den Herzog von Braunschweig, seinen Oheim, auf dem Todbette besuchte; weil er seine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern lassen! — Hier rollten ihm die Tränen stromweise von beiden Backen herunter; alsdann fuhr er nach einer Pause, und sobald er wieder einige Fassung gesammelt, fort: Ich will ums Brot singen! Ich will ein Bänkelsänger werden, und unser Unglück in Liedern verfassen! Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden, und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf- und euch von dem euern heruntersingen! Ja, spottet nur des Gesetzes, ihr werdet doch zuletzt an ihm zuschanden werden! Komm an, Franzos! Hier oder nirgend ist der Ort mit dir anzubinden! Wenn du dieses Gefühl dem Deutschen nimmst oder es mit Füßen trittst, was eins ist, so wirst du diesem Volke bald selbst unter die Füße kommen! Ihr seht, ich zittre an Händen und

Füßen. Ich bin lange nicht so bewegt gewesen. Gebt mir diesen Bericht! Oder nein, nehmt ihn selbst! Werft ihn ins Feuer! Verbrennt ihn! Und wenn ihr ihn verbrannt habt, sammelt die Asche und werft sie ins Wasser! Laßt es sieden, brodeln und kochen! Ich selbst will Holz dazu herbeitragen, bis alles zerstiebt ist, bis jeder, auch der kleinste Buchstabe, jedes Komma und jeder Punkt in Rauch und Dunst davonfliegt, so daß auch nicht ein Stäubchen davon auf deutschem Grund und Boden übrig bleibt! Und so müssen wir es auch einst mit diesen übermütigen Fremden machen, wenn es je besser in Deutschland werden soll.

162. (1098.) 1808. Oktober 2. F. v. Müller.

Friedrich von Müller (1779—1849), weimarischer Staatsbeamter, seit 1815 Kanzler, d. h. erster Justizbeamter und daher gewöhnlich als der „Kanzler v. Müller" bezeichnet. Verkehrte, namentlich seit 1815 viel bei Goethe und gehörte zu dessen intimsten Hausfreunden. Mitteilungen über Goethe fanden sich in großer Zahl in seinen Tagebüchern und einigen anderen Schriften.

Bei Frau von der Reck in Erfurt lernte Goethe den Minister Maret kennen, auf den er einen außerordentlichen Eindruck machte, und der davon dem Kaiser erzählte, worauf Napoleon ihn sogleich am 2. Oktober zu sich einladen ließ. Die Audienz dauerte fast eine volle Stunde. Ich hatte Goethe bis ins Vorzimmer begleitet und harrte da seiner Rückkehr. Nur Talleyrand, Berthier und Savary waren bei dieser Audienz gegenwärtig; gleich nach Goethes Eintritt in das kaiserliche Kabinett kam auch noch der Generalintendant Daru dazu.

Der Kaiser saß an einem großen runden Tische frühstückend. Zu seiner Rechten stand Talleyrand, zu seiner Linken Daru, mit dem er sich zwischendurch über die preußischen Kontributionsangelegenheiten unterhielt. Er winkte Goethe, näher zu kommen, und fragte, nachdem er ihn aufmerksam betrachtet hatte, nach seinem Alter.

Als er erfuhr, daß er im sechzigsten Jahre stehe, äußerte er seine Verwunderung, ihn noch so frischen Aussehens zu finden, und ging alsbald zu der Frage nach Goethes Trauerspielen über, wobei Daru Gelegenheit nahm, sich näher über sie auszulassen und überhaupt Goethes dichterische Werke zu rühmen, namentlich auch seine Übersetzung des Mahomet von Voltaire. Das ist kein gutes Stück! sagte der Kaiser und setzte umständlich auseinander, wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache. Werthers Leiden versicherte er, siebenmal gelesen zu haben und machte zum Beweise dessen eine tief eindringende Analyse dieses Romans, wobei er jedoch an gewissen Stellen eine Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe finden wollte. Das ist nicht naturgemäß und schwächt bei dem Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einfluß, den die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie das getan?

Goethe fand die weitere Begründung dieses kaiserlichen Tadels so richtig und scharfsinnig, daß er ihn späterhin oftmals gegen mich mit dem Gutachten eines kunstverständigen Kleidermachers verglich, der an einem angeblich ohne Naht gearbeiteten Ärmel sobald die fein versteckte Naht entdeckt.

Dem Kaiser erwiderte er: Es habe ihm noch niemand diesen Vorwurf gemacht, allein er müsse ihn als ganz richtig anerkennen; einem Dichter dürfte jedoch zu verzeihen sein, wenn er sich mitunter eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um eine gewisse Wirkung hervorzubringen, die er auf einfachem, natürlichem Wege nicht hervorbringen zu können glaube.

Nun auf das Drama zurückkommend, machte Napoleon mehrfache sehr bedeutende Bemerkungen, die den Beweis lieferten, daß er die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit, gleich einem Kriminalrichter, betrachte, und die deutlich genug zeigten, wie tief er das Abweichen des

französischen Charakters von Natur und Wahrheit empfinde. Auf die Schicksalsstücke übergehend, mißbilligte er sie höchlich: Sie haben einer dunkleren Zeit angehört; was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal!

Hierauf sprach er lange mit Daru über die Kontributionsangelegenheiten, während dessen der Marschall Soult hereintrat, den der Kaiser scherzend über einige unangenehme Ereignisse in Polen ansprach. Auf einmal stand Napoleon auf, ging auf Goethe zu und fragte mit gemäßigterer Stimme nach Goethes Familie und seinen Verhältnissen zu den verschiedenen Personen des herzoglichen Hauses. Die Antworten, die er erhielt, übersetzte er sich sogleich nach seiner Weise in entschiedenere Urteile. Doch bald wieder auf das Trauerspiel zurückkommend, sagte er: Das Trauerspiel sollte die Lehrschule der Könige und der Völker sein; das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie z. B. sollten den Tod Cäsars auf eine vollwürdige Weise, großartiger als Voltaire, schreiben. Das könnte die schönste Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris! Ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort gibt es größere Weltanschauung, dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden.*

Jedesmal, wenn er über etwas sich ausgesprochen hatte, setzte er hinzu: Qu'en dit Monsieur Goet?

Als nun Goethe endlich abtrat, hörte man den Kaiser bedeutsam zu Berthier und Daru sagen: Voilà un homme!

Goethe beobachtete lange ein tiefes Schweigen über den Hergang bei dieser Audienz, sei es, weil es überhaupt in seinem Charakter lag, sich über wichtige, ihn persönlich

* [Von den Worten Doch bald wieder auf das Trauerspiel zurückkommend an ist das Gespräch irrtümlich hier aufgeführt und fand unzweifelhaft am 6. Oktober statt.]

betreffende Vorgänge nicht leicht auszusprechen, sei es aus Bescheidenheit und Delikatesse. Daß aber Napoleons Äußerungen ihm einen mächtigen Eindruck hinterließen, konnte man ihm sehr bald abmerken, obschon er selbst den Fragen seines Fürsten nach dem Inhalte der Unterredung auf geschickte Weise auszuweichen verstand. Die Einladung nach Paris insbesondere beschäftigte ihn noch geraume Zeit recht lebhaft; er fragte mich mehrmalen nach dem ohngefähren Betrag des Aufwandes, den sie wohl erfordern würde, nach den verschiedenen, für ihn nötigen Einrichtungen in Paris, Zeitabteilungen usw. Späterhin mochte ihn wohl die Erwägung so mancher nicht zu beseitigenden Unbequemlichkeiten in Paris von dem Vorhaben abgebracht haben.

Erst lange nachher teilte er mir nach und nach die Einzelheiten jener Unterredung mit, aber erst kurz vor seinem Tode konnte ich ihn bewegen, darüber eine Niederschrift zu machen.

163. (1100.) 1808. Oktober 2. Ch. M. de Talleyrand.

Karl Moritz Herzog v. Talleyrand-Perigord u. Dino, Fürst v. Benevent (1754—1838), lange Jahre der Leiter der auswärtigen Politik Frankreichs. In Einzelheiten laufen bei seinen Berichten hier Mißverständnisse unter. Interessant bleibt die freimütige Art, in der Goethe mit Napoleon redete, die Talleyrand gewiß nicht übertrieben hat. (Urschrift französisch.)

Napoleon hatte, getreu dem augenblicklich angenommenen System der Langsamkeit, die ersten Tage in Erfurt auf eine Weise eingeteilt, daß man nie Gelegenheit fand, über Geschäfte zu reden. Sein Frühstück dauerte sehr lang: er empfing dabei allerlei Leute, er plauderte gern. Ich habe erlebt, daß mehrere solche Frühstückszeiten zwei Stunden dauerten. Napoleon pflegte da die angesehenen und verdienstvollen Männer, die sich in Erfurt zusammengefunden hatten, um ihn zu sehen, zu sich kommen zu lassen. Alle Morgen las er mit Vergnügen das Verzeichnis der neu angekommenen Personen. An dem Tage, da er den Namen des Herrn Goethe fand, schickte er nach ihm.

Herr Goethe, ich bin erfreut, Sie zu sehen. — Sire, ich sehe, daß, wenn Eure Majestät reist, Sie nicht vergißt Ihre Augen auf die geringfügigsten Dinge zu lenken. — Ich weiß, daß Sie der erste tragische Dichter Deutschlands sind. — Sire, Sie tun unserem Lande unrecht, wir glauben unsere großen Männer zu haben: Schiller, Lessing und Wieland müssen Ew. Majestät bekannt sein. — Ich gestehe Ihnen, daß ich sie gar nicht kenne; doch habe ich den Dreißigjährigen Krieg gelesen; der schien mir aber, verzeihen Sie, höchstens für unsere Boulevards tragische Stoffe zu bieten. — Sire, ich kenne Ihre Boulevards nicht, aber ich setze voraus, daß man dort Schauspiele für das Volk gibt und bin betrübt, Sie so streng über einen der schönsten Geister der neueren Zeit urteilen zu hören. — Sie wohnen gewöhnlich in Weimar; das ist der Ort, wo die berühmten deutschen Schriftsteller sich zusammenfinden? — Sire, sie werden dort sehr begünstigt; aber zurzeit haben wir von Männern, die in ganz Europa bekannt sind, nur Wieland, denn Müller* wohnt in Berlin. — Ich würde erfreut sein, Herrn Wieland zu sehen. — Wenn Ew. Majestät mir gestatten ihn zu veranlassen, bin ich gewiß, daß er sich unverzüglich hierher verfügen wird. — Spricht er Französisch? — Er versteht es und hat selbst mehrere französische Übersetzungen seiner Werke verbessert. — Solange Sie hier sind müssen Sie alle Abende ins Theater gehen. Es wird Ihnen nicht unangenehm sein, die guten französischen Trauerspiele aufgeführt zu sehen. — Sire, ich werde sehr gern hingehen und ich muß Ew. Majestät gestehen, daß dies meine Absicht war; ich habe selbst einige Französische Stücke übersetzt, oder vielmehr nachgeahmt. — Welche? — Mahomet und Tankred. — Ich werde Remusat beauftragen sie zu spielen, wenn wir die geeigneten Schauspieler dazu haben. Ich

* Gemeint ist der Schriftsteller Johannes von Müller, der jedoch damals in Kassel im westfälischen Dienst stand.

würde erfreut sein, wenn Sie sie in unserer Sprache aufgeführt sähen. Sie sind nicht so peinlich wie wir in Befolgung der theatralischen Regeln. — Sire, bei uns sind die Einheiten nicht wesentlich. — Wie finden Sie unsere Versammlung hier? — Sire, sehr prächtig, und ich hoffe, daß sie für unser Volk von Nutzen sein wird. — Ist Ihr Volk glücklich? — Es hofft viel. — Herr Goethe, Sie müssen während des ganzen Kongresses hier bleiben und den Eindruck beschreiben, den auf Sie dies große Schauspiel, das wir Ihnen geben, macht. — Ach! Sire, es bedürfte der Feder einiger Schriftsteller des Altertums um eine solche Arbeit zu übernehmen. — Gehören Sie zu denen, die Tacitus lieben? — Ja Sire, sehr. — Nun, ich nicht, aber wir sprechen davon ein andermal. Schreiben Sie an Herrn Wieland, er möge hierher kommen, ich werde ihm den Besuch in Weimar erwidern, wohin der Herzog mich eingeladen hat. Ich freue mich, die Herzogin da zu sehen, das ist eine Frau von großem Verdienst. Der Herzog hat sich einige Zeit etwas schlecht benommen, aber er ist zurecht gesetzt. — Sire, wenn er unrecht gehandelt hat, so war die Zurechtsetzung ein wenig streng; aber ich bin nicht Richter über solche Dinge; er beschützt die Literatur, die Wissenschaften und wir können uns seiner nur rühmen. — Herr Goethe, kommen Sie diesen Abend in die Iphigenie. Das ist ein gutes Stück; sie gehört zwar nicht zu denen, die ich am meisten liebe, aber die Franzosen schätzen sie sehr. Sie werden in meinem Parterre eine gute Anzahl von Fürsten sehen. Kennen Sie den Fürst Primas? — Ja, Sire, ziemlich genau; er ist ein Fürst von viel Geist, vielen Kenntnissen und vornehmer Gesinnung. — Nun gut, Sie werden ihn heute abend an der Schulter des Königs von Württemberg schlafen sehen. Haben Sie schon den Kaiser von Rußland gesehen? — Nein, Sire, niemals, aber ich hoffe, ihm vorgestellt zu werden. — Er spricht Ihre Sprache gut; wenn Sie etwas über diese Erfurter Zusammenkunft

schreiben, müssen Sie es ihm widmen. — Sire, das ist nicht meine Art; seitdem ich angefangen habe zu schreiben, habe ich es mir zum Grundsatz gemacht, niemals eine Widmung zu machen, damit ich nicht jemals es zu bereuen hätte. — Die großen Schriftsteller im Jahrhundert Ludwig des Vierzehnten waren nicht so. — Das ist wahr, Sire, aber Ew. Majestät wird nicht versichern wollen, daß sie es nie bereut haben. — Was ist aus dem schlechten Kerl Kotzebue geworden? — Sire, man sagt, daß er in Sibirien* wäre und daß Ew. Majestät beim Kaiser Alexander für ihn um Gnade bitten wollten. — Aber wissen Sie, daß er nicht mein Mann ist? — Sire, er ist sehr unglücklich und hat viel Talent. — Adieu, Herr Goethe.

Ich folgte Herrn Goethe und lud ihn ein, bei mir zu speisen. Zurückgekehrt, schrieb ich diese erste Unterredung auf und während der Mahlzeit versicherte ich mich, durch verschiedene Fragen, die ich an ihn richtete, daß sie so, wie ich sie hier niedergeschrieben habe, vollkommen richtig ist.

164. (1109.) 1808. Oktober 14. J. D. Falk.

Wir aßen kurz nach dem 6. Oktober zusammen bei Wolzogens zu Mittage. Es war der Tag, als der russische Kaiser zu Weimar zum zweiten Male eintraf, der 14. Oktober. (Da man bei Hofe gut ein paar Stunden warten mußte, ehe man sich zu Tische setzte, so kam Goethe und nahm vorher mit uns einige Bissen ein.) Er schien bei gutem Humor, und ich will das Resultat unserer Unterhaltung hier im Auszug hersetzen.

Goethe fand für die Ruhe der Beobachtung bloß einen Menschen, der mit dem Kaiser Napoleon Ähnlichkeit gehabt hätte, es sei dieses Lavater gewesen. — Er verglich den Kaiser mit einem Juden, der wie mit einem

* Ein Mißverständnis. Kotzebue war von 1798—1800 in Sibirien, damals schon lange begnadigt und in russischem Dienst angestellt.

Probiersteine durch die Welt geht, alle Menschen anstreicht und sodann gelassen nachsieht, ob es Gold, Silber oder Kupfer ist. Bildet euch nur nicht ein, klüger zu sein als er — sagte Goethe zu einem der Anwesenden — er verfolgt jedesmal einen Zweck; was ihm in den Weg tritt, wird niedergemacht, aus dem Wege geräumt, und wenn es sein leiblicher Sohn wäre. Wenn die anderen Fürsten und Großen sich gar vielen Abneigungen und Zuneigungen überlassen, so liebt er alles, was ihm zu seinem Zwecke dienen kann, so sehr es auch von seiner individuellsten Gemütsstimmung abweicht, wie ein tüchtiger Konzertmeister, der, wenn jeder Liebhaber sein Instrument hat, dem er den Vorzug gibt, ohne Liebe wie ohne Haß sie alle für sein Orchester zu benutzen weiß. Daher kommt es auch auf eins heraus und bringt schlechterdings dem Individuum keinen Vorteil, ob man von ihm gehaßt oder geliebt wird. Er liebt den Herzog von Weimar gewiß nicht, ohne daß derselbe sichtlichen Nachteil davon verspürt, und denen, die er liebt, wird ebensowenig Vorteil daraus erwachsen. Er lebt jedesmal in einer Idee, in einem Zweck, in einem Plan, und nur diesem muß man sich in acht nehmen, in den Weg zu treten, weil er in diesem Punkte keine Schonung kennt. — Kurz, Goethe gab zu verstehen, daß Napoleon ungefähr die Welt nach den nämlichen Grundsätzen dirigiere, wie er das Theater. Er fand es ganz in der Regel, daß er einem Schreier wie Palm, einem Prätendenten wie d'Enghien eine Kugel vor den Kopf schießen läßt, um das Publikum, das die Zeit nicht abwarten kann, sondern überall störend in die Schöpfungen des Genies eingreift, ein für allemal durch ein eklatantes Beispiel abzuschrecken. Er kämpft mit den Umständen, mit einem verdorbenen Jahrhundert mitten in einem verdorbenen Volk. Lasset uns ihn glücklich preisen, ihn und Europa, daß er bei seinen großen ungeheuren Weltplänen nicht selbst verdorben ist.

Er (Napoleon) nimmt alles mit hohem Ernst, selbst das französische Theater, das ihn durch römische Charak-

tere, große Sentenzen, wie eine Art Regentenschule notwendig anzieht und einen Geist wie den seinen anziehen muß. Welche hohe Bedeutung legte z. B. der Zufall in folgende Stelle des Cinna, des ersten Stückes, das vor der glänzenden Fürstenversammlung zu Erfurt aufgeführt wurde, wenn Augustus sagt . . .* Wahre Fragestücke aus einem Kaiserkatechismns! — So aufmerksam sitzt Napoleon vor dem Cäsar, als gälte es einen Kriminalprozeß anzuhören. Es ist der ungeheure bon sens, der den Kaiser in allem, was er unternimmt und vor hat, auszeichnet. Er kennt die faibles des französischen Theaters so gut wie wir. Es würde möglich sein, ihm dieselben Sujets in einer anderen, der Naivität der Griechen sich mehr annähernden Bearbeitung vorzulegen. Aber aus den einmal bestimmten Formen muß man diese Nation nicht hinausnötigen. Man sollte ungleich lieber das Theater nach griechischer Manier fest aufbauen, damit aller Streit über die Einheit des Ortes ein Ende nähme. Es ist auch viel, sehr viel zurück, was man dem Kaiser selbst in dieser beschränkten Form bieten könnte. Wenn nur ein Mensch von Genie in Frankreich aufstände, der sich des Theaters zum Trotz des Feuilletons bemächtigte; an dem Kaiser würde er gewiß keinen Gegner finden. Dahin zielt, was der Kaiser einst zu Talma sagte: Je voudrais bien voir la traduction d'une pièce de Sophocle au pied de la lettre**. Er kennt die faibles des französischen Theaters ebensogut wie wir. Bildet euch nur nicht ein, klüger zu sein als er. Wie ich ein paar Worte mit ihm über diese Materie gesprochen hatte, fiel mir sogleich ein: Schiller, wenn er doch noch lebte und zuhörte! Dieselbe strenge Zusammenhaltung kündet sich auch in der Form und im Ganzen des Stückes an. Nichts ist hier zufällig. Das Auge der Franzosen leidet keine Königinnen Elisabeth, die auf die

* Hier ist eine Lücke in Falks Bericht.

** Ich würde gern eine buchstäbliche Übersetzung eines Sophocleischen Stückes aufgeführt sehen.

Erde hinfallen und ohnmächtig werden, keine Marquis Posa, die erschossen werden und auf dem Theater umfallen.

165. (1110.) 1808. Caroline Sartorius.

Caroline Sartorius, geb. v. Voigt, Gattin des Göttinger Professors Georg Sartorius, später als Frhr. v. Waltershausen geadelt.

Des Mittags hatte Goethe Talmas geladen, und hier schien ein wahrer Wettstreit zwischen dem Wirt und seinen Gästen einzutreten, wer den anderen an Liebenswürdigkeit übertreffen könnte. Goethe ist des Französischen nicht ganz mächtig, aber seinem Geist legt keine Sprache, die er nur einigermaßen kann, so leicht Fesseln an, Talmas baten ihn dringend nach Paris zu kommen und bei ihnen zu logieren. Das Glück, den Autor vom Werther bei sich zu besitzen, würde ganz Frankreich ihnen beneiden, keine Frau in Paris würde ruhen, ehe sie ihn gesehen, auf allen Toiletten, in allen Boudoirs würde er sein Buch finden, das, immer von neuem gelesen, von neuem übersetzt, jetzt wie vor dreißig Jahren, den Reiz der Neuheit besäße. Es gab keine Art der feinen Schmeichelei, die sie nicht mit der Leichtigkeit des guten französischen Tons, der nie fade noch kriechend wird, ihm ausgespendet hätten. Goethe antwortete heiter und artig, wollte sich aber auch auf kein Versprechen einlassen und meinte spaßhaft: Das Glück, in Paris eine solche Sensation bei seinen jetzigen Jahren zu machen, wäre für seine Schultern zu schwer. Nun rückte Talma mit dem Plan eines Trauerspiels los, in welches er und Dulise den Werther verwandeln wollten. Dieses schien in der Tat ziemlich ungewaschenes Zeug zu sein. Goethens unerschöpfliche gute Laune ließ sich indes durch die Verunstaltung seines Kindes nicht irremachen, zuletzt nur sagte er mit einer fast unmerklich spöttischen Miene: Wenn sie mit ihrem Trauerspiel im reinen wären, so möchten sie es ihm schicken, damit er es übersetzen und bei sich könne aufführen lassen.

Mon Dieu, sagte Talma, der, um mit der Herzogin von Orleans zu reden, wohl fühlen mochte, wo Barthel den Most holt, mon Dieu, qu'avez vous besoin de notre

pièce, vous qui feriez cent fois mieux que nous? — C'est qu'on n'aime pas à refaire ce qu'on a fait une fois*, antwortete Goethe. Sein Kammerdiener brachte ihm inzwischen einen dicken Brief, den er erbrach, durchsah und ohne weiter seiner zu erwähnen ins Fenster legen ließ. Talma fragte jetzt ziemlich indiskret, ob es wahr sei, wie man allgemein versichere, daß eine wahre Geschichte dem Roman zugrunde läge? Besorgt über die Wirkung dieser Frage blickte ich nach Goethe, auf dessen Gesicht sich aber keine Spur von Verstimmung zeigte. Diese Frage, erwiderte er freundlich, ist mir schon oft vorgelegt worden, und da pflege ich zu antworten: daß es zwei Personen in einer gewesen, wovon die eine untergegangen, die andere aber leben geblieben ist, um diese Geschichte der ersteren zu schreiben, so wie es im Hiob heißt: Herr alle deine Schafe und Knechte sind erschlagen worden, und ich bin allein entronnen dir Kunde zu bringen. Unser lautester Beifall lohnte den herrlichen Einfall; ernsthafter mit einem unbeschreiblich tiefen Ausdruck setzte er hinzu: So etwas schreibt sich indes nicht mit heiler Haut. Er hatte bisher französisch gesprochen, dieses Wort aber sprach er deutsch, und sich zu Sartorius wendend: Traduisez cela à nos amis, monsieur**. — Talma, mit dem Gepräge der großen Leidenschaften bekannt, faßte leicht den Sinn, ohne die Worte zu verstehen. Goethe ging schnell wieder in seine vorige Heiterkeit über. Gewöhnlich, sagte er, muß man schwer seine Jugendtorheiten abbüßen; ich aber gehöre zu den wenigen Glücklichen, denen sie noch in späteren Jahren Heil und Segen bringen; erstlich so manche erfreuliche und interessante Bekanntschaft, wie dies heute noch der Fall ist, dann hat vorgestern mir der Kaiser Napoleon das Ehrenkreuz gegeben, und

* Mein Gott, was haben Sie unser Stück nötig, das Sie hundertmal besser machen würden, als wir? — Man wiederholt doch nicht gern, was man schon einmal gemacht hat.

** Übersetzen Sie das unseren Freunden, mein Herr!

eben beschenkt auch Alexander mich mit einem Orden; und nun zeigte er das Paket, das der Kammerdiener ihm früher gebracht, und welches das große Band des Annaordens mit einem brillantnen Stern enthielt. Hiermit entfernte er sich, um sich anzukleiden, weil er nach Hof zu der obenerwähnten Deklamation gebeten war. Er hinterließ Talmas wie uns alle von seiner Liebenswürdigkeit entzückt, die wirklich diesen Tag über alle Beschreibung war. Als Talmas weg waren, trat Goethe in seiner Hofuniform mit Stern und Ordensband geschmückt herein: Ich komme, sagte er, mich Ihnen zu zeigen und zu fragen, ob Sie mich akkreditieren wollen? Er war in dieser Kleidung so jugendlich und schön, daß ich ihm um den Hals fiel und ausrief: Ew. Exzellenz, Ihnen zu widerstehen ist unmöglich, aber ich hoffe, Sie werden mein Unglück nicht wollen.

Franz Joseph Talma (1762—1826) der bedeutendste französische Schauspieler seiner Zeit.

166. (1111.) 1808. Oktober 16. Caroline Sartorius.

Für den Abschiedsabend hatte der Dichter seine schönste Gabe, seine Gedichte uns aufgespart. Er erschien abends bei Tisch mit einer Handvoll Papiere, die er neben sich hinlegte und war über alle Maßen wohlgelaunt.

Nach dem Essen fing er an vorzulesen, aus dem Kopfe zu rezitieren, bis nachts 1 Uhr; an diesem Abend übertraf er sich selbst. Des Dichters Glück war von jeher: Weiber, Wein, Gesang, und unseren Freund, für den ein ewiger Frühling blüht, begeistern die beiden ersten noch im Herbst seines Lebens zu den herrlichsten Gesängen. Verliebt sein ist die Weise des Hauses; verliebt ist jedermann, der darin aus und ein geht; ich war zuletzt wahrhaftig besorgt, auch uns würde die Epidemie ergreifen. So hat er diesen Sommer in Karlsbad ein Liebchen gehabt, dem er seine süßesten Lieder gesungen, und diese Sonette*, die noch sämtlich ungedruckt sind, teilte er uns

* Die Sonette beziehen sich jedoch auf Minchen Herzlieb in Jena.

mit. Schön waren sie alle, am schönsten aber die, in welchen er sie sprechen ließ, und mit deren Zartheit ich nichts zu vergleichen wüßte, wie es denn wohl nie einen Dichter gegeben hat, der in das weibliche Gemüt so tiefe Blicke getan hat, es ist als ob das ganze Geschlecht von der Edelsten bis zur Niedrigsten bei ihm Beichte gesessen. In denjenigen Liedern, worin er sprach, herrschte schon mehr das gemäßigte Feuer der reiferen Jahre, als die Glut, die im Werther z. B. alles entzündet und verzehrt, was seinem Kreise naht. — Alsdann gab er allerhand Gelegenheitsgedichte, zum Teil aus früheren Zeiten, die wegen mancherlei Personalitäten nicht gedruckt sind, noch es werden können, in denen aber eine Laune herrschte, die uns bald in das unsinnigste Lachen versetzte; in meinem Leben glaube ich nicht so gelacht zu haben. In dieser Nacht schieden wir endlich voneinander, nachdem er uns in diesen wenigen Stunden durch alle Stufen des Vergnügens geführt hatte.

Ich glaube gern, daß Goethe nur gegen wenige und nur selten ist, wie ich ihn gesehen habe; aber so wie er war, habe ich nie einen liebenswürdigeren Mann gesehen.

167. (1114.) 1776/1806. K. L. von Knebel.

Mich hat immer eine unüberwindliche Scheu vor dem Publikum begleitet; darum habe ich unsäglich vieles verbrannt oder vernichtet, das ich gedichtet hatte. Goethe hat mich oft darüber gescholten. Man muß jung vor dem Publikum auftreten, sagt er, und alsdann oft erscheinen. Dieses Tier denkt, wer viel gibt, muß viel haben, und wer oft bringt, muß reich sein. Und hat man es nur erst dahin gebracht, daß man Bewunderer findet, so wird es auch nicht lange an unbedingt Ergebenen fehlen, welchen alles vortrefflich ist, was den Namen des Bewunderten an der Stirn trägt.

Goethe verwirft Rauchen und Schnupfen. — Das Rauchen, sagt er, macht dumm; es macht unfähig zum Denken und Dichten. Es ist auch nur für Müßiggänger,

für Menschen, die Langeweile haben, die ein Dritteil des Lebens verschlafen, ein Dritteil mit Essen, Trinken und anderen notwendigen oder überflüssigen Dingen hindudeln, und alsdann nicht wissen, obgleich sie immer vita brevis* sagen, was sie mit dem letzten Dritteil anfangen sollen. Für solche faule Türken ist der liebevolle Verkehr mit den Pfeifen und der behagliche Anblick der Dampfwolke, die sie in die Luft blasen, eine geistvolle Unterhaltung, weil sie ihnen über die Stunden hinweghilft. Zum Rauchen gehört auch das Biertrinken, damit der erhitzte Gaumen wieder abgekühlt werde. Das Bier macht das Blut dick und verstärkt zugleich die Berauschung durch den narkotischen Tabaksdampf. So werden die Nerven abgestumpft und das Blut bis zur Stockung verdickt. Wenn es so fortgehen sollte, wie es den Anschein hat, so wird man nach zwei oder drei Menschenalter schon sehen, was diese Bierbäuche und Schmauchlümmel aus Deutschland gemacht haben. An der Geistlosigkeit, Verkrüppelung und Armseligkeit unserer Literatur wird man es zuerst bemerken und jene Gesellen werden dennoch diese Misere höchlich bewundern. Und was kostet der Greuel! Schon jetzt gehen 25 Millionen Taler in Deutschland in Tabaksrauch auf, die Summe kann auf 40, 50, 60 Millionen steigen. Und kein Hungriger wird gesättigt und kein Nackter gekleidet. Was könnte mit dem Gelde geschehen! Aber es liegt auch im Rauchen eine arge Unhöflichkeit, eine impertinente Ungeselligkeit. Die Raucher verpesten die Luft weit und breit und ersticken jeden honetten Menschen, der nicht zu seiner Verteidigung zu rauchen vermag. Wer ist denn imstande in das Zimmer eines Rauchers zu treten, ohne Übelkeit zu empfinden? Wer kann darin verweilen, ohne umzukommen? In allen diesen Klagen hat Goethe recht, aber unrecht hat er wegen des Schnupfens. — Er weiß auch nichts Gescheutes gegen das Schnupfen zu sagen. Es ist eine Schmutzerei, sagt er.

---

* Das Leben ist kurz.

168. (1122.) 1808. November 16. Henriette v. Knebel.

Am Mittwoch hat uns Goethe seine Reflexionen über das alte Gedicht, das Nibelungenlied, was er uns vorliest, recht schön mitgeteilt. Seine Gedanken schienen mir so frisch und richtig. So glaubt er auch, daß in den damaligen Zeiten eigentlich das wahre Heidentum gewesen wäre, ob sie gleich kirchliche Gebräuche hatten; denn Homer hätte mit den Göttern in Verbindung gestanden, aber in diesen Leuten findet sich keine Spur von irgendeinem himmlischen Reflekt.

169. (1123.) 1808. Nov. 17./18. W. v. Humboldt an seine Gattin.

Ich komme eben von Weimar, wo ich bei Wolzogens gewohnt habe. Goethe war äußerst freundschaftlich und herzlich gegen mich, aber sonst in keiner guten Stimmung in den beiden Tagen. Er hat unendliche Trakasserien wegen des Theaters, und was wirklich schrecklich ist, so war ihm gerade, als ich da war, vom Hofe erklärt worden, er solle zwar die Theaterdirektion behalten, aber sich nicht mehr darum bekümmern, was ihn sehr verdroß. Goethe hat eine lange Unterredung mit dem französischen Kaiser gehabt, von der er sehr voll ist. Schlicht historisches Erzählen ist, weißt Du, seine Sache nicht. Aber Werthers Leiden und die französische Bühne sind die Hauptgegenstände der Unterhaltung gewesen. In Werthers Leiden hat der Kaiser eine Stelle getadelt, die, nach Goethes Versicherung, allen übrigen Lesern entgangen ist. Es ist, sagt Goethe, (die Stelle selbst wollte er nicht anzeigen) eine, wo er die Verbindung mit großer Kunst gemacht zu haben glaubte, wo indes der Kaiser doch etwas Spielendes bemerkt hat. Das französische Theater soll der Kaiser unglaublich genau von Vers zu Vers kennen und nicht so unbedingt verehren. Vorzüglich streng soll er in der Beurteilung der Konsequenz der Charaktere und in der Gegeneinanderhaltung der historischen und poetischen Motive sein. Am meisten aufgefallen ist Goethe an ihm, daß er auch in poetischen und literarischen Dingen nie etwas

getadelt hat, ohne gleich zu sagen, was an die Stelle gesetzt werden müßte; wirklich ist auch bei Dingen, wo es auf Handeln ankommt, nichts so desolant, als wenn man nur immer anzugeben weiß, was nicht recht ist. Unendlich weh tut es einem, daß Goethe nicht wegen des fremden Einflusses, sondern wegen des inneren Unwesens an allem literarischen Heil in Deutschland verzweifelte. Jeder, sagt er, will für sich stehn, jeder drängt sich mit seinem Individuum hervor, keiner will sich an eine Form, eine Technik anschließen, alle verlieren sich im Vagen, und die das tun, sind wirklich große und entschiedene Talente, aus denen aber eben darum schlechterdings nichts werden kann. Er versichert darum, daß er sich nicht mehr um andere bekümmern, sondern nur seinen Gang gehen wolle, und treibt es so weit, daß er versichert, der beste Rat, der zu geben sei, sei, die Deutschen wie die Juden, in alle Welt zu zerstreuen, nur auswärts seien sie noch erträglich. Ich habe ihm gesagt, daß ich für mich das schon angefangen habe, und daß er nur zu uns kommen dürfe, um es auch an seinem Teil zu vollenden. Seinen Faust hatte ich hier, noch ehe ich nach Weimar ging, gelesen. — In diesem sind nicht bloß hinten Szenen angehängt, sondern auch in der Mitte eingeschaltet, wie z. B. die, welche er uns vorlas.

170. (1153.) 1809. Februar 28. J. D. Falk.

Es ist alles, sagte er einmal, in demselben Sinne, in den Wissenschaften zu weitschichtig geworden. Auf unsern Kathedern werden die einzelnen Fächer planmäßig zu halbjährigen Vorlesungen mit Gewalt auseinandergezogen. Die Reihe von wirklichen Erfindungen ist gering, besonders, wenn man sie durch ein paar Jahrhunderte im Zusammenhange betrachtet. Das meiste, was getrieben wird, ist doch nur Wiederholung von dem, was dieser oder jener berühmte Vorgänger gesagt hat. Von einem selbständigen Wissen ist kaum die Rede. Man treibt die jungen Leute herdenweise in Stuben und Hörsäle zusammen und speist

sie in Ermangelung wirklicher Gegenstände mit Zitaten und Worten ab. Die Anschauung, die oft dem Lehrer selbst fehlt, mögen sich die Schüler hinterdrein verschaffen! Es gehört eben nicht viel dazu, um einzusehen, daß dies ein völlig verfehlter Weg ist. Besitzt nun der Professor vollends gar einen gelehrten Apparat, so wird es dadurch nicht besser, sondern nur noch schlimmer. Des Dünkels ist nun gar kein Ende. Jeder Färber an seinem Kessel, jeder Apotheker an seinem Destillierkolben muß sich sofort des breitern von ihm belehren lassen. Die armen Teufel von Praktiker, ich kann nicht sagen, wie sie mich dauern, daß sie in solche Hände gefallen sind! Da saß ehemals so ein alter Färber in Heilbronn, der war klüger als sie alle! Dafür haben sie ihn aber auch tüchtig ausgelacht. Was gäbe ich darum, wenn der alte Meister noch in der Welt wäre, die er, aber die ihn nicht erkannte, und meine Farbenlehre erlebt hätte. Dem hatte sein Kessel geholfen. Der wußte, worauf es ankam.

Wenn ich die Summe von dem Wissenswerten in so mancher Wissenschaft, mit der ich mich mein ganzes Leben hindurch beschäftigt habe, aufschreiben wollte, das Manuskript würde so klein ausfallen, daß Sie es in einem Briefkuvert nach Hause tragen könnten. Es herrscht bei uns der Gebrauch, daß man die Wissenschaften entweder ums Brot verbauern läßt, oder sie auf den Kathedern förmlich zersetzt, so daß uns Deutschen nur zwischen einer seichten Popularphilosophie und einem unverständlichen Gallimathias transszendentaler Redensarten gleichsam die Wahl gelassen ist. Das Kapitel von der Elektrizität ist noch das, was in neuerer Zeit nach meinem Sinne am vorzüglichsten bearbeitet ist.

Die Elemente des Euklides stehen noch immer als ein unübertroffenes Muster eines guten Lehrvortrages da; sie zeigen uns in der größten Einfachheit und notwendigen Abstufung ihrer Probleme, wie Eingang und Zutritt zu allen Wissenschaften beschaffen sein sollten.

Wie ungeheure Summen haben nicht die Fabrikherren bloß durch falsche Ansichten in der Chemie verloren. Selbst

die technischen Künste sind bei weitem nicht, wie sie sollten, vorgerückt. Diese Bücher- und Stubengelehrsamkeit, dies Klugwerden und Klugmachen aus nachgeschriebenen Heften ist auch die alleinige Ursache, daß die Zahl der wahrhaft nützlichen Entdeckungen durch alle Jahrhunderte so gering ist. Wahrlich, wenn heute der altehrwürdige englische Mönch Baco — mit dem Kanzler Verulam keineswegs zu verwechseln — nachdem so manche Jahrhunderte hinter seinen wissenschaftlichen Bestrebungen abgelaufen sind, von den Toten zurück zu mir in mein Studierzimmer käme und mich höflich ersuchte, ihn mit den Entdeckungen, die seitdem in Künsten und Wissenschaften erfolgt, bekannt zu machen, ich würde mit einiger Beschämung vor ihm dastehen und im Grunde nicht so recht wissen, was ich dem guten Alten antworten sollte. Fiele es mir etwa ein, ihm ein Sonnenmikroskop vorzulegen, so würde er mir bald mit einer Stelle in seinen Schriften dienen, wo er dieser Erfindung nicht bloß ahnend vorgriff, sondern derselben auch durch wahrhaft praktische Winke den Weg bahnte. Führte uns unser Gespräch auf die Entdeckung der Uhren, so würde er vielleicht, wenn ich ihm eine vorzeigte, gelassen fortfahren: Es ist das rechte! Es kommt mir indessen nicht unerwartet. Ich habe es ebenfalls vorausgesehen. Von der Möglichkeit solcher Maschinen könnt ihr Seite 504 in meinen Schriften das Nötige nachlesen, wo ich sie ebenfalls, wie das Sonnenmikroskop und die Camera obscura, ausführlicher behandelt habe. Zuletzt, nach völliger Durchmusterung aller neuen Erfindungen, müßte ich vielleicht erwarten, daß sich der tiefsinnige Klosterbruder mit folgenden Worten von mir verabschiedete: Besonderes ist es eben nicht, was ihr da im Laufe so vieler Jahrhunderte geleistet habt. Rührt euch besser! Ich will mich nun wieder schlafen legen und nach vier Jahrhunderten wiederkommen und zusehen, ob auch ihr schlaft, oder ob ihr in diesem oder jenem Stück weiter fortgeschritten seid! — Bei uns Deutschen, setzte Goethe hinzu, geht alles fein

langsam vonstatten. Als ich vor nunmehr zwanzig Jahren die erste Idee von der Metamorphose der Pflanzen aufstellte, wußte man bei Beurteilung dieser Schrift nichts weiter als die einfache Behandlung im Vortrag eines wissenschaftlichen Gegenstandes herauszuheben, die jungen Leuten allenfalls zum Muster dienen könne. Von der Gültigkeit eines Grundgesetzes, auf dessen Entwicklung doch hier eben alles ankam, und das, im Fall es sich bewährte, durch die ganze Natur die mannigfaltigste Anwendung erlaubte, vernahm ich kein Wort. Das macht, es stand nichts davon im Linné, den sie ausschreiben und sodann ihren Schülern vortragen. Man sieht aus allem, der Mensch ist zum Glauben und nicht zum Schauen gemacht. Wie lange wird es dauern, so werden sie auch an mich glauben und mir dies und jenes nachsprechen! Ich wollte aber lieber, sie behaupteten ihr Recht und öffneten die Augen selbst, damit sie sähen, was vor ihnen liegt; so aber schelten sie nur auf alles, was bessere Augen hat als sie, und nehmen es sogar übel, wenn man sie in ihren Katheder-ansichten der Blödsichtigkeit beschuldigt. Von der Farbenlehre, die mit der Metamorphose der Pflanzen auf einem und demselben Prinzipe beruht, gilt dieses eben auch. Sie werden sich aber die Resultate derselben auch schon aneignen; man muß ihnen nur Zeit lassen, und besonders es nicht übelnehmen, wenn sie einen, wie es mir jetzt in der Metamorphose der Pflanzen häufig genug begegnet, ohne zu nennen, ausschreiben und fremdes Eigentum für das ihre ausgeben. Was den Mönch Baco betrifft, so darf uns diese außerordentliche Erscheinung nicht wundernehmen. Wir wissen ja, daß sich in England sehr früh große Keime von Zivilisation zeigten. Die Eroberung dieser Insel durch die Römer möchte wohl dazu den ersten Grund gelegt haben. Dergleichen verwischt sich doch nicht so leicht, wie man wohl glaubt. Späterhin machte auch das Christentum ebenfalls daselbst, und das schon frühe, die bedeutendsten Fortschritte. Der heilige Bonifazius ist

nicht nur mit einem Evangelienbuche, sondern auch mit dem Winkelmaß in der Hand, und von allen Baukünsten begleitet, von dort her zu uns herüber nach Thüringen gekommen. Baco lebte zu einer Zeit, wo der Bürgerstand durch die Magna charta bereits große Vorrechte in England erlangt hatte. Die erlangte Freiheit der Meere, die Jury oder die Geschwornengerichte vollendeten diesen heitern Anfang. Es war fast unmöglich, daß bei so günstigen Umständen die Wissenschaften zurückbleiben und nicht auch einen freien Aufschwung nehmen sollten. Im Baco nahmen sie denselben wirklich. Dieser sinnige Mönch, ebensoweit vom Aberglauben, als vom Unglauben entfernt, hat alles in der Idee, nur nicht in der Wirklichkeit gehabt. Die ganze Magie der Natur ist ihm, im schönsten Sinne des Worts, aufgegangen. Er sah alles, was kommen mußte, die Sonnenmikroskope, die Uhren, die Camera obscura, die Projektionen des Schattens; kurz, aus der Erscheinung des einzigen Mannes konnte man abnehmen, was für Fortschritte das Volk, zu dem er gehörte, im Gebiete der Erfindungen, Künste und Wissenschaften zu machen berufen war. Strebt aber nur immer weiter fort, fügte Goethe begeistert hinzu, junges deutsches Volk, und werdet nicht müde, es auf dem Wege, wo wir es angefangen haben, glücklich fortzusetzen! Ergebt euch dabei keiner Manier, keinem einseitigen Wesen irgendeiner Art, unter welchen Namen es auch unter euch auftrete! Wißt, verfälscht ist alles, was uns von der Natur trennt; der Weg der Natur aber ist derselbe, auf dem ihr Baco, Homer und Shakespeare notwendig begegnen müßt. Es ist überall noch viel zu tun! Seht nur mit eigenen Augen und hört mit eigenen Ohren! Übrigens laßt es euch nicht kümmern, wenn sie euch anfeinden! Auch uns ist es, weil wir lebten, nicht besser gegangen. In der Mitte von Thüringen, auf dem festen Lande haben wir unser Schiff gezimmert; nun sind die Fluten gekommen und haben es von dannen getragen. Noch jetzt wird mancher, der die

flache Gegend kennt, worin wir uns bewegten, nicht glauben, daß die Fluten wirklich den Berg hinan gestiegen sind; und doch sind sie da. Verschmäht auch nie, in euer Streben die Einwirkung von gleichgesinnten Freunden aufzunehmen, sowie ich auch auf der andern Seite angelegentlich rate, ebenfalls nach meinem Beispiele, keine Stunde mit Menschen zu verlieren, zu denen ihr nicht gehört oder die nicht zu euch gehören; denn solches fördert wenig, kann uns aber im Leben gar manches Ärgernis zufügen, und am Ende ist denn doch alles vergeblich gewesen. Im ersten Bande von Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit sind viele Ideen, die mir gehören, besonders im Anfange. Diese Gegenstände wurden von uns damals gemeinschaftlich durchgesprochen. Dazu kam, daß ich mich zu sinnlichen Betrachtungen der Natur geneigter fühlte, als Herder, der immer schnell am Ziele sein wollte und die Idee ergriff, wo ich kaum noch einigermaßen mit der Anschauung zustande war, wiewohl wir gerade durch diese wechselseitige Aufregung uns gegenseitig förderten.

171. (1172.) 1809. Mai 23./24. F. Kohlrausch.

Friedrich Kohlrausch (1781—1867), Erzieher des Grafen B., später hervorragender Schulmann in Hannover. — Wolf Graf Baudissin (1789—1878) machte sich als Schriftsteller und Übersetzer, besonders Shakespeares, bekannt. — Gustav Hugo (1764 bis 1841), Prof. der Rechte.

Graf Wolf Baudissin und ich waren Hausfreunde bei Professor Hugo in Göttingen geworden. Im Frühjahr 1809 machte er uns den Vorschlag, in den Pfingstferien eine Reise zusammen nach Weimar und Jena zu unternehmen, bei welcher Gelegenheit er uns auch mit Goethe und Wieland bekannt zu machen versprach. In Weimar angekommen, erfuhren wir, daß Goethe seinen Aufenthalt in Jena genommen habe, und begaben uns daher ebenfalls dorthin. Außer der gewichtigen Protektion von Hugo hatten wir uns aber noch mit anderen Empfehlungsmitteln

bei Goethe versehen, die vielleicht noch wirksamer waren. Als Zuhörer von Sartorius erhielten wir von ihm zur Überbringung an Goethe die isländische Nibelungensage (Niflunga Saga) von der Göttinger Bibliothek mit auf die Reise und daneben noch, als eine freundliche Zugabe einen sehr schön gestrickten seidenen Geldbeutel von der Frau Hofrätin Sartorius, die sich ebenfalls der Gunst Goethes erfreute. So ausgerüstet, zögerten wir nicht, uns bei Goethe melden zu lassen, und wurden nicht nur angenommen, sondern auch, nachdem ich ihm den Folianten und Baudissin den Geldbeutel überreicht hatte, mit einem sehr freundlichen Danke beglückt. Ja, Goethe ging in seiner Artigkeit soweit, uns, da er in seinem Junggesellenlogis im Jenaer Schlosse keinen gesellschaftlichen Raum habe, auf den Mittag nach dem Essen um 2 Uhr zu einem Rendezvous auf dem Mineralienkabinett einzuladen, wo er gern Fremde zu empfangen pflege. Hugo sollte natürlich mit eingeladen sein.

Wir beeilten unser Essen, um den rechten Augenblick nicht zu versäumen. Hugo fand aber keine Zeit, seine gewohnte Nachmittagsruhe zu halten, und ging etwas schläfrig und verdrossen mit uns. Der Anblick seines Zustandes weckte in Goethe sogleich die Lust zum Necken und er forderte daher Hugo nach der ersten Begrüßung auf, einen kritischen juristischen Fall zu entscheiden. Ich habe, sagte er, eine Partie seltener Gipsabgüsse von Antiken aus Dresden verschrieben; die Kisten kommen an und das Beste darin ist zerbrochen. Wer soll nun den Schaden tragen? Natürlich Sie, der Besteller, war die Antwort. Aber, mein Gott! ich, der unschuldigste Mann an dem ganzen Unglücke, soll die zerbrochenen Scherben als heil bezahlen? Ihr Juristen seid doch das wunderlichste Volk auf der Welt! — Ja, das römische Recht verfügt es so, wenn Sie nicht beweisen können, daß der Absender die Sachen schlecht verpackt, oder der Fuhrmann Fehler gemacht hat, so müssen Sie bezahlen; Sie waren von dem

Augenblicke der Absendung an Eigentümer der bestellten Sachen. Goethe gab sich aber nicht zufrieden, sondern neckte Hugo mit humoristischen Einwendungen, bis dieser durch seinen juristischen Eifer ganz lebendig geworden war, und nun nahm die Unterhaltung einen anderen Verlauf.

Es war die Zeit der ersten Kämpfe zwischen den Franzosen und Österreichern in den Donaugegenden in dem Kriege von 1809, und wir jungen Leute waren von der Erhebung des österreichischen Volkes und den Proklamationen des Erzherzogs Karl mit begeistert. Am Tische in unserm Gasthofe wollte man von großen Siegen der Österreicher Nachricht haben, und daß die Leichen der Franzosen bis nach Wien geschwommen seien. Wir gaben unsere Nachrichten mit Lebhaftigkeit zum besten. Ja, ja! bemerkte Goethe mit Kopfschütteln, es ist endlich einmal gut eingeheizt bei uns Deutschen, es kommt nur darauf an, wie lange das Holz vorhält. Sehen Sie, wenn Sie in einer Gesellschaft sind, in welcher ein alter Jude, ein Taschenspieler, seine Kunststücke macht und verkündigt, er wolle Ihre Uhr in einem Mörser zerstoßen und doch wieder heil machen, so werde ich wetten, daß er es fertig bringt. So habe ich auch bis jetzt auf Napoleon gewettet, er versteht es doch besser, als die andern. — Dieser Vergleich, der gerade nicht von der Verehrung zeugte, die Goethe gegen Napoleon hegen sollte, veranlaßte mich, Goethe zu fragen, ob Napoleon bei der Zusammenkunft in Erfurt im Jahre 1808 ihm wirklich eine treffende Bemerkung über den Werther gemacht habe, wie man erzähle. Goethe erwiderte: Allerdings hat er mir eine solche Bemerkung gemacht, die von seinem Urteile zeugte. Ich kann sie nur damit vergleichen: — wenn ein Frauenzimmer eine Naht beurteilen will, ob sie fein und gleichmäßig genäht ist, so prüft sie dieselbe nicht mit den Augen allein, sondern sie läßt sie langsam durch den Daumen und den Zeigefinger gleiten. Von einer solchen Prüfung zeugte Napoleons Bemerkung über einen Zug im Werther.

Damit brach er diese Unterhaltung ab und schlug uns vor, ihn später bei einem Spaziergange in dem botanischen Garten zu treffen.

Hugo trennte sich von uns, vielleicht um doch noch seiner Nachmittagsruhe ihr Recht zu gönnen, und wir andern gingen zur verabredeten Zeit in den botanischen Garten, wobei sich auch mein Freund Abeken, der damals als Lehrer der Schillerschen Kinder in Weimar lebte und mit uns nach Jena gefahren war, uns anschloß; er war in solcher Weise mit Goethe bekannt, daß er es tun durfte. Wir trafen Goethen schon im Garten auf und ab gehend mit einer einfachen Blume in der Hand, die er betrachtete, vielleicht über das große Gesetz der Metamorphose sinnend, welches er so tiefsinnig entwickelt hat. Nach einigen Gängen im Garten setzte sich Goethe mit uns auf eine Bank und ließ sich auf Gespräche über literarische Erscheinungen ein. Die Rede kam auf Kotzebue, und wir glaubten in Goethes Sinne zu reden, wenn wir Kotzebues Leichtfertigkeit und Seichtigkeit mit möglichst scharfen Worten tadelten. Nun, nun, ihr jungen Leute, nur nicht gleich das Kind mit dem Bade ausgeschüttet! unterbrach er unsere beredten Auslassungen. Wenn dieser Kotzebue den gehörigen Fleiß in der Ausbildung seines Talents und bei der Anfertigung seiner dramatischen Sachen angewendet hätte, so konnte er unser bester Lustspieldichter werden. Und auch das Sentimentale hat er in seiner Gewalt. Die Zwiebel, mit welcher man den Leuten das Wasser in die Augen lockt, weiß er zu gebrauchen wie wenige.

172. (1176.) 1809. Mai 29. Luise Seidler.

Luise Seidler (1786—1866), Tochter des Jenaer Universitäts-Stallmeisters, begabte Malerin. — Silvie Freiin v. Ziegesar (1785–1855), Tochter des Geheimen Rates v. Z. auf Drakendorf, heiratete später den Theologieprofessor Koethe. — Kaiser, Rentamtmann Ziegesars.

Silviens von Ziegesar Entrevue mit Goethe bei Kaisers war ihr ganz unerwartet und, wie es schien, sehr über-

raschend. Sie hatte mir ein Billett geschrieben, um sie dort zu sehen; als ich aber hinkam, war sie ausgegangen, und Goethe war unter der Zeit gekommen. Es war mir auch sehr überraschend, ihn bei Kaisers zu treffen, und eine unausstehliche Verlegenheit überfiel mich, als ich in der engen Stube die ängstlichen Kaisers und die beiden Geheimräte traf. Bald kam Silvie, wir gingen ihr auf der Treppe entgegen, und als ihr Kaisers sagten, daß Goethe da sei, flog sie in die Stube und an seinen Hals, daß ich glaubte, die beiden Arme könnten ihn erdrosseln. Ich konnte nicht hinsehen; alles war in peinlicher Verlegenheit. Doch ermannte sie sich bald, verbiß ihre Tränen, kam gleichwohl eine Viertelstunde lang zu mir und näherte sich dann erst nach mehreren Versuchen Goethe, der indessen tief in die Politik mit Ziegesar wieder verwickelt war. Ich empfahl mich bald, um meine Sachen zu packen, und als ich nach zwei Stunden wieder hinkam, fand ich sie alle um einen Tisch sitzen, Silvie neben Goethe, aber in gleichgültigen Gesprächen, doch noch rot und glühend wie die schönste Rose. Sie tut mir recht leid: Goethe war noch immer Geheimrat; meine Anrede wurde höflich kurz erwidert, und ich war froh, als wir im Wagen saßen, weil ich mich peinlich geniert fühlte.

173. (1181.) 1809. Juni 4. Luise Seidler an Pauline Gotter.

Pauline Gotter, Tochter des Dichters Friedr. Wilh. G., später Gattin des Philosophen Friedr. Schelling.

Goethe, der mir bisher scharfblickend und manchmal mich durchmusternd gegenüber gesessen hatte, kam zu mir, setzte sich neben mich und frug mich nach diesem und jenem, unter anderem auch nach den Bildern von C. Endlich kamen wir auf Drakendorf, wo ich ihn um Aufträge bat, die er aber nicht gab, indem er selbst in den nächsten Tagen herkomme, und nur Silvien nebst herzlichen Empfehlungen sagen ließ, daß er schon den vorigen Tag im Begriff gewesen, sie zu besuchen, aber abgehalten

worden wäre. Schon lange hatte ich auf die Gelegenheit gewartet, von Dir zu sprechen; da bot sie sich endlich. Ich bedauerte Silvien, wie sie so allein sei, und sagte, daß ihre Freundinnen sie doch alle besuchen sollten, um ihre Einsamkeit zu erleichtern. Pauline Gotter wird auch wahrscheinlich kommen. — So! sagte Goethe. Was macht sie denn Gutes? Ist sie noch immer so munter, so närrisch? Macht sie den Menschen noch immer viel zu schaffen? Das ist so ihre Sache. — Ach ja! sagte ich; sie macht das ganze Haus, wo sie ist, lebendig, und das ist sehr angenehm. — Kommt sie denn nicht bald nach Weimar? Ist sie nicht gern da? Es ist gar ein hübsches Mädchen, und sieht doch ihrem Vater so ähnlich, der zwar gerade nicht häßlich, aber doch gar nicht hübsch war. Aber was verschönert die Weiblichkeit nicht.

Hierauf wandte er sich an Madame Bohn (jüngere Schwester der Frau Frommann, Witwe des Lübecker Buchhändlers) mit etlichen Worten und wandelte dann wieder im Saale herum, neben ihm Herr Frommann. — Goethe bleibt noch bis Johanni, er ist anhaltend fleißig an seinem Roman (Wanderjahre). Nachschrift von Silvie: Goethe habe ich gesehen — Dich grüßt er schönstens.

174. (1237.) 1809. Dez. 12. W. Grimm an seinen Bruder Jakob.

Ich mußte einige Zeit warten, darauf trat er selbst hinein, ganz schwarz angezogen mit den beiden Orden und ein wenig gepudert. Ich hatte nun sein Bild oft gesehen und wußte es auswendig, und dennoch, wie wurde ich überrascht über die Hoheit, Vollendung, Einfachheit und Güte dieses Angesichts. Er hieß mich sehr freundlich sitzen und fing freundlich an zu reden, was er gesagt, sag' ich Dir mündlich wieder, aufschreiben kann ich es nicht; er sprach von dem Nibelungenlied, von der nordischen Poesie, von einem Isländer Arendt, der eben dagewesen und ein vollständiges Manuskript der Edda Saemundina gehabt, aber höchst bizarr und ungenießbar und starr ge-

wesen, von Oehlenschläger, von den alten Romanen, er lese eben den Simplicissimus und dergleichen, und ich mußte ihm meine Übersetzung der Kämpe Viser geben. Ich blieb fast eine Stunde da, er sprach so freundlich und gut, daß ich dann immer nicht daran dachte, welch ein großer Mann es sei, als ich aber weg war oder wenn er still war, da fiel es mir immer ein, und wie gütig er sein müsse und wenig stolz, daß er mit einem so geringen Menschen, dem er doch eigentlich nichts zu sagen habe, reden möge.

175. (1235.) 1809. Dezember 6./10. Riemer.

Unter anderen Philisterkritiken über die Wahlverwandtschaften war auch die, daß man keinen Kampf des Sittlichen mit der Neigung sehe. Goethe bemerkte dabei gegen mich:

Dieser Kampf ist aber hinter die Szene verlegt, und man sieht, daß er vorgegangen sein müsse. Die Menschen betragen sich wie vornehme Leute, die bei allem inneren Zwiespalt doch das äußere Dekorum behaupten.

Der Kampf des Sittlichen eignet sich niemals zu einer ästhetischen Darstellung. Denn entweder siegt das Sittliche, oder es wird überwunden. Im ersteren Falle weiß man nicht, was und warum es dargestellt worden; im anderen ist es schmählich, das mit anzusehen; denn am Ende muß doch irgendein Moment dem Sinnlichen das Übergewicht über das Sittliche geben, und eben dieses Moment gibt der Zuschauer gerade nicht zu, sondern verlangt ein noch schlagenderes, das der Dritte immer wieder eludiert, je sittlicher er selbst ist.

In solchen Darstellungen muß stets das Sinnliche Herr werden; aber bestraft durch das Schicksal, d. h. durch die sittliche Natur, die sich durch den Tod ihre Freiheit salviert.

So muß der Werther sich erschießen, nachdem er die Sinnlichkeit Herr über sich werden lassen. So muß Ottilie

καρτερieren*, und Eduard desgleichen, nachdem sie ihrer Neigung freien Lauf gelassen. Nun feiert erst das Sittliche seinen Triumph.

176. (1248.) 1809. (Ende d. J.) J. J. O. A. Rühle v. Lilienstern.

Joh. Jak. Otto Aug. Rühle v. Lilienstern (1780—1847), Offizier, zuletzt Generalleutnant, zeitweise militärischer Begleiter des Prinzen Bernhard von Weimar.

Goethe selbst sagte einmal: er habe die erste Anregung zu den Wahlverwandtschaften durch Schelling erhalten, wie Kapp in seinem Buche über den letzteren richtig bemerkt. In der Charlotte wollte man die Herzogin Luise erkennen, in dem Hauptmann den Freiherrn von Müffling, jetzigen Gouverneur von Berlin, in Luciane einzelne Züge der Fräulein von Reitzenstein, und so noch andere; in dem Maler einen jungen Künstler aus Kassel. Goethe sagte ein andermal: Ich heidnisch? Nun, ich habe doch Gretchen hinrichten und Ottilie verhungern lassen; ist denn das den Leuten nicht christlich genug? Was wollen sie noch Christlicheres?

177. (1328.) 1810. August. E. v. Pfuel.

Ernst v. Pfuel (1779—1866), Offizier in verschiedenen Armeen, zuletzt preuß. Kriegsminister und Ministerpräsident.

Ich sehe Goethe in Teplitz täglich bei dem Herzog und ich kann Dir nicht sagen, wie seltsam mir der Mann wohlgefällt: noch ist mir niemand vorgekommen, der meinem Innern so wohltäte; ich kann ihn nicht ohne ein heimliches Lächeln betrachten! Ich spreche zu niemand lieber als zu ihm und wieder fühle ich mich vor niemand so demütig als vor ihm und von niemand so zur Keckheit angeregt als durch ihn. Aus dem einen Auge blickt ihm ein Engel, aus dem anderen ein Teufel, und seine Rede ist eine tiefe Ironie aller menschlichen Dinge; wenn er zuweilen im engen Kreise recht heiter ist und das Gespräch allmählich bunt wird, dann weist er uns zuweilen zurecht

* Standhaft ausdauern, ertragen.

und nennt uns: Ihr Kinder! und dann fühle ich, daß der alte Papa recht hat und beuge mich vor dem alten Meister und sehe ein, wie wahr es ist, wenn er wie neulich sagte: Der Jugend Kenntnis ist mit Lumpen gefüttert! Spaßhaft ist es zu sehen, wie der alte Meister diejenigen behandelt, welche im Bewußtsein eigener Berühmtheit sich an ihn drängen und ihr einseitiges Streben bei ihm geltend machen wollen. Unter anderen begegnet er Campe im Saale zu Karlsbad. Dieser sagte Goethen eine Menge artiger Dinge in recht deutsch gewandten Perioden, worauf Goethe dem Puristen als Erwiderung so vieler Höflichkeit die einfache Frage tut: Wie konveniert Ihnen das Bad? Kann man malitiöser sein? Isidorus Orientalis* war auf ein paar Tage in Teplitz; er aß beim Herzog einen Tag und saß neben Goethe, ich saß gerade über und bin Zeuge gewesen, wie er den schwärmerischen, poetischen und mystischen Ausbrüchen des armen Isidorus beständig mit kaltem Wasser begegnete.

Goethe spricht leise und sehr gemessen, aber mit einer unglaublichen Sicherheit und funkelnden Augen, die seltsam genug mit der Ruhe und mit dem Maße in seinen Worten abstechen.

178. (1336.) 1810. September 17. Luise Seidler.

Eines Morgens, während ich in Dresden auf der Galerie arbeitete, erscholl die Kunde: Er ist da! Er ist auf der Galerie! Ich habe ihn gesehen! rief Frommann, ich habe ihn gesprochen, er ist in bester Laune. Die Schwägerin Betty Wesselhöft meinte: Ich weiß nicht, ob es nötig ist, ihm entgegenzugehen; ich denke, wir warten ihn hier ab. Diese Meinung drang durch. Aber als die imponierende Gestalt des Dichterfürsten am äußersten Ende der Galerie sichtbar wurde, da flog sie ihm doch schnell entgegen.

* Otto Heinrich Graf von Loeben, der sich auf dem Titel seines 1808 erschienenen Romans Guido Isidorus Orientalis nannte.

Ich blieb allein, überrascht, verdutzt zurück. In kindischer Verlegenheit darüber, daß mir der Moment entschlüpft war, ihn auch sogleich zu begrüßen, flüchtete ich mich in eine Fenstervertiefung. Hier hörte ich, wie Goethe näher kam und an meiner Staffelei stehen blieb. Das ist ja eine allerliebste Arbeit, diese heilige Cäcilia nach Carlo Dolce! hörte ich ihn sagen; wer hat sie gemacht? Man nannte ihm meinen Namen; als er ihn erfahren hatte, schaute er um die Ecke und sah mich in meinem Versteck stehen. Ich fühlte das Blut in meine Wangen steigen, als er mir liebreich die Hand bot. In väterlich-wohlwollendem Tone drückte er seine Freude aus, mir hier zu begegnen und ein Talent, von welchem er früher nie etwas gewußt, an mir zu finden. Wo wohnen Sie, mein Kind? fragte er weiter. In der Ostraallee neben dem Botanischen Garten, erwiderte ich. Da werde ich Sie besuchen; wir wollen zusammen den Botanischen Garten besehen und diese herrlichen Abende recht genießen. Auch kann ich Ihnen noch manches zeigen; es gibt Privatsammlungen hier, die Sie gewiß noch nicht kennen. Nur wünschte ich nicht, daß davon gesprochen wird, fügte er hinzu.

179. (1338.) 1810. September 18./24. Luise Seidler.

Als meine Nachbarin bemerkte, daß Goethe später oft in der Galerie auf und nieder wandelte und mit mir über Gemälde sprach, bat sie mich, ihn gelegentlich über die Bedeutung einer Schnecke zu fragen, welche im Vordergrunde einer Verkündigung von Mantegna angebracht war. Ich benutzte einen günstigen Augenblick dazu, als der Dichter am nächsten Morgen wie gewöhnlich die Galerie besuchte. Diese Schnecke ist ein Zierat, meine Freundin, welchen die Laune des Malers hier angebracht hat. Ich hole Sie heute mit dem Wagen ab, wir fahren zusammen spazieren! flüsterte er mir dazwischen in aller Schnelligkeit zu; dann fuhr er in seinem vorigen Tone fort: Die Maler haben oft solche Phantasien und Einfälle, denen nicht

immer eine tiefere Beziehung zum Grunde liegt. Er beendete nun seine Belehrung, als sei jene Einschaltung gar nicht gemacht worden.

Gegen Abend kam wirklich der Wagen; Goethe und Seebeck saßen darin; wir fuhren an dem herrlichen Abend durch Dresdens reizende Umgegend. So geschah es mehrmals; ich erlebte köstliche Stunden.

Goethes Abschied von Dresden wurde mir erleichtert durch seine Einladung, ihn im Winter in seinem Hause zu besuchen. Er wollte mir erlauben, ihn zu malen, um mich dadurch als Porträtmalerin bekannt zu machen. Auch wünschte er, daß ich ihm meine Arbeiten zuschicke, damit er sie den weimarischen Fürstlichkeiten zeige.

180. (1373.) (1810.) J. D. Falk

Einst kam das Gespräch auf Kleist und dessen Käthchen von Heilbronn. Goethe tadelt an ihm die nordische Schärfe des Hypochonders; es sei einem gereiften Verstande unmöglich, in die Gewaltsamkeit solcher Motive, wie er sich ihrer als Dichter bediene, mit Vergnügen einzugehen. Auch in seinem Kohlhaas, artig erzählt und geistreich zusammengestellt, wie er sei, komme doch alles gar zu ungefüg. Es gehöre ein großer Geist des Widerspruches dazu, um einen so einzelnen Fall mit so durchgeführter, gründlicher Hypochondrie im Wettlaufe geltend zu machen. Es gäbe ein Unschönes in der Natur, ein Beängstigendes, mit dem sich die Dichtkunst bei noch so kunstreicher Behandlung weder befassen, noch aussöhnen könne. Und wieder kam er zurück auf die Heiterkeit, auf die Anmut, auf die fröhlich bedeutsame Lebensbetrachtung italienischer Novellen, mit denen er sich damals, je trüber die Zeit um ihn aussah, desto angelegentlicher beschäftigte.

Dabei brachte er in Erinnerung, daß die heitersten jener Erzählungen ebenfalls einem trüben Zeitraume, wo die Pest regierte, ihr Dasein verdankten. Ich habe ein

Recht, fuhr er nach einer Pause fort, Kleist zu tadeln, weil ich ihn geliebt und gehoben habe; aber sei es nun, daß seine Ausbildung, wie es jetzt bei vielen der Fall ist, durch die Zeit gestört wurde, oder was sonst für eine Ursache zum Grunde liege; genug, er hält nicht, was er zugesagt. Sein Hypochonder ist gar zu arg; er richtet ihn als Menschen und Dichter zugrunde. Sie wissen, welche Mühe und Proben ich es mir kosten ließ, seinen Wasserkrug aufs hiesige Theater zu bringen. Daß es dennoch nicht glückte, lag einzig in dem Umstande, daß es dem übrigens geistreichen und humoristischen Stoffe an einer rasch durchgeführten Handlung fehlt.

Mir aber den Fall desselben zuzuschreiben, ja, mir sogar, wie es im Werke gewesen ist, eine Ausforderung deswegen nach Weimar schicken zu wollen, deutet, wie Schiller sagt, auf eine schwere Verirrung der Natur, die den Grund ihrer Entschuldigung allein in einer zu großen Reizbarkeit der Nerven oder in Krankheit finden kann. Das Käthchen von Heilbronn, fuhr er fort, indem er sich zu mir wandte, da ich Ihre gute Gesinnung für Kleist kenne, sollen Sie lesen und mir die Hauptmotive davon wiedererzählen. Nach diesem erst will ich einmal mit mir zu Rate gehen, ob ich es auch lesen kann. Beim Lesen seiner Penthesilea bin ich neulich gar zu übel weggekommen. Die Tragödie grenzt in einigen Stellen völlig an das Hochkomische, z. B. wo die Amazone mit einer Brust auf dem Theater erscheint und das Publikum versichert, daß alle ihre Gefühle sich in die zweite, noch übriggebliebene Hälfte geflüchtet hätten, ein Motiv, das auf einem neapolitanischen Volkstheater im Munde einer Kolombine, einem ausgelassenen Polichinell gegenüber, keine üble Wirkung auf das Publikum hervorbringen müßte, wofern ein solcher Witz nicht auch dort durch das ihm beigesellte widerwärtige Bild Gefahr liefe, sich einem allgemeinen Mißfallen auszusetzen.

181 (1394.) 1811. Mai 3. S. Boisserée an seinen Bruder Melchior.

Sulpiz Boisserée (1783–1854) hatte mit seinem Bruder Melchior (1786–1851) und seinem Freunde Joh. Bap. Bertram (1776–1841) eine Sammlung altdeutscher Gemälde zusammengebracht und sich um die Kenntnis altdeutscher Kunst verdient gemacht.

Ich komme eben von Goethe, der mich recht steif und kalt empfing, ich ließ mich nicht irremachen und war wieder gebunden und nicht untertänig. Der alte Herr ließ mich eine Weile warten, dann kam er mit gepudertem Kopf, seine Ordensbänder am Rock; die Anrede war so steif vornehm, als möglich. Ich brachte ihm eine Menge Grüße; recht schön! sagte er. Wir kamen gleich auf die Zeichnungen, das Kupferstichwesen, die Schwierigkeiten, den Verlag mit Cotta und alle die äußeren Dinge. Ja, ja! schön! hem, hem! Darauf kamen wir an das Werk selbst, an das Schicksal der alten Kunst und ihre Geschichte. Ich hatte mir einmal vorgenommen, der Vornehmigkeit ebenso vornehm zu begegnen, sprach von der hohen Schönheit und Vortrefflichkeit der Kunst im Dom so kurz als möglich, verwies ihn darauf, daß er sich durch die Zeichnungen ja selbst davon überzeugt haben würde, — er machte bei allem ein Gesicht, als wenn er mich fressen wollte. Erst als wir von der alten Malerei sprachen, taute er etwas auf, bei dem Lob der neugriechischen Kunst lächelte er; er fragte nach Eyck, bekannte, daß er noch nichts von ihm gesehen hätte, fragte nach den Malern zwischen ihm und Dürer und nach Dürers Zeitgenossen in den Niederlanden; daß wir gerade so schöne Bilder hätten, weil überhaupt die Kunst in Niederland viel edler und gefälliger als im übrigen Deutschland gewesen, leuchtete ihm ein; ich war in allen Stücken so billig, wie du mich kennst, aber auch so bestimmt und frei wie möglich und ließ mich gar nicht irremachen durch seine Stummheit oder sein Ja, ja! schön! merkwürdig! Ich gab großmütig meine Gedanken über den Gang der Malerei durch die Einwirkung von Eyck zum

besten, jedoch mit aller Vorsicht, zugleich aber ließ ich nicht undeutlich merken, daß man eben bei der noch ganz frischen Entdeckung, die wir das Glück gehabt zu machen, seine Gedanken noch nicht gerne ausspreche; ich gab sie auch nur in allgemeinen Zügen, das ließ er sich alles sehr wohl und behaglich einlaufen. Endlich war von Reinhard* die Rede, das Gespräch führte zu unserem gemeinschaftlichen Besitz von Apollinarisberg, von seinen Verhältnissen zur Regierung, zu seiner Frau, so daß ziemlich das Wesentlichste berührt wurde, das machte den alten Herrn freundlicher, das Lächeln wurde häufiger, er lud mich auf morgen zu Tisch; erinnerte mich noch, zum Erbprinzen zu gehen, ich müßte den Herrschaften die Zeichnungen zeigen, er wolle alles schon einleiten.

Ich kündigte ihm Cornelius' Zeichnungen an, das gefiel ihm, ich schickte sie ihm nach Tisch; ich wollte ihm nur mit ein paar Worten sagen, daß sie in altdeutschem Stil seien, aber er wurde abgerufen; es kam ein anderer Besuch, er gab mir einen oder zwei Finger, recht weiß ich es nicht mehr, aber ich denke, wir werden es bald zur ganzen Hand bringen. Als ich durchs Vorzimmer ging, sah ich ein kleines, dünnes, schwarz gekleidetes Herrchen in seidenen Strümpfen, mit ganz gebücktem Rücken zu ihm hineinwandeln.

182. (1395.) 1811. Mai 4. S. Boisserée an seinen Bruder.

Mit dem alten Herrn geht mir's vortrefflich, bekam ich auch den ersten Tag nur einen Finger, den anderen hatte ich schon den ganzen Arm. Vorgestern, als ich eintrat, hatte er die Zeichnungen von Cornelius vor sich. Da sehen Sie einmal, Meyer!** sagte er zu diesem, der auch hereinkam, die alten Zeiten stehen leibhaftig wieder auf! Der alte kritliche Fuchs murmelte (ganz wie Tieck ihn nachmacht, ohne die geringste Übertreibung), er mußte

* S. Gespr. Nr. 157.

** Heinrich Meyer (1759—1832), Maler und Kunstschriftsteller, Goethes Hausfreund.

der Arbeit Beifall geben, konnte aber den Tadel über das auch angenommene Fehlerhafte in der altdeutschen Zeichnung nicht verbeißen. Goethe gab das zu, ließ es aber als ganz unbedeutend liegen und lobte mehr, als ich erwartet hatte. Sogar der Blocksberg gefiel ihm; die Bewegung des Arms, wo Faust ihn der Gretchen bietet, und die Szene in Auerbachs Keller nannte er besonders gute Einfälle. Vor der Technik hatte Meyer alle Achtung, freute sich, daß der junge Mann sich so heraufgearbeitet habe. Ich gab zu verstehen, daß Cornelius sich über seinen Beifall doppelt freuen würde, weil er bei dem schlechten Licht, worein sich manche Nachahmer des Altdeutschen gesetzt, gefürchtet, diese Art allein würde ihm schon nachteilig sein. Gäbe aber nun Goethe etwas dergleichen Lob, so wäre das um so mehr wert, weil man dabei von der höchsten Unbefangenheit überzeugt sei, und daher könne er auch mit um so besserem Nachdruck und Erfolg die wirklichen Fehler rügen.

Nach Tisch wurde auf dem Flügel gespielt. In dem Musiksaal hingen Runges* Arabesken, oder symbolisch allegorische Darstellungen von Morgen, Mittag, Abend und Nacht. Goethe merkte, daß ich sie aufmerksam betrachtete, griff mich in den Arm und sagte: Was, kennen Sie das noch nicht? Da sehen Sie einmal, was das für Zeug ist! Zum Rasendwerden, schön und toll zugleich. Ich antwortete: Ja, ganz wie die Beethovensche Musik, die der da spielt, wie unsere ganze Zeit. Freilich, sagte er, das will alles umfassen und verliert sich darüber immer ins Elementarische, doch noch mit unendlichen Schönheiten im einzelnen. Da sehen Sie nur, was für Teufelszeug, und hier wieder, was da der Kerl für Anmut und Herrlichkeit hervorgebracht, aber der arme Teufel hat's auch nicht ausgehalten, er ist schon hin, es ist nicht anders möglich, wer so auf der Kippe steht, muß sterben oder verrückt werden, da ist keine Gnade. Ich schreibe Dir

* Phil. Otto Runge (1777–1810).

dieſes Geſpräch nur, um Dir die Vertraulichkeit und den ſchönen Eifer des alten Herrn zu ſchildern. Du kannſt denken, daß es viel mannigfaltiger war und ſehr vieles dabei wechſelſeitig zur Rede kam. — Nachher kamen wir auf die Philoſophie, auf Deutſchland, auf unſere Ausſichten, auf deutſche Bildung zu ſprechen. Er ſagte: Sie glauben nicht: für uns Alte iſt es zum Tollwerden, wenn wir da ſo um uns herum die Welt müſſen vermodern und in die Elemente zurückkehren ſehen, daß, weiß Gott wann, ein Neues daraus erſtehe! Und doch, ſagte ich, iſt es noch der einzige Troſt, daß wir Jungen, als Leichenträger, gleichſam das Beſſere, was in der Peſt noch übrig bleibt, die alten Schätze der Bildung, zu retten ſuchen und mit der Zeit, vielleicht erſt in unſern Enkeln die Schulmeiſter und ſo auch die Herren der jungen Völker werden, die uns einſt beherrſchen ſollen, alle anderen Hoffnungen und Beſtrebungen ſind leer. Was Sie da ausſprechen — das iſt das Rechte, ſagte er, aber die Dinge ſo anzuſehen, dazu gehört Charakter, denn zur Reſignation gehört Charakter. — Es iſt natürlich nicht möglich, ſolche Geſpräche in ihrer ganzen Folge wiederzugeben, zumal nicht in der Eile, in der ich ſchreiben muß.

183. (1399.) 1811. Mai 8. S. Boiſſerée.

Nachmittags nach Tiſch ſaßen wir allein; er lobte recht mit aller Wärme und allem Gewicht meine Arbeit. Ich hatte das erhebende Gefühl des Siegs einer großen, ſchönen Sache über die Vorurteile eines der geiſtreichſten Menſchen, mit dem ich in dieſen Tagen recht eigentlich einen Kampf hatte beſtehen müſſen, ich hätte ihn gewiß nicht errungen, wäre ich nicht durch ſo genaue Bekanntſchaft mit meinem Gegner, mit deſſen Geſinnungen ich beſonders durch Reinhard ſehr vertraut war, gar trefflich vorbereitet geweſen. Ich gewann hauptſächlich dadurch, — was auch meiner eigenen innerſten Neigung und Überzeugung am gemäßeſten iſt, — daß ich rein die Sache wirken ließ, und immer nur auf die Gelegenheit bedacht

war, wann ich sie am besten wirken lassen konnte, er äußerte sich auch ganz demgemäß über das Werk. ‚Ja, was Teufel, man weiß da, woran man sich zu halten hat; die Gründlichkeit und Beharrlichkeit, womit die Sache bis ins kleinste verfolgt ist, zeigt, daß es lediglich nur um die reine Wahrheit, und nicht darum zu tun, zu wirken, um Aufsehen zu erregen.‘ Ich fühlte die uns im Leben so selten beschiedene Freude, einen der ersten Geister von einem Irrtum zurückkehren zu sehen, wodurch er an sich selber untreu geworden war; es konnte keinen wohltätigeren, wahren Beifall für mich geben; ich sagte ihm, wie ich es erkenne, wie hoch ich den Beifall schätze, von ihm, der diese Kunst gewissermaßen ein für allemal abgefertigt gehabt, wie sehr mich eine so ernste wahrhafte Erkenntnis meines Strebens in der Sache entschädige, für den oft schmerzhaften, nie aber das Herz erfreuenden, leider unentbehrlichen Beifall der großen Welt, zumeist der Fürsten, die gewöhnlich jedem Hanswurst und Schauspieler denselben schenken.

Ich sprach, wie eben meine Stimmung mir es eingab, ich weiß nicht, wie ich die Worte setzte, sie mußten meine Bewegung kundgeben, denn der Alte wurde ganz gerührt davon, drückte mir die Hand und fiel mir um den Hals, das Wasser stand ihm in den Augen.

184. (1413.) 1811. Juni 12./13. Elisa v. der Recke.

Elisa Freifr. v. d. Recke, geb. Gräfin Medem (1754—1833), Dichterin, machte sich auf vielfachen Reisen mit den Geistesgrößen der Zeit bekannt.

Wodurch Christiane von Goethe sich mir empfohlen hat, ist, daß ich sie nie von anderen Böses sprechen hörte; auch war ihre Unterhaltung, so weit ich sie kannte, immer so, daß ich es mir wohl erklären konnte, daß ihr anspruchsloser, heller, ganz natürlicher Verstand Interesse für unseren Goethe haben konnte, der mir in Karlsbad seine Frau mit diesen Worten vorstellte: Ich empfehle Ihnen meine Frau mit dem Zeugnisse, daß, seit sie ihren ersten Schritt in mein Haus tat, ich ihr nur Freuden zu danken habe.

185. (1427.) 1811. Juli. Pauline Gotter.

Der alte Herr war diesmal nicht lange in unserer Nähe in Jena und ziemlich griesgrämig, wie man sagt. Uns hat er sich zwar nicht so gezeigt, sondern immer wie billig seine Sonntagslaune angelegt; er pflegt aber auch oft zu sagen: Deine Gegenwart, liebes Kind, verjüngt mich um zwanzig Jahr, und das ist immer Musik für mein Ohr.

186. (1447.) 1811. November 26./29. Luise Seidler.

Um den Zweck zu erfüllen, der mich gegen die Jahreswende 1810—1811* nach Weimar geführt hatte, schenkte mir Goethe täglich früh morgens einige seiner kostbaren Stunden, während deren ich ihn in Pastell malte. Während der Sitzung durfte ich ihm von Dresden und meinen dortigen Freunden und Bekannten erzählen. So gelang es mir, seine Teilnahme für eine kränkliche Dame zu erwecken, deren Mann, ein Kaufmann, Bankerott gemacht hatte und mit dem Reste des Vermögens seiner Frau heimlich nach Amerika entwichen war.

Von dieser Dulderin erzählte ich Goethe. Sogleich ward sein großes Herz zum Mitleid bewegt, und unverzüglich sann er auf werktätige Hilfe. Er trug mir auf, die Frau zu veranlassen, ihm eine Anzahl ihrer Stickereien nach Weimar zu schicken. Die Sendung erfolgte bald. Nun veranstaltete Goethe in seinem Hause eine Matinee für die erste Gesellschaft der Residenz; die Stickereien mit daran gehefteten Preisen waren ausgelegt. Er erzählte die Geschichte der böswillig verlassenen Frau und bat die Anwesenden, sich bei einem guten Werke zu beteiligen. Einem Goethe konnte man nichts abschlagen; der Erlös war daher sehr reichlich.

187. (1460.) 1812. Januar 21./30. Charlotte v. Schiller an Erbprinzessin von Mecklenburg-Sch.

Vor vierzehn Tagen ungefähr lebte ich noch ganz fremd und entfremdet mit dem Meister und liebte ihn,

* Dürfte auf einer Verwechslung beruhen; sie porträtierte Goethe im November 1811 in Jena.

wie man die Natur liebt, ohne zu begreifen, daß sie einen ansieht, wenn wir sie segnen. Unsere Freundin Stein geriet auf die Gedanken, alle Papiere*, die Sie auch sehen möchten oder sahen, zu zeigen. Ich durchblickte dieses wunderbare menschliche Wesen und klagte über das Schicksal unserer Freundin und lebte recht in der Vergangenheit mit ihr, und es war, als schlösse sich mein Herz mit den leisesten Fäden an das ihre an, und ich gelobte ihr, sie nie zu verlassen, und meine Liebe solle ihr folgen bis ins Grab. Ich komme von dem Lesen in eine Gesellschaft zu Fr. v. R., die ihn mit der dicken Hälfte bat, und er fing an so von der Vergangenheit zu sprechen, erzählte plötzlich von Sachen, die ich eben gelesen, von denen er historisch in den Briefen sprach, weil er eine Reise beschrieb, von der Familie Ihrer Frau Großmutter zum Beispiel**, daß es mich unaussprechlich wunderte. Ich hatte ihm die hübsche Art erzählt, wie Henriette von Knebel über sein Leben geschrieben. Ich gehe, um meinen Mantel umzunehmen, da kommt er, faßt mich bei der Hand, dankt noch einmal für die Mitteilung, sagt, daß es ihm wohl sei, mit jemandem zu sein, der seine Sprache verstehe, wie ich, die ich ihn so lange kenne, daß wir uns nie fremd, noch fern sein könnten, und sagte noch: Wissen Sie noch, wie lange wir schon voneinander wußten, wie Sie noch da über den Bergen waren, über Kochberg hinaus? (In diesem Augenblick hätte er gewiß auch die alte treue Freundin erkannt.) Ich wurde so weich, daß die Tränen mir kamen, und fühlte auch, daß ich ihn nicht verlieren kann. Aber diese sonderbare Stimmung gerade da, wo ich so recht in ihm lebte, seine Verhältnisse zu Fr. v. St. fühlte, das ist mir lieb und tröstlich, denn die Seelen kennen eine Sprache, die nie verstummt, wenn sie rein einst klang. Seit der Zeit sah ich ihn in

---

* Goethes Briefe an Frau v. Stein.
** Das Herzoglich Braunschweigische Haus.

dieser Woche öfter, auf der Redoute am Sonntag, und immer war er gleich freundlich und gemütlich.

188. (1477.) 1812. September 8. A. Frankl.

Die beiden großen Meister des Wortes und des Tones Goethe und Beethoven gingen gemeinsam in Karlsbad tiefer ins Tal spazieren, um ungestörter miteinander sprechen zu können. Überall aber, wo sie gingen, wichen ihnen nach links und rechts ehrerbietig die Spaziergänger aus und grüßten. Goethe, über diese Störung verstimmt, sagte: Es ist verdrießlich, ich kann mich der Komplimente hier gar nicht erwehren. Beethoven erwiderte ruhig lächelnd: Machen sich Ew. Exzellenz nichts draus, die Komplimente gelten vielleicht mir!

189. (1479.) 1812. Oktober 23. F. v. Müller.

Goethe wollte mit mir einen Besuch bei dem französischen Gesandten Baron von St. Aignan abstatten. Wir trafen ihn aber nicht zu Hause. Im Heimgehen kamen wir auf seine Kupferstichsammlungen zu sprechen, wie er denn auserlesene Blätter daraus alle Sonntagmorgen jenem kunstliebenden Freunde und mir vorzuzeigen und zu erläutern pflegte. Mir ist der Besitz nötig, äußerte er, um den richtigen Begriff der Objekte zu bekommen. Frei von den Täuschungen, die die Begierde nach einem Gegenstand unterhält, läßt erst der Besitz mich ruhig und unbefangen urteilen. Und so liebe ich den Besitz, nicht der besessenen Sache, sondern meiner Bildung wegen und weil er mich ruhiger und dadurch glücklicher macht. Auch die Fehler einer Sache lehrt mich erst der Besitz, und wenn ich z. B. einen schlechten Abdruck für einen guten kaufe, so gewinne ich unendlich an Einsicht und Erfahrung. Einst verkaufte mir ein bekannter Kunstkenner eine angebliche Antike, die er innerlich für ein modernes Produkt hielt; es fand sich aber, daß es eine wirkliche Antike war; so erschien er bestraft, ich aber für meinen guten Glauben belohnt.

Wir setzten das Gespräch in Goethes Garten fort und es fiel bald auf die neueste Literatur. Die meisten neuen Schriften, die man mir sendet, sagte er, stelle ich hin und lese sie erst nach einigen Jahren. Dann habe ich das geläutertere Urteil der Zeitgenossen und das Werk selbst zugleich vor mir. Tieck, Arnim und Konsorten haben ganz recht, daß sie aus früheren Zeiten herrliche Motive hervorziehen und geltend machen. Aber sie verwässern und versauern sie nur gewaltig und lassen oft gerade das beste weg. Soll ich alle ihre Torheiten mitschlucken? Es hat mich genug gekostet, zu werden wie ich bin; soll ich mich immer von neuem beschmutzen, um diese Toren aus dem Schlamm zu ziehen, worein sie sich mutwillig stürzen? Oehlenschläger war wütend, weil ich seinen Correggio nicht aufführen ließ. Zwar hatte ich Wanda* aufgenommen, — aber muß man denn zehn dumme Streiche machen, weil man einen gemacht hat?

190. (1490.) 1813. Januar 25. J. D. Falk.

An Wielands Begräbnistage bemerkte ich eine so feierliche Stimmung in Goethes Wesen, wie man sie selten an ihm zu sehen gewohnt ist. Es war etwas so Weiches, ich möchte fast sagen, Wehmütiges in ihm: seine Augen glänzten häufig, selbst sein Ausdruck, seine Stimme waren anders als sonst. Dies mochte auch wohl der Grund sein, daß unsere Unterhaltung diesmal eine Richtung ins Übersinnliche nahm, was Goethe in der Regel wo nicht verschmäht, doch lieber von sich ablehnt; völlig aus Grundsatz, wie mich dünkt, indem er, seinen angeborenen Neigungen gemäß, sich lieber auf die Gegenwart und die lieblichen Erscheinungen beschränkt, welche Kunst und Natur in den uns zugänglichen Kreisen dem Auge und der Betrachtung darbieten. Unser abgeschiedener Freund war natürlich der Hauptinhalt unseres Gespräches. Ohne im Gange desselben besonders auszuweichen, fragte ich bei irgendeinem Anlasse, wo Goethe die Fortdauer nach dem

* Von Zach. Werner.

Tode, wie etwas, das sich von selbst verstehe, voraussetzte: Und was glauben Sie wohl, daß Wielands Seele in diesen Augenblicken vornehmen möchte? — Nichts Kleines, nichts Unwürdiges, nichts mit der sittlichen Größe, die er sein ganzes Leben hindurch behauptete, Unverträgliches, war die Antwort. Aber, um nicht mißverstanden zu werden, da ich selber von diesen Dingen spreche, müßte ich wohl etwas weiter ausholen. Es ist etwas um ein achtzig Jahre hindurch so würdig und ehrenvoll geführtes Leben; es ist etwas um die Erlangung so geistig zarter Gesinnungen, wie sie in Wielands Seele so angenehm vorherrschten; es ist etwas um diesen Fleiß, um diese eiserne Beharrlichkeit und Ausdauer, worin er uns alle miteinander übertraf! — Möchten Sie ihm wohl einen Platz bei seinem Cicero anweisen, mit dem er sich noch bis an den Tod so fröhlich beschäftigte? — Stört mich nicht, wenn ich dem Gange meiner Ideen eine vollständige und ruhige Entwicklung geben soll! Von Untergang solcher hohen Seelenkräfte kann in der Natur niemals und unter keinen Umständen die Rede sein; so verschwenderisch behandelt sie ihre Kapitalien nie. Wielands Seele ist von Natur ein Schatz, ein wahres Kleinod. Dazu kommt, daß sein langes Leben diese geistig schönen Anlagen nicht verringert, sondern vergrößert hat. Noch einmal: bedenkt mir sorgsam diesen Umstand! Raffael war kaum in den Dreißigen, Kepler kaum einige Vierzig, als beide ihrem Leben plötzlich ein Ende machten, indes Wieland — Wie? fiel ich hier Goethe mit einigem Erstaunen ins Wort, sprechen Sie doch vom Sterben, als ob es ein Akt von Selbständigkeit wäre? — Das erlaube ich mir öfters, gab er mir zur Antwort, und wenn es Ihnen anders gefällt, so will ich Ihnen darüber auch von Grund aus, weil es mir in diesem Augenblicke erlaubt ist, meine Gedanken sagen.

Ich bat ihn dringend, mir dieselben nicht vorzuenthalten: Sie wissen längst, hub er an, daß Ideen, die eines festen Fundaments in der Sinnenwelt entbehren, bei all

ihrem übrigen Werte für mich keine Überzeugung mit sich führen, weil ich der Natur gegenüber wissen, nicht aber bloß vermuten und glauben will. Was nun die persönliche Fortdauer unserer Seele nach dem Tode betrifft, so ist es damit auf meinem Wege also beschaffen. Sie steht keineswegs mit den vieljährigen Beobachtungen, die ich über die Beschaffenheit unserer und aller Wesen in der Natur angestellt, im Widerspruch; im Gegenteil, sie geht sogar aus denselben mit neuer Beweiskraft hervor. Wie viel aber, oder wie wenig von dieser Persönlichkeit übrigens verdient, daß es fortdauere, ist eine andere Frage und ein Punkt, den wir Gott überlassen müssen. Vorläufig will ich nur dieses zuerst bemerken: ich nehme verschiedene Klassen und Rangordnungen der letzten Urbestandteile aller Wesen an, gleichsam der Anfangspunkte aller Erscheinungen in der Natur, die ich Seelen nennen möchte, weil von ihnen die Beseelung des Ganzen ausgeht, oder noch lieber Monaden — lassen Sie uns immer diesen Leibnizischen Ausdruck beibehalten! Die Einfachheit des einfachsten Wesens auszudrücken, möchte es kaum einen besseren geben. — Nun sind einige von diesen Monaden oder Anfangspunkten, wie uns die Erfahrung zeigt, so klein, so geringfügig, daß sie sich höchstens nur zu einem untergeordneten Dienst und Dasein eignen; andere dagegen sind gar stark und gewaltig. Die letzten pflegen daher alles, was sich ihnen naht, in ihren Kreis zu reißen und in ein ihnen Angehöriges, d. h. in einen Leib, in eine Pflanze, in ein Tier, oder noch höher herauf, in einen Stern zu verwandeln. Sie setzen dies so lange fort, bis die kleine oder große Welt, deren Intention geistig in ihnen liegt, auch nach außen leiblich zum Vorschein kommt. Nur die letzten möchte ich eigentlich Seelen nennen. Es folgt hieraus, daß es Weltmonaden, Weltseelen, wie Ameisenmonaden, Ameisenseelen gibt, und daß beide in ihrem Ursprunge, wo nicht völlig eins, doch im Urwesen verwandt sind. — Jede Sonne, jeder Planet trägt in sich

eine höhere Intention, einen höheren Auftrag, vermöge dessen seine Entwicklungen ebenso regelmäßig und nach demselben Gesetze, wie die Entwicklungen eines Rosenstockes durch Blatt, Stil und Krone, zustande kommen müssen. Mögen Sie dies eine Idee oder eine Monade nennen, wie Sie wollen, ich habe auch nichts dawider; genug, daß diese Intention unsichtbar und früher, als die sichtbare Entwicklung aus ihr in der Natur, vorhanden ist. Die Larven der Mittelzustände, welche diese Idee in den Übergängen vornimmt, dürfen uns dabei nicht irremachen. Es ist immer nur dieselbe Metamorphose oder Verwandlungsfähigkeit der Natur, die aus dem Blatte eine Blume, eine Rose, aus dem Ei eine Raupe und aus der Raupe einen Schmetterling heraufführt. Übrigens gehorchen die niederen Monaden einer höheren, weil sie eben gehorchen müssen, nicht aber, daß es ihnen besonders zum Vergnügen gereichte. Es geht dieses auch im ganzen sehr natürlich zu. Betrachten wir z. B. diese Hand. Sie enthält Teile, welche der Hauptmonas, die sie gleich bei ihrer Entstehung unauflöslich an sich zu knüpfen wußte, jeden Augenblick zu Diensten stehen. Ich kann dieses oder jenes Musikstück vermittelst derselben abspielen; ich kann meine Finger, wie ich will, auf den Tasten eines Klaviers umherfliegen lassen. So verschaffen sie mir allerdings einen geistig schönen Genuß; sie selbst aber sind taub, nur die Hauptmonas hört. Ich darf also voraussetzen, daß meiner Hand oder meinen Fingern wenig oder gar nichts an meinem Klavierspiele gelegen ist. Das Monadenspiel, wodurch ich mir ein Ergötzen bereite, kommt meinen Untergebenen wenig zugute, außer, daß ich sie vielleicht ein wenig ermüde. Wie weit besser stände es um ihr Sinnenvergnügen, könnten sie, wozu allerdings eine Anlage in ihnen vorhanden ist, anstatt auf den Tasten meines Klaviers müßig herumzufliegen, lieber als emsige Bienen auf den Wiesen umherschwärmen, auf einem Baume sitzen oder sich an dessen Blütenzweigen ergötzen. Der Moment

des Todes, der darum auch sehr gut eine Auflösung heißt, ist eben der, wo die regierende Hauptmonas alle ihre bisherigen Untergebenen ihres treuen Dienstes entläßt. Wie das Entstehen, so betrachte ich auch das Vergehen als einen selbständigen Akt dieser nach ihrem eigentlichen Wesen uns völlig unbekannten Hauptmonas. — Alle Monaden aber sind von Natur so unverwüstlich, daß sie ihre Tätigkeit im Moment der Auflösung selbst nicht einstellen oder verlieren, sondern noch in demselben Augenblicke wieder fortsetzen. So scheiden sie nur aus den alten Verhältnissen, um auf der Stelle wieder neue einzugehen. Bei diesem Wechsel kommt alles darauf an, wie mächtig die Intention sei, die in dieser oder jener Monas enthalten ist. Die Monas einer gebildeten Menschenseele und die eines Bibers, eines Vogels oder eines Fisches, das macht einen gewaltigen Unterschied. Und da stehen wir wieder an den Rangordnungen der Seelen, die wir gezwungen sind anzunehmen, sobald wir uns die Erscheinungen der Natur nur einigermaßen erklären wollen. Swedenborg hat dies auf seine Weise versucht und bedient sich zur Darstellung seiner Ideen eines Bildes, das nicht glücklicher gewählt sein kann. Er vergleicht nämlich den Aufenthalt, worin sich die Seelen befinden, mit einem in drei Hauptgemächer eingeteilten Raume, in dessen Mitte ein großer befindlich ist. Nun wollen wir annehmen, daß aus diesen verschiedenen Gemächern sich auch verschiedene Kreaturen, z. B. Fische, Vögel, Hunde, Katzen, in den großen Saal begeben; eine freilich sehr gemengte Gesellschaft! Was wird davon die unmittelbare Folge sein? Das Vergnügen, beisammen zu sein, wird bald genug aufhören; aus den einander so heftig entgegengesetzten Neigungen wird sich ein ebenso heftiger Krieg entspinnen; am Ende wird sich das Gleiche zum Gleichen, die Fische zu den Fischen, die Vögel zu den Vögeln, die Hunde zu den Hunden, die Katzen zu den Katzen gesellen, und jede von diesen besonderen Gattungen wird auch, wo möglich, ein

besonderes Gemach einzunehmen suchen. Da haben wir völlig die Geschichte von unseren Monaden nach ihrem irdischen Ableben. Jede Monade geht, wo sie hingehört, ins Wasser, in die Luft, in die Erde, ins Feuer, in die Sterne; ja, der geheime Zug, der sie dahin führt, enthält zugleich das Geheimnis ihrer zukünftigen Bestimmung. An eine Vernichtung ist gar nicht zu denken; aber von irgendeiner mächtigen und dabei gemeinen Monas unterwegs angehalten und ihr untergeordnet zu werden, diese Gefahr hat allerdings etwas Bedenkliches, und die Furcht davor wüßte ich auf dem Wege einer bloßen Naturbetrachtung meinesteils nicht ganz zu beseitigen.

Ich fragte weiter: ob er wohl glaube, daß die Übergänge aus diesen Zuständen für die Monaden selbst mit Bewußtsein verbunden wären? Worauf Goethe erwiderte: Daß es einen allgemeinen historischen Überblick, sowie, daß es höhere Naturen, als wir selbst, unter den Monaden geben könne, will ich nicht in Abrede sein. Die Intention einer Weltmonade kann und wird manches aus dem dunkeln Schoße ihrer Erinnerung hervorbringen, das wie Weissagung aussieht und doch im Grunde nur dunkle Erinnerung eines abgelaufenen Zustandes, folglich Gedächtnis ist; völlig wie das menschliche Genie die Gesetztafeln über die Entstehung des Weltalls entdeckte, nicht durch trockene Anstrengung, sondern durch einen ins Dunkel fallenden Blitz der Erinnerung, weil es bei deren Abfassung selbst zugegen war. Es würde vermessen sein, solchen Aufblitzen im Gedächtnis höherer Geister ein Ziel zu setzen, oder den Grad, in welchem sich diese Erleuchtung halten müßte, zu bestimmen. So im allgemeinen und historisch gefaßt, finde ich in der Fortdauer von Persönlichkeit einer Weltmonas durchaus nichts Undenkbares. — Was uns selbst zunächst betrifft, so scheint es fast, als ob die von uns früher durchgangenen Zustände dieses Planeten im ganzen zu unbedeutend und zu mittelmäßig seien, als daß vieles daraus in den Augen der Natur einer zweiten

Erinnerung wert gewesen wäre. Selbst unser jetziger Zustand möchte einer großen Auswahl bedürfen, und unsere Hauptmonas wird ihn wohl ebenfalls künftig einmal summarisch, d. h. in einigen großen historischen Hauptpunkten zusammenfassen.

Wollen wir uns einmal auf Vermutungen einlassen, setzte Goethe hierauf seine Betrachtungen weiter fort, so sehe ich wirklich nicht ab, was die Monade, welcher wir Wielands Erscheinung auf unserem Planeten verdanken, abhalten sollte, in ihrem neuen Zustande die höchsten Verbindungen dieses Weltalls einzugehen. Durch ihren Fleiß, durch ihren Eifer, durch ihren Geist, womit sie so viele weltgeschichtliche Zustände in sich aufnahm, ist sie zu allem berechtigt. Ich würde mich so wenig wundern, daß ich es sogar meinen Ansichten völlig gemäß finden müßte, wenn ich einst diesen Wieland als einer Weltmonade, als einem Stern erster Größe, nach Jahrtausenden wieder begegnete und sähe und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte alles, was ihm irgend nahe käme, erquickte und aufheiterte. Wahrlich, das nebelartige Wesen irgendeines Kometen in Licht und Klarheit zu verfassen, das wäre wohl für die Monas unseres Wielands eine erfreuliche Aufgabe zu nennen; wie denn überhaupt, sobald man die Ewigkeit dieses Weltzustandes denkt, sich für Monaden durchaus keine andere Bestimmung annehmen läßt, als daß sie ewig auch ihrerseits an den Freuden der Götter als selig mitschaffende Kräfte teilnehmen. Das Werden der Schöpfung ist ihnen anvertraut. Gerufen oder ungerufen, sie kommen von selbst auf allen Wegen, von allen Bergen, aus allen Meeren, von allen Sternen; wer mag sie aufhalten? Ich bin gewiß, wie Sie mich hier sehen, schon tausendmal dagewesen und hoffe wohl noch tausendmal wiederzukommen. — Um Verzeihung, fiel ich ihm hier ins Wort: ich weiß nicht, ob ich eine Wiederkunft ohne Bewußtsein eine Wiederkunft nennen möchte! Denn wieder kommt nur

derjenige, welcher weiß, daß er zuvor dagewesen ist. Auch Ihnen sind bei Betrachtungen der Natur glänzende Erinnerungen und Lichtpunkte aus Weltzuständen aufgegangen, bei welchen Ihre Monas vielleicht selbsttätig zugegen war; aber alles dies steht doch nur auf einem Vielleicht; ich wollte doch lieber, daß wir über so wichtige Dinge eine größere Gewißheit zu erlangen imstande wären, als die wir uns durch Ahnungen und jene Blitze des Genius verschaffen, welche zuweilen den dunkeln Abgrund der Schöpfung erleuchten. Sollten wir unserem Ziele nicht näher gelangen, wenn wir eine liebende Hauptmonas im Mittelpunkte der Schöpfung voraussetzten, die sich aller untergeordneten Monaden dieses ganzen Weltalls auf dieselbe Art und Weise bediente, wie sich unsere Seele der ihr zum Dienste untergebenen geringeren Monaden bedient? — Ich habe gegen diese Vorstellung, als Glauben betrachtet, nichts, gab Goethe hierauf zur Antwort, nur pflege ich auf Ideen, denen keine sinnliche Wahrnehmung zugrunde liegt, keinen ausschließenden Wert zu legen. Ja, wenn wir unser Gehirn und den Zusammenhang desselben mit dem Uranus und die tausendfältigen einander durchkreuzenden Fäden kennten, worauf der Gedanke hin und her läuft! So aber werden wir der Gedankenblitze immer dann erst inne, wann sie einschlagen. Wir kennen nur Ganglien, Gehirnknoten; vom Wesen des Gehirns selbst wissen wir so viel als gar nichts. Was wollen wir denn also von Gott wissen? Man hat es Diderot sehr verdacht, daß er irgendwo gesagt: wenn Gott noch nicht ist, so wird er vielleicht noch. Gar wohl lassen sich aber nach meinen Ansichten von der Natur und ihren Gesetzen Planeten denken, aus welchen die höheren Monaden bereits ihren Abzug genommen, oder wo ihnen das Wort noch gar nicht vergönnt ist. Es gehört eine Konstellation dazu, die nicht alle Tage zu haben ist, daß das Wasser weicht und daß die Erde trocken wird. So gut wie es Menschenplaneten

gibt, kann es auch Fischplaneten und Vogelplaneten geben. Ich habe in einer unserer früheren Unterhaltungen den Menschen das erste Gespräch genannt, das die Natur mit Gott hält. Ich zweifle gar nicht, daß dies Gespräch auf anderen Planeten viel höher, tiefer und verständiger gehalten werden kann. Uns gehen vorderhand tausend Kenntnisse dazu ab. Das erste gleich, was uns mangelt, ist die Selbstkenntnis; nach dieser kommen alle übrigen. Streng genommen kann ich von Gott doch weiter nichts wissen, als wozu mich der ziemlich beschränkte Gesichtskreis von sinnlichen Wahrnehmungen auf diesem Planeten berechtigt, und das ist in allen Stücken wenig genug. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß durch diese Beschränkung unserer Naturbetrachtungen auch dem Glauben Schranken gesetzt wären. Im Gegenteil kann, bei der Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, der Fall gar leicht eintreten, daß das Wissen als Stückwerk besonders auf einem Planeten erscheinen muß, der, aus seinem ganzen Zusammenhange mit der Sonne herausgerissen, alle und jede Betrachtung unvollkommen läßt, die eben darum erst durch den Glauben ihre vollständige Ergänzung erhält. Schon bei Gelegenheit der Farbenlehre habe ich bemerkt, daß es Urphänomene gibt, die wir in ihrer göttlichen Einfalt durch unnütze Versuche nicht stören und beeinträchtigen, sondern der Vernunft und dem Glauben übergeben sollen. Versuchen wir von beiden Seiten mutig vorzudringen, nur halten wir zugleich die Grenzen streng auseinander! Beweisen wir nicht, was durchaus nicht zu beweisen ist! Wir werden sonst nur früh oder spät in unserem sogenannten Wissenswerk unsere eigene Mangelhaftigkeit bei der Nachwelt zur Schau tragen. Wo das Wissen genügt, bedürfen wir freilich des Glaubens nicht, wo aber das Wissen seine Kraft nicht bewährt oder ungenügend erscheint, sollen wir auch dem Glauben seine Rechte nicht streitig machen. Sobald man nur von dem Grundsatz ausgeht, daß Wissen und Glauben nicht dazu

da sind, um einander aufzuheben, sondern um einander zu ergänzen, so wird schon überall das Rechte ausgemittelt werden.

Es war spät geworden, als ich heute Goethe verließ. Er küßte mir die Stirn beim Abschiede, was sonst nie seine Gewohnheit ist. Ich wollte im Dunkeln die Treppe heruntergehen; aber er litt es nicht, sondern hielt mich fest beim Arme, bis er jemand geklingelt, der mir leuchten mußte. Noch in der Tür warnte er mich, daß ich auf meiner Hut sein und mich vor der rauhen Nachtluft in acht nehmen sollte. Weichmütiger, als bei Wielands Tode, habe ich Goethe nie zuvor gesehen und sah ihn auch nachher nie wieder so. Sein heutiges Gespräch enthält übrigens den Schlüssel zu manchen ebenso paradoxen, als liebenswürdigen Seiten seines so oft mißverstandenen Charakters.

191. (1496a.) 1813. April 20. F. Förster.

Goethe war auf der Reise nach Teplitz. Friedrich Förster (1791—1868) lebte später als Kunstgelehrter in Berlin, kam wiederholt nach Weimar und Jena, Goethe zu besuchen.

Unser erstes Nachtquartier hatten wir in Meißen. Wir hatten eben unseren Morgengesang vor dem Gasthofe, in welchem unser Feldwebel im Quartier lag, beendigt, als ich einen Mann in eine Extrapost einsteigen sah, dessen Züge mir bekannt zu sein schienen. Kaum traute ich meinen Augen, als ich sah, daß es Goethe war. Ich war als Freund seines Sohnes und als begünstigter Ballbegleiter seiner tanzlustigen Frau Gemahlin oft in seinem Hause gewesen; allein ihn, den Friedliebenden, mitten unter den Kriegsunruhen zu finden, wußt' ich mir nicht zu erklären. Noch glaubte ich mich zu täuschen, zumal er die Militärmütze tief in das Gesicht gedrückt hatte und sich in dem russischen Generalsmantel mit rotem Kragen versteckte. Als ich nun aber seinen kleinen Sekretär, Freund John, an den Wagen treten sah, war ich meiner

Sache gewiß und teilte die herrliche Entdeckung sogleich meinen Kameraden mit. Mit militärischem Anstande einer Ordonnanz trat ich nun an den Wagen heran und sagte: ‚Ew. Exzellenz melde, daß eine Abteilung der Königlich Preußischen Freischar der schwarzen Jäger auf dem Durchmarsch nach Leipzig vor Ihrem Quartier aufmarschiert ist und Ew. Exzellenz die Honneurs zu machen wünscht.‘ Der Feldwebel kommandierte: Präsentiert das Gewehr! und ich rief: Der Dichter aller Dichter, Goethe lebe hoch! Mit Hurra und Hörnerklang stimmte die ganze Kompagnie ein. Er faßte mit der Haltung eines Generals an seine Mütze und nickte freundlich. Nun trat ich noch einmal heran und sagte ihm: Es hilft Ew. Exzellenz das Inkognito nicht, die schwarzen Jäger haben scharfe Augen und bei unserem ersten Ausmarsche Goethe zu begegnen, war ein zu günstiges Zeichen, als daß wir es sollten unbeachtet vorüberlassen. Wir bitten um Ihren Waffensegen! Von Herzen gern! sagte er. Ich reichte ihm Büchse und Hirschfänger, er legte seine Hand darauf und sprach: Zieht mit Gott und alles Gute sei eurem frischen deutschen Mute gegönnt! Während wir ihm ein nochmaliges Lebehoch riefen, fuhr er grüßend an uns vorüber.

192. (1498.) 1813. April 21. E. M. Arndt.

Ernst Moritz Arndt (1769—1860), Sekretär des Ministers Freih. vom Stein, vaterländischer Dichter und Schriftsteller; Professor in Bonn.

Auch Goethe kam nach Dresden und besuchte mehrmals das ihm befreundete Körnersche Haus. Ich hatte ihn in zwanzig Jahren nicht gesehen; er erschien immer noch in seiner stattlichen Schöne, aber der große Mann machte keinen erfreulichen Eindruck. Ihm war's beklommen und er hatte weder Hoffnung noch Freude an den neuen Dingen. Der junge Körner war da, freiwilliger Jäger bei den Lützowern; der Vater sprach sich begeistert und hoffnungsreich aus, da erwiderte Goethe ihm gleichsam

erzürnt: Schüttelt nur an Euren Ketten, der Mann ist Euch zu groß, Ihr werdet sie nicht zerbrechen.

193. (1502.) April 20./25. W. v. Kügelgen.

Wilh. v. Kügelgen (1802—67), Maler, Verfasser der Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Sein Vater Gerh. v. Kügelgen (1772—1820) war ebenfalls Maler und Professor an der Dresdener Kunstakademie.

Während seines damaligen Aufenthaltes in Dresden habe ich indes den großen Dichter öfter anzustaunen Gelegenheit gehabt und zwar stets mit einer Ehrfurcht, die sein königliches Wesen ganz von selbst hervorrief. Er schenkte meinen Eltern einen Mittag und außerdem erinnere ich mich, daß wir die Rüstkammer miteinander besehen haben.

Goethe sah die Rüstkammer noch in ihrem alten Graus und freute sich daran. Noch sehe ich seine majestätische Gestalt mit der lebendigsten Teilnahme unter den gespenstigen Harnischen herumwandeln, welche wie lebendige Recken auf prachtvoll geschnitzten Streitrossen sitzend in den niedrigen Räumen des alten Lokals fast riesengroß erschienen. Einer besonders imposanten Gestalt nahm Goethe den von Edelsteinen funkelnden Kommandostab aus der Eisenfaust, wog ihn in der Hand und zeigte ihn uns Kindern. Was meint ihr, sagte er, mit solchem Zepter zu kommandieren, muß eine Lust sein, wenn man ein Kerl danach ist!

194. (1503.) 1813. Mai 27. H. Freih. v. Heß.

Hrch. Herm. Joh. Frh. v. Heß (1788—1870) berühmter österreichischer Militär, zuletzt Feldmarschall.

Baron Neumann und ich verließen das Gasthaus, um uns vor Tische noch im Orte, Teplitz, etwas umzusehen, als uns die freundliche Wirtin zurief: Da drüben im Gartenhäuschen befinde sich der große Dichter Goethe aus Weimar, ob wir nicht vielleicht gesonnen wären, ihn

zu besuchen. Einige Augenblicke besannen wir uns, da wir nicht das Vergnügen hatten, von dem Herrn Geheimen Rat gekannt zu sein, allein die Versuchung war zu groß und andererseits der Ruf auch von der Mission des Feldmarschalleutnant Grafen Bubna wegen Friedensverhandlungen mit Napoleon, in der Gegend so bekannt geworden, daß wir — derselben angehörend — vielleicht auf einen freundlichen Empfang hoffen durften. Und so traten wir denn getrost dem Pförtchen zu und zogen an dem bescheidenen Glöcklein. — Ein älterer Diener öffnete die Gartentüre; wir frugen, ob Herr von Goethe zu Hause und sichtbar wäre und erhielten die Antwort: Hier geht er eben im Laubengang auf und nieder; wen darf ich anmelden? Wir annoncierten uns als dem Gefolge des Grafen Bubna angehörend und von dem Wunsche beseelt, auf schneller Durchreise die Bekanntschaft des hochberühmten Dichters zu machen. In wenigen Augenblicken kehrte der brave Mann zurück und, ihm in gemessenen Schritten folgend, in seiner aufgerichteten hohen Gestalt, mit blauem einfachen Überrocke angetan, stand einer der größten Geister unseres Jahrhunderts mit seinem durchforschenden Auge vor unseren Blicken.

Ich, als der vorderste von uns beiden, ergriff nun das Wort, um Vergebung bittend, ihn durch unseren Überfall belästigt oder vielleicht doch gestört zu haben, wohl wissend, was dem Dichter und Gelehrten die Zeit wert wäre, allein zu groß wäre auch der Drang gewesen, unsere Mission sogleich mit dem Glücksterne beginnen zu lassen und die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, dem jeder Deutsche und daher auch jeder Österreicher den innersten Kern seiner Bildung verdanke. — Freude und Jugend leuchtete dabei aus meinen Blicken; er schien an uns Gefallen zu finden, und so folgte meinem treuherzigen Erguss die freundschaftlichste Aufnahme, wie sie mir jetzt nach vollen fünfzig Jahren noch deutlich vor Augen schwebt. Wechselseitige allgemeine Beziehungen begannen ein Ge-

spräch, das — sich über alle Gegenstände des Tages, von seiner Seite sinnvoll verbreitend und durch uns mit manchem im Neuen und Unbekannten ausgestattet, — beinahe eine halbe Stunde dauerte. Es war nämlich der Krieg noch kein eigentlicher europäischer geworden, sondern der Kampf nur ein vereinzelter von Preußen und Russen mit Frankreich, der abwechselnd gefochten wurde und gegenwärtig mit einem Rückzuge der ersteren verbunden war. Österreich bemühte sich, dessen Ende durch Unterhandlungen herbeizuführen, allein die Wolken türmten sich auch für das letztere Reich schon am fernen Horizonte: denn ein Unterhandeln mit Napoleon war schon der Vorbeginn des Krieges, weil es dadurch ein Hinneigen zu den Gegnern des Kaisers zeigte. Dies alles und der mehr als zweifelhafte Ausgang der Unterhandlungen mit einer so herrischen Riesennatur, wie jene des Kaisers, war der Hauptinhalt unseres Gespräches. Die gewaltige Zeit nun, der Kriegsgeist, der sie belebte, und die ebenso gewaltige Reaktion, welche den erst erfolgten Brand von Moskau nun wahrscheinlich zum allgemeinen Weltbrande anzufachen drohte, und das Unglück, welches dadurch über die einzelnen so blühenden Länder Deutschlands und besonders über die unteren Volksklassen, die an allem so unschuldig waren, kommen müsse, schienen den in diesen Gedanken ganz versunkenen edlen Mann tief zu durchdringen. Er sagte: Sie sind zwar Kriegsmänner, oder noch Höhergestellte im Staatsleben, und die Welt bildet sich nach dem Ergebnis Ihrer Taten, allein wenn ich des Morgens so erwache und mit der dampfenden Sonne auf meinen schönen Schloßberg gehe, wie ich denn jetzt davon herkomme, und mir denke, daß in diesem gottgesegneten stillen Tale nur allein die Herzen der Kinder noch ruhig schlagen, während die Kultur von Jahrhunderten, möchte ich sagen, sowie die Ruhe und der Friede aller anderen Bewohner schon jetzt bedroht und gestört sind, so möchte ich gerne dem gigantischen Helden unseres Säkulums, um ihm Friedens-

gedanken einzuhauchen, auch nur den hundertsten Teil jener Empfindungen eingeben können, welche mich jeden Morgen für die Menschen in diesem Paradiese durchströmen.

Unser Gespräch drehte sich um die Tagesereignisse und ließ uns gänzlich uns selbst vergessen, bis wir endlich durch den Zuruf der Wirtin, daß unser Chef bereits mit dem Mittagsmahle unserer harre, aus diesem Genusse geweckt wurden. Herr von Goethe richtete noch folgende Worte an uns: Ich erlaube mir noch vor dem Abschiede einen Wunsch zu äußern: Mein Herzog erwartet mich nach vollendeter Badekur an demselben Orte, wohin Sie jetzt so eilig ziehen. Sie werden gewiß dort länger verweilen und ich Sie somit noch daselbst finden, da auch ich in vierzehn Tagen in Dresden sein will. Ich werde versuchen, Ihnen dort Ihren freundlichen Besuch zurückzugeben und Ihnen, wenn Ihre Geschäfte es gestatten und ich Ihnen in dieser Stadt der schönen Künste, die Sie, wie Sie sagen, noch nicht kennen, vielleicht zur Besichtigung von Galerien und Kunstsammlungen behilflich sein könnte, mit besonderem Vergnügen zu Diensten stehen.

Seinen gütigen Antrag annehmend, dankten wir gerührt dem mir in so kurzer Zeit wert gewordenen Manne für das Interesse, welches er uns bezeugte, und schieden von ihm voll von dem Eindrucke seines hohen Geistes, seiner imponierenden Persönlichkeit und seines ebenso tiefen als edlen Gemüts.

In Dresden führte Goethe den damaligen Hauptmann v. Heß in den Kunstsammlungen herum und eröffnete ihm das Verständnis der Werke.

195. (1511.) 1813. August. H. Laube.

Eine Weimarer Dame ist ihm einmal in Dresden wieder begegnet, und hat ihn solange zur Rede gestellt über den schlechten Hut, welchen er trage, bis er ver-

spricht, einen neuen zu kaufen. Als sie ihn wieder spricht, hat er doch wieder den schlechten Hut. — Aber Herr von Goethe! — Es ist nicht meine Schuld, gnädiges Fräulein, erwiderte er, ich habe herumgesucht, aber es paßte mir keiner, man ist in Dresden nicht auf große Köpfe eingerichtet.

196. (1515.) Oktober, Ende. F. Fouqué.

Friedr. Baron de la Motte-Fouqué (1777—1843), Dichter der romantischen Schule.

Die für das rechte Rheinufer siegreich entscheidende Leipziger Schlacht hatte uns bei Verfolgung des Feindes in die Nähe von Weimar geführt. Ich nahm Urlaub zu einem Ritt hinein, um meinem Dichterheros meine Verehrung zu bezeigen.

Da stand ich nun wiederum vor dem einfach schönen Hause. Etwa zehn Jahre waren darüber vergangen. Und welch ein Dezennium! Auch für mich: welch eine völlige Umwandlung!

Auch im Hause freilich sah es gar anders aus: Eine starke österreichische Einquartierung hatte notgedrungen alle vorderen Zimmer in Beschlag genommen: Ordonnanzen rannten auf und ab. Das schöne musivische Salve, vor dem Eingange zu den Gemächern den Boden schmückend, war im Staube der gestiefelten Tritte fast unsichtbar geworden. Mich befiel eine seltsame Wehmut.

Dennoch schritt ich im ziemlich kecken Bewußtsein seither mannigfach errungener Selbständigkeit dem mir noch aus jenem ersten Besuch wohl erinnerlichen, würdig aussehenden Kammerdiener nach, der mir sogleich auf meine erste bescheidene Anfrage versicherte, ich sei willkommen. Es ging nach einem Hinterzimmer, wohin der edle Hausherr zurückgedrängt war, und in einem kleinen Vorgemach beschied mich mein freundlich vorhineingehender Begleiter, ein paar Augenblicke zu warten.

Unversehens ging die Zimmertüre leise auf, und hervorblickte das noch ganz unvergessene Apolloantlitz, apol-

linischer noch, weil in häuslicher Bequemlichkeit die Halsbinde fortgeblieben war, und so die Heroenphysiognomie sich noch idealer hervorhob. Treten Sie näher! sprach die wohllautende Stimme. — Voll tiefster Ehrerbietung mich neigend, trat ich über die Schwelle.

Goethe winkte mir sogleich, mich zu setzen, indem er mir gegenüber Platz nahm. Und ich hub meinen Spruch — möglich, daß die Stimme des sechsunddreißigjährigen Kriegsmannes nicht ohne alle Bebung blieb — etwa folgendermaßen an: Ich komme, Eurer Exzellenz für etwas zu danken, das Ihnen mutmaßlich schon längst vergessen ist: für meine gastlich huldreiche Aufnahme in Ihrem Hause vor nun etwa zehn Jahren. Und nun berührte ich noch einige nähere, jedoch nur äußerliche Umstände von damals, fest entschlossen, wenn Goethe nichts Literarisches anrege, auch meinerseits nicht im mindesten irgendeinen Schritt deshalb fürder zu tun, sondern mich bald nach einfach geselliger Sitte wiederum zu empfehlen. Er aber sagte voll unbeschreiblicher Anmut des Blickes und der Stimme: Meinen Sie denn, daß ich Sie aus den Augen verloren hätte, seitdem?

Es durchfuhr mich wie ein elektrischer Strahl, aber sanft, und ich fühlte mich neubelebt. Nun folgten ehrende Worte, vollkommen dichterisch anerkennende für mich und auch für meine Gattin, Karoline Baronin de la Motte-Fouqué, und am Schluß der holden Rede fügte er hinzu: Während meines letzten Badeaufenthaltes in Karlsbad waren Sie beide mit Ihren Dichtungen mir gar liebe Gefährten.

Was ich ihm antwortete, hieß etwa so: Ich hoffe, Eure Exzellenz sieht klar in mich hinein, und sieht demzufolge, was ich nicht aussprechen kann. Aber es ist ein Gipfelpunkt meines Lebens. Sein freundliches Auge bestätigte mir's: Ja, er hatte in der Tat in mich hereingesehen, und er war in diesem Augenblicke zufrieden mit mir. Nun aber drängte uns der Moment auch auf die

äußerliche Gestaltung der Zeit, und wir besprachen uns darüber, so weit es die Umstände vergönnten, mich nach dem Biwak wieder hinausrufend, ihn an, ohne Zweifel weit mannigfach wichtigeres und höheres Schaffen. Zunächst äußerte ich meine Zufriedenheit, daß nun die geweihte Dichterwohnung wieder bald der wackeren, aber freilich sehr überfüllenden Gäste werde entledigt sein. Wissen Sie das so gewiß? fragte Goethe. Und woher? — Weil niemand von uns Kriegern jetzt Muße hat, in der Verfolgung des besiegten Weltbesiegers zu weilen. — Besiegt? Wird er sich nicht vorerst noch bei Erfurt stemmen? — Das wünsch' ich. Aber ich hoff' es kaum. — Schlagen Sie seinen Widerstand dort so leicht an? — Ich schlage nichts leicht an, was Napoleon tut oder läßt. Und eine Schlacht um Erfurt würde manchen Kopf kosten, sehr möglich unter anderen den meinigen mit. Aber derweil er dort mit uns bataillierte, würden ihm andere große Heerhaufen den Rückzug vollends verrennen, und es wäre dann völlig aus mit ihm. Ich aber halte ihn für einen viel zu großen Feldherrn, als daß er solches nicht unermeßlich klarer einsehen sollte, als ich. — Also? — Also er wird eilen, an und über den Rhein zu kommen, so gut es gehen will, oder so schlimm.

Goethe sah nachdenklich eine Zeitlang vor sich nieder, und sprach alsdann mit tiefernstem Blicke: So wäre er denn also wirklich schon vollständig geschehen, der entscheidende Schlag? Desto besser.

Beim Abschiede, mich aus der Tür geleitend, reichte er mir gütig die Hand mit den Worten: Der Krieg bringt viel Störendes, aber auch Schönes: So, daß Sie jetzt zu mir kamen. Gutes Glück mit Ihnen. Und lassen Sie mich von Ihnen hören, wenn's sein kann.

197. (1529.) 1813. Dezember 13. H. Luden.

Bertuch ließ anfragen, wann Se. Exzellenz mich wohl empfangen könnte. Sogleich nach Tische; etwa um drei

Uhr, war die Antwort. Bei meinem Eintritt, und es war das erstemal, daß ich ihm in Weimar meine Aufwartung machte, kam Goethe mir entgegen, reichte mir die Hand und sagte mir in der verbindlichsten Weise höchst freundliche Worte. Aber er erleichterte mir nicht, wie Herr von Voigt getan hatte, das Anbringen meines Anliegens wegen der Herausgabe der Zeitschrift Nemesis; vielmehr sprachen wir von gewöhnlichen Dingen, jedoch bald auch von den jüngsten Ereignissen. An dieses Gespräch knüpfte ich dann an: Er würde, sagte ich, schon von Bertuch gehört haben, daß ich die Absicht hätte, eine politische Zeitschrift im Industriekontor herauszugeben. Ja, antwortete Goethe, Bertuch hat mir davon gesprochen. Wie aber sind Sie auf diesen Gedanken gekommen? Ich erzählte ihm mein Abenteuer mit Herrn von Grolmann.* Freilich, sagte Goethe, bei der gegenwärtigen Aufregung, um — nicht — zu sagen — Begeisterung, finde ich das natürlich genug. Haben Sie denn schon mit Bertuch abgeschlossen, und steht Ihr Entschluß unwiderruflich fest? Die Ankündigung, erwiderte ich, ist schon in der Druckerei und wird in wenigen Tagen ausgegeben werden, wenn nicht etwa auf seiten des hohen Ministeriums eine Bedenklichkeit obwaltet. Eben deswegen, setzte ich hinzu, möchte ich das Unternehmen der Protektion Ew. Exzellenz empfehlen. — Goethe schwieg wohl eine Minute lang; sein Gesicht wurde sehr ernst. Alsdann hob er an und sagte ungefähr folgendes: Ich habe schon vor Jahren offen zu Ihnen gesprochen, auf Ihre Diskretion rechnend; das will ich auch jetzt tun, Herr Hofrat. Als öffentlicher Beamter habe ich gegen die Herausgabe einer Zeitschrift nichts einzuwenden. Unsere Regierung würde sich auch gewiß in dieser Zeit hartem Tadel aussetzen, wenn sie

* Dabei hatte der damalige Major, spätere General von Grolmann Luden das Vorhaben, als Freiwilliger einzutreten, ausgeredet und ihn aufgefordert, vielmehr mit Wort und Schrift dem Vaterlande zu dienen.

sich erlaubte, einem solchen Unternehmen entgegenzutreten. Wir haben ja — die Freiheit mit vielem Blute ruhmvoll erkämpft; was sollte uns die Freiheit, wenn wir sie nicht benutzen. Und gewiß sind wir am geneigtesten, sie durch Wort und Schrift zu benutzen, auch schon darum, weil dieses der bequemste Modus ist. Also wird die herzogliche Regierung Ihnen und Bertuch ohne Zweifel vollkommen freie Hand lassen. Eine Protektion zwar kann Ihnen niemand versprechen und niemand gewähren; ein jeder bleibt billig für seine Handlungen verantwortlich; Sie werden jedoch wohl auch keiner Protektion bedürfen; und sollten Sie sich jemals verleiten lassen, über die Schnur hinauszugehen, so wird Bertuch, der sich auf solche Dinge versteht, Sie schon an die Schranke mit der Inschrift Noli me tangere freundlich erinnern. — Hätten Sie mich aber, ehe Sie sich verbindlich gemacht hatten, vertraulich um meine Meinung gefragt, so würde ich Ihnen gewiß das ganze Unternehmen widerraten und Sie aufgefordert haben, bei Ihren gelehrten geschichtlichen Arbeiten zu bleiben, oder vielmehr, da Sie sich schon in politica eingelassen, und sogar ein Handbuch der Staatsweisheit geschrieben haben, zu Ihren gelehrten geschichtlichen Arbeiten zurückzukehren, die Welt ihren Gang gehen zu lassen und sich nicht in die Zwiste der Könige zu mischen, in welchen doch niemals auf Ihre und meine Stimme gehört werden wird.

Diese Worte überraschten mich sehr; ich fühlte mich auf das tiefste verletzt. Indes suchte ich mich so gut als möglich zu fassen, konnte aber nicht umhin, etwas zu erwidern. Ich muß gestehen, daß es mir fast lieb ist, Ew. Exzellenz Meinung nicht früher und nicht vertraulich eingeholt zu haben. Denn wie hoch ich auch jedes Wort Ew. Exzellenz verehre, und wie glücklich ich sein würde, mit Ihnen zusammenzustimmen, so fürchte ich doch, daß ich diesmal den Rat Ew. Exzellenz nicht befolgt haben würde. Denn gerade das, daß der deutsche Michel bis-

her nur für sich selbst gesorgt, sein eigenes Steckenpferd geritten, alsdann seinen Kloß gegessen und sich behaglich den Mund abgewischt hat, unbekümmert um das gemeine Wesen, um Vaterland und Volk — gerade dieses ist es ja, was Schimpf, Schande und unermeßliches Unglück über Deutschland gebracht hat; und all diese Schande und all dieses Unglück wird von neuem über uns kommen, wenn wir zurückkehren zu der alten faulen Weise und gleichgültig aussprechen, was vor einem halben Jahre, als ich eben durch eine Gasse in Jena ging, ein ehrsamer Bürger seinem Nachbar zurief: Ja, Herr Nachbar, wie sollte es gehen? Gut. Die Franzosen sind fort, die Stuben sind gescheuert, nun mögen die Russen kommen, wenn sie wollen. — Und nun sprach ich einige Minuten fort: von der großen Entscheidung vor unseren Augen, von der Erhebung des deutschen Volkes, von den Proklamationen der Fürsten, von Vaterland, von Freiheit, von der Notwendigkeit, gerade jetzt eine bessere Zukunft zu begründen, und von der heiligen Pflicht eines jeden guten Menschen, nach seiner Stellung und nach seinen Kräften mitzuwirken zur Benutzung dieser großen Tage des neuen Heiles.

Goethe saß ruhig. Endlich hob er mit einem leichten Lächeln die rechte Hand. Ich schwieg. Sogleich fing Goethe mit einer ungemein sanften Stimme, die zuweilen etwas bewegt zu werden schien, zu reden an, und sprach ohne Unterbrechung ziemlich lange. Von dem, was er sagte, vermag ich indes nur einzelnes mitzuteilen, kann aber nicht unbemerkt lassen, daß ich mehr als einmal auf das tiefste ergriffen wurde, zum Teil allerdings durch seine Worte, weit mehr noch durch seine Weise, durch den Ton seiner Stimme, den Ausdruck seines Gesichtes, die Bewegung seiner Hände. Ich habe Ihnen, sagte Goethe, ruhig zugehört und recht gern. Sie aber sind in einigen Eifer hineingeraten und dies ist eben nicht nötig gewesen, da Sie gewiß selbst nicht glauben, daß Sie mir

etwas Neues, daß Sie mir etwas gesagt haben, was mir unbekannt gewesen wäre. Ich spreche über solche Dinge sehr, sehr ungern, und Sie dürfen überzeugt sein, daß ich meine guten Gründe habe. Ich würde mich auch mit Ihnen nicht in ein solches Gespräch eingelassen haben, wenn von etwas Geschehenem, von einem facto, oder auch von einer einzelnen vorübergehenden Handlung, die erst geschehen soll, die Rede wäre. Es gilt aber um etwas anderes. Sie wollen in dieser wunderlichen und furchtbaren Zeit ein Journal herausgeben, ein politisches Journal. Sie gedenken, dasselbe gegen Napoleon zu richten und gegen die Franzosen. Aber, glauben Sie mir: Sie mögen sich stellen, wie Sie wollen, so werden Sie auf dieser Bahn bald ermüden. Sie werden bald daran erinnert werden, daß die Windrose viele Strahlen hat. Alsdann werden Sie an die Throne stoßen, und wenn auch nicht denen, welche auf denselben sitzen, doch denen mißfallen, welche dieselben umgeben. Sie werden alles gegen sich haben, was groß und vornehm in der Welt ist; denn Sie werden die Hütten vertreten gegen die Paläste und die Sache der Schwachen führen gegen die Hand der Starken. Zugleich werden Sie von Gleichen Widerspruch erfahren teils über Grundsätze, teils über Tatsachen. Sie werden sich verteidigen und, wie ich hoffen will, glücklich, und dadurch werden Sie neue Feindschaft wider sich erwecken. Mit einem Worte, Sie werden in mannigfaltige Händel verwickelt werden. Mit den Gleichen dürften Sie vielleicht fertig werden: wen Sie nicht überwinden, den können Sie ignorieren, und manchem geschieht mit Verachtung zu viel Ehre. Aber anders ist es mit den Mächtigen und Großen. Mit denselben ist nicht gut Kirschen zu essen; Sie wissen, aus welchen Gründen. Den Waffen derselben hat man nichts einzusetzen. — Da ich dieses alles ganz klar voraussehe, so bin ich allerdings bedenklich. Ich möchte unserem fürstlichen Hause, für welches auch Sie fromme Wünsche hegen, keine Unan-

nehmlichkeiten bereiten; ich möchte unser Gouvernement, das nicht über hunderttausend Bajonette zu verfügen hat, in keine verdrießlichen Verhandlungen verwickelt sehen; ich möchte von der Universität, deren Mitglied Sie sind, jeden Nachteil abwenden; ich denke endlich, warum sollte ich es nicht sagen, auch an meine Ruhe und Ihr Wohl.

Hier trat eine Pause ein. Ich schwieg still, weil ich was ich etwa zu sagen vermocht hätte, nicht zu sagen wagte, und weil ich auch diesem Manne gegenüber in der Tat sehr bewegt war. Bald fuhr Goethe fort:

Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein; diese Ideen sind in uns; sie sind ein Teil unsers Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest, als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zugrunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden

sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Zukunft haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit, vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den anderen Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht. — Aber wir haben es jetzt nicht mit der Zukunft zu tun, nicht mit unsern Wünschen, unsern Hoffnungen, unserm Glauben, und auch nicht mit den Schicksalen, die uns und unserm Vaterlande bevorstehen mögen, sondern wir sprechen von der Gegenwart, von den Verhältnissen, unter welchen Sie Ihre Zeitschrift beginnen wollen. Nun sagen Sie zwar: die Entscheidung ist gefallen. Freilich. Aber die Entscheidung ist doch im besten Falle erst der Anfang vom Ende. Noch zwei Fälle sind möglich: entweder der Gewaltige besiegt seine Feinde allesamt noch einmal, oder er wird von ihnen besiegt. Ein Abkommen halte ich kaum für möglich; und wüßte man es auch zustande zu bringen, so würde es nichts helfen: wir wären auf der alten Stelle. Setzen wir nun den ersten Fall: Napoleon besiegt seine Feinde; — unmöglich! sagen Sie? So sicher sind wir nicht. Indes halte ich es selbst nicht für wahrscheinlich. Wir wollen also den Fall fallen lassen und ihn für unmöglich erklären.

Es bliebe mithin nur der Fall übrig, daß Napoleon besiegt würde, gänzlich besiegt. Nun? und was soll nun werden? Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volks und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut teuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will? Haben Sie das prächtige Wort vergessen, was der ehrliche Philister in Jena seinem Nachbar in seiner Freude zurief, als er seine Stuben gescheuert sah und nun nach dem Abzuge der Franzosen die Russen bequemlich empfangen konnte? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit; vielleicht würden wir es aber Befreiung nennen; nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr nur von dorther zu erwarten, aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus. Selbst wenn wir all das Volk vor unsern Augen sehen, fällt uns keine Besorgnis ein, und schöne Frauen haben Roß und Mann umarmt. Lassen Sie mich nicht mehr sagen. Sie zwar berufen sich auf die vortrefflichen Proklamationen fremder Herren und einheimischer. Ja, ja! Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!

Als ich auf dieses Wort etwas erwiderte, entstand ein Gespräch, in welchem Goethes Worte immer bestimmter,

schärfer und ich möchte sagen individueller wurden. Aber ich trage Bedenken niederzuschreiben, was gesprochen worden ist. Auch wüßte ich nicht, wozu es dienen sollte. Nur das eine will ich bemerken, daß ich in dieser Stunde auf das innigste überzeugt worden bin, daß diejenigen im ärgsten Irrtum sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereignissen und den wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzvolle Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntnis von den Menschen und von den Dingen wohl entschließen mußte.

Als ich endlich aufbrach, waren meine Augen mit Tränen angefüllt. Ich faßte Goethes beide Hände, weiß aber durchaus nicht, was ich gesagt, und ebensowenig, was Goethe geantwortet hat. Gewiß ist, er war sehr herzlich. Als ich schon aus der Türe getreten war, wandte ich mich nochmal zurück: Bei meinem Eintritt hatte ich die Absicht, Ew. Exzellenz noch eine Bitte vorzutragen; ich habe es aber unterlassen und will es auch jetzt nicht tun. Ich wollte Ew. Exzellenz bitten, mein Journal doch mit einigen, wenigstens mit einem Beitrag zu beehren. — Ich danke Ihnen, fiel Goethe ein, daß Sie es nicht getan haben. Ungern hätte ich es Ihnen abgeschlagen, aber ich hätte es Ihnen abschlagen müssen, und Sie wissen nunmehr warum.

198. (1531.) 1813. Dezember 6./21. F. Rochlitz.

Joh. Friedr. Rochlitz (1769—1842), Schriftsteller und Musikkritiker in Leipzig, stand mit Goethe in langjährigem Briefwechsel; er kam nach Weimar, um sich von den Aufregungen der Kriegszeiten zu erholen.

Ein gewisses großes, höchst unerwartetes Weltereignis war der Gegenstand eines langen, sehr ernsten und eindringlichen Gesprächs gewesen. Der Referent von diesem

Gespräche endlich angegriffen, konnte nicht unterlassen — ohne alle Absicht, bloß weil er sich angegriffen fühlte — auszurufen: Ich dächte: genug für heute! Und lassen Sie uns nur noch Gott die Ehre geben und seine moralische Weltregierung laut anerkennen! Beide Sprechende waren im Zimmer auf und ab gegangen. Hier blieb Goethe plötzlich stehen und sagte mit feierlichem Tone: Anerkennen? sie? Wer muß das nicht! Ich aber schweigend. — Schweigend? Eben das? — Wer kann es ausreden außer allenfalls für sich selbst? für andere wer? Und wenn er weiß, daß er es nicht kann, so ist's ihm nicht erlaubt.

199. (1571.) 1813/1814. A. Schopenhauer.

Dieser Goethe war so ganz Realist, daß es ihm durchaus nicht zu Sinn wollte, daß die Objekte als solche nur da seien, insofern sie von dem erkennenden Subjekt vorgestellt werden. Was! sagte er mir einst, mit seinen Jupiteraugen mich anblickend, das Licht sollte nur da sein, insofern Sie es sehen? Nein! Sie wären nicht da, wenn das Licht Sie nicht sähe.

200. (1574.) 1813. A. Schopenhauer.

Ich sagte einmal zu Goethen, indem ich über die Täuschungen und Nichtigkeiten des Lebens klagte: Der gegenwärtige Freund ist ja der abwesende nicht mehr. Darauf er antwortete: Ja, weil der Abwesende Sie selbst sind und er nur in Ihrem Kopfe geschaffen ist; statt daß der Gegenwärtige seine eigene Individualität hat und sich nach seinen eigenen Gesetzen bewegt, die mit dem, was Sie sich eben denken, nicht allemal übereinstimmen können.

201. (1575.) 1814. A. Schopenhauer.

Jetzt, nach 21 Jahren, verstehe ich, was Goethe mir 1814 sagte, in Berka, wo ich ihn beim Buch der Staël, de l'Allemagne, gefunden hatte und nun im Gespräch darüber äußerte, sie mache eine übertriebene Schilderung von

der Ehrlichkeit der Deutschen, wodurch Ausländer irregeleitet werden könnten. Er lachte und sagte: Ja freilich, die werden den Koffer nicht anketten, und da wird er abgeschnitten werden. Dann aber setzte er ernst hinzu: Aber wenn man die Unredlichkeit der Deutschen in ihrer ganzen Größe kennen lernen will, muß man sich mit der deutschen Literatur bekannt machen.

202. (1635.) Um 1814. G. Moltke.

Mitunter waren wir Schauspielerkinder von unserer mütterlichen Gönnerin, Frau von Goethe, recht zahlreich eingeladen; dann ging's natürlich nicht allzu ruhig her. So trat einstmals, als die prächtige Frau in ihrer großen Gutmütigkeit dem Kinderlärm nicht zu steuern vermochte, der empörte alte Diener zornfunkelnd heran und schrie: der Geheimbderat könne den verfluchtigen Spektakel nicht länger ertragen. Kurze Zeit blieb's ruhig, sobald uns aber der Zerberus aus den Augen war, wurde lustig weiter spektakelt.

Plötzlich aber trat die allgefürchtete Exzellenz im langen Hausrock selber herein, in gemessenem Schritt, voll majestätischer Haltung, die Hände auf dem Rücken. Rasch flüchteten wir Kinder zu unserer guten Fee, die mich kleinen Unband liebreich umschloß. Da aber der gefürchtete Herr beim Anblick dieser komischen Gruppe nur lächelnd mit dem Finger drohte und gar nicht schalt, fing ich mutwilliges Bürschchen an zu kichern. Der Gestrenge setzte sich und rief: Kleiner Molke! (das t in meinem Namen war ihm eine grausame Härte) komm einmal her zu mir. Etwas zaghaft ging ich zu ihm, er aber nahm mich freundlich auf sein Knie und fragte: Was habt ihr kleinen Kobolde denn eigentlich getrieben? Weshalb der störende Lärm? Sogleich bekam ich wieder Courage und sagte, wir hätten getanzt und gesungen, im Garten Haschemännchen gespielt, wären dabei tüchtig herumgesprungen, an der Laube emporgeklettert und hätten den Herlitzchenbaum geplündert. —

Was! meine Herlitzchen, die ich selbst so gern genieße, hast du kleiner Schlingel mir stibitzt? J, das ist ja recht schön! — Mit einem wohlwollenden Backenstreich entließ mich der gestrenge Herr.

203. (1651.) 1814. September 26./Oktober 9. J. B. Bertram.

Wie Goethe sich in die farbenprächtige und wahrheitsvolle Idealwelt dieser altdeutschen Bilder der Boisserée'schen Sammlung in Heidelberg, in die überraschende Ursprünglichkeit ihrer Gedanken hineinlebte und über die empfangenen Eindrücke sich äußerte, ist für den alten Herrn im hohen Grade charakteristisch. Er betrachtete die Bilder nicht wie sie eins neben dem andern an der Wand hingen, er ließ sich immer nur eins, abgesondert von den andern, auf die Staffelei stellen und studierte es, indem er es behaglich genoß und seine Schönheiten, unverkümmert durch fremdartige Eindrücke von außen, sei es der Bilder oder Menschenwelt, in sich aufnahm. Er verhielt sich dabei still, bis er des Gesehenen, seines Inhalts und seiner tieferen Beziehungen Herr zu sein glaubte, und fand er dann Anlaß, Personen, die er liebte und schätzte, gegenüber seinen Empfindungen Ausdruck zu geben, so geschah es in einer Weise, die alle Hörer zwang. — Es war vor dem Bilde der Anbetung der heiligen drei Könige, das damals für einen Van Eyck galt, da sagte er: Das ist lauter Wahrheit und Natur; man kann von der Ruine zum Bilde und umgekehrt vom Bilde zur Schloßruine wandern und fände sich hier wie dort in gleich ernster Art angeregt und gehoben. — Da hat man nun, äußerte er ein andermal, auf seine alten Tage sich mühsam von der Jugend, welche das Alter zu stürzen kommt, seines eigenen Bestehens wegen abgesperrt, und hat sich, um sich gleichmäßig zu erhalten, vor allen Eindrücken neuer und störender Art zu hüten gesucht, und nun tritt da mit einem Male vor mich hin eine ganz neue und bisher mir ganz unbekannte Welt von Farben und Gestalten, die mich aus

dem alten Geleise meiner Anschauungen und Empfindungen herauszwingt — eine neue, ewige Jugend; und wollte ich auch hier etwas sagen, es würde diese oder jene Hand aus dem Bilde herausgreifen, um mir einen Schlag ins Gesicht zu versetzen, und der wäre mir wohl gebührend. Wie ganz anders muß zu Eycks Zeit, sagte er, das Kunstleben und die Kunstliebe geblüht haben! Jetzt verschlingt der schlechte Luxus alles. Und vor dem Bilde des Todes der Maria, das man für einen Jan Schoorel hielt, bemerkte er treffend: Aus dem schlägt uns die Wahrheit wie mit Fäusten entgegen! — Die Bezeichnung byzantinisch-niederrheinisch, welche Goethe auf diese Bilder, namentlich das der heiligen Veronica anwandte, war nur eine unglückliche, keineswegs eine solche, wie man hat behaupten wollen, die ihn verhindert hätte, das Richtige zu erkennen; er nannte eben byzantinisch, was eine spätere, kaum weisere Schulsprache mit romantisch glaubte benennen zu müssen, und mit den bestimmtesten Worten sprach er es ebenso mündlich aus, wie er es schriftlich im ersten Heft von Kunst und Altertum wiederholt getan hat, daß in diesen Kölnischen und andern niederrheinischen Bildern eine Kunstentwicklung von solcher Selbständigkeit und so sehr von echt deutschem Sinn und Ursprung gegeben sei, daß wir nicht nötig hätten, italienischen oder andern fremdländischen Einfluß anzunehmen. In jenen geweihten Augenblicken, wo er vor den Bildern saß, ließ Goethe sich nur ungern durch Besuche stören, denen er ein tieferes Interesse daran nicht zutraute, und wie schätzbar die Personen ihm sonst auch sein mochten, er suchte sich ihrer auf irgendeine zulässige Art zu entledigen. Wenige Tage nach seiner ersten Ankunft (es wird am 26. September gewesen sein) ließ Frau von Humboldt sich bei den Boisserées melden, als eben Goethe in der Sammlung vor dem Bilde des heiligen Lukas, der die Madonna mit dem Kinde malt, von van Eyck, saß. Es steht Ihnen eine Überraschung bevor, sagte Bertram, als er zu Goethe ins Zimmer trat.

Eine Überraschung? Herr! Sie wissen, wie sehr ich die Überraschungen liebe. Wer ist es? Frau von Humboldt! F—r—a—u v—o—n H—u—m—b—o—l—dt? Sie möge kommen! Und dabei veränderte sich Goethes Gesicht von oben bis unten, indem es die langweiligste Grimasse annahm, Frau von Humboldt öffnete die Türe, und die Arme ausbreitend rief sie: Goethe! Dieser erhob sich ruhig von seinem Sessel, bat sie, sich neben ihn zu setzen. Wissen Sie, wie man Salmen fängt? fragte er. Nein! erwiderte ganz verwundert über solchen Empfang Frau von Humboldt. Mit einem Wehr fängt man sie, fuhr er fort. Sehen Sie! solch ein Wehr haben diese Herren (auf Boisserée zeigend) mir gestellt, und sie haben mich gefangen. Ich bitte Sie: machen Sie sich schnell auf und davon, daß es Ihnen nicht geht, wie mir. Ich bin nun einmal gefangen und muß hier sitzen bleiben und anschauen, aber das wäre nichts für Sie. Machen Sie also, machen Sie, daß Sie fortkommen. — Frau von Humboldt, die nicht gekommen war, Bilder anzuschauen, sondern in dem großen Manne einen alten Bekannten zu begrüßen und mit ihm zu plaudern, sah sich wider ihren Willen gleichsam zur Tür hinausgeschoben und entfernte sich, worauf Goethe zu seinen Freunden sagte: Nun, kommen Sie! Jetzt soll uns nichts mehr stören. Doch verschmähte es Goethe nicht, die Huldigung der geistreichen Frau bei gelegenerer Zeit anzunehmen, als er in den nächstfolgenden Tagen zweimal bei ihr in Abendgesellschaft erschien.

Wiederholt war Goethe auch im Hause bei Voß, dem Übersetzer des Homer, den er vor vielen hochschätzte. Die schlichte Gutmütigkeit der Hausfrau des berühmten Professors gab Anlaß zu manchem launigen Scherz. Goethe folgte ihr überall hin willig, als sie ihn bei seinem ersten Besuch an allen Orten und Enden ihres Hauses herumführte und ihm auch das unbedeutendste Winkelchen, zuletzt selbst den Gänsestall unter der Treppe zeigte. Sie sind ja nun einmal ein Mann, der in allen Dingen Be-

scheid weiß, sagte sie, als er das nächste Mal wiederkam, und so mögen Sie denn auch einen Streit schlichten, der zwischen mir und meinem Mann über ein Stück Kamelott entstanden ist. Nun, so bringen Sie das Zeug her! rief Goethe. Sie brachte es, indem sie bemerkte: Mein Mann will einen Schlafrock daraus haben und ich einen Vorhang für sein Büchergestell; ich halte das letztere für nötiger, weil die Bücher durch den Staub zugrunde gehn. Ei was! erwiderte Goethe, was zanken Sie sich darum! Teilen Sie das Stück und machen Sie Ihrem Mann statt des Rocks nur ein Kamelottjäckle, und aus dem andern Stück können Sie ein Vorhängle für die Bücher machen.

Bald darauf kam Voß zu den Boisserées, als sich gerade Goethe im Bildersaal befand. Man meldete diesem seine Ankunft. Laßt ihn nur herein! rief Goethe; dem will ich sein Kamelott anstreichen! Als Voß eingetreten war, begann Goethe mit ihm angesichts der Bilder über den Unterschied der bildenden und dichtenden Kunst zu sprechen, wobei gar manches geistreiche und treffende Wort gewechselt wurde, und zwar soll, was Goethe bei dieser Gelegenheit über Wesen und Zweck der bildenden Kunst sagte, über alle Beschreibung köstlich gewesen sein. Er erkannte halb im Scherz, halb im Ernst der bildenden Kunst den Vorzug zu, indem er fortfuhr: Ich bin ein großer Freund von Homer, das wissen Sie, und von Ihnen kann ich ein Gleiches sagen. Wenn Sie nun heute damit zu mir kommen, so bin ich es auch zufrieden und höre es abermals an, wenn Sie aber das drittemal kommen, so sage ich: Laufen Sie zum Teufel! Schenkt man Ihnen aber einen echten Raffael, oder auch nur eine gute Kopie eines solchen, so hängen Sie das Bild gewiß dahin, wo Sie es alle Tage sehen können, und Sie werden es, so oft Sie davortreten, mit immer neuem Vergnügen betrachten. Das ist der Unterschied der Poesie und der bildenden Kunst, daß diese auf solche Weise immer neu, frisch und lebendig vor unsere Sinne tritt. Voß wußte

hierauf nichts zu antworten. Wäre ich an seiner Stelle gewesen, sagte Goethe, indem er dies erzählte, ich würde schon gewußt haben, was ich antworten soll.

204. (1673.) 1815. April 18. F. v. Müller.

Scherzhaft nennt der Verfasser die Gräfin Julia von Egloffstein Prinzessin. Die Gräfin hatte malerisches Talent, dessen Proben der Kanzler Goethe und Meyer anscheinend im Auftrage des Herzogs vorlegt. — Heinrich Meyer (1759—1832), Schweizer von Geburt, der Kunsch-Meyer genannt, Goethes intimster Freund und langjähriger Hausgenosse, Maler und Kunsthistoriker.

Als sich Unterzeichneter diesen Abend bei Herrn Geheimen Rat von Goethe eingefunden, um die ihm anvertrauten Zeichnungen der Prinzessin Julia Königliche Hoheit vorzulegen, so traf er daselbst auch den Herrn Hofrat Meyer an und hielt für angemessen, mit Darlegung derjenigen Blätter, zu welchen der Zauberring die Sujets geliehen hatte, den Anfang zu machen.

Nach dem ersten sorgsamen Überblick äußerte sich sogleich das unverkennbarste Wohlgefallen beider Kunstrichter. Geheimer Rat von Goethe: Nun, das holde Kind soll höchlich gelobt sein. So viel reine Intention, so liebliche Anordnung, so zierlich nette Ausführung und so viel Freiheit in der Bewegung verraten ein herrliches Naturell, das auf dem Wege der vollständigsten Ausbildung schon weit genug vorgeschritten ist. — Hofrat Meyer: Ja, ja, es ist gar erfreulich, ein so hübsches Talent sich aus sich selbst heraus entwickeln zu sehen. Nur Studium der Perspektive wäre noch zu wünschen und einige theoretische Aufklärung über Beleuchtung und Schatten. — Geheimer Rat von Goethe: Das ist! aber kein Buch, und selbst keine Intuition der Meisterwerke kann diesem Mangel abhelfen; es wäre erforderlich sich mit dem schönen Kinde mündlich zu verständigen, zwei, drei ihm klar entwickelte Grundbegriffe würden Wunder tun und ihm schnell das Verständnis öffnen, worauf es noch ankommt, um auch die letzte Stufe der künstlerischen Ausbildung noch erklimmen

zu können. Doch solche Offenbarung muß der Zufall herbeiführen, er ist ja immer schönen Naturen günstig. — Meyer: Und so muß man auch bei einem so sinnigen Gemüt nicht viel hofmeistern wollen. Ich möchte wohl sagen, der beste Rat für sie sei, sich ihrer innern Eingebung recht frei zu überlassen. Kenntnis der Anatomie und ganz probefeste Zeichnung von ihr zu fordern, wäre töricht; aber wundern mag man sich wohl, daß demohngeachtet die Proportionen ihrer Figuren und Gruppen auch dem schärferen Blick so wenig Anstoß geben. — Goethe: Sehen Sie nur, wie hübsch Berta und Otto am Bache komponiert sind. Dies zierlich reine Mädchengesicht, diese allerliebste Wendung des Köpfchens und Oberleibs kann nur aus einer reinen Mädchenphantasie entsprungen sein. Wie weit ist sie nicht vorgerückt, seit wir zum letzten Male Proben ihres Talentes sahen. Die Stufe der Flaxmannischen Umrisse hat sie schon glücklich überschritten, und es richtig geahndet, wie jene bedeutsam leeren Räume auszufüllen wären. Sie darf zu jener niedern Stufe nicht wieder zurückkehren wollen und sie kann es auch nicht, so wenig als ein Kind wieder in Mutterleib zurück kann. Auf dem Bilde, wo dem alten Ritter von fern das holde Paar zueilt, hat sie zwar noch à la Flaxmann die mittleren Räume ganz leer gelassen, aber man sieht deutlich, daß sie nur verschmähte, etwas minder Bedeutsames hinzuzufügen und wohl richtig ahnden mochte, was eigentlich noch hingehöre. Es ist etwas so anmutig Jungfräuliches in diesen Zeichnungen, so viel Einfachheit und Verachtung überflüssiger Zierat. Gerade so viel örtliche Unterlage als nötig war zu individualisieren. Wie sauber ist hier z. B. das gotische Fenster und die Blätterranken gezeichnet, wo Berta sich herausbiegt. Ich kenne den Zauberring* nicht und werde ihn niemals lesen, denn das ist mir verboten von meinem Obern; aber dieses Bild hat Zauberreiz genug für

* Der Zauberring, Ritterroman von Fouqué.

mich, um es auch ganz isoliert zu verstehen und zu lieben. Sehen Sie den Brief hier unten, wie artig arglos angebracht, und das spähende Mädchenauge verrät doch hinlänglich, was sie so sehnend suche. Welch kräftigen Drucker hat der Bleistift der Zeichnerin dem Auge des Otto gegeben, wie er vor Frau Minnetrost kniet; ei ei, das schöne Kind muß doch auch wohl verliebte Augen schon in anmutiger Nähe gesehen haben, weil sie dem Jüngling hier so glühende Liebesblicke einhauchen konnte. Wie rein ist die Seele, die sich auf Bertas betendem Antlitz spiegelt! Aber der Türke hinter ihr ist auch schon ein ganz zahmer Türke geworden.

Ich holte nun auch die mir anvertrauten Landschaftszeichnungen herbei, und es ist schwer auszusprechen, wie viel heitern Genuß sie den beiden Kunstfreunden gewährten. Vorzüglich rühmten sie das ruhige tiefe Gemüt und die innigste Anschauung des äußerlich Bedeutenden, welches sich hier ausspräche, sodann die freie Behandlung schwieriger Gegenstände und die Liebe und reinliche Sorgfalt, mit der auch das kleinste Detail behandelt sei. — Geheimrat von Goethe: Hier, dies kleine Blatt (das dritte von hinten herein), so scheinbar unvollendet, so herausgehoben, wie aus einem größeren Ganzen; gleichsam ein Anklang, Probestückchen, es ist fürwahr mir das erste und liebste. — Macht es denn wohl Friedrich je besser? — Meyer: Und noch dazu lange nicht so anmutig. — Goethe: Seht nur doch diesen Faltenwurf an der sitzenden, lesenden weiblichen Figur, diese anmutige Behandlung des Unterteils; sollte man nicht glauben, unser holdes Kind habe den Andrea del Sarto studiert? Wahrlich, wenn hier nicht das glücklichste Naturell sich ankündet, so gibt es niemals eins. Und wie großartig sind diese Felsenpartien behandelt, jene Linde, wie durchsichtig und üppig! In dieser Müllerin mit dem Kinde ist die individuellste Natur erlauscht und hier der isolierten ländlichen Hütte, die uns so stumm beredt in die freundlich kleine Tür einzutreten ladet, fehlt nur noch rechts

etwas, mehr Freiheit des Blicks, etwas mehr Keckheit in der Begrenzung, um ganz vortrefflich zu sein. Sprecht nur, alter Herr (zu Meyer), Ihr hocherleuchteter Kritiker, wo ist denn sonst noch etwas zu tadeln? Was möchte man denn im geringsten anders wünschen. — Meyer: Es ist eben alles recht heiter und lieblich gedacht, und reinlich und zart ausgeführt, wie es einem wohltun mag, es anzuschauen. Man sieht, ihr Instinkt leitet sie ganz richtig und so soll sie ihm nur immer folgen und sich mehr und mehr an Mannigfaltigem versuchen, da sie des einzelnen schon so Herrin ist. — Goethe: Hat denn Scherer jemals so artige Figuren, so runde nette Kompositionen gemacht? Was an Rambergen Gutes ist, das sieht man in ihren Zeichnungen wohl hier und da durchblitzen, aber von seinen Feldern finde ich nichts. Nun, mit einem Worte, schreiben Sie (zu mir) dem schönen lieben Kinde, es solle gar hoch gelobt sein, und es sei nur dies bitter und streng an ihr zu tadeln, daß sie uns so fern sei und so fern bleiben zu wollen Miene mache.

Aber sogleich gebe ich die freundlichen Zeichnungen nicht zurück, Ihr müßt sie schon einige Tage unter meinem Dache lassen, daß ich sie sehe und wieder sehe und mich recht heimlich ihrer freue.

205. (1684.) 1815. August 2. S. Boisserée.

Mittags kam ich in Wiesbaden zu Goethe, es war ein fröhlicher, herzlicher Empfang. Stein hatte ihn ersucht, an Hardenberg ein Memoire zu schreiben über die Kunst und die antiquarischen Angelegenheiten; darüber wollte er mich beraten. Er ging gleich darauf ein, daß es geradezu, ohne Steins Veranlassung zu erwähnen, geschehen müsse, um dem nächsten Parteiwesen zu entgehen. Ich erzählte ihm, wie er bei Hardenberg gut angeschrieben sei, nach den Äußerungen von Jordan, im Hauptquartier, über sein politisches Benehmen. Goethe ging gleich weiter, meinte, er könne ja das Memoire zugleich an Metternich schicken,

er sei ihm ohnehin noch den Dank für den Orden schuldig. Hauptgrundsatz soll darin sein, daß die Kunstwerke und Altertümer viel verbreitet würden, jede Stadt die ihrigen behalte und wieder bekomme, aber daß dabei geltend zu machen sei, daß ein Mittelpunkt gegeben werde, wovon aus über das Ganze gewacht würde: Laßt Düsseldorf wieder etwas haben, wie es in seinen Sälen aufgestellt war, wozu alles in München? Laßt Köln, Bonn, ja Andernach etwas haben! Das ist schön und ein großes Beispiel, daß die Preußen den Petrus nach Köln zurückgeben. So stellt auch der Ingenieurgeneral Rauch alle römischen Altertümer, die bei Köln gefunden werden, in seinem Hause auf, mit dem festen Willen, daß sie in Köln bleiben sollen. Vom Domwerk; von Cornelius, dessen Faust, von Ruscheweih sehr schön gestochen, er bekommen habe, soll gesprochen werden; von allem, was einzelne getan, und was nun zu erwarten, wenn die Unterstützung der Regierung zu Hilfe komme! Gebt nur den Malern und Kunstbeflissenen zu leben und zu tun, so werden sich schon von selber Schüler bilden. Mit allen Zeichenschulen ist es doch nichts, es läuft am Ende nur auf Handwerk und Fabrik hinaus; ich weiß ja, wie es uns in Weimar geht; ich hüte mich wohl, das jedem zu sagen, aber du lieber Gott, die Zeichenschule ist nur dazu da, daß die Leute die Kinder aus dem Hause kriegen, und für die Kinder ist sie nur da, daß sie daran vorbeigehen! Ich will sie auch wahrhaftig nicht daran hindern, ich weiß, was zu einer eigentlichen Kunstakademie gehört, aber das sind ganz andere Forderungen, als man machen kann.

Ich sprach ihm von einer deutschen Gesellschaft für Altertum und Kunst, wo es aufs Sammeln ankomme, und das Bedürfnis der Gemeinschaft am natürlichsten sei, und wodurch am ersten dergleichen Zusammenwirken zustande zu bringen wäre. Aber freilich müßte es geschehen, ohne alle äußere Anstalt von seiten der Regierung, nur Freiheit und Begünstigung bedürfe man, es müsse

sich von selbst machen, da sein, ehe davon gesprochen würde.

Goethe ging auf alles ein, erinnerte mich an das, was er von der englischen Gesellschaft der Naturforscher in der Farbenlehre erzählt hat usw. Von der Farbenlehre waren wir auf den Magnetismus gekommen; ich hatte ihm von Schelver erzählt, von Reefs Bekanntschaft mit Major Meyer, und den Papieren der Frau von N. Er hasse dieses Treiben, weil die Menschen es zu weit führen, und doch sicherlich nie dahinter kommen, darum bekümmere er sich auch gar nicht darum, und wolle nichts davon wissen. Er ehre und erkenne die Erfahrung an, damit sei es aber auch abgetan. Es bedürfe, meinte er, fünfzig Jahre, ehe die Farbenlehre anerkannt werden könne, sie sei nur für die jungen, unbefangenen Menschen, mit den andern sei nichts anzufangen, die säßen bis an den Hals in ihrem System, und sei ihnen unbequem, sich einmal auch nur zum Versuch heraus zu bemühen. Darum sei er auch von Herzen grob gewesen; das gefalle doch wenigstens der Jugend, die dächte: Ei, der Alte weiß doch sonst auch Bescheid und kennt seinen Vorteil, er wird doch nicht ins Blaue hinein schelten und verrückt sein, sondern er muß einen Hinterhalt, Grund und Boden haben, wir wollen das doch näher betrachten und beleuchten. So kommen sie allmählich in die Sache hinein; hätte ich es aber gelinder gemacht, so würden mich die jungen Kerls ebensowenig gehört und gelten gelassen haben. Ich habe mir meine Blockhäuser in die Physik hineingebaut, so bei der Farbenlehre, so bei der Metamorphose der Pflanzen. Da kann mir keiner vorbei, ohne daß ich darauf schieße; um das übrige bekümmere ich mich nicht. Jene Lehren habe ich auf Urphänomene gegründet, da bin ich schon zu Hause. Was hätte und müßte man alles herausfördern können, wenn man vierzig bis fünfzig Jahre alles, was von außen herkömmt, beiseite lassen könnte? Was möchte daraus geworden sein, wenn ich mit wenigen Freunden vor dreißig

Jahren nach Amerika gegangen wäre und von Kant usw. nichts gehört hätte? Was hat nicht der Winterl (in Perth) in der Chemie geleistet, weil er vierzig Jahr lang Lavoisier und alle neuen Entdeckungen und Fortschritte rein beiseite gelassen. Erlebt hat er freilich die Anerkennung seines Verdienstes nicht, aber jetzt, da er acht Jahre tot ist, kömmt es allgemein dazu. Es ist eine große Entdeckung von ihm, daß es keine reine Säure, keine Base gebe, sondern daß man eines für das andere setzen könne. Die Chemie rückt jetzt mit großen, gewaltigen Schritten nach durch Berzelius, Strohmeier, Göttling, Döberreiner. Letzterer ein junger Mann in den Dreißigen, in Jena, hat Winterl in seinem Kompendium große Ehre erwiesen; das will etwas sagen von einem jungen Mann in den Dreißigen, der kann es durchsetzen.

Dann kam er auf die verschiedene Begabung der Menschen; wie viele Talente und Genies bleiben durch Verhältnisse unentwickelt und zurückgehalten; wie viel Dummköpfe dagegen werden durch Verhältnisse, Erziehung und Künstelei in die Höhe auf Katheder usw. gehoben.

Ich meinte, die menschlichen Gaben seien fast in allen Zeiten gleich, aber die Zeiten seien ungleich und die Menschen unter sich ungleich, und die Verhältnisse. Goethe sagte: ein alter Hofgärtner, J. H. Seidel, in Dresden habe von selbst die Metamorphose der Pflanzen gefunden und habe ihm dann mit Freuden davon erzählt, wie er gemerkt, daß er auch etwas davon wisse.

Goethe: Wunderliche Bedingtheit des Menschen auf seine Vorstellungsart; wie Kant sehr richtig mit Antinomie der Vorstellungsart ausdrückt; so muß es mir mit Gewalt abgenötigt werden, wenn ich etwas für vulkanisch halten soll, ich kann nicht aus meinem Neptunismus heraus; das ist mir am auffallendsten gewesen am Laacher See und zu Mennig; sehen Sie, das hat mich so ruhig gelassen, daß ich, wie Abt Spangenberg, hätte sagen mögen: Wir wünschen der lieben Gemeinde unsere Ruhe und unsern

Frieden! Da ist mir nun alles so allmählich erschienen, das Loch mit seinen gelinden Hügeln und Buchenhainen; und warum sollte denn das Wasser nicht auch löcherige Steine machen können, wie die Bimssteine und die Menniger-steine? Daß das Gewässer, ehe es sich gesetzt, zuletzt noch einmal große Bewegung gemacht, wie im ersten Anfang, warum das nicht? Es möchte dem Vulkanismus schwerer fallen, die Mennigersteine als Lava durchzuführen, und vollständig zu erklären, wie sie geflossen und dahin gekommen. Ja, wenn von Vulkanen die Rede, wie bei Nemi in Italien, da bin ich genötigt, überzeugt und überwältigt, da glaube ich, und wenn ich einmal einen Vulkan anerkenne und verteidige, dann will es auch was heißen; so in Böhmen, da habe ich bewiesen, wie ich mich eines Vulkans annehmen kann; aber hier hat Hamilton mehr gesehen, als zu sehen war, und dem hat dann der elende Deluc, der gar nichts davon versteht, nachgeschwatzt. Diese Antinomie der Vorstellungsart ist es nun, warum wir Menschen nie aufs reine kommen können mit einem gewissen Maß von Wissen, sondern immer alte Wahrheiten und Irrtümer auf eine neue Weise aussprechen; darum wir über viele Dinge uns nie ganz verständlich machen können, und ich daher oft zu mir sagen muß: darüber und darüber kann ich nur mit Gott reden, wie das in der Natur ist, und das; was geht es nun weiter die Welt an. Sie faßt entweder meine Vorstellungsart, oder nicht, und im letztern Falle hilft mir alle Menschheit nichts. Darum, über viele Dinge kann ich nur mit Gott reden.

Dann kamen wir auf die Geschichte von Goethes Ring mit dem Serapiskopf, worunter die Zahl INI steht. Er hatte dem Ring lange nachgestellt, konnte ihn lange nicht haben; im März war er unwohl, ein Freund kömmt; raten Sie ein Ungeheures. — Der Jüngste Tag. — Nein. — Napoleon ist entflohen. — Ja! Den andern Tag kam der Ring. Felix omen: Napoleon interiit.

206. (1685.) 1815. August 3. S. Boisserée.

Spaziergang von $^1/_2$11 Uhr bis Mittag, mit Goethe, vor dem Kursaal, dann Essen daselbst. Nach Tisch spazierten wir am Teich, hinter dem Kursaal, lustige Leute segeln auf einem Boote.

Es muß nun ein Schema entworfen werden über den Bericht.

Die Gesellschaft kommt wieder zur Sprache, und daß ich ganz besonders seit vorigem Jahr meine Gedanken darauf gerichtet, und ihn in meinem Sinn zum Präsidenten gemacht habe. Gneisenau frug mich früher, warum ich mich immer zurückgehalten? Aus Mangel an Autorität und des wahren Augenblicks. Jetzt ist er da, die Sache macht sich ganz von selbst, es sind natürliche Forderungen. Übertreibungen einerseits, Armut andererseits.

Der ganze Rhein von Basel herunter muß ins Spiel gezogen werden, das Elsaß, das Straßburger Münster mit seinem erhaltenen Werk und seiner Dotation, dagegen der Kölner Dom ganz verarmt ist.

Goethe will seine Werke neu herausgeben, in zwanzig Bänden. Zwei Bände Gedichte, statt einem. Er spricht über seine Arbeiten. Die italienische Reise; Einseitigkeit; sein Haß gegen das Deutsche; die gotische Architektur; gegen das Klima usw. ist darin ausgesprochen. Er hat vollständige Tagebücher und alle Briefe von den Freunden zurückerhalten, damit einen vollkommenen Kalender mit Rechnungen, Trinkgeldern usw. zustande gebracht. Sizilien wurde kurz vor ihm von Bartels, der es beschreiben wollte, und andern bereist; Riedesels Buch führte er mit sich, da hatte er nicht die geringste Berichtigung zu machen. Alles ist aus dem Leben, und der Eindruck des Lebens, was er in seinen Briefen niedergelegt hat; das macht sich nun einmal hübsch. Neapel ebenfalls, unendlich heiter. Rom immer mühselig, ernsthaft; dabei nimmt er die Anleitung von Winckelmanns Geschichte immer zur Richtschnur auf seinen Wegen.

Die Reise ist meist ausgearbeitet, aber vorher muß noch der vierte Band von Dichtung und Wahrheit ausgeführt werden, wozu auch viel daliegt; dieser geht, bis der Verfasser nach Weimar kömmt.

Seine neueste Arbeit ist der Diwan. Aneignung des Orientalismus; Napoleon, unsere Zeit, bieten reichen Stoff dazu. Timur, Dschengis-Chan, Naturkräften ähnlich, in einem Menschen erscheinend. Die Freiheit der Form ist abgerissen, einzeln; und doch bringt er von den Alten mehr Bildung und Bildlichkeit mit. Das ist gerade das einzige, was den Orientalen abgeht, die Bilder. Goethe sagt: Insoweit sei er so eitel und übertrieben, zu sagen, daß er darüber stehe, und das Alte und Neue verbinde.

Er las mir eine sinnreiche Introduktion, eine Exposition des ganzen Orientalismus und seines eigenen Verhaltens dazu vor. Dies letzte zuerst anfangend, von dem Gegensatz der Zeit, und Trost suchend im Orient. Talismane, Amulette, Abraxas, Siegelring der Araber. Hafiz, der Korankundige, wurde zum Eigennamen des Dichters; Goethes Gedicht an ihn vergleicht sich mit ihm, weil er sich die Bibel angeeignet, wie das göttliche Angesicht sich auf das Tuch abgedrückt hat.

Gedicht an Diez, Orientalist in Berlin, Herausgeber des Buchs Kabus und einer Schrift über die Tulpen, von ihm mit Gold beschrieben.

An alle Orientalisten sollen solche Lobgedichte folgen.

Ich erzählte ihm von Palästina, vom Grab der Maria, von der Verehrung der Mohammedaner dafür. Hadrian ließ die Statuen von Adonis und Venus auf die Geburtsstätte Jesu stellen. Goethe bemerkte, bei den Mohammedanern sei Maria die heilige Frau im höhern Paradies; dort auch vier Tiere. Ich meinte, wohl in bezug auf die vier Flüsse?

Später klagte er über Unredlichkeit der Schlegel und Tiecks: In den höchsten Dingen versieren und daneben Absichten haben und gemein sein, das ist schändlich. Ach,

und wenn ihr nur wüßtet, wie es zugegangen. Wenn ich mit der italienischen Reise fertig bin, werde ich es ihnen einmal recht klar und grell aufdecken. Komme ich ja dann schon in die letzten achtziger Jahre und in den Anfang der neunziger, wo das ganze Treiben schon begann. Schiller war ein ganz anderer, er war der letzte Edelmann, möchte man sagen, unter den deutschen Schriftstellern: sans tâche et sans reproche. Im Spinoza können wir es gleich nachschlagen, was es ist bei diesen Herren: es ist der Neid. Diesen und das Böse nennt er die Traurigkeit, und alles Liebe und Gute die Freude. Man müßte nur sagen mit allem Gleichmut, wir sind betrübt über der Herren ihre Traurigkeit! Zu den Menschen habe ich immer eine wahre Wut gehabt; im dritten Band findet sich davon schon der Anfang, aber im vierten wird es sich erst recht zeigen.

Ich führe, sagte Goethe weiter, die Ethik von Spinoza immer bei mir; er hat die Mathematik in die Ethik gebracht, so ich in die Farbenlehre, das heißt, da steht nichts im Hintersatz, was nicht im Vordersatz schon begründet ist.

Dann kommt er auf den Faust; der erste Teil ist geschlossen mit Gretchens Tod, nun muß es par ricochet noch einmal anfangen; das sei recht schwer, dazu habe jetzt der Maler eine andere Hand, einen andern Pinsel, was er jetzt zu produzieren vermöchte, würde nicht mit dem Früheren zusammengehen. Ich erwiderte: Er dürfe sich keine Skrupel darüber machen, ein anderer vermöchte sich in einen andern zu versetzen, wie viel eher doch der Meister in seine früheren Werke. — Goethe: Ich gebe es gerne zu, vieles ist auch schon fertig. — Ich frage nach dem Ende. — Goethe: Das sage ich nicht, darf es nicht sagen, aber es ist auch schon fertig, und sehr gut und grandios geraten, aus der besten Zeit. — Ich denke mir, der Teufel behalte unrecht. — Goethe: Faust macht im Anfang dem Teufel eine Bedingung, woraus alles folgt. — Faust bringt mich dazu, wie ich von Napoleon denke und

gedacht habe. Der Mensch, der Gewalt über sich selbst hat und behauptet, leistet das Schwerste und Größte. Das ist in den Geheimnissen so schön ausgesprochen. Es war dann die Rede von den vielen Irrtümern in der Welt — und wieder von den glücklichen Blicken in der Wissenschaft — er sei überzeugt, es lasse sich alles auf feste Prinzipien bringen, wie die Mathematik.

Alles ist Metamorphose im Leben, bei den Pflanzen und bei den Tieren, bis zum Menschen und bei diesem auch. Je vollkommener, je weniger Fähigkeit aus einer Form in die andere überzugehen. — Ach Gott, es ist alles so einfach und immer dasselbe, es ist wahrhaftig keine Kunst, unser Herrgott zu sein, es gehört nur ein einziger Gedanke dazu, wenn die Schöpfung da ist. Was vorher war, geht mich nichts an. Aber so einfach und so leicht der Gedanke ist, so schwer lassen es sich die Menschen werden, alles zu zerstückeln. — Ich meine, wie sollte das Zerstückelte auch anders als wieder selbst zerstückeln? Die Torheit der indischen Büßer, wie sie die Einsiedelei suchen, ist nur ein Beweis, wie die Menschen immer, wenn sie etwas von der Wahrheit gemerkt, dann gleich wieder den irrigen Weg dahin einschlagen, das ist nun so die Welt.

Das Gespräch fing eigentlich mit der Mineralogie an, wovon er mir Leonhards nächsterscheinendes Werk empfohlen.

Die Geheimnisse, sagte Goethe, habe er zu groß angefangen, wie so vieles. — Die zwölf Ritter sollten die zwölf Religionen sein, und alles sich nachher absichtlich durcheinander wirren, das Wirkliche als Märchen und dies umgekehrt, als die Wirklichkeit erscheinen.

Nachmittags: Von der Eitelkeit, Freude am Dasein, am Nichtigen. Goethe: Es ist kein so großes Übel als gemeinhin daraus gemacht wird; nicht so ernst zu nehmen, daß es erst wichtig wird, wie heutzutage geschieht. — Er will in die Gesellschaft der verrückten Hofräte aufgenommen werden. Er meint, der Spaß sei ganz allerliebst; das hätte Behrisch ganz ähnlich gesehen. Aber man müsse ihm

ein gutes ob ins Diplom geben, ob varietatem e scientiarum?

207. (1686.) 1815. August 4. S. Boisserée.

Heute habe ich den Bericht über deutsche Altertümer, Kunst und Wissenschaft, am Rhein angefangen. Der Allgütige gebe sein Gedeihen zu dieser Arbeit! Goethe hat auch angefangen, und wie er sich ausdrückt: hat der Heilige Geist ihm offenbart, daß wir die Entwürfe hier fertig machen, darum wir noch acht Tage hier bleiben müssen; in Frankfurt nähmen sie ihn in Anspruch und dann, käme ich zu Willemer, so gebe es Wahlverwandtschaften. Wir besprachen die Verhältnisse der Frankfurter Freunde, das wurde ihm nun immer mehr und mehr recht. Er versicherte mich, Stein sei uns sehr gewogen und geneigt; er, Goethe, habe die größte und Hauptteilnahme für uns, in moralischer, artistischer, politischer, ökonomischer und aller Rücksichten. Er wisse es und fühle es recht vollkommen, was ich ihm sage, daß er durchaus von unserer Sammlung reden müsse, weil er sie gesehen, sonst urteilten die Menschen, sein Schweigen sei ein Mißbilligen oder Nichtachten. Darum sei es so gut, daß sich alles mache und sich zeige, wie alles reif sei; er las mir dies alles vor. Nach Tisch besprach er die Fortsetzung des Diwan, das Rosenöl. — Behandelt die Weiber mit Nachsicht; — Spiel in den Locken; Hans Adams Geburt; — der Tulbend; — Freude der Freigebigkeit. Versprechungen des Liebhabers. Alle Pracht des Orients hat doch am Ende nichts Höheres wie die liebenden Herzen. — Stolz der Armut des Liebenden, und viele andere herrliche, prächtige und anmutige Dinge. Ich sage Goethe, daß es mich an Faust erinnere, wegen der Großartigkeit und Kühnheit, und doch wieder in der Natürlichkeit und Einfachheit der Sache und in der Form und Sprache, was ihm dann ganz recht und lieb war.

Morgens. Goethe: Was er näher kennen möchte, wäre das Verhältnis und der Weg der neuen katholisch ge-

wordenen Protestanten. — Ich meine, die Philosophie der Geschichte der Menschheit (Herder, Müller), die Zeit der Gegenwart, die welthistorische Richtung, haben es getan. Stolberg ist der Heros unter ihnen. — Goethe: Ja, es sei die Fülle der Menschheit in ihm; das Gemüt des Großen, das Naturell; selbst das Kindermachen, die eigentliche Fülle des Menschlichen (ein Poet sei er gerade deswegen nie gewesen). — Ich: Aber nun sei von der andern Seite das Übel, daß er keine Kritik habe, die Tradition stützen wolle, durch Gelehrsamkeit und Historie. — Goethe: Ei, das ist gegen alle Überlieferung, diese nimmt man entweder an, und dann gibt man von vornherein etwas zu, oder man nimmt sie gar nicht an und ist ein rechter kritischer Philister. Auf jenem Mittelweg aber verdirbt man es mit allen; und es ist ein Beweis, daß er von dieser Seite noch nicht einmal mit sich fertig ist. Die Protestanten dagegen fühlen das Leere, und wollen nun einen Mystizismus machen, da ja gerade der Mystizismus entstehen muß. Dummes, absurdes Volk, verstehen ja nicht einmal, wie denn die Messe geworden ist, und es ist gerade als könne man eine Messe machen! So der G. H. von Schubert, der erbärmliche, mit seinem hübschen Talent, hübschen aperçus, spielt nun mit dem Tode, sucht sein Heil in der Verwesung, da er freilich selbst schon halb verwest ist, das heißt, buchstäblich die Schwindsucht hat. Da möchte man des Teufels werden; es ist aber gut, ich lasse sie machen, es geht zugrunde, und das ist recht.

Ich: Und es ist ihnen mit dem Christentum, wenn man's beim Licht betrachtet, doch nicht recht ernst, es läuft am Ende doch immer wieder auf alles und eines und eines und alles hinaus. Dagegen ich mir den Dualismus für unentbehrlich halte, daß dem Geist und Leib sein Recht widerfahre, und die Einheit als Ziel und Höchstes immer gefordert, verlangt werde! Wovon hier auf der Erde nicht die Rede sein kann, als wenn Gott selbst kömmt. Sie aber wollen dem Herrn Christus auf die Spur kommen

und selbst Christusse machen. Goethe: Ja, recht, das ist, sie selbst wollen ein kleiner Herr Christus sein; sie ließen den Leib als solchen gelten, würden ihn auch zu ehren wissen. — Dies alles kam zur Sprache, bei Gelegenheit eines neuen dünnen Büchleins: über das Abendmahl, welches in Gießen erschienen, und das ihm der hier badende Verfasser gegeben.

208. (1687.) 1815. August 5. S. Boisserée.

Abends war ich mit Goethe und Oberbergrat Cramer auf dem Geisberg, es wurde oben gezecht in der Schenke. Der Wirt heißt Hastings; ein schöner, freundlicher, blonder Aufwärter bediente uns. Ein Schwager von Cramer aus Hanau kam nach, das Töchterchen des alten Oberbergrats, etwa sechzehn Jahre alt, führte ihn zu uns, ein ganz einfaches, frisches Kind. Goethe neckte sie mit ihrer großen Pestalozzischen Rechenkunst, erzählte uns von der Schule hier, und ließ dem Mädchen keine Ruhe, bis sie sich selbst eine algebraische Aufgabe, aber in Zahlen gab, und die Auflösung machte. Es war eine verwickelte Aufgabe, drei unbekannte Zahlen, von denen nur die Verhältnisse unter sich angegeben waren. Mir wurde ganz schwindelig bei der Auflösung; vorerst war es einmal nicht möglich zu folgen; dann aber die Bestimmtheit, die Förmlichkeit, womit das Kind die trockenen Dinge aussprach, die man sonst nur in den mathematischen Hörsälen zu hören kriegt, und wie sich dies arme Köpfchen was darauf zugut tat, mit den hohlen Zahlen und Verhältnissen herumzuwirtschaften; wie es gar selbst mit über diese Kunst sprach und vernünftelte, warum es Elementarunterricht genannt werde, da es doch, wie Goethe bemerkte, ganz darüber hinausginge, weil jeder alles selbst finde und erfinde; endlich über Buchstaben-Rechnungen, Gleichungen usw. Das alles, mit der festen, schulmeisterlichen Haltung, setzte mich wahrhaft in Schrecken. Gewitter am Himmel. Auf dem Rückweg Gespräch über

orientalische Poesie. Hafiz ein anderer Voltaire. Ich bedaure die Orientalen, sie haben keine Musik und keine Bilder und nur Schrift zur Verzierung; und die Baukunst ist bloßes Bedürfnis, ein elend Ding, ohne eigentlichen Kunstwert.

Als wir im Dunkel gegen 10 Uhr nach Hause kamen, klagte Goethe seinen Jammer über dies Pestalozzische Wesen. Wie das ganz vortrefflich nach seinem ersten Zweck und Bestimmung gewesen, wo Pestalozzi nur die geringe Volksklasse im Sinne gehabt, die armen Menschen, die in einzelnen Hütten in der Schweiz wohnen, und die Kinder nicht in Schulen schicken können. Aber wie es das Verderblichste von der Welt werde, so bald es aus den ersten Elementen hinausgehe, auf Sprache, Kunst und alles Wissen und Können angewandt werde, welches notwendig ein Überliefertes voraussetze, und wo man nicht mit unbekannten Größen, leeren Zahlen und Formen zu Werk gehen könne. Und nun gar dazu der Dünkel, den dieses verfluchte Erziehungswesen errege; da sollte ich nur einmal die Dreistigkeit der kleinen Buben hier in der Schule sehen, die vor keinem Fremden erschrecken, sondern ihn in Schrecken setzen! Da falle aller Respekt, alles weg, was die Menschen untereinander zu Menschen macht. Was wäre denn aus mir geworden, sagte er, wenn ich nicht immer genötigt gewesen wäre, Respekt vor andern zu haben. Und diese Menschen mit ihrer Verrücktheit und Wut, alles auf das einzelne Individuum zu reduzieren, und lauter Götter der Selbständigkeit zu sein; diese wollen ein Volk bilden und den wilden Scharen widerstehen, wenn diese einmal sich der elementarischen Handhaben des Verstandes bemächtigt haben, welches nun gerade durch Pestalozzi unendlich erleichtert ist. Wo sind da religiöse, wo moralische und philosophische Maximen, die allein schützen könnten? Er fühlte recht eigentlich einen Drang, mir über alles dieses sein Herz auszuschütten, und ich selbst war von all diesem voll, es sprach mich

gleich an, wie eine Meldung des Jüngsten Tages, und die Furcht vor den Russen war mir beim Namen Sievers, den Cramer als einen der schärfsten Prüfer und größten Rühmer der hiesigen Schule genannt hatte, in ihrer ganzen Macht aufgestiegen. — So führten wir uns wechselseitig in das Gespräch hinein, und Goethe bat mich wiederholt um Gottes willen, nicht in die Schule zu gehen, ich würde zu sehr erschrecken. Cramer hatte mir schon vor seiner Rückkehr gesagt, daß ihn das Pestalozzische Wesen außerordentlich interessiere und er immer davon spreche. Des Abends erzählte ich ihm, bei Gelegenheit der Russen, noch das Verhältnis von Kaiser Alexander und der Krüdener.

Frau v. Krüdener, eine in der Jugend leichtfertige, im Alter pietistisch gewordene Deutsch-Russin, die auf Kaiser Alexander einen unheilvollen Einfluß ausübte.

209. (1689.) 1815. August 7. S. Boisserée.

Nachmittags, als Goethe von Biberich zurückkam, erschien ein altes Männchen in grünem Rock und grünseidener Weste mit schwarzgeschnittenem Sammet, Forstmeister von Frankfurt, ein alter Schulkamerad* von ihm. Er war unendlich freundlich gegen ihn, ließ ihm zu trinken bringen; nach einigen lustigen Reden und Fragen über andere alte, bekannte Schulkameraden kam Cramer, und nun ging das Gespräch mit diesem und mit mir fort; das alte Männchen blieb immer ruhig sitzen, lange, lange Zeit, und trank sein Gläschen und wir nahmen immer Rücksicht auf ihn, ohne uns weiter um ihn zu bekümmern. Seltsam war es, daß Goethe weder Cramer noch mir, als wir verschiedentlich fragten, wer der Mann sei? den Namen nicht nannte, sondern jedesmal freundlich sagte: Es ist ein alter Schulkamerad von

* Kehr, über den sonst nichts bekannt ist.

mir, der kömmt noch alle Jahre nach Wiesbaden und ist schon 74 Jahre alt.

Nachher Gespräch über den Diwan. Entstehen. Lob des Weins. Frechheit gegen das Gesetz. Die Perle. — Unwillen über die Deutschen; ihre Neuerungssucht und Zerstreuung. — Gespräch über die bloße Kunst der Poesie, bei dem bloßen Talent der Sprache: wie weit es in dieser bloßen Phraseologie gebracht werden könne; er rühmte den Major Luck, es ist auch ein diffuses Wesen in ihm, aber da tut ihm das Sonett Gewalt an, und zwingt ihn zur Einheit. Darum gibt's nicht leicht bessere Sonette als die seinigen, auch in Rücksicht der Gedanken. Ein Spottgedicht hat er gegen die Arndtsche Dreieinigkeit gemacht, von Wellington, Blücher und unserm Herrgott; aber das nicht als Sonett. Eine Strophe, die er Goethe bloß in einem Briefe mitgeteilt, als geheimes Einschiebsel, nur für Vertraute, ist sehr artig. Es lautet ohngefähr: Gott ist der großen Schrift nicht wert, dieweil er nicht freiwilliger Jäger geworden, das Schießgewehr auf die Schulter genommen hat und in den Landsturm ausgezogen ist. — Die Einheit des Gedankens, die lebendige Gliederung durch den Gegensatz zur Identität, das ist es, was allen Kunstwerken zugrunde liegen muß. Das ist, was die Franzosen mechanisch ergriffen haben in ihrem Schauspiel, und was Shakespeare nicht hat, und warum seine Stücke in dieser Hinsicht bei aller Poesie nichts taugen. Ich sagte, wie seit einigen Jahren ich auf diese innere Gesetzmäßigkeit und poetische Gliederung gekommen, und sehr bald den Dingen ansehe, wo es fehle, es sei immer fast instinktmäßige Forderung bei mir, und mir auch so gleichsam instinktmäßig entstanden, auf dem Weg der Musik. So z. B. innere Notwendigkeit des Allegro, Adagio und Rondo, das Mutige, Traurige und Freudige. — Sonntag am sechsten abends las mir Goethe wieder einen Teil aus seinem Diwan vor; worunter das schönste Adam und Eva war, wie der Schöpfer sie macht und

seine Freude an ihnen hat. Er legt dem Adam die Eva an die Seite, und möchte dabei stehen bleiben. Ein Bildchen, eine Idylle von der schönsten, reinsten Naivität, und wieder der höchsten Größe; es machte mir den Eindruck wie das beste plastische Werk der Griechen. Dann las er, wie Jesus das Evangelium gebracht und wieder mit zum Himmel genommen hat. Aber was die Jünger, jeder auf seine Art, davon behalten, verstanden und mißverstanden, ist so viel, daß die Menschen genug daran haben für immer zu ihrem Bedarf. — Liebesgedichte. Was ich verlange ist nur wenig; aber für die Geliebte alle Schätze. Ein prachtvolles Stück im Buch Suleika, worin alle Herrlichkeit und der ganze Handel des Orients vorkömmt; wo alle Elemente, alle Kräfte der Natur und Menschen in Bewegung gesetzt werden, um der Geliebten Geschenke zu bringen; die aber doch nichts sind gegen die Freuden der Liebe. Die Feueranbeter der alten Parsen. Ein solcher stirbt und spricht seine Lehre als Vermächtnis aus. Verehrung der Sonne, durch Ordnung und Reinlichkeit, damit sie sich nicht betrübe den Schmutz und Wüstenei der Menschen und der Erde zu sehen. (Stiftung, eine Gasse zu reinigen, damit die Sonne mit Freuden hineinscheine.) In demselben Bezug, Ackerbau. (Auf ähnliche humane Weise erklärt Goethe sich die Verehrung der Kuh, als nützlichstes Haustier, und des goldenen Kalbes, und sei also nicht gar so absurd und abgeschmackt, als es aussehe.) Verehrung des Feuers als irdische Sonne. Ich erzähle, wie die Symbolik des Lichts mit so großem Geist in den christlichen Gottesdienst aufgenommen sei; am Karsamstag Symbolik der ganzen Schöpfung, Wasser, Licht usw.

210. (1690.) 1815. August 8. S. Boisserée.

Abends liest Goethe Stücke aus dem Diwan. Der Schenke. Kuß auf die Stirne. Eifersucht. Das Mädchen sei eine böse ermüdende Liebhaberei für den alten Freund. Das Ganze als ein edles, freies pädagogisches Verhältnis,

als Liebe und Ehrfurcht der Jugend gegen das Alter; vorzüglich schön ausgesprochen in einem Gedicht: die kürzeste Nacht, wo Morgenrot und Abendrot zugleich am Himmel sind. Astronomie. Ethik. Ein anderes Gedicht bezieht sich auf den schönen, jungen, blonden Kellner auf dem Geisberg. Dann wieder eins auf den kleinen Paulus in Heidelberg, mit seinem Schwänchen von Pfirsichen, Kirschwasser und Mandeln.

Er macht mir die Konfession, daß ihm die Gedichte auf einmal und ganz in den Sinn kämen, wenn sie recht wären; dann müßte er sie aber gleich aufschreiben, sonst finde er sie nie wieder; darum hüte er sich auf den Spaziergängen etwas auszudenken. Es sei ein Unglück, wenn er es nicht ganz im Gedächtnis behalte, sobald er sich besinnen müßte, würde es nicht wieder gut, auch ändere er selten etwas; ebenso sei es ein Unglück, wenn er Gedichte träume, das sei meist ein verlorenes. Ein italienischer Poet (Petrarca) habe sich aus diesem Grund ein ledernes Wams machen lassen, worauf er im Bett habe schreiben können. Italienische Reise. Goethes Freude an der Architektur, seine rein persönliche Leidenschaft für Palladio, bis ins grasseste nichts als Palladio und Palladio. Freilich lebt er in Vicenza und Venedig in seinen Werken und Wirksamkeit noch im lebendigen Andenken. Wut und Haß gegen die gotische Architektur; er läßt diese Stelle wegen mir weg, daß ich sehe, welch ein braver Kerl er sei. Die Menschen wie sie aber wären, würden so etwas gleich mißverstehen. Am Ende mache es sich auch in der Komposition besser, wenn es wegbleibe; sonst freilich lasse er alles wie es sei, weil die Tagebücher so vollständig seien.

Er führt das Gespräch weiter; was die Verhältnisse mit Fürsten teuer und wert mache, sei das Beständige und Beharrliche darin, wenn einmal ein Vertrauen entstanden; so zwischen ihm und dem Herzog. Durch allen Wechsel der Verhältnisse und Gesinnungen durch habe der

Herzog ihn immer denselben gefunden; gesehen, daß er einen braven, ehrlichen Menschen an ihm habe, und so sei der Herzog noch jetzt wie in ihrem Freundschaftsverhältnis; er habe ihm kürzlich einen Brief geschrieben, ein Resultat seiner Lektüre während langer Unpäßlichkeit, ganz wie aus jener Zeit so herzlich.

Timurs Winterfeldzug, Parallelstück zu Napoleons Moskowitschem Feldzug. Kriegsrat. Der Winter tritt redend auf gegen Mars; Fluch oder Verheißung; groß, gewaltig. Haß des Kreuzes. Schirin hat ein Kreuz von Bernstein gekauft, ohne es zu kennen; ihr Liebhaber Cosken findet es an ihrer Brust, schilt gegen die westlich nordische Narrheit usw. Zu bitter, hart und einseitig, ich rate es zu verwerfen. Goethe: Er wolle es seinem Sohn zum Aufheben geben, dem gebe er alle seine Gedichte, die er verwerfe; er habe eine Menge, besonders persönliche und zeitliche. Es sei nicht leicht eine Begebenheit, worüber er sich nicht in einem Gedicht ausgesprochen. So habe er seinen Ärger, Kummer und Verdruß über die Angelegenheiten des Tages, Politik usw. gewöhnlich in einem Gedicht ausgelassen, es sei eine Art Bedürfnis und Herzenserleichterung. Er schaffe sich so die Dinge vom Halse, wenn er sie in ein Gedicht bringe. Sonst habe er dergleichen immer verbrannt; aber sein Sohn verehre alles von ihm mit Pietät, da lasse er ihm den Spaß.

Das Gedicht über das Kreuz wurde aus Goethes Nachlaß gedruckt. Es beginnt: Süßes Kind, die Perlenreihe.

211. (1691.) 1815. August 11. S. Boisserée.

Freitag den Elften morgens 6 Uhr sind wir nach Mainz gefahren. Wir sahen auf der Höhe das Rheingau bis Bingen. Goethe: Was muß das für eine Gewalt gewesen sein, was muß eine Zeit dazu gehört haben, ehe nur das Wasser da zum Durchbruch gekommen; das hat da gewiß lang als See gestanden, wie der Bodensee.

Und nicht allein die Berge haben gehindert, sondern auch das Meer, ehe seine Gewässer abgenommen. Wir kamen nun so auf das Allgemeine, die italienischen Gebirge, die griechischen, die palästinischen, alles ist Kalkgebirge, bis im Sinai wieder der Granit erscheint. Ich fragte nach einem Buch, das eine Übersicht der Gebirgsbildung auf der ganzen Erde gibt, und ob Ebel es gäbe? Ja gewissermaßen, auf jeden Fall lerne man viel, es sei ein trefflich Buch; doch fehle etwas, welches auf eine seltsame Weise entstehe und häufig vorkomme. Der Mann suche nämlich etwas zu erklären, was sich nicht erklären lasse, was man zugeben müsse; bis auf den Punkt sei er ganz scharmant, aber durch dies falsche Bemühen verderbe er seine Sache. Es sei damit wie bei der Musik, wo man nie eine reine Oktave kriege, sondern in der zweiten immer ein neuer Ton sich bilde, ein neunter Teil, den man nicht als einen für sich stehenden annehmen könne, darum als Bruch in die ganze verteile. Dieser Bruch sei es, der einem überall in der Geologie und in der ganzen Natur begegne. Wolle man ihn rein auflösen, so gehe es nicht, so verwirre man das Ganze, man müsse wissen, daß da noch etwas Unauflösbares sei, und es als solches zugeben, dann komme man durch.

Dann erzählte er mir von Buttes Zahlenlehre. Herr Butte (derselbe, den die französischen Blätter zum besten gehabt) war in Wiesbaden am letzten Tag bei ihm gewesen und hatte ihm sein Weltsystem erklärt. Er sagte: wenn man einmal solch Spiel zugäbe, und zugeben müsse man es doch, so sei das äußerst scharfsinnig und hübsch, unter anderem besonders die Verrückung der Klimate merkwürdig; sie folgten nicht den Zonen, die unsere Mathematik beschrieben, sondern biegen sich ein usw. Die Durchführung ins einzelne gefiel ihm sehr, nur klagte er, daß der Mann etwas Zynisches habe; daß er nicht einmal ein reinliches Manuskript und Karten, sondern beides beschmutzt und befleckt bei sich führe.

Nach 8 Uhr sind wir in Mainz in den drei Reichskronen. Unser erster Gang war zu Professor Lehné, er zeigte uns seine Gemäldesammlung. Er besitzt auch römische Altertümer, schön und klar geordnet, innerer Zusammenhang; das meiste Grabsteine von Kriegsleuten aus den verschiedensten Teilen von Europa. Die römische Herrschaft wirkte hier ganz auf dieselbe Weise, wie die französische.

Goethes Vorliebe für das Römische wurde später ausgesprochen; er habe gewiß schon einmal unter Hadrian gelebt. Alles Römische ziehe ihn unwillkürlich an. Dieser große Verstand, diese Ordnung in allen Dingen, sage ihm zu, das Griechische nicht so. Ich sei gewiß auch schon einmal da gewesen im 15. Jahrhundert. Ich lehne es ab und spaße über diesen Wahn, wenigstens müsse es noch früher gewesen sein. Doch sei mir der Gedanke nicht neu, ich habe schon Wallraf im Jahre 1811, als die Helvig in Köln gewesen, damit aufgezogen, daß seine Verliebtheiten in die Stadt und in die Agrippina die Folgen einer alten Liebschaft zu dieser Kaiserin sein müßten, die jetzt nach der Seelenwanderung unbewußt in ihm wieder erwache. Endlich sei mir über mich selbst schon dergleichen Wahn durch den Kopf gefahren, als ich im vorigen Sommer die Geburtsstadt von Eyck besucht und zugleich die meines Vaters, nur zwei Stunden davon. Die Großmutter väterlicher Seite und der Großonkel stammen von Tongern; die Großmutter mütterlicher Seite von Köln, wer könne wissen was da für Blutsverwandtschaft und Zusammenhang mit Meister Eyck und dem Baumeister des Doms sich denken ließe! Ich schäme mich aber dessen, als närrischer, abergläubischer Einbildung, und hätte es noch keinem erzählt; aber als eine Schwachheit gestehe ich es gern und lasse es gelten. Ja nun, sagte Goethe, lobe ich Euch, Ihr seid gescheiter, als Ihr wißt. So hat doch Eure Sache Fug und Schick, und durch die Zuziehung der Ahnen kommt es immer noch

besser ins klare. Ich neckte ihn darüber und wir lachten fröhlich über dies geheime Gespräch, das wir am Tisch führten. Professor Lehné holte uns ab in die Gemäldesammlung des Grafen Kesselstädt und zu Kaufmann Memminger, wo wir schöne Rheinlandschaften von Kaspar Schneider sahen. Nachher gingen wir in den Dom, der halb mit Brettern verschlagen war, worin Getreide lag.

Nach Tisch spazierten wir nach Zahlbach, der Grabstätte römischer Krieger, wo über dreißig Gräber an einen Hügel angelehnt gefunden wurden, hinter jedem der Aschenkrug. In Zahlbach kehrten wir in einem Weingarten ein. Professor Lehné hielt mir vor, daß es nichts sei mit der gotischen Architektur, daß sie nur die Frucht der verfallenen römischen und griechischen sei. Er sprach überlaut, weil er taub ist, gerade darum hörte ich es geduldig und ruhig an. Preußische Offiziere saßen in der nächsten Laube. Goethe hatte seine Freude über dem Spaß. Auf dem Rückweg fanden wir eine schlecht gebaute Kirche im Dorfe, ganz neu im byzantinischen Geschmack, von einem französischen Ingenieur; das machte sich nun gut, neben der römischen Wasserleitung und zu dem Gespräch im Weingarten; Goethe neckte mich damit.

Nachher machte ich mit Goethe noch einen Spaziergang die Bleiche herab, nach Hause. Ich erzählte ihm von unserem ersten Bild, von der Großmutter, wie sie allein Freude daran gehabt; von Schlegel und allen ersten Geschichten der Sammlung; antwortete auf seine Frage, warum wir zuerst nach Heidelberg gegangen und erzählte von meiner Reise im Jahre 1808. Vor Schlafengehen betrachteten wir noch leuchtendes Holz, das Goethe aus Wiesbaden mitgebracht hatte.

212. (1692.) 1815. August 12. S. Boisserée.

Samstag morgens um 7 Uhr sind wir nach Frankfurt abgefahren. Auf der Höhe bei Höchst wurde still gehalten, wegen der prächtigen, reichen Aussicht, die im

schönsten Sonnenlicht vor uns lag. Unsern Wunsch nach Weimar zu ziehen, lehnte Goethe ab; er sagte: Da ist es zu nüchtern für euch; das Theater kein Ersatz für das schaureiche, mannigfaltig bewegte Leben, welches ihr von Köln her gewöhnt seid. Ich wende ein, daß wir dieses auch in Heidelberg entbehren, und erwähne, wie mich die großen Kirchenfeste usw. an das erinnern, was in Köln zum Teil noch übrig geblieben, von würdigen, kirchlichen und volksmäßigen Einrichtungen und schildere nun, wie es ehemals gewesen: Prozessionen, Gottestracht, Zünfte, Altäre, Gemälde auf denselben, Veränderung der Kirchen. Zierat und Ausschmückung derselben. Realität im Alten, modernes Wesen nur auf den Schein. Die Form allein entscheidet hier nicht. Kirchenmusik. Liebhaber bemühten sich um dieselbe. Kreuzbeleuchtung in der Karwoche wie in Rom. Messe; vortreffliches Thema, Einheit darin, und gibt doch zu den mannigfaltigsten Kompositionen Anlaß. Goethe: Ja einige Male im Jahre lasse man sich wohl eine Messe gefallen; aber das immer Einerlei leuchte ihm doch nicht ein. Aber in Köln in dem Dreikönigsfest und der Übertragung des Rathausbildes in den Dom, im Dom selber, da sei doch ein Leben; sie in Weimar müßten sich behelfen mit der Gelehrsamkeit, stoppelten den Tempel von Ephesus mit aller Mühe auf dem Papier zusammen, und den Wagen des Alexanders, und am Ende sei es doch nur für wenige einzelne.

Ankunft in Frankfurt. Ich stieg im Schwanen ab, Goethe fuhr weiter auf die Gerbermühle hinaus. Bis Montag wollte er wieder in die Stadt kommen.

213. (1706.) 1815. September 15. S. Boisserée.

Morgens war ich noch mit Goethe bei Serrand. Im Herausfahren war er dankbar dafür, daß ich ihn dahin geführt habe. Er sagte: So einzelne bedeutende Werke sind einem auf einmal mehr, als sonst hundert andere; es war ihm das liebste und lehrreichste in Frankfurt. In

Hobbema, in Paul Veroneſe, in Rubens erſcheint die Selbſtändigkeit der Kunſt; wo der Kunſt der Gegenſtand gleichgültig, ſie rein abſolut wird, der Gegenſtand nur der Träger iſt, da iſt die höchſte Höhe; das erſcheint auch im Wouvermann bei Brentano. Schon oft war dies Prinzip zwiſchen uns zur Sprache gekommen, zuerſt und am auffallendſten am Siebenten draußen auf der Mühle; nachmittags als von der Beſchreibung der Reiſe der drei Könige von Hemmelink die Rede war. Sie ſei nicht recht; man müſſe ſie nicht mit der Verkündigung, ſondern mit den drei Königen anfangen, welche auf den Bergen den Stern beobachten, und die andern Darſtellungen epiſodiſch mitnehmen. Sonſt ſei die ganze Art meiner Beſchreibung gut, nur würde er ſie nicht ſo machen, weil er eine ganz andere Anſicht der Kunſt habe. Auf meine Frage, worin dieſe Verſchiedenheit beſtehe? wollte er anfangs nicht heraus. Es ſei eine Antinomie der Vorſtellungsart, da helfe alles nichts, ſich darüber zu verſtehen wäre vergebens. Wir hingen am Gegenſtand, und müſſen daran hängen, das ſei recht, das gehöre zur ganzen Anſicht, aber es ſei nicht das Höchſte. Der Spielmann ſei noch irgend anders begraben. Ich erwiderte, daß ich nicht begriffen, was er meine; ich glaube ſehr, daß es einen Punkt gebe, worin wir zuſammen kämen, und brauche das Gleichnis von einem Spitzbogen oder Parabel; einerſeits ſetzte ich den Gegenſtand, die Bedeutung, andererſeits die Form, die Regel, das freie Spiel der Kunſt, mit dem Gegenſtand. Ich finde das Höchſte nur in der Vereinigung von beiden; in Raffael zum Beiſpiel und in den ſchönſten antiken Werken. Er mußte ſich damit zufrieden ſtellen, wollte aber nicht recht zugeben, daß es mir Ernſt ſei. Wir kamen wieder auf den Pantheismus, ich brachte es darauf mit einigen Neckereien, wegen dem Abſtrahieren vom Gegenſtand, und ſo waren wir bald im Allgemeinen. Er ſagte mir, in Beziehung auf meine Arbeiten, auf mein Treiben und Vorhaben, es gehe mir wie dem Seebeck; wir ſäßen

im Fegefeuer, und dächten nicht, daß uns nur eine papierene Wand vom Himmel trenne. Hätten wir nur den Mut, diese durchzuschlagen, so wäre uns geholfen. Im vorigen Jahr hatte er mir gesagt, er hätte Freunde, die treffliche Arbeiten machten, er selbst hätte ihnen Vorschub getan, ihnen seine Hefte gegeben usw., aber sie könnten nie zur Ausführung kommen, da wäre immer etwas woran es fehle, sie würden nie fertig; das schien er diesmal zu verschiedenen Malen auch von Seebeck zu sagen. Merkwürdige Erfahrung, sagte Goethe, habe er gemacht an den Zeichnungen bei Wenner; keine behage ihm, und da sei doch der Gegenstand mit (nicht?) schuld, denn sie seien aus allen Zeiten. Er habe sich gefragt und gefunden, der Grund liege darin, daß sie alle nicht unmittelbar aus erster Quelle entstanden seien.

Goethe hatte der Frau Willemer ein Blatt des Gingko biloba als Sinnbild der Freundschaft aus der Stadt geschickt. Man weiß nicht, ob es eins ist, das sich in zwei Teile teilt, oder zwei, die sich in eins verbinden.

214. (1708.) 1815. September 16. S. Boisserée.

Auf dem Landsitze des Bankiers v. Willemer, genannt ‚Die Gerbermühle' bei Frankfurt war Goethe einige Zeit zu Besuch. Frau Marianne v. Willemer, geb. Jung (1784—1860), war Ballettänzerin und Schauspielerin gewesen, von Goethe im Westöstlichen Diwan als Suleika verherrlicht.

Abends singt Marianne Willemer mit ganz besonderem Affekt und Rührung: Der Gott und die Bajadere. Dann: Kennst du das Land, und mehreres andere, ausdrucksvoller als ich es je von ihr gehört. Die kleine Frau bemerkte, und Goethe bestätigte, daß die Zeit während der Musik unendlich langsam gehe; die größten Kompositionen drängten sich in einen kurzen Zeitraum zusammen, und scheine einem bei dem größten Interesse, eine lange Zeit verflossen. Nach Tisch liest Goethe den Siebenschläfer, den Totentanz, das Sonett: Am jüngsten Tag, wenn die Posaunen schallen.

215. (1711.) 1815. Marianne v. Willemer an Goethe.

Um wieder auf die netten Bildchen* zu kommen, so wünschte ich, Sie hätten die Rührung und das Erstaunen des guten Kindes Röschen Scharff gesehen, wie ich sie ihm gab. Ist dies für mich? fragte sie ganz verklärt, ach Dank ihm! Dank ihm herzlich, liebe Großmutter; er war immer so gütig gegen mich; wie er auf der Gerbermühle wohnte, gab er mir immer schöne Devisen oder Bonbons, und schlang seinen Arm um mich: Ich habe an dich gedacht, mein Kind! sagte er sehr freundlich. So weiß sie alles treu zu bewahren, was Sie ihr damals gesagt, wie oft sprechen wir von jener Zeit; sie fragt auch wohl: Nicht wahr, Goethe hat dich recht lieb gehabt, und ich antwortete: Ich glaube, er war mir gut, und ist es noch. Die schöne Strophe: Nachts wenn gute Geister schweifen, weiß sie auswendig, und sagt sie oft.

216. (1714.) 1815. September 20. S. Boisserée.

Mittwoch den 20. fuhren wir nach Heidelberg. Unser Gespräch führte uns auf die Antike. Goethe wünschte sich in einem Statuensaal zu wohnen und zu schlafen, um unter den Göttergestalten zu erwachen. Ich habe mir zuerst die Büsten in physiognomischer Rücksicht angesehen, die der Götter, sowie der Personen; überall herrscht dieselbe Großheit der Naturansichten; ich meine, die Griechen hätten keine Anatomie getrieben in der Kunst, sondern bloß durch die Oberfläche mit ihrem glücklich scharfen Auge den ganzen Körperbau durchgesehen. Goethe sagte ausdrücklich das Gegenteil; es wäre auch ohne Anatomie nicht möglich. Ich sprach dann auch meine Verehrung aus über die Einheit und das glückliche Maßhalten in allen ihren Werken. Goethe sagte darauf: Ja, in allem, auch in ihrem Theater; nehmen wir Calderon, Shakespeare

* Abbildungen von Goethes Stadthaus und Gartenhaus mit den Versen: ‚Warum stehen sie davor' usw. und ‚Übermütig sieht's nicht aus' usw. Der Brief ist im Jahre 1828 geschrieben.

dagegen; diesem letztern fehlt die Einheit; er war von seiner Zeit abhängig, so gut wie jeder, die Schlegel mögen sagen was sie wollen. Shakespeare ist mehr episch und philosophisch als dramatisch. Goethe hat Romeo und Julie für die Bühne abgeändert; er gibt mir eine weitläufige Beschreibung der Endszene; von dem Theatereffekt der Lampe in der Gruft über der Leiche usw. Cornelius' Zeichnung hatte uns darauf gebracht, worin diese Handlung ganz verfehlt ist.

Dann kamen wir auf den Faust, die Fortsetzung desselben. Über Goethes Werke überhaupt. Meisters Wanderungen. Novellen. Auf die bestimmte Zahl der verschiedenen möglichen Liebesverwicklungen.

Ich brachte das Gespräch auf seine Naturansichten, auf die versprochene Formenlehre. Die Metamorphose ist in allem, auch in den Tieren. Der Kopf ist nichts anderes, wie ein Wirbelbein. Diesen Gedanken hat ihm Oken gestohlen, als er denselben abends bei Fromanns aussprach, und ihn auf der Stelle in einer schon in der Druckerei befindlichen Abhandlung oder Programm eingerückt. — Goethe sprach den Wunsch aus: Jetzt, da wir einmal auf dem Weg sind, sollten wir nur sofort nach München und Italien fahren. Wir kamen zu Mittag nach Heidelberg. Thibaut bekennt, daß er unrecht gehabt in Verteidigung von Görres, im vorigen Jahr. Goethe erwidert uns darauf: Ja, lehrt mich die Welt nicht kennen. Ich habe gleich, als der Enthusiasmus losging, den Fluch des Bischofs Arnulphus über alles deutsche politische Gerede ausgesprochen, und mir dadurch die Qual vom Halse gehalten. Wie sie mir nur davon anfingen, hub ich gleich an: ich verfluche euch usw. Da waren sie bald still und ließen mich ungeschoren.

217. (1717.) 1815. September 29. J. B. Bertram.

Als während des zweiten Aufenthaltes Goethes in Heidelberg der Großherzog von Weimar dorthin kam und

zum Besuch der Sammlung bei den Boisserées sich melden ließ, sagte Goethe zu diesen: Den überlassen Sie nur mir! Haben Sie nicht ein recht altes aber merkwürdiges Bild? Es wurde eins aus der Rumpelkammer herbeigeholt; das hing Goethe gerade über der Tür des Bildersaales auf. Als der Großherzog erschien, unterhielt sich Goethe mit ihm über die Sammlung, rühmte besonders die geschichtliche Folge und Übersicht und machte dann, um dies mit Beispielen zu belegen, zunächst auf das alte Bild über der Tür aufmerksam. Aber während er noch sprach, war der Großherzog mit einemmal zur Tür hinaus, man wußte nicht wie. Das Bild hat seine Wirkung getan, sagte Goethe, der dem Fürsten nachgeeilt war, als er zu den Freunden zurückkam.

218. (1720.) 1815. Oktober 3. S. Boisserée.

Dienstag morgens um 6 Uhr fuhr ich mit Goethe nach Karlsruhe. Goethe fing gleich damit an, er habe dem Domriß was abgesehen. Der Domriß habe ihm ganz neue Aufschlüsse über die Architektur gegeben. Er habe nie mit dieser Kunst recht fertig werden können. Mit den Farben sei es ihm auch so gegangen, bis er sie in physiologische, physische und chemische eingeteilt habe; jetzt hoffe er, mit der Architektur auch fertig zu werden; nur das Verhältnis zur Natur sei ihm noch nicht recht klar. Ich sprach meine Meinung aus, daß Naturnachahmung zugrunde liege, aber nicht gerade unmittelbare, daß alle größere Architektur von den Höhlen ausgegangen, daß zu unterscheiden sei zwischen häuslicher und heiliger Architektur, zwischen Architektur des Bedürfnisses und der einer höhern Bestimmung. Goethe sagte, er begreife jetzt erst recht, warum ich den Dom von Köln so vorgezogen, da sehe er, wie alles andere dagegen verschwinde, er finde ein Prinzip darin und mit der größten Konsequenz durchgeführt. Ich frage vergebens, daß er es ausspreche. Es sei noch nicht Zeit, ich würde es schon erfahren. Ich äußerte, daß ich

sehr begierig darauf sei, und ob es mit dem zusammen stimmte, was ich darüber dächte; verschweige aber auch mein Geheimnis, so sehr ich mich auch gedrungen fühlte, es ihm zu offenbaren. Doch ein Schweigen gebiert das andere. Er sagte, er habe den Herzog in Mannheim, im Hinblick auf den Dom, schön damit geschoren bei den englischen Werken. Ich sprach von des Herzogs Anlage eines gotischen Orangeriehauses, und was mir der Baumeister Stieler dabei von des Herzogs eigener Erfindung gesagt; so kamen wir auf den Herzog und zur Rekapitulation der letzten Tage, wie sich alles gedrängt, daß der Herzog durchaus auf dieser Reise nach Karlsruhe bestanden habe. Dann kamen wir auf die Willemers. Er lobte die Frauen und bedauerte, daß Willemer mit seinem strebenden unruhigen Geist sich nicht auf ein bestimmtes Fach, auf eine Liebhaberei geworfen habe. Die Verhältnisse mit Frauen allein können doch das Leben nicht ausfüllen, und führen zu nur zu viel Verwicklungen, Qualen und Leiden, die uns aufreiben, oder zur vollkommenen Leere. Doch sehr zu rühmen und zu ehren sei die Macht des sittlichen Prinzips bei diesem Mann, dieses allein habe ihn in der Höhe gehalten, in der Verwirrung von Verhältnissen, in die er sich gestürzt. So ist die Rettung der kleinen, liebenswürdigen Frau ein großes sittliches Gut. Wenn die Menschen bei so viel Verirrung edel bleiben und gut, so müssen wir uns schon Herbigkeit und Schroffheit gefallen lassen. Es ist ein Wunder, daß Willemer nach allem, was er getrieben und erlebt, noch ein solcher Mann ist und solch ein Haus hat. Gegen die gewöhnlichen, ja allgemeinen kaufmännischen und Geldverhältnisse kämpfte sein unbezwingbares, edleres Wesen.

Vor vierzig Jahren reiste er auch nach Karlsruhe; er werde da Jung-Stilling wiedersehen, dem er seitdem nicht begegnete. Die Schönemann müßte auch da sein. Er spricht von seiner Verlegenheit, wegen dieser Geliebten, die Lebensbeschreibung fortzusetzen; ich suche sie ihm aus-

zureden. — Lebensbeschreibung, Komposition. — Ich erinnere an sein Gedicht von der Schöpfung, das er dieser Tage gemacht hat, worin nur ein Gedanke verkehrt war, und die ganze Komposition gestört und verdorben hat. Er fand's nachher und warf ihn heraus. Er hatte mir versprochen, dies als ein merkwürdiges Beispiel ausführlich vorzulegen, wie es bei der Komposition oft auf ein einzelnes Wort ankomme. Doch nun wollte er den falschen Vers nicht sagen, sondern hielt sich im allgemeinen. Das Gedicht ist sehr dunkel und metaphysisch. Nach der Handlung der Schöpfung fühlt sich Gott zum erstenmal einsam! — Dies gibt mir dann Anlaß von seinen Naturansichten zu reden, und von seinem Vorhaben ein Naturgedicht zu schreiben. Er verwirft es jetzt. Man ist zu sehr gebunden. Besser einzelne Gedanken, wie die Gedichte des Diwan, die man nachher in ein Ganzes ordnet. Ich muntere ihn dazu auf. Er geht darauf ein und sagt: Ja, einen Anlaß muß man doch zu allem haben, und so wollen wir von Heidelberg gleich zwei Buch Baseler Papier mitnehmen, darauf schreibe ich so gerne, die lassen wir in einzelne Blätter schneiden. Ich bitte mir aus, sie ihm schenken zu dürfen. Er erzählt mir von seiner philosophischen Entwicklung. Philosophisches Denken; ohne eigentliches philosophisches System. Spinoza hat zuerst großen und immer bleibenden Einfluß auf ihn ausgeübt. Dann Bacos kleines Traktätchen, De idolis; *Εἰδώλεις*, von den Trugbildern und Gespenstern. Aller Irrtum in der Welt komme von solchen *Εἰδώλεις* (ich glaube, er nimmt deren zwölf hauptsächliche an). Diese Ansicht half Goethe sehr, sagte ihm ganz besonders zu. Überall suchte er nun nach dem Eidolon, wenn er irgend Widersprüche fand, oder Verstockung der Menschen gegen die Wahrheit, und immer war ein Eidol da. War ihm etwas widerwärtig, stieß man gegen die allgemeine Meinung, so dachte er bald, das wird wieder ein Eidol sein, und kümmerte sich nicht weiter. So reiste er nach Italien; da besonders wurde

er immer von philosophischen Gedanken verfolgt, und kam er auf die Idee der Metamorphose. Als er nachher Schiller in Jena sah, teilte er ihm diese Ansicht der Dinge mit, da rief Schiller gleich: Ei, das ist eine Idee! Goethe mit seiner naiven Sinnlichkeit sagte immer, ich weiß nicht, was eine Idee ist, ich sehe es wirklich in allen Pflanzen usw. Nun wollte er sich doch auch mit der Sprache und dem System dieser Männer bekannt machen, so kam er durch Schiller an die Kantische Philosophie, die er sich von Reinhold in Privatstunden vortragen ließ usw.

Ich erzählte dagegen von unserer philosophischen Bildung, überhaupt von unserer Bildung durch Schlegel; unsere Geschichte wieder von einer andern Seite, von der literarischen. Von der Architektur; meine Ansicht der Geschichte der christlichen Architektur von den ältesten Zeiten. Mosaik. Liturgie usw. usw. Dann breche ich ab oder bleibe stehen, weil ich mein Geheimnis nicht verraten will, sondern verspreche nur, daß es sich schön und sehr einfach machen wird. So sind wir dann an den Wünschen für die Zukunft angelangt. Goethe meint, von Frankfurt aus müsse man immer den Rhein auf- und abwärts fahren und so sein Wesen treiben.

Wir kamen nach Karlsruhe. Mittagsessen auf dem Zimmer. Vertraulichkeiten. Unwillkürliche Eröffnung von einem Herzensverhältnis von meiner Seite. Nachher gehen wir zum alten Jung-Stilling; werden von der Frau nicht erkannt und von ihm kalt aufgenommen. Er muß morgen mit Elberfeldern nach Baden fahren. Anstalten zum Tee sind gemacht, wir werden nur von der Frau dazu eingeladen, diese ist nun die teilnehmendere. Er stichelt auf den Geheimerat. Goethe auf den Bischof; der Alte wirft sein schwarzes Käppchen weg, Goethe zwingt's ihm wieder auf. Dann müssen wir in die Studierstube, wo noch alle Geburtstagskränze und Geschenke: kleine schlechte Zeichnungen, Kupferstiche, Porträte von Minister Stein, Kaiser Alexander, Lavater usw., alles durcheinander lag. Goethe,

der so herzlich und jugendlich wie möglich, war tief gekränkt durch diesen Empfang; am meisten aber durch die Äußerung Jungs: Ei, die Vorsehung führt uns schon wieder zusammen!

219. (1723.) 1815. Oktober 5. S. Boisserée.

Jungs lassen noch zum Abend einladen, als wir eben fort wollen. Wir freuen uns im Wagen zu sein und zu rekapitulieren. Rühmen die Muschelsammlung und die ganz neue Anschauung, und lachen mitunter auch. Dann wachen bei Goethe alte Erinnerungen auf; gerade vor vierzig Jahren ließ ihn der Herzog von Heidelberg nach Frankfurt durch Staffette holen. Wenn er jetzt gerade vom Minister Stein zurück in Frankfurt wäre, und es ihm einfiele, wäre er imstande, es zu wiederholen, da er ohnehin verlangt, Goethe solle nach Frankfurt kommen. Vor Tisch schon rühmte er, daß er wohl getan nach Köln zu gehen, sich von dem Herzog influenzieren zu lassen. Er lasse sich ohnehin leicht bestimmen, und vom Herzog gern, denn der bestimme ihn immer zu etwas Gutem und Glücklichem, aber einige Personen seien, die einen ganz unheilbringenden Einfluß auf ihn hätten. Lange habe er es nicht gemerkt; immer wenn sie ihm erschienen, sei ihm auch ganz unabhängig von ihnen irgend etwas Trauriges oder Unglückliches begegnet. Alle entschiedenen Naturen seien ihm glückbringend, so auch Napoleon. Ich drang näher in ihn, ob dergleichen Unglücksboten etwa in der Nähe wären? Nein, sagte er, aber wenn es einmal der Fall sein würde, verspreche er mir's zu sagen. Ich spreche vom Aberglauben; wie man sich bei aller Anerkennung des Geheimnisvollen im Leben davor zu hüten habe. Und er war einig, daß man nur so viel darauf geben müsse, um Ehrfurcht vor der uns umgebenden geheimnisvollen Macht in allem zu haben und zu behalten, welches eine Hauptgrundlage wahrer Weisheit sei.

Unterwegs kamen wir dann auf die Wahlverwandtschaften zu sprechen. Er legte Gewicht darauf, wie rasch und unaufhaltsam er die Katastrophe herbeigeführt. Die Sterne waren aufgegangen; er sprach von seinem Verhältnis zur Ottilie, wie er sie lieb gehabt, und wie sie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt fast rätselhaft ahndungsvoll in seinen Reden.

Dazwischen sagte er dann wohl einen heiteren Vers. So kamen wir müde, gereizt, halb ahndungsvoll, halb schläfrig, im schönsten Sternenlicht, bei scharfer Kälte nach Heidelberg.

220. (1732.) 1815. Oktober 7. S. Boisserée.

Goethe ist früh morgens unruhig, fürchtet eine Krankheit, will schon zu Mittag fort. Ich biete mich ihm zur Begleitung an, und bereite mich vor, ihm bis Weimar zu folgen. Trauriger, schwerer Abschied.

Im Wagen erholte sich der Alte allmählich. Die Sicherheit nicht mehr vom Herzog oder der Jagemann erreicht zu werden, beruhigt ihn sichtbar. Gespräch darüber. Deutsche Politik, Verhältnisse; die Forderungen des Adels und der Bürger hält er nicht für gefährlich. Ständische Verfassung; es sei keine Umwälzung zu befürchten, wenn nur die Fürsten halbwegs ihren Vorteil kennen, und einigermaßen den gerechten Wünschen entgegenkommen wollten. Die heftigen Volksmänner seien nichts weniger als beliebt. Aristokratismus im eigentlichen Sinne sei das einzige und rechte. Er spricht seine Freude darüber aus, daß ich mich in nichts verwickelt habe, trotz der vielen Lockungen und Gelegenheiten.

Goethe hat immer eine Scheu vor allen politischen Dingen gehabt. War auch einmal in einer Art Verschwörung durch seinen Herrn, damals, als man die Übermacht Friedrichs des Großen fürchtete. Es bestand eine geheime Verbindung bei dem alten Fürsten von Dessau; der Kronprinz von Preußen war darin. Nachher wurde

dieselbe Veranlassung zum Fürstenbund, obwohl es anfangs gegen Preußen ging. Herr von Dohm erhielt noch vor einiger Zeit, zur Geschichte des Fürstenbundes, Aufschlüsse hierüber von Goethe.

Neukatholiken. Spottgedicht auf sie. Kinderspiel. Messe. Katholiken und Protestanten friedlich durcheinander in einer Stadt. Auf einem Speicher hing ein Seil, das mußte statt der Glocke dienen, daran zogen sie um die Wette und schrien: bim bam. Und so wiederholten sie ohne Schonen die sämtlichen heiligen Funktionen. Soll in die neue Ausgabe der Gedichte kommen; ich billigte es, er schien noch Zweifel zu haben.

Abends in Neckarelz. Kaltes Zimmer. Goethe war munter, vergaß die Kälte, indem er mir von seinen orientalischen Liebesgedichten vorlas. Wir schliefen in einer Stube. Es ist ihm lieb, daß ich bei ihm bin, er hatte wirklich eine Krankheit befürchtet.

221. (1736.) 1816. Januar 23./Februar 6. E. Genast.

Für die Ausstattung hinsichtlich der Dekoration, Maschinerie und Kostüme zur Aufführung von Des Epimenides Erwachen, war das möglichste getan. Neue Uniformen hatte man für die Armeen der Preußen, Russen und Engländer machen lassen. Goethe überwachte das Ganze mit unermüdlichem Eifer und war bei den Proben äußerst sorgsam, besonders was die Gruppierung betraf. Alle Augenblicke donnerte er ein Halt! den Darstellenden zu; dann hieß es: Madame Eberwein, gut! — Madame Unzelmann mehr vor! — Herr Wolff! den Kopf mehr lauernd nach rechts gebogen! sonst gut! — Herr Oels, sehr gut! — Der Darauffolgende schlecht! und nun begann die Auseinandersetzung. Es war eine Eigenheit Goethes, den Schauspieler, mit dem er unzufrieden war, niemals bei seinem Namen zu nennen; man konnte dies nun nehmen, wie man wollte: als Rücksicht oder Kränkung.

Bei dem Siegerzug trat zuerst Blücher mit der preußischen Armee auf, dann Schwarzenberg an der Spitze der Österreicher, dann Wittgenstein mit den Russen und endlich kam Wellington mit den Engländern. Jede dieser Armeen bestand außer den Feldmarschällen und einigen Adjutanten aus zehn Mann Statisten. Das Ganze war nach unsern Verhältnissen würdig in Szene gesetzt und machte sich gut. Goethes Ausspruch über Komparserie war: Die Wirklichkeit, die aus Hunderttausenden besteht, kann auf einem so engen Raume, wie die Bühne bietet, doch nicht verkörpert werden; ob man da zehn oder hundert Mann erscheinen läßt, bleibt sich gleich; man möge sich die andern dazu denken!

222. (1741.) Juni 6. Jenny v. Pappenheim.

Jenny v. Pappenheim (1811—90), nachmals Freifrau v. Gustadt, intime Freundin von Goethes Schwiegertochter.

Beim Tode seiner Frau — so erzählte mir der Leibarzt Huschke — war er weinend in die Knie gesunken mit dem Ausruf: Du sollst, du kannst mich nicht verlassen!

223. (1743.) 1816. Juni. Riemer.

Bei seiner Art zu sein und zu leben wird er seine Frau nur zu oft vermissen. Ob er gleich gefaßt erscheint und von allem andern spricht; so überfällt ihn doch mitten unter anderm der Schmerz, dessen Tränen er umsonst zurückzudrängen strebt.

224. (1755.) 1816. Oktober 25. G. Ticknor.

George Ticknor (1791—1871), amerikanischer Literarhistoriker. (Urschrift englisch.)

Wir (Ticknor und Edward Everett) sandten diesen Morgen unsere Briefe zu Goethe und er ließ als Antwort zurücksagen, daß er sich freuen würde, uns um 11 Uhr bei sich zu sehen. Wir gingen pünktlich und er war zu unserm Empfang bereit. Er ist etwas über mittelgroß, breit, aber nicht dick, hat graues Haar, dunkle rötliche

Gesichtsfarbe, und runde, lebhaft schwarze Augen, die, obgleich vom Alter getrübt, noch sehr ausdrucksvoll sind. Seine Gesichtszüge verraten das Alter; und obgleich sie ruhig und gelassen sind, tragen sie doch deutliche Spuren von früherem Aufruhr und Leidenschaft. Alles zusammengenommen ist seine Gestalt nicht nur ehrfurchtgebietend, sondern imponierend. In seinen Manieren ist er einfach. Er empfing uns ohne Förmlichkeit, aber mit gewählter Höflichkeit, und machte keine deutschen Redensarten. Die Unterhaltung ruhte in seiner Hand und war mannigfaltig. Er sprach natürlich von Wolf, da einer unserer Briefe von ihm war, sagte, daß er ein sehr großer Mann sei, daß er 36 verschiedene Vorlesungskurse über verschiedene Vorwürfe, die mit dem Studium des Altertums zusammenhingen, gehalten hätte, daß er das hervorragendste Gedächtnis besäße, das ihm je vorgekommen wäre, und daß er an Genie und kritischem Geschick alle Gelehrten seiner Zeit überträfe. Mit Anspielung auf seine letzte Veröffentlichung sagte er, daß er das Leben von Bentley mit ungewöhnlicher Begabung geschrieben hätte, weil er, indem er es tat, seinen eigenen Charakter dargestellt und verteidigt hätte, und zeigte in allem, was er sagte, daß er hohe Bewunderung und Verehrung für ihn hegte.

Von Lord Byron sprach er mit Interesse und Verständnis, — sagte, daß seine Dichtkunst von großer Kenntnis der menschlichen Natur und großem Talent in der Beschreibung zeugte; Lara, sagte er, grenze an das Reich der Gespenster; und von seiner kürzlichen Trennung von seiner Frau, daß sie, unter diesen Umständen und bei dem sie umgebenden Geheimnis so poetisch sei, wie Lord Byron schwerlich einen glücklichern Gegenstand für sein Genie hätte erfinden können.

All dieses sagte er in einer ruhigen, einfachen Art, die mich sehr überrascht haben würde, wenn ich ihn nur durch seine Bücher gekannt hätte; und ich konnte nachempfinden, wie bitter Jean Pauls Enttäuschung gewesen

sein mußte, der zu ihm kam in der Erwartung in seiner Unterhaltung die Kennzeichen von Werther und Faust zu finden. Einmal flammte sein Genie auf, und wider Willen wurde er fast heftig, als er den Mangel freier Beredsamkeit in Deutschland beklagte, er sagte, was ich nie zuvor hörte, aber was äußerst wahr ist, daß durch ihren Einfluß das Englische eine sehr viel lebendigere (mehr lebende) Sprache bleibe. Hier, sagte er, haben wir keine Beredsamkeit — unser Predigen ist ein monotones, mittelmäßiges Deklamieren, — öffentliche Debatten haben wir gar nicht, und wenn einmal eine kleine Inspiration über uns kommt in den Lehrsälen, so ist sie am falschen Platze, denn Beredsamkeit soll nicht lehren. Wir blieben fast eine Stunde bei ihm und als wir gingen, begleitete er uns bis an die Tür mit derselben Schlichtheit, mit der er uns empfangen hatte und ohne alle in Deutschland sonst üblichen Höflichkeitsversicherungen.

225. (1767.) 1817. April. Riemer.

Über seinen Entschluß, die Theaterleitung aufzugeben, fand ich unsern, sonst in hiesigen Dingen so an sich haltenden Goethe vor ein paar Tagen abends sehr animiert. Er sagte im Verlaufe des Gesprächs: Schauspieler und Publikum sind in gleicher Konfusion und man macht sie immermehr zur Natur der Kunst. In die Fremde mußte man gehen, um des Guten froh zu werden, was man hier besaß und nun zerstört. Ein Bedürfnis für das Beste habe ich nie wahrgenommen, der Drang zum Schlechten bricht aber überall durch, und ich bin dieser Theatertournuren satt. Bei so viel Verdruß auch noch Schande, dazu verweigere ich mich und die geringste Nachgiebigkeit hierin untergräbt alle Arbeit, bis das Ganze fällt. Habe ich das Publikum determiniert behandelt, als ich seinen Geschmack auf eine höhere Stufe bringen wollte, muß ich auch determiniert auftreten, wo man mich hemmt, das Gute zu realisieren. Ist's damit vorbei, hat sich kein

anderer Sinn festgesetzt, als der, daß man nur das Neue will, wie niedrig es stehen möge — nun, wohl dem, der sich loslösen kann von einem Fuhrwerk, das bergab stürzt. Ich aber kann's und will wenigstens fort von einem Wege, auf welchem die rechte Höhe unerreichbar ist, bei dem Theater besonders deshalb, weil den jetzigen Schauspielern überhaupt für das Leben und die Kunst der Ernst und die tüchtige Auffassungsgabe mangeln. Es ist ein weibisch Volk und ein Weiberregiment ihnen das zuträglichste.

Goethe legte die Theaterleitung nieder infolge von Intrigen der Schauspielerin und Sängerin Frau v. Heygendorf, der letzte Anlaß war, daß man gegen seinen Willen das Stück „Der Hund des Aubry", in dem ein lebender Hund auf die Bühne kam, aufgeführt hatte.

226. (1786.) A. Schöll.

Es handelte sich darum, einen Orientalisten nach Jena zu rufen. Neue Besetzungen pflegte Goethe vorsichtig zu bedenken; auch nie ohne abwägenden Bericht an den Großherzog und aufmerksames Vernehmen seiner Absichten bestimmte Schritte zu tun. Hatte er sich aber einmal, auf solche Befugnis gestützt, entschieden, dann gab er nachträglichen Einmischungen von anderer Seite her keinen Zoll breit nach. So hatte er denn nach Rücksprache mit dem Fürsten bereits von Jena aus, wo er sich gerade befand, die Berufung eines Orientalisten eingeleitet, als Karl August auch nach Jena kam und in einem Gespräch mit dem Geheimen Hofrat Stark Eindrücke schöpfte, die ihm die Berufung eines anderen mehr zu empfehlen schienen. Der Großherzog speiste hierauf im Schlosse mit Goethe und einem Dritten. Nach Tische nahm er Goethen in ein Fenster und brachte die Unterhaltung leise auf die Berufungsfrage. Anfangs ging Goethe sehr diensam auf alles ein, indem er aber die Vorstellungen, die dem Großherzog mitgeteilt waren, hindurch merkte, wurden seine Entgegnungen immer bestimmter und schärfer. Endlich sagte der Großherzog: Du bist ein närrischer Kerl, du

kannst keinen Widerspruch vertragen. — O ja, mein Fürst! antwortete Goethe, aber er muß verständig sein. — Karl August ging einmal das Zimmer entlang, dann trat er wieder ans Fenster zu Goethe und führte das Gespräch ruhig weiter.

227. (1804.) 1817. März 22./August 8. F. W. Krummacher.

Frdch. Wilh. Krummacher (1796—1868), zuletzt Hofprediger in Potsdam.

Als damaliger Student machte ich vom Turnplatze aus in meinem Turnergewande einen einsamen Spaziergang dem Berge zu, welcher die Goethesruhe genannt wurde, und erblickte am Fuße desselben die Equipage der Exzellenz. Obwohl ich dieselbe öfter schon von ferne erblickt hatte, war es mir doch interessant, ihn im Vorbeigehen näher anzuschauen und ihm meinen Gruß zu entbieten. Letzteres geschah in aller Ehrerbietung, aber vorbeigehen sollte ich nicht. So eilig? war die freundliche Anrede. Ich blieb stehen, die schwarzrotgoldene Burschenschaftsmütze in der Hand. Bedecken Sie sich; hieß es. Sie kommen vom Turnplatz? Auf meine bejahende Antwort erwiderte er: Die Turnerei halte ich wert: denn sie stärkt und erfrischt nicht nur den jugendlichen Körper, sondern ermutigt und kräftigt auch Seele und Geist gegen Verweichlichung. Darauf fragte er nach meinem Namen und als ich ihm denselben nannte, sagte er mir: Ihr Name ist mir wohlbekannt. Ist vielleicht der Verfasser der Parabeln Ihnen verwandt? Und als ich erwiderte: Derselbe ist mein Vater, Exzellenz! da sprach er das mich hocherfreuende Urteil: Diese tiefen Dichtungen sind nach Inhalt und Form klassisch und überstrahlen die Herderschen. — Was studieren Sie? fragte er weiter. Theologie, Exzellenz. Er: Da werden Sie sehr viel zu studieren haben. Gefällt es Ihnen denn in Jena? — Natur und Wissenschaft bieten vieles, aber auch unsere Verbindung, die Burschenschaft, die von einem

patriotisch-sittlichen Geist durchweht ist. Er: Aber herrschen in derselben nicht auch extreme Richtungen? Ich: Es mag das bei einzelnen der Fall sein, aber sie haben durchaus keine gefährliche Tendenz. Er: Also die Natur gefällt Ihnen hier? Sie gefällt auch mir. Schauen Sie nur das Panorama an, welches von diesem Hügel sich darstellt als ein harmonisches Ganze: dort im Tale die Stadt mit der Saale, rings von Bergen umgeben, und südwärts die Burg, romantisch hervorragend. Sie tun wohl, wenn Sie sich neben der Wissenschaft der Natur erfreuen. Wenn Sie aber an Ihren Vater schreiben, so bitte ich, ihn von mir hochachtungsvoll zu grüßen. — Das wird meinem Vater, erwiderte ich, ein wertvoller Gruß sein, für den ich auch Ew. Exzellenz herzlich danke. — Darauf reichte er mir mit den Worten: Ich wünsche Ihren Studien den besten Erfolg! die Hand, und so nahm ich von dem freundlichen Herrn Abschied.

228. (1807.) Sommer 1817. Sophie v. Schardt.

Goethes Sohn verlobte sich mit Ottilie von Pogwisch (1796 bis 1872), die Hochzeit fand am 17. Juni 1817 statt.

Der Papa hat die Schwiegertochter sehr lieb, noch in Jena muß sie ihm alle Wochen schreiben, und so er an sie. Er teilt ihr alle Schätze mit, die er con amore hegt oder hervorbringt; da sie geistvoll ist, hat sie große Freude daran, und schmiegt auch ihr Gemüt sehr freundlich am Vater hinauf. Sie war schon als Kind bei den Singstunden in Goethes Hause, die mehrere Jahre (bei Lebzeiten noch der Frau) statthatten, die Eberwein dirigierte. — Als sie schon versprochen war, sagte einmal der Alte zur Braut: Höre Ottilie, ich sage dir eins — mein Sohn will gern immer gelobt sein, da mußt du nichts widersprechen, wenn du Lust hast zum Zanke — so komm zu mir, zanke mit mir, ich kann's ertragen.

229. (1818.) 1817. Oktober/November. H. W. Longfellow. (Urschrift englisch.)

Robert Wesselhöft, Sohn eines Jenenser Buchdruckers, Verwandter des Buchhändlers Frommann, hatte die auf der Wartburg bei der Burschenschafter-Versammlung gehaltenen Reden und gesungenen Lieder gesammelt und überbrachte sie Goethe.

Dieser rief mit Wärme: Ihr jungen Leute werdet es nicht alles nach euerm Kopfe haben wollen! Einige von uns Alten sind auch noch da. Der junge Mann antwortete: Ew. Exzellenz sprachen nicht so, als sie den Götz von Berlichingen schrieben! Goethe lächelte, und, sich zu einem Tisch wendend, auf dem Wein stand, schenkte er zwei Gläser ein, eins für den jungen Mann, und sagte: „Götz soll leben."

230. (1821.) 1817. Dezember 4. Johanna Frommann.

Mitte Oktober hatte das Wartburgfest der Burschenschafter stattgefunden, welches den Beginn der freiheitlichen Bewegung bezeichnete. Johanna Frommann, geb. Wesselhöft, Gattin des Buchhändlers K. F. E. Frommann, der sich 1798 in Jena niedergelassen hatte und in dessen Hause Goethe sehr viel verkehrte.

Goethe aß den Mittag auch bei uns, und wie der Untersuchungskommissar v. Gerstenbergk fort war, äußerte er, daß er noch sitzen bleiben wolle, und wurde nun so gesprächig und liebenswürdig, wie ich ihn nie gesehn. Er kam nämlich auf die Wartburgsgeschichte, und nun erklärte er sich so, daß ich ganz aus den Wolken fiel; unter andern sagte er ungefähr: ob es etwas Schöneres geben könne, als wenn die Jugend aus allen Weltgegenden zusammenkäme, um sich fester für das Gute zu verbünden mit dem Entschluß, in jeder Lage ihres Lebens alle ihre Kräfte aufzuwenden usw.

231. (1822.) 1817. Dezember 4. Johanna Frommann.

Rödiger ist neulich bei Goethe gewesen und hat ihn stumm und kalt gefunden; er hat immer von Politik anfangen wollen, G. aber immer gleich abgebrochen. Nun war es wunderbar, wie G. von ihm erzählte, daß er sich

hätte zurückhalten müssen, er hätte dem R. um den Hals fallen, ihn tüchtig küssen und sagen mögen: Lieber Junge, sei nur nicht so dumm! Die Mutter nannte R.s Augen lebendig, das war G. lange nicht genug. Er sagte auch, er täte jetzt nichts als niederschlagende Pülverchen einrühren, damit sie nur seinen lieben jungen Leuten nichts täten, seinen lieben Brauseköpfen.

Ludwig Rödiger, einer der Studenten, die sich beim Wartburgfest durch Reden hervorgetan hatten.

232. (1824.) 1817. Dezember 25. F. J. Frommann.

Frdch. Johs. Frommann (1797—1886), Sohn und Geschäftsnachfolger Karl Frdch. E. Frommanns.

Bei Gelegenheit der Äußerung der Schopenhauer über die Heidelberger Studenten: Wenn sie Kandidaten, Kanzlisten usw. sind, hat der Spaß so ein Ende, sagte gestern Goethe: sie hätte wohl den freundlichen Schluß machen können: Man wird es den jungen Leuten in den Verhältnissen ihres künftigen Lebens anmerken, daß sie eine glückliche Jugend gehabt haben.

233. (1832.) 1818. März 6. Gräfin Julie v. Egloffstein.

Gräfin Julie v. Egloffstein (1792—1868), Tochter aus erster Ehe von Freifrau Henriette von Beaulieu, talentvolle Malerin; sie berichtete öfters dem Kanzler von Müller zur Ergänzung von dessen eigenen Aufzeichnungen über ihre Besuche bei Goethe.

Goethe öffnete uns seine Zimmer, als ich bei Ottilien den Abend zubrachte. Er war höchst liebenswürdig in seinem weißen Flausrock und schaukelte uns gleichsam hin und her im sanften Auf- und Niederwogen seines Gesprächs. Nachdem er eine Mappe der interessantesten Kupferstiche mit uns durchblättert und viel Gewichtiges darüber gesagt hatte, kamen wir plötzlich von der Kunst auf die Natur zu sprechen.

Von Wiesbaden äußerte er, daß das Leben dort zu leicht, zu heiter sei, als daß man nicht verwöhnt würde fürs übrige Leben. Er möge daher nicht zu oft hinreisen; Karlsbad störe das innere Gleichgewicht weit weniger.

Oft bestimme die kleinste Zufälligkeit die dauerndsten Verhältnisse im Leben, und am meisten wirkten Berge auf die Verschiedenheit der Sitten und Charaktere, weit mehr als Klima und Sprache. Viel Scharfsinniges und fast Fabelhaftes erzählte er von seinen Wolkenstudien. An die freundlichste Einladung nach Jena auf seine Tanne knüpfte er die interessantesten Äußerungen über das Leben und Treiben der Jenaischen Professoren, das ihn ewig frisch und in steter Fortbildung erhalte.

Seht liebe Kinder, was wäre ich denn, wenn ich nicht immer mit klugen Leuten umgegangen wäre und von ihnen gelernt hätte? Nichts aus Büchern, sondern durch lebendigen Ideentausch, durch heitere Geselligkeit müßt ihr lernen.

Er frug mich, ob ich schon bei Beuthern* angefangen, und setzte hinzu, der Kanzler habe mich verklagt, er aber würde mich gelobt haben, wenn ich eigensinnig geblieben wäre (weil ich dann eine Virtuosin im Eigensinn gewesen sein würde). Ich möge nur, sobald ich die ersten Stunden gehabt, zu ihm kommen und ihm alles wieder erzählen, dann wolle er schon zusehen, daß ich bald mit der Perspektive ins reine komme.

Als er behauptete, die Professoren hätten viel mehr noch als andere Geschäftsleute zu tun und Adele Schopenhauer dies verneinte und den Kanzler z. B. aufführte, versicherte ich malitiöserweise, daß der Kanzler noch Zeit genug habe, in der Nachbarschaft, wenn er eine halbe Stunde bleiben wolle, ein paar Stunden zu weilen. Ja, sagte Goethe, ein Kanzler müsse eigentlich gar keine Nachbarschaft haben und von Staatswegen eine Brandmauer vor seinen Fenstern aufgeführt werden. Nun, sagte ich, da verdiene ich ja wohl den Dank des Staates, daß ich durch eine neuere Vorrichtung an meinem Zeichenfenster wenigstens zum Teil solch eine Brandmauer aufgeführt habe. Ja

* Zeichenlehrer, bei dem sie Perspektive treiben sollte.

wohl, erwiderte Goethe, einen dreifachen Dank, des Kanzlers Augen, des Staats und Ihrer eigenen Augen wegen. Ob der Kanzler wohl gutmütig genug sein wird, alles dieses zu Gefallen niederzuschreiben!

234. (1838.) 1818. April 29. F. v. Müller.

Wiederholt nahm Goethe längeren Aufenthalt in Dornburg bei Jena, wo er in einem der drei auf felsiger Höhe gelegenen herzoglichen Schlößchen wohnte. Außer der in diesem Gespräch erwähnten Gräfin Julie Egloffstein (Julinde) war an dem Ausflug noch deren Tante, die Freifrau Caroline v. Egloffstein geb. Freiin v. Aufseß beteiligt.

Wir fuhren bei heiterster Frühlingssonne gegen 8 Uhr morgens von Weimar aus nach Dornburg.

Gegen 11 Uhr langten wir an. Eilig durchflogen wir die Zimmer rechts und links und postierten uns dann sofort an das Eckfenster im Zimmer der Frau Großherzogin Louise, damit unsere eifrige Zeichnerin von hier aus einen Teil der Gegend, vom alten Schlosse gegen die Brücke hinab, aufnehmen könne. Wir mochten so etwa eine halbe Stunde am offenen Fenster gesessen haben, als durch den kleinen Garten unter dem Fenster ein stattlicher Mann ernst und feierlich aus den Gebüschen heranschritt.

Es war Goethe, der hochverehrte Meister, den ein Brief von mir gestern abend von unserer Hierherreise benachrichtigt und zu uns eingeladen hatte! — Jubelnd flogen wir ihm entgegen, und sein heiteres Auge lohnte unsere herzliche Bewillkommnung. Alsobald mußte das Zeichnen fortgesetzt werden, mit der zärtlichsten Sorgfalt machte er auf alle kleinen Vorteile in Aufnahme und Behandlung des Gegenstandes aufmerksam und förderte so das begonnene Werk zum allerheitersten, bald lobend, bald scheltend. Ach! wärst du mein Töchterchen, rief er scherzend aus, wie wollt' ich dich einsperren, bis du dein Talent völlig und folgerecht entwickelt hättest! Kein Stutzer sollte dir nahen, kein Heer von Freundinnen dich umlagern, Konvenienz und gesellige Ansprüche dich nimmer

umgarnen; aber kopieren müßtest du mir von früh bis in die Nacht, in systematischer Folge, und dann erst, wenn hierin genug geschehen, komponieren und selbständig schaffen. Nach Jahresfrist ließe ich dich erst wieder aus meinem Käfig ausfliegen, und weidete mich dann am Triumphe deiner Erscheinung. Unsere Zeichnerin zeigte aber keine sonderliche Lust, sich einer solchen Kunstdiät zu unterwerfen, obwohl sie mit der muntersten Laune den alten Meister beschwor, ihr seine strengen Lehren auch auf ihrem gewohnten Lebensgange nicht zu versagen. Er schüttelte skeptisch den Kopf, vermeinend: solche hübsche Kinder horchten gar freundlich auf die Lehren der alten Murrköpfe, weil sie sich stillschweigend den Trost gäben, nur so viel davon zu befolgen, als ihnen gerade beliebte. Willst du aber, mein Engelchen, fuhr er fort, hierin wirklich eine Ausnahme machen, so fordere ich zur Probe dreißig Kopien von Everdingens in Kupfer gestochenen kleinen Landschaften, die ich dir zum Beginn eines folgerechten Portefeuille geben werde und setze dir sechzig Tage unerstreckliche Frist.

Julinde schrie hoch auf über die gewaltige Aufgabe; aber Goethe blieb unerbittlich und setzte wie ein wahrer Imperator hinzu: Wie du es ausführst, das ist deine Sache; genug, ich fordere es und weiche kein Haar breit von meinem Gebote ab.

So verstrich unter Scherzen und Neckereien der Rest des Vormittags; unterdessen war im zierlichen Saale das kleine Mittagsmahl aufgetischt und das fröhliche Quartett ließ sich nicht lange mahnen.

Doch bald nahm das Gespräch eine höhere Richtung. In solcher Naturherrlichkeit, in solchem Freiheitgefühl von allem Zwang der Konvenienz schließt der edlere Mensch sein Inneres willig auf und verschmäht es, die strenge Maske der Gleichgültigkeit vor sich zu halten, die im täglichen Leben den Andrang der lästigen Menge abzuhalten bestimmt ist. So auch unser Goethe! Er, dem über

die heiligsten und wichtigsten Anliegen der Menschheit so selten ein entschiedenes Wort abzugewinnen ist, sprach diesmal über Religion, sittliche Ausbildung und letzten Zweck der Staatsanstalten mit einer Klarheit und Wärme, wie wir sie noch nie an ihm in gleichem Grade gefunden hatten. Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und auch den totesten Stoff durch Vermählung mit der Idee zu beleben, sagt er, ist die schönste Bürgschaft unseres übersinnlichen Ursprungs. Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen, hebt doch den Blick forschend und sehnend zum Himmel auf, der sich in unermeßlichen Räumen über ihm wölbt, weil er es tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen. In dieser Ahnung liegt das Geheimnis des ewigen Fortstrebens nach einem unbekannten Ziele; es ist gleichsam der Hebel unseres Forschens und Sinnens, das zarte Band zwischen Poesie und Wirklichkeit.

Die Moral ist ein ewiger Friedensversuch zwischen unsern persönlichen Anforderungen und den Gesetzen jenes unsichtbaren Reiches; sie war gegen Ende des letzten Jahrhunderts schlaff und knechtig geworden, als man sie dem schwankenden Kalkul einer bloßen Glückseligkeitstheorie unterwerfen wollte; Kant faßte sie zuerst in ihrer übersinnlichen Bedeutung auf, und wie überstreng er sie auch in seinem kategorischen Imperativ ausprägen wollte, so hat er doch das unsterbliche Verdienst, uns von jener Weichlichkeit, in die wir versunken waren, zurückgebracht zu haben. Der Charakter der Roheit ist es, nur nach eigenen Gesetzen leben, in fremde Kreise willkürlich übergreifen zu wollen. Darum wird der Staatsverein geschlossen, solcher Roheit und Willkür abzuhelfen und alles Recht und alle positiven Gesetze sind wiederum nur ein ewiger Versuch, die Selbsthilfe der Individuen gegeneinander abzuwehren.

Wenn man das Treiben und Tun der Menschen seit Jahrtausenden erblickt, so lassen sich einige allgemeine Formeln erkennen, die je und immer eine Zauberkraft über ganze Nationen, wie über die einzelnen ausgeübt haben, und diese Formeln, ewig wiederkehrend, ewig unter tausend bunten Verbrämungen dieselben, sind die geheimnisvolle Mitgabe einer höhern Macht ins Leben. Wohl übersetzt sich jeder diese Formeln in die ihm eigentümliche Sprache, paßt sie auf mannigfache Weise seinen beengten individuellen Zuständen an und mischt dadurch oft so viel Unlauteres darunter, daß sie kaum mehr in ihrer ursprünglichen Bedeutung zu erkennen sind. Aber diese letztere taucht doch immer unversehens wieder auf, bald in diesem, bald in jenem Volke, und der aufmerksame Forscher setzt sich aus solchen Formeln eine Art Alphabet des Weltgeistes zusammen.

Wir lauschten aufmerksam jedem Worte, daß dem teuren Munde beredt entquoll und waren möglichst bemüht, durch Gegenrede und Einwurf immer lebendigere Äußerungen hervorzulocken. Es war als ob vor Goethes innerem Auge die großen Umrisse der Weltgeschichte vorübergingen, die sein gewaltiger Geist in ihre einfachsten Elemente aufzulösen bemüht war. Mit jeder neuen Äußerung nahm sein ganzes Wesen etwas Feierlicheres an, ich möchte sagen, etwas Prophetisches. Dichtung und Wahrheit verschmolzen sich ineinander und die höhere Ruhe des Weisen leuchtete aus seinen Zügen. Dabei war er kindlich mild und teilnehmend, weit geduldiger als sonst in Beantwortung unserer Fragen und Einwürfe, und seine Gedanken schienen wie in einem reinen ungetrübten Äther gleichsam auf und nieder zu wogen.

Doch nur allzu rasch entschlüpften so köstliche Stunden. Laßt mich, Kinder, sprach er plötzlich vom Sitze aufstehend, laßt mich einsam zu meinen Steinen dort unten eilen; denn nach solchem Gespräch geziemt dem alten Merlin sich mit den Urelementen wieder zu befreunden. Wir sahen

ihm lange und frohbewegt nach, als er in seinen lichtgrauen Mantel gehüllt, feierlich ins Tal hinabstieg, bald bei diesem, bald bei jenem Gestein, oder auch bei einzelnen Pflanzen verweilend, und die erstern mit seinem mineralogischen Hammer prüfend. Schon fielen längere Schatten von den Bergen, in denen er uns wie eine geisterhafte Erscheinung allmählich verschwand.

235. (1848.) 1818. August 6. F. v. Gentz.

Friedrich v. Gentz (1764—1852), Diplomat und Publizist, rechte Hand des Fürsten Metternich. Die Gräfin Ida Bombelles, Gattin eines österreichischen Diplomaten, war eine Tochter von Friederike Brun.

Soeben war eine recht interessante Szene beim Fürsten Joseph Schwarzenberg, wo wir in zahlreicher Gesellschaft zu Mittag gegessen hatten. Die Gräfin Bombelles sang außerordentlich schön und entzückte uns alle, als die Tür sich öffnete und die Catalani hereintrat. Die Gräfin wollte nun durchaus nicht weitersingen; die Catalani bestand darauf mit recht liebenswürdiger Manier. Es ging also vorwärts; die schöne Ida gewann ihre Zuhörer immer mehr und mehr. Unter andern war Goethe gegenwärtig und ganz hingerissen. Er sagte das erste hübsche Wort, seitdem er in Karlsbad ist: Wir sind diesen Tönen näher verwandt; es ist das deutsche Herz, das uns entgegenklingt. Die Bombelles, selbst gerührt durch den Eindruck, den sie machte, sang nun bezaubernd und stimmte endlich, von ihrem Manne auf dem Klavier begleitet, Kennst du das Land an. Die ganze Gesellschaft wurde lebhaft ergriffen. Goethe hatte Tränen in den Augen. Jetzt begann die Catalani sich unheimlich zu fühlen; sie wurde blaß und behauptete, es werde ihr übel. Auf einmal lenkte sich nun das Interesse auf ihre Seite, obgleich eine unverkennbare Anwandlung von Eifersucht der Grund ihres Leidens war. Madame Bombelles, von allen Herren und Damen unterstützt (nur der Feldmarschall, Goethe und ich blieben neutral), bestürmte sie, ihre Stimme zu erheben. Sie sang

eine italienische Romanze, aber schwach, fast nüchtern und höchst bewegt.

236. (1851.) 1818. August 27. E. Genast.

Der treue Diener Goethes, Karl, erhielt am 27. August früh Befehl, zwei Flaschen Rotwein nebst zwei Gläsern heraufzubringen und in den sich gegenüberliegenden Fenstern aufzustellen. Nachdem dies geschehen, beginnt Goethe seinen Rundgang im Zimmer, wobei er in abgemessenen Zwischenräumen an einem Fenster stehen bleibt, dann am andern, um jedesmal ein Glas zu leeren. Nach einer geraumen Weile tritt Rehbein, der ihn nach Karlsbad begleitet hatte, ein.

Goethe. Ihr seid mir ein schöner Freund! Was für einen Tag haben wir heute und welches Datum?

Rehbein. Den 27. August, Exzellenz.

Goethe. Nein, es ist der 28. und mein Geburtstag.

Rehbein. Ach was, den vergesse ich nie; wir haben den 27.

Goethe. Es ist nicht wahr! Wir haben den 28.

Rehbein (determiniert). Den 27.

Goethe (klingelt, Karl tritt ein). Was für einen Datum haben wir heute?

Karl. Den 27., Exzellenz.

Goethe. Daß dich — Kalender her! (Karl bringt den Kalender.)

Goethe (nach langer Pause). Donnerwetter! Da habe ich mich umsonst besoffen.

Wilhelm Rehbein (gestorben 1825), Goethes Hausarzt.

237. (1897.) 1819. F. Preller.

Friedrich Preller (1804—78), Maler, am bekanntesten durch seine Odyssee-Landschaften.

Eines Tages, ich war ungefähr fünfzehn Jahre alt, ließ Goethe mich zu sich rufen. Noch erinnere ich mich des Augenblicks, da ich die Nachricht erhielt und der un-

geheuern Aufregung, mit der ich der Aufforderung nachkam. Ich fühlte, als ich die Treppe hinaufstieg, mein Herz schlagen, meinen Atem stocken. Als ich in seine Studierstube eintrat, stand er hochaufgerichtet vor mir, seine herrlichen Augen schienen Funken zu sprühen, ich fühlte, daß mir die Gedanken vergingen. Seine Stimme, seine väterliche Anrede, brachte mich ins Geleise zurück. Er lobte mit wenigen freundlichen Worten meinen Fleiß, und ermutigte mich, stets nach der Natur zu zeichnen. Ich habe eine kleine Arbeit für Sie, sagte er, bei der Sie selbst etwas lernen, was Ihnen bleiben wird. Nehmen Sie das kleine Schriftchen, lesen Sie das und dann beobachten Sie die verschiedenen Wolkenbildungen, und bringen mir davon deutliche Zeichnungen. Die Broschüre war, wenn ich mich recht erinnere, eine Übersetzung des Engländers Howard und handelte im allgemeinen von der Bildung verschiedener Wolkenschichten.

238. (1906.) 1820. April 26. J. S. Grüner.

Joseph Sebastian Grüner (1780—1864), Magistrats- und Polizeirat in Eger. Auf den in den folgenden Jahren unternommenen Reisen nach Böhmen nahm Goethe regelmäßig längeren Aufenthalt in Eger, da ihn der Umgang mit dem humorvollen Grüner sehr zusagte und er in ihm einen gelehrigen Jünger seiner mineralogisch-geologischen Studien fand. Grüners Berichte sind in etwas nüchternem Tone gehalten, so daß sein Temperament dabei nicht in die Erscheinung tritt.

Goethe kam nach Eger und schickte seinen Reisepaß zur Vidimierung nach Karlsbad auf das Egerer Polizeiamt, welches ich damals als Magistratsrat zu verwalten hatte. Da ich den großen Mann aus seinen Werken kannte, glaubte ich ihm meine Ehrfurcht darbringen zu sollen, und ließ mich durch seinen Bedienten Stadelmann melden. Ich wurde sogleich vorgelassen, und nachdem ich Goethen mit großer Ehrerbietung den vidimierten Reisepaß überreicht hatte, richtete er an mich verschiedene Fragen, die auf den Kammerberg, und auf die Kleidertracht, Sprache

und Geschichte des Egerlandes Bezug hatten. In betreff des Kammerberges erzählte ich, daß der Kreishauptmann Baron Erben zu Elbogen Einleitung getroffen habe, um mit einem Versuchsschachte niederzugehen, wozu auf der Fläche des zu Straßenschotter ausgegrabenen großen Raumes, ehemals Zwergloch genannt, der Ort angewiesen wurde; und bemerkte, daß ich, falls Se. Exzellenz es wünsche, das Resultat dieser Nachforschung über das, was in der Tiefe gefunden worden, vorlegen könne.

In betreff des Egerlandes und seiner Bewohner bemerkte ich, daß ich seit meiner Anstellung als Magistrats- und Kriminalrat zu Eger, nämlich seit 1807, mich mit den ältesten Landeseingeborenen über ihre Sitten und Gebräuche, ihre Haus- und Landwirtschaft besprochen, auch die Pfarrer und Schullehrer hierüber vernommen, und darüber ein eigenes Werkchen verfaßt hätte. Müßte ich nicht befürchten, sagte ich, die kostbare Zeit damit zu rauben, so würde ich mir die Freiheit nehmen, diese Zusammenstellung zum Durchblättern anzubieten.

Sie machen mir damit viel Vergnügen, erwiderte Goethe, und es war löblich von Ihnen, so zu verfahren, denn wenn man in Ihrem Wirkungskreise auf seine Untergebenen erfolgreich und wohltätig wirken will, so ist es zweckmäßig, sich zu bestreben, sie näher kennen zu lernen. Wie Sie wissen, äußerte er weiter, reise ich nach Karlsbad, daher behalte ich mir vor, auf der Rückreise das Nähere mit Ihnen zu besprechen. Erhalten Sie mich in freundlichem Andenken, — worauf Goethe von meinen herzlichen Wünschen begleitet nach Karlsbad abfuhr.

Goethes Persönlichkeit machte auf mich einen unbeschreiblich tiefen und angenehmen Eindruck; seine Gestalt, der Ton seiner Stimme, sein freundlich sich herabneigendes Benehmen, das zugleich Zutrauen und Ehrfurcht einflößte, weckten in mir eine wahre Sehnsucht nach dem baldigen Erscheinen des Tages seiner Rückkehr.

239. (1917a.) 1820. Mai. K. F. A. v. Conta.

Karl Friedr. Ant. v. Conta (1778—1850), weimarischer Staatsbeamter, zuletzt Präsident der Landesdirektion.

Im Mai 1820 war ich so glücklich, in Karlsbad mehrere Wochen im täglichen Umgang mit Goethe zu verleben. Goethe war von der heitersten Laune, er sprach gern und viel von seinen früheren Verhältnissen, am liebsten von seinem Freunde Schiller, von dem er sagte: Wenn ich ihn drei Tage nicht gesehen hatte, so kannte ich ihn nicht mehr; so riesenhaft waren die Fortschritte, die er in seiner Vervollkommnung machte. Von Schillers frühem Tode sprechend sagte er: Man hat mich vielseitig getadelt, daß ich nicht auf unserm Theater, wie es anderwärts geschah, eine Totenfeier veranstaltete. Wie konnte ich das? Ich war vernichtet!

Die Schuld von Schillers allzufrühem Tode gab er der Art und Weise wie er arbeitete. Ich, sagte er, behauptete immer, der Dichter dürfe nicht eher ans Werk gehen, als bis er einen unwiderstehlichen Drang zum Dichten fühle. Und diesen Grundsatz befolge ich auch, ihm verdanke ich mein heiteres Alter. Sie sehen hier, fuhr er fort, sechs verschiedene angefangene Arbeiten; ich gehe an keine, wenn sie mich nicht eben anzieht, und verweile bei keiner länger, als ich mich dazu aufgelegt fühle.

Schiller dagegen wollte das nicht gelten lassen. Er behauptete, der Mensch müsse können, was er wolle, und nach dieser Manier verfuhr er auch. Ich will Ihnen ein Beispiel geben: Schiller stellte sich die Aufgabe, den Tell zu schreiben. Er fing damit an, alle Wände seines Zimmers mit soviel Spezialkarten der Schweiz zu bekleben, als er auftreiben konnte. Nun las er Schweizer Reisebeschreibungen, bis er mit Weg und Stegen des Schauplatzes des Schweizer Aufstandes auf das genaueste bekannt war. Dabei studierte er die Geschichte der Schweiz und nachdem er alles Material zusammengebracht hatte, setzte er sich über die Arbeit und — hier erhob sich Goethe und

schlug mit geballter Faust auf den Tisch — buchstäblich genommen stand er nicht eher vom Platze auf, bis der Tell fertig war. Überfiel ihn die Müdigkeit, so legte er den Kopf auf den Arm und schlief. Sobald er wieder erwachte, ließ er sich — nicht, wie ihm fälschlich nachgesagt worden, Champagner — sondern starken schwarzen Kaffee bringen, um sich munter zu erhalten. So wurde der Tell in sechs Wochen fertig; er ist aber auch wie aus einem Guß!

240. (1922.) 1820. August 24. Rudolfine v. Both.

Rudolfine v. Both, geb. Brüning (geb. 1798), Gattin des mecklenburgischen Staatsmannes Karl Friedrich v. Both (1789 bis 1875), schrieb diesen Bericht in Form eines Briefes an den letzteren.

Herr und Frau von Knebel empfingen uns sehr freundlich in einem kleinen Salon, dessen Türen nach dem Garten hin geöffnet waren und den Blick in eine hübsche Anlage zeigten. Nachdem der Kaffee eingenommen war, gingst Du mit Herrn von Knebel in den Garten; Frau von Knebel und ich aber blieben noch im Zimmer, weil der Regen am Morgen den Garten sehr naß gemacht hatte, und wir der Sonne Zeit lassen wollten, ihn noch etwas aufzutrocknen.

Ich brachte das Gespräch gleich auf Goethe, da dies mich natürlich weit mehr interessierte als alle die gewöhnlichen Dinge, welche sie mir früher erzählt hatte.

Er ist außerordentlich liebenswürdig, wenn er in guter Laune ist, sagte sie; doch ist er auch zuweilen verstimmt und dann sehr einsilbig, wo man dann etwas unbehaglich mit ihm ist; doch ist das nicht gerade oft der Fall. Sie brachte nun das Gespräch auf Goethes verstorbene Frau, welche sie sehr lobte. Ich sagte ihr, daß ich früher kein so günstiges Urteil über sie gehört hätte. Die Frau ist sehr beneidet worden, antwortete sie mir und deshalb viel angefeindet und verleumdet. Sie sagte mir nun, daß diese Frau einen vortrefflichen Charakter,

das beste Herz gehabt habe, daß sie alle der Überzeugung wären, daß Goethe nach seiner Eigentümlichkeit nie eine passendere Frau für sich hätte finden können, wie ihr ganzes Leben nur ihm geweiht gewesen sei, wie sie ihm gegenüber nie an sich selbst gedacht hätte, sondern immer nur bemüht gewesen wäre, es ihm angenehm und behaglich zu machen. Dabei hatte sie, sagte Frau von Knebel, eine sehr heitere Laune, verstand es, ihn aufzumuntern und kannte ihn so genau, daß sie immer wußte, welchen Ton sie anschlagen mußte, um wohltuend auf ihn einzuwirken. Sie war keine sehr geistig ausgebildete Frau, aber sie hatte sehr viel natürlichen hellen Verstand. Goethe hat uns oft gesagt, daß, wenn er mit einer Sache in seinem Geiste beschäftigt wäre, sich die Ideen zu stark bei ihm drängten, er dann manchmal zu weit käme und sich selbst nicht mehr zurecht finden könne, wie er dann zu ihr ginge, ihr einfach die Sache vorlege und oft erstaunen müßte, wie sie mit ihrem einfachen natürlichen Scharfblicke immer gleich das Richtige herauszufinden wisse und er ihr in dieser Beziehung schon manches verdanke. Frau von Knebel sagte mir auch, wie tief er ihren Tod empfunden hätte und wie er ihn auch jetzt noch immer nicht verschmerzen könne.

Unter diesen Gesprächen waren wir in den Salon zurückgekehrt, standen am Piano und hatten die Absicht, noch etwas zu musizieren, als ich, meinen Blick zur Seite wendend, eine hohe Gestalt in der Gartentüre stehen sah. Ich konnte nicht zweifeln, daß es Goethe sei, und alles Blut schoß mir so zum Herzen, daß ich selber fühlte, daß ich ganz bleich wurde. Frau von Knebel, die meinem Blicke gefolgt war, ging nun Goethe entgegen und bewillkommnete ihn. Ich wurde ihm vorgestellt, und da er wohl merken mochte, daß ich sehr befangen war, so richtete er gleich einige freundliche Worte an mich, die mich leichter über diesen ersten Augenblick des Zusammenseins mit ihm hinwegbrachten, als ich es gedacht hatte. Bald

nachher kamst Du mit Herrn von Knebel aus dem Garten zurück und er ließ sich nun in ein Gespräch mit Euch ein.

In der Mitte des Salons stand ein runder Tisch mit Schreibmaterialien; an diesem nahmen wir Platz, ich neben Goethe, und das Gespräch drehte sich zuerst um allgemeine Dinge. Bald darauf gingst Du mit Herrn von Knebel fort, um den Präsidenten von Ziegesar aufzusuchen, mit dem Du noch zu sprechen hattest, und Herr von Knebel begleitete Dich, um Herrn von Ziegesar einzuladen, den Abend dort zuzubringen. Frau von Knebel hatte sich schon früher, wahrscheinlich in häuslichen Geschäften entfernt, und so saß ich nun tête à tête mit dem großen Goethe. Mir wurde wieder etwas beklommen zumute, doch führte Goethes freundliche Rede mich bald hierüber weg. Er erkundigte sich nach unserem Leben, meinen Beschäftigungen, und dann kam das Gespräch auf die Reise, die wir gemacht hatten, wobei er eine große Vorliebe für einzelne Partien des Harzes zeigte, die er früher öfter bereist hatte. Wir plauderten bald ganz harmlos zusammen, und als im Laufe des Gesprächs auch die Rede auf den Dom in Magdeburg kam und das schöne Grabmal in demselben, lobte Goethe es als ausgezeichnetes Kunstwerk, sprach über die Einzelheiten desselben und pries die schöne Lage der Hauptfigur. Ich mußte ihm gestehen, daß ich zwar die Schönheit desselben im allgemeinen auch bewundert hätte, daß ich aber, an dem Tage mich unwohl fühlend und ermüdet von der langen Reise, dem Kunstwerke in seinen einzelnen Teilen die Aufmerksamkeit nicht geschenkt hätte, die es gewiß verdiene. Ich will es Ihnen aufzeichnen, dann wird es Ihnen wieder mehr ins Gedächtnis zurückkehren, sprach Goethe; es ist zu schön, als daß es aus Ihrer Erinnerung schwinden dürfte! Goethe nahm hierauf ein Blatt Papier vom Tische und eine Feder und zeichnete das Grabmal hin und erklärte mir nun die einzelnen Teile des-

selben. Dann gab er mir die kleine Zeichnung — der er später noch den Namen eines Buches, das er mir zu lesen empfohlen hatte (Olfrid und Lisena von Hagen), beifügte — und sagte: Behalten Sie es zu meinem Andenken. — Als später die Rede auf Lektüre kam, empfahl er mir mehrere Schriften und machte mir das Kompliment, daß ich eine sehr gute Vorleserin sein müßte, da ich eine so klare deutliche Aussprache habe. Ich hatte nämlich schon vorher erfahren, daß er nicht ganz gut mehr höre, und meine Sprache danach eingerichtet, und dies mochte mir jenes Kompliment wohl verschafft haben.

Nach diesem kamst Du mit dem Herrn von Knebel und dem Präsidenten von Ziegesar, einem hohen stattlichen Manne, zurück; auch Frau von Knebel erschien wieder, um den neuen Gast zu bewillkommnen. Wir setzten uns nun alle wieder an den runden Tisch, wo das Gespräch sich ausschließlich den neuen Erscheinungen in der Literatur zuwandte. — Es wurde über Hebels alemannische Gedichte gesprochen, welche von Goethe sehr belobt wurden, dann über plattdeutsche Gedichte von Babst und über die plattdeutsche Sprache überhaupt, für die Goethe sich zu interessieren schien. Außerdem wurden noch mehrere neue Schriften, deren Namen ich vergessen habe, beurteilt; etwas Genaueres weiß ich aber nicht darüber zu sagen.

So ging der Abend rasch vorüber und da das Wetter schön geworden war, so gingen wir noch in den Garten; doch waren wir noch nicht lange dort, als wir benachrichtigt wurden, daß das Essen unserer harre. Wir stiegen nun in den zweiten Stock, wo die Tafel serviert war. — Ich saß wieder neben Goethe, während Du weiter unten bei Frau von Knebel placiert wurdest. Während der Dauer der Mahlzeit wurden keine ernsten Gespräche mehr geführt; die Unterhaltung war heiter und scherzhaft. Goethe schien einiges Vergnügen daran zu finden, mich zu necken, und da ich über die Blödigkeit weggekommen war (wozu er mir durch seine Freundlich-

keit geholfen hatte), so erlaubte ich mir, ihn auch ein wenig dafür zu bezahlen. Als Herr von Ziegesar ihm sagte: Exzellenz necken die junge Dame aber auch nicht wenig, gab er lachend zur Antwort: Nun, sie bleibt mir aber auch nichts schuldig. Und in Wahrheit, ich habe es später selbst nicht begreifen können, woher ich den Mut bekommen hatte, dem großen Goethe seine Neckereien zurückzugeben; ich war aber heiter gestimmt und fühlte mich sehr angeregt, und da kann man denn manches tun, was in gewöhnlicher Stimmung unmöglich sein würde. Als wir gegen 12 Uhr (veranlaßt durch eine Äußerung des Herrn von Knebel über unsere in der Frühe des folgenden Tages bevorstehende Abreise, worauf Goethe bemerkte: Alter, du willst uns los sein) vom Tische aufstanden, konnte ich gewiß aus aufrichtigem Herzen der Frau von Knebel meinen herzlichsten Dank sagen für den herrlichen Abend, den ihre Güte uns bereitet hatte. Die gutherzige Frau war selber sehr erfreut, daß der Goethe, wie sie sagte, so prächtig gewesen sei. Wie freut es mich, setzte sie hinzu, daß Sie ihn so gesehen haben; er ist nicht immer so, aber heute ist er einmal in seiner rosigsten Laune. Und gewiß, er war so liebenswürdig wie möglich.

Als wir uns gleich darauf empfehlen wollten, erbot sich Goethe, uns in seinem Wagen, der schon vor der Türe hielt, nach unserem Hotel zu fahren. Dies wurde natürlich mit Dank angenommen, und wir bestiegen mit ihm eine kleine sehr niedrige zweisitzige Droschke, wo Du Deinen Platz bei dem Kutscher nahmst, und ich mich bei Goethe in den Hauptsitz setzen mußte. So brachte er uns nach unserem Hotel, wo wir an der Tür Abschied von ihm nahmen, leider auf Nimmerwiedersehen.

241. (1933.) 1820. Dezember 3./4. J. G. v. Quandt.

Joh. Gottlieb v. Quandt (1787—1859) aus einer Leipziger Kaufmannsfamilie stammend, lebte als Kunstgelehrter in Dresden.

Bei der Rückkehr von meiner zweiten Reise nach Italien mit meiner Frau erforderte es Anstandspflicht und Drang

des Herzens, Goethe zu besuchen, und meine Frau ward durch Frau Hofrätin Schopenhauer bei Frau Geheimer Kammerrätin von Goethe geb. Freiin von Pogwisch eingeführt, die durch ihren lebhaften Geist und Liebe zu ihrem Schwiegervater geeignet war, sein Alter zu erheitern.

Während der kurzen Zeit unseres Aufenthaltes in Weimar hatten wir täglich Gelegenheit, Goethe zu sehen. — Rauch war unlängst dagewesen, um Goethe zu modellieren und die soeben erst beendete Arbeit stand noch in Goethes Hause auf dem Stativ, um geformt zu werden. Ich sprach den Wunsch aus, das Modell zu sehen, und Goethe beschied mich am anderen Morgen zu sich. Mit ihm sein eigenes Bildnis von der Hand eines solchen Künstlers zu betrachten, gehört zu den bedeutendsten Momenten meines Lebens.

Goethe bediente sich des scherzhaften Ausdruckes, daß ihm die Natur einen Nickfang gegeben, wodurch die rechte Seite des Stirnbeins etwas eingedrückt war und das rechte Auge tiefer als das linke stand. Aus dieser Anomalie konstruierte er die Bildung seines Gesichtes und sprach als Physiolog, als Künstler, als Poet, als ein universeller Geist. Noch insbesondere belehrend war, was Goethe darüber sagte, wie der Künstler sich an die Wirklichkeit zu halten habe und diese nicht absichtlich ändern dürfe, zumal bei Bildnissen. Diese Asymmetrie am Schädel eines so geistvollen Mannes kann uns keinen Zweifel daran einflößen, daß das Gehirn die Werkstätte der Seele ist; denn es war eine äußere, wahrscheinlich bei der Geburt entstandene Ungleichheit, und der Natur fehlt es bei den, ihr zu Gebote stehenden unberechenbaren Möglichkeiten nicht an Kompensationen, wodurch die Wirkungen von Bildungsstörungen aufgehoben werden, wenn sie ihre Zwecke durchsetzen will. Ohne Zweifel hatten sich die Hemisphären intensiv und quantitativ einander gleich ausgebildet, so daß die Verschiedenheit wohl bloß in einer höheren und tieferen Lage der beiden Teile des großen Gehirns bestand

und die Unebenmäßigkeit nur die Schädelform betraf. — Was ich hier gesagt habe, sprach Goethe auf seine unnachahmliche Weise mit wenigen gehaltvollen Worten aus, so daß ich, solche nicht genau aufgezeichnet zu haben, überaus bedauern muß.

Um diese Eigenheit in der Schädelbildung zu verbergen, hat Rauch den Kopf der Büste gewendet, obwohl diese Bewegung nicht in Goethes Art lag, der jedem angesichts ins Angesicht schaute. Rauch hatte diese Arbeit aus eigenem Antriebe unternommen, und ich bat Goethe um die Erlaubnis, bei dem Meister nach dem Modelle sein Bildnis für mich in Marmor bestellen zu dürfen, was er sehr gern bewilligte, und so habe ich das Glück, die Originalbüste zu besitzen, welche nachmals gewiß tausendfach in allen Arten von Material vervielfältigt worden ist.

242. (1937.) 1821. Januar 22. F. v. Müller.

Als ich eintrat, heftete Goethe eben Korrekturbogen zusammen. Doch nicht von Meisters Wanderjahren? sagte ich, aufgeregt durch einen Artikel der Frankfurter Zeitung. Und warum nicht? erwiderte Goethe, und so kam ich bald darüber zur Gewißheit, ohne meine Zweifel zu verraten. Dies gab zu näherem Gespräch über Wilhelm Meister Anlaß, den Goethe jetzt nach langen, langen Jahren erst wieder gelesen mit Übersprung des ersten Teiles. Schon vor seiner italienischen Reise sei er größtenteils fertig gewesen. Es mache ihm Freude und Beruhigung, zu finden, daß der ganze Roman durchaus symbolisch sei, daß hinter den vorgeschobenen Personen durchaus etwas Allgemeines, Höheres verborgen liege. Lange sei das Buch mißverstanden worden, ja sogar anstößig gewesen. Die guten Deutschen brauchten immer gehörige Zeit, bis sie ein vom Gewöhnlichen abweichendes Werk verdaut, sich zurechtgeschoben, genüglich reflektiert hätten. Erst in ihren Unglückstagen zu Memel hat die mir früher nicht sonderlich wohl-

wollende Königin von Preußen den Meister liebgewonnen und immer wieder gelesen. Sie mochte wohl finden, daß er tief genug in der Brust und gerade da anklopfte, wo der wahre menschliche Schmerz und die wahre Lust, wo eigentliches Leid und Freude wohnen. Noch unlängst hat mir die Herzogin von Cumberland versichert, daß die Königin durch die Tränen, die sie über jene Stelle in Mignons Lied:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

vergoß, sich ungemein erleichtert gefunden habe. Bei jetziger Wiederlesung hätte ich fast zu mir selbst — wie einst zu Ariosto der Kardinal von Este — sagen mögen: Meister Ludwig, wo Henker, habt Ihr all das tolle Zeug hergenommen? (Cujonerie.) Der Meister belegt, in welcher entsetzlichen Einsamkeit er verfaßt worden, bei meinem stets aufs Allgemeinste gerichteten Streben. Wilhelm ist freilich ein armer Hund, aber nur an solchem läßt sich das Wechselspiel des Lebens und die tausend verschiedenen Lebensaufgaben recht deutlich zeigen, nicht an schon abgeschlossenen festen Charakteren.

243. (1943.) 1821. Mai. Kaiser Nikolaus I. von Rußland.

Ein prächtiger Kopf, der Kopf eines Jupiter Stator. Er hat durch seine göttliche Ruhe und durch sein ernstes, gehaltenes Wesen einen ganz gewaltigen Eindruck auf mich gemacht. Er erweckte Achtung durch diese Ruhe und durch seine schlichte Haltung. Als ich ihn sah, war ich noch sehr jung, mochte mich noch nicht in ein Gespräch mit ihm einlassen und hörte der Unterhaltung der Älteren zu. Nie vernahm ich von ihm eine inhaltslose Äußerung; über alles wußte er mit der Ursprünglichkeit eines Genies, eines Menschen voller eigener, nicht erborgter Ideen zu reden.

Goethe fragte mich, was ich über Werthers Leiden und über Werther selber dächte. Diese Frage, ich gestehe es, kam mir nun ein wenig unerwartet. Ich, ein junger Mann, wie hätte ich einem Goethe mein Urteil über sein Werk mitteilen sollen! Er bestand aber auf seiner Frage und so meinte ich denn: ich hielte den Werther für einen schwächlichen Charakter, der sich einbilde, stark zu sein. Charlotte wäre wohl unglücklich mit ihm geworden, da sie eine Frau war, die zugleich achten und lieben wollte; diese Seelenstimmung erhebe sie in meinen Augen. — Meine Antwort befriedigte Goethe vollkommen. Im Fortgange der Unterhaltung drückte Goethe seine eigene Meinung über Werther aus und bemerkte unter anderem, daß er nie die Absicht gehabt, den Selbstmord als interessant hinzustellen, daß er ihn vielmehr als ein sittliches Vergehen beurteile.

244. (1945.) 1821. Juni 8. F. v. Müller.

Über die Ursachen seiner Spannung mit Herdern, den er drei Jahre lang in der letzten Zeit nicht sah, teilte er Vertraulichstes mit, unter feierlichstem Handschlag.

In Jena trafen sie sich dann einmal wieder. Goethe besuchte Herdern zuerst. Sie sprachen lange und doch — setzte er hinzu — getraue ich mir den Ausgang dieses Gesprächs nicht zu offenbaren. Herders Frau sei an allem schuld gewesen mit ihrem unbiegsamen Spatzenkopf; ihre Anforderungen an den Herzog seien ins Grenzenlose gegangen und der Herzog habe unmenschliche Geduld bewiesen und sich wahrlich nichts gegen Herders vorzuwerfen. Herdern selbst müsse man vieles wegen seiner steten Kränklichkeit zugute halten; leider habe er die Reizbarkeit und Bitterkeit im Urteil, die ihm von Jugend auf angeklebt, ins Alter hinübergetragen. Unarten, die in der Jugend oft sogar interessant und am Manne noch erträglich sind, werden ganz unleidlich, wenn man sie ins Alter hinübernimmt. Je mehr man Herdern geliebt, je mehr habe man

sich von ihm entfernt, entfernt halten müssen, um ihn nicht totzuschlagen.

Wielands Unarten seien ganz anders und oft wahrhaft liebenswürdig gewesen. Einsiedel, den zuweilen auch ein grandioser Sinn angewandelt, habe einst, als er sich über Wielands unleidliche Willkür im Urteil beklagte, ein trefflich Wort gesprochen: Wenn man Wieland selten sieht, sagte er, muß man sich über ihn ärgern, sieht man ihn täglich, so findet man erst Harmonie in seinem Wesen und erstaunt über den Umfang dessen, was man von ihm Treffliches hört und lernt. Böttiger sei eigentlich der böse Dämon unter jenen großen Männern gewesen, der alles Unheil angezettelt.

Die Herzoginmutter habe sich höchst gemäßigt bei allem diesen benommen, die entgegengesetzten Geister immer freundlich auseinander gehalten und Goethen nie den geringsten Stoff zu einer Klage gegeben. Sie sei ein allerliebstes, vortreffliches, aber indefinibles Wesen gewesen. Inzwischen, setzte er hinzu, um das oft gebrauchte Gleichnis, daß wir zu nah' aneinanderstehende Bäume gewesen, beizubehalten, wenn jene Verstimmungen mich hinderten an Ausbreitung, so trieben sie mich desto mehr in die Höhe: ich blieb mir getreu und lebte auf meine Weise. Jeder von uns hätte eines eigenen, abgeschlossenen Kreises für sich bedurft; in einer großen Stadt, z. B. in Berlin hätten wir ihn gefunden, während wir uns hier durchkreuzten. Und so war ich stets und werde es bleiben, so lange ich lebe und darüber hinaus hoffe ich auch noch auf die Sterne; ich habe mir so einige ausersehen, auf denen ich meine Späße noch fortzutreiben gedenke.

245. (1952.) 1817/1821. F. J. Frommann.

Der Genuß am Lesen seiner Schriften reicht lange nicht an den seiner mündlichen Unterhaltung. Er war Meister im Erzählen; es ging aus einem Gusse und die ausdrucksvollen Bewegungen der Hände und der Glanz

der Augen erhöhten den Reiz seiner Rede. So ist mir unvergeßlich, wie er einmal die heitere Geschichte aus dem Feldzuge in der Champagne zum besten gab, ehe sie gedruckt war: wo er am Ende eines feindlichen Dorfes mit seinem Reitknecht einen noch ungeplünderten Keller entdeckt, sich im Hause niederläßt und unter seinem großen Reitermantel eine Batterie Weinflaschen anlegt, als die andern nachkommen, die Flasche kreisen läßt, immer eine frische aus dem Versteck hervorholt und sich an dem allgemeinen Erstaunen ergötzt, daß die vermeinte eine Flasche nicht leer wird.

Ein anderes Mal entwickelte er die Fabel des Textes zum Don Juan von da Ponte und zeigte, wie sie durch das katholische Dogma von den sieben Todsünden bedingt sei, die der Held des Stückes vor den Augen der Zuschauer sämtlich begehen müsse, damit ja kein Zweifel bleibe, daß er die Hölle vollauf verdient habe, in die ihn die Teufel schleppen. Dadurch ist auch das Gastmahl gegen Ende des Stückes gerechtfertigt; denn zu den katholischen Todsünden gehört ja la gola, die Schlemmerei.

Ein anderes Mal waren wir in Weimar gewesen und hatten die erste Aufführung des Bildes von Houwald gesehen. Da ließ er sich die Fabel des Stückes erzählen und wußte mit der feinsten Ironie durch Fragen und Zwischenreden die Mängel hervorzuheben, z. B.: Also, sie lieben sich übers Kreuz!

Noch früher traf er einmal meine Mutter allein und brach noch in der Türe, indem er die Arme ausbreitete, in die Worte aus: Ach, wenn doch der gute T. (ein damals auftauchender begabter Dichter, den auch er schätzte [Tieck?], nicht so breit wäre!

In der Zeit nach 1815, als die vaterländische Begeisterung in politische Erregtheit überzugehen anfing, spielte auch ein Mann, dessen Stärke die Politik nicht war, und den Goethe ohnehin nicht liebte, eine gewisse Rolle und hatte großen Anhang unter der Jugend. Von dem äußerte

Goethe, wenn der sich nun im Spiegel ansehe, müßte er doch für sich selber sagen: Ei, du X, was bist du doch für ein großer Mann geworden! [Fries?]

246. (1973.) 1821. Juli 28. J. S. Grüner.

Sobald Goethe in Eger angekommen, meldete es mir sein Bedienter Stadelmann und brachte eine Einladung zum Besuche. Beim Eintritte empfing mich Goethe auf eine Art, die sich nicht beschreiben läßt, es war etwas Herzliches und doch Imponierendes darin, zugleich Liebe und Ehrfurcht einflößend. Nachdem er mir zum Willkommen die Hand gereicht, sagte er: Sehen Sie, Freundchen, ich habe mich über die böhmischen feststehenden Gebirge wieder herübergemacht, ich reise zwar nach Marienbad, allein ich komme wieder nach Eger, um dann länger hier zu bleiben.

Er wies mir einen Sitz neben sich auf dem Sofa an, und fragte mich dann, wie lange ich diene, ob während meiner Dienstzeit Vorfallenheiten von bedeutender Wichtigkeit sich zugetragen hätten, und dergleichen. Ich hatte mich für einen solchen Fall gefaßt gemacht und meine wichtigsten Zeugnisse mitgenommen, um beweisen zu können, daß er sein Zutrauen nicht einem Beamten von so ganz gewöhnlichem Schlage schenke. Ich überreichte ihm daher diese Zeugnisse mit dem Bemerken, daß aus selben, wenn er die Güte haben wollte, sie zu durchblicken, nicht uninteressante Begebenheiten zu ersehen sein dürfen.

Er nahm diese Zeugnisse mit den Worten an: Ihr offenes, freundliches Benehmen und das, was ich von Ihnen Gutes eingeholt habe, hat mir ein besonderes Vertrauen eingeflößt. Sie sind in allem gut unterrichtet, worüber ich belehrt sein will. Ihre Zeugnisse, die Sie mir anvertrauen, bringe ich von Marienbad wieder mit. — Er sah sie flüchtig durch und sagte dann: Über den Inhalt derselben werden Sie mir bei meiner Rückkunft Auskunft zu geben nicht ermangeln, besonders über die Räubergeschichte.

Als ich bei unserem ferneren Beisammensein bemerkte, daß ich mir seine Farbenlehre nicht eigen machen könnte, und so vieles in ihr schon darum nicht verstünde, weil die Experimente kostspielige Instrumente erfordern, sagte er: Da sind Sie nicht der einzige; diese Lehre hat viele Widersacher gefunden. Die Instrumente haben mich über zweitausend Gulden gekostet. Ich lebte in der Beruhigung, daß vielleicht einmal nach fünfzig Jahren jemand mein Buch in die Hände bekommen und sagen würde: Hat sich der auch auf dieses Feld gewagt! Wenn er es studieren und in das Innere eindringen wollte, so würde er den durch ein Löchlein eines verschlossenen Fensters auf ein Glasprisma fallenden Sonnenstrahl lächerlich und die Newtonsche Lehre ungrundhaltig finden. Indes habe ich doch auch schon bei meinen Lebzeiten das Vergnügen, daß man in Berlin auf meine Lehre eingeht, zu welchem Ende ich auch meine Instrumente dahin geschickt habe. Die Ursache der Entstehung werden Sie gelesen haben. Ich habe noch das Blättchen Papier, auf welches im Zelte bei Mainz es geregnet hat. Seit dieser Zeit habe ich mich ernstlich mit dieser Lehre beschäftigt. Unser Verstand ist noch so beschränkt, daß wir gewisse Gegenstände bloß a posteriori annehmen und darauf bauen müssen; so verhält es sich mit der Sonne, so auch mit unsern Augen, wir wissen es, daß wir sie haben, wir bemerken die Wirkungen, und kein Mensch wird ergründen können, wie diese hervorgebracht werden, und woraus die Sonne bestehe. Alle die Schreibereien darüber sind grundlose Hypothesen.

Die Lehre, sagte ich hierauf, daß, wenn dunkle Gegenstände im Hintergrunde sind, die Luft uns blau erscheint, war mir ganz neu; daher ist mir auch jetzt erst verständlich geworden, wenn Chateaubriand anführt, daß er die Luft im Oriente, wo Kreidegebirge im Hintergrunde sind, gelblich gefunden habe.

Goethe erwiderte: Damit kann man sich manches Späßchen machen, weil sich viele das Phänomen nicht zu er-

klären wissen, was Sie gelegentlich selbst in Anwendung bringen können; denn wenn Sie einen weißen Gegenstand in tiefes Wasser legen, so wird das Wasser eine gelbliche Farbe annehmen, während es sonst überall dunkel bleibt. Am besten dürfte es sich mit einer weißen glänzenden Blechplatte bewähren. Ich habe Gläser, wenn Sie selbe auf ein schwarzes Tuch legen, so stellen sie sich dem Auge vollkommen blau dar. Legen Sie selbe auf weißes Papier, so sind sie gelb. Solche Gläser sollen Sie von mir haben.

247. (1976.) 1821. Juli 29./August 25. Ulrike v. Levetzow.

Ulrike v. Levetzow (1804—99) lebte unvermählt bis zu ihrem Tode auf dem Familiengute Trziblitz in Böhmen; mit ihrer Familie war Goethe schon seit vielen Jahren bekannt.

Ich lernte Goethe im Jahre 1821 in Marienbad kennen; Mutter hatte mich aus meiner Pension in Straßburg herausgenommen, um mit mir einige Monate bei meinen Großeltern Brösigke in Marienbad zuzubringen. Marienbad war damals noch ein kleiner, erst fast entstehender Ort, und unser Haus Stadt Weimar, fast das größte und schönste. Goethe hatte dort seine Wohnung genommen, und ich kann mich noch des ersten Kennenlernens sehr deutlich erinnern. Großmutter ließ mich zu sich rufen, und das Mädchen sagte mir, es sei ein alter Herr bei ihr, welcher mich sehen wollte, was mir gar nicht angenehm, da es mich in einer eben begonnenen Handarbeit störte. Als ich ins Zimmer trat, wo meine Mutter auch war, sagte diese: Das ist meine älteste Tochter Ulrike. Goethe nahm mich bei der Hand und sah mich freundlich an und frug mich, wie mir Marienbad gefalle. Da ich die letzten Jahre in Straßburg in einer französischen Pension zugebracht, auch erst 17 Jahre alt war, wußte ich gar nichts von Goethe, welch berühmter Mann und großer Dichter er sei, war daher auch ohne alle Verlegenheit einem so freundlichen alten Herrn gegenüber, ohne alle Schüchternheit, welche mich sonst meist bei neuen Be-

kanntschaften ergriff. Goethe forderte mich gleich den andern Morgen auf, mit ihm einen Spaziergang zu machen, wo ich ihm viel von Straßburg und der Erziehungsanstalt erzählen mußte; ich besonders klagte, wie ich mich ohne meine Schwestern, von welchen ich zum erstenmal getrennt sei, einsam fühle, und ich bin überzeugt, daß gerade diese kindliche Unbefangenheit ihn interessierte; denn von da an beschäftigte er sich sehr viel mit mir; fast jeden Morgen nahm er mich mit, wenn er spazieren ging, und ging ich nicht mit, brachte er mir Blumen mit, da er wohl sehr bald merkte, daß ich an den Steinen, welche er oft betrachtete, kein Interesse hatte, doch sonst mich gern unterrichten ließ; auch gegen Abend saß er oft stundenlang auf einer Bank vor der Türe, wo er mir von sehr verschiedenen Gegenständen erzählte. Als ich da wohl hörte, welch großer Gelehrter er sei, war ich schon viel zu bekannt und vertraut mit ihm, daß es mich hätte einschüchtern oder verlegen machen können; es fiel auch später niemandem und auch meiner Mutter nicht ein, in dem vielen Zusammensein etwas anderes als ein Wohlgefallen eines alten Mannes, welcher mein Großvater hätte sein können, nach den Jahren, zu einem Kind, welches ich ja noch war, zu finden. Goethe war ein so freundlicher, liebenswürdiger alter Herr, an welchen sich ein junges Wesen wohl anschließen konnte, besonders, wenn sie ein reges Interesse an allem nahm, was er in so angenehmer Form ihr so lebhaft beschrieb: Blumen, Steine, Sterne und Literatur.

Noch in diesem Sommer schenkte mir Goethe Wilhelm Meisters Wanderjahre, es war ihm das Buch als neue Auflage zur Durchsicht nach Marienbad gesandt worden. Als er es mir gegeben und ich darin zu lesen begann, fand ich, daß schon früher etwas sein mußte, da sich manches noch mir Unbekanntes begab, und als ich es Goethe sagte und ihn bat, mir doch das frühere Buch auch zu geben, meinte er, es sei nicht recht für mich, er wolle

mir lieber daraus erzählen, damit ich die Wanderjahre recht verstehe.

Als unser Kreis von Bekannten sich in Marienbad mehrte, ich auch mehrere junge Mädchen kennen lernte, ist es öfters vorgekommen, daß Goethe uns kleine Spiele angab, wenn schlechtes Wetter am Ausgehen hinderte.

248. (1997.) 1821. November 4. Felix Mendelssohn-Bartholdy an die Seinen.

Nach zwei Stunden kam Professor Zelter: Goethe ist da! Der alte Herr ist da! Gleich waren wir die Treppe hinunter in Goethes Haus. Er war im Garten und er kam eben um eine Ecke herum; ist dies nicht sonderbar, lieber Vater! ebenso ging es auch Dir. Er ist sehr freundlich, doch alle Bildnisse von ihm finde ich nicht ähnlich. — Er sah sich seine Sammlungen von Versteinerungen an, welche der Sohn geordnet, und sagte immer: Hm! Hm! Ich bin recht zufrieden. Nachher ging ich noch eine halbe Stunde im Garten mit ihm und Professor Zelter. Dann zu Tisch. Man hält ihn nicht für einen Dreiundsiebziger, sondern für einen Funfziger. Nach Tisch bat sich Fräulein Ulrike, die Schwester der Frau von Goethe, einen Kuß aus, und ich machte es ebenso. Jeden Morgen erhalte ich vom Autor des Faust und des Werther einen Kuß und jeden Nachmittag vom Vater und Freund Goethe zwei Küsse. Bedenkt! Nachmittags spielte ich Goethe über zwei Stunden vor, teils Fugen von Bach, teils phantasierte ich. Den Abend spielte man Whist, und Professor Zelter, der zuerst mitspielte, sagte: Whist heißt: Du sollst das Maul halten! Ein Kraftausdruck! Den Abend aßen wir alle zusammen, auch sogar Goethe, der sonst niemals zu Abend ißt. Nun, meine liebe hustende Fanny! Gestern früh brachte ich Deine Lieder der Frau von Goethe, die eine hübsche Stimme hat. Sie wird sie dem alten Herrn vorsingen. Ich sagte es auch schon, daß Du sie gemacht hättest und fragte, ob er sie wohl hören wollte? Er sagte:

Ja, ja, sehr gerne. Der Frau von Goethe gefallen sie besonders. Ein gutes Omen! Heute oder morgen soll er sie hören.

Karl Friedrich Zelter (1758—1833), Maurermeister und Musiker in Berlin, einer der intimsten Freunde Goethes, der Lehrer Felix Mendelssohns (1809—47).

249. (1998.) 1821. November 8. L. Rellstab.

Ludwig Rellstab (1790—1860), Berliner Schriftsteller und Musikkritiker.

In den Gesellschaftszimmern Goethes befand sich ein vortrefflicher Streicherscher Flügel, den ihm Rochlitz besorgt hatte. Dort fanden wir uns am Abend des Tages alle wieder zusammen; denn Goethe hatte eine größere Gesellschaft geladen, um seine Weimarischen Freunde, insbesondere die musikalischen, mit dem staunenswürdigen Talente des Kindes, von dem ihm Zelter den Tag über viel erzählt, auch früher schon manches geschrieben, bekannt zu machen. Unter den Geladenen befand sich auch der Weimarische Regierungsrat Schmidt, der, ein leidenschaftlicher Verehrer Beethovens, dessen Sonaten sämtlich mit Feuer und Fertigkeit spielte und sie zum größten Teil auswendig wußte; außerdem, wenn ich mich richtig erinnere, der Musikdirektor Eberwein mit seiner Gattin, einer ausgezeichneten Sängerin, Knebel, Herr von Froriep und andere.

Zelter war, als wir andern schon versammelt waren, noch nicht zugegen, wohl aber Felix Mendelssohn, der sich scherzend wie am Morgen mit den Damen des Hauses unterhielt. Zelter wohnte in einem der, an den Gesellschaftssaal stoßenden Zimmer; von dorther trat er ein. Jetzt erst erschien Goethe selbst; er kam aus seinem Arbeitszimmer. Gewöhnlich pflegte er, wenigstens habe ich es so bemerkt, erst abzuwarten, daß die Gesellschaft versammelt sei, bevor er sich zeigte; so lange verwalteten sein Sohn und dessen Gattin die Pflichten der Wirte auf die einnehmendste Art. — Eine gewisse Feierlichkeit war von dem

Eintreten des Dichters in den Kreis seiner Gäste kaum zu trennen; denn fast immer befanden sich in demselben einige, die ihn zum erstenmal sahen, oder ihm doch nur selten nahe getreten waren, und selbst für die, welche nähern oder nächsten Umgang mit ihm pflogen, blieb das Gefühl der Verehrung ihm gegenüber das vorherrschende. Sein ganzes Wesen prägte sich auch in der äußern Erscheinung so aus, daß diese Empfindung die erste, die überwiegende, die bleibende sein mußte. Sein ernster langsamer Gang, die kraftvollen Züge, welche vielmehr die Stärke, als die Schwäche des Alters ausdrückten, die hohe Stirn, das weiße, reiche Haar, endlich die tiefe Stimme und die langsame Redeweise — alles vereinigte sich gerade zu diesem Eindruck. Er stellte sich denn auch an diesem Abend her; eine plötzliche Stille trat ein, als der Dichtergreis die Tür öffnete; jedes Auge wandte sich zu ihm; er wurde mit stummer Verbeugung begrüßt. Sein Guten Abend! richtete sich an alle, doch vorzugsweise ging er auf Zelter zu und schüttelte ihm vertraulich die Hand. Es ist allbekannt, daß beide auf dem brüderlichen Fuß des Du in der Unterredung standen. Felix Mendelssohn schaute mit blitzenden Augen zu dem schneeigen Haupte des hohen Dichters hinauf; dieser aber nahm ihn mit beiden Händen freundlich beim Kopf und sagte: Jetzt sollst du uns etwas vorspielen! Zelter nickte sein Ja dazu.

Goethe trat nun zu uns andern. Eine kurze Unterredung bei der ersten Vorstellung abgerechnet, hatte ich ihn — obgleich ich mich schon über zwei Monate in Weimar befand — noch nicht weiter gesehen. Nach einigen freundlichen Äußerungen gegen mich über die Beziehungen, in die ich zu seinem Sohne und seiner Schwiegertochter getreten, in deren Hause ich seither mehrfach aus- und eingegangen war, und wo namentlich Musik — Frau von Goethe sang sehr angenehm — uns öfters beschäftigt hatte, lenkte der Dichter das Wort auf Felix Mendelssohn: Mein Freund Zelter hat mir da seinen kleinen Schüler

mitgebracht, den Sie gewiß schon kennen. Ich bejahte es; Goethe fuhr fort: Von seinen musikalischen Anlagen soll er uns erst eine Probe geben, aber auch nach jeder andern Seite ist er außerordentlich begabt. Man hat die Lehre von den Temperamenten: jeder Mensch trägt alle vier in sich, nur in verschiedenen Mischungsverhältnissen; bei diesem Knaben würde ich annehmen, daß er vom Phlegma das irgend möglichste Minimum, von dem Gegensatz das Maximum besitze.

Es gehört nicht hierher, wäre mir auch kaum möglich, das fernere Gespräch, welches sich hieran knüpfte, genauer zu entwickeln. Der Flügel war geöffnet worden, die Lichte auf das Pult gestellt. Felix Mendelssohn sollte spielen. Er fragte Zelter, gegen den er durchaus kindliche Hingebung und Vertrauen zeigte: Was soll ich spielen? Nun, was du kannst! antwortete dieser in dem obenhinstreifenden Tone, dessen sich alle erinnern werden, die ihn näher gekannt; was dir nicht zu schwer ist. Es wurde endlich festgesetzt, daß er frei phantasieren solle und er bat Zelter um ein Thema. Kennst du das Lied: Ich träumte einst von Hannchen usw.? fragte ihn dieser. (Diese Worte sind nicht die richtigen; ich habe das Lied musikalisch, wie seinen Wortlaut vergessen; doch war dies ungefähr der Sinn der ersten Zeile.) Felix verneinte. So will ich es dir einmal vorspielen.

Zelter setzte sich an den Flügel und spielte mit seinen steifen Händen (er hatte mehrere gelähmte Finger) ein sehr einfaches Lied in G-Dur in Triolenbewegung. Felix spielte es einmal ganz nach und brachte dann, indem er die Triolenfigur in beiden Händen unisono einigemal übte, gewissermaßen seine Finger in das Geleise der Hauptfigur, damit sie sich ganz unwillkürlich darin bewegen möchten. Jetzt begann er, aber sogleich im wildesten Allegro. Aus der sanften Melodie wurde eine aufbrausende Figur, die er bald im Baß, bald in der Oberstimme nahm, sie mit schönen Gegensätzen durchführte, genug: eine im

feurigsten Fluß fortströmende Phantasie gab. Mit einem ihm schon damals eigenen richtigen Takt dehnte der junge Künstler sein Spiel nicht zu lange aus; desto größer war der Eindruck gewesen. Ein überraschtes gefesseltes Schweigen herrschte, als er die Hände nach einem energisch aufschnellenden Schlußakkord von der Klaviatur nahm und sie nunmehr ruhen ließ.

Zelter war der erste, der die Stille in seiner schon oben erwähnten fahrlässig humoristischen Weise unterbrach, indem er laut sagte: Na, du hast wohl vom Kobold oder Drachen geträumt! Das ging ja über Stock und Block! Das Spiel hatte, wie es nicht anders sein konnte, die höchste Bewunderung aller erregt und namentlich war Goethe selbst von wärmster Freude erfüllt. Er herzte den kleinen Künstler, in dessen kindlichen Zügen sich Glück, Stolz und Verlegenheit zugleich malten, indem er ihm den Kopf zwischen die Hände nahm, ihn freundlich derb streichelte und scherzend sprach: Aber damit kommst du nicht durch! Du mußt noch mehr spielen, bevor wir dich ganz anerkennen. — Aber was soll ich spielen? — fragte Felix — Herr Professor? — er pflegte Zelter bei diesem Titel zu nennen — was soll ich noch spielen?

Goethe war ein großer Freund der Bachschen Fugen; es wurde also auch Felix Mendelssohn die Aufforderung gestellt, eine Fuge des hohen Altmeisters zu spielen. Zelter wählte sie aus dem Notenheft der Bachschen Fugen, welches herbeigebracht wurde, und der Knabe spielte dieselben völlig unvorbereitet mit vollendeter Sicherheit. Goethes Freude wuchs bei dem erstaunungswürdigen Spiel des Knaben. Unter anderm forderte er Felix auf, ihm ein Menuett zu spielen. Soll ich Ihnen das schönste, das es in der ganzen Welt gibt, spielen? — Nun, und welches wäre das? — Er spielte das Menuett aus Don Juan. Goethe blieb fortdauernd lauschend am Instrument stehen; die Freude glänzte in seinen Zügen. Er wünschte nach dem Menuett auch die Ouverture der

Oper; doch diese schlug der Spieler rund ab mit der Behauptung, sie lasse sich nicht spielen, wie sie geschrieben stehe, und abändern dürfe man nichts daran. Dagegen erbot er sich, die Ouverture zum Figaro zu spielen. Er begann sie mit einer Leichtigkeit der Hand, mit einer Sicherheit, Rundung und Klarheit in den Passagen, wie ich sie nie wieder gehört.

Goethe wurde immer heiterer, immer freundlicher, ja, er trieb Scherz und Neckerei mit dem geist- und lebensvollen Knaben. Bis jetzt, sprach er, hast du mir nur Stücke gespielt, die du kanntest, jetzt wollen wir einmal sehen, ob du noch etwas spielen kannst, was du noch nicht kennst. Ich werde dich einmal auf die Probe stellen. Er ging hinaus, kam nach einigen Minuten wieder ins Zimmer und hatte mehrere Blätter geschriebene Noten mitgebracht. Da habe ich einiges aus meiner Manuskriptensammlung geholt; nun wollen wir dich prüfen. Wirst du das hier spielen können? Er legte ein Blatt mit klar, aber klein geschriebenen Noten auf das Pult; es war Mozarts Handschrift. Der junge Künstler spielte mit vollster Sicherheit, ohne nur den kleinsten Fehler zu machen, das nicht leicht zu lesende Manuskript vom Blatt; das Stück klang, als wisse es der Spieler seit Jahr und Tag auswendig, so sicher, so klar, so abgewogen im Vortrag.

Goethe blieb, da alles Beifall spendete, bei seinem heiteren Ton. Das ist noch nichts! rief er; das könnten auch andere lesen. Jetzt will ich dir aber etwas geben, dabei wirst du stecken bleiben. Nun nimm dich in acht! Mit diesem scherzenden Ton langte er ein anderes Blatt hervor und legte es aufs Pult. Das sah in der Tat sehr seltsam aus: man wußte kaum, ob es Noten waren, oder nur ein liniiertes, mit Tinte bespritztes, an unzähligen Stellen verwischtes Blatt. Felix Mendelssohn lachte verwundert laut auf. Wie ist das geschrieben! Wie soll man das lesen? rief er aus. Doch plötzlich wurde er

ernsthaft; denn indem Goethe die Frage aussprach: Nun rate einmal, wer das geschrieben? rief Zelter schon: Das hat ja Beethoven geschrieben! Das kann man auf eine Meile sehen! Der schreibt immer wie mit einem Besenstiel und mit dem Ärmel über die frischen Noten gewischt. Ich habe viele Manuskripte von ihm: die sind leicht zu erkennen. — Bei diesem Namen aber war Felix Mendelssohn plötzlich ernsthaft geworden, mehr als ernsthaft; ein heiliges Staunen verriet sich in seinen Zügen. Goethe betrachtete ihn mit forschenden, freudestrahlenden Blicken. Der Knabe hielt das Auge unverwandt auf das Manuskript gespannt und leuchtende Überraschung überflog seine Züge, wie sich aus dem Chaos ausgestrichener, frisch verwischter, über- und zwischengeschriebener Noten und Worte ein hoher Gedanke der Schönheit, der tiefen edeln Erfindung hervorrang. Das alles währte aber nur Sekunden; denn Goethe wollte die Prüfung scharf stellen, dem Spieler keine Zeit zur Vorbereitung lassen. Siehst du! rief er: sagt' ich's dir nicht, du würdest stecken bleiben? Jetzt versuche! Zeige, was du kannst!

Felix begann sofort zu spielen. Es war ein einfaches Lied; deutlich geschrieben, eine kinderleichte, gar keine Aufgabe, selbst für einen mittlern Spieler, so aber gehörte doch dazu, um aus den zehn und zwanzig ausgestrichenen, halb und ganz verwischten Noten und Stellen die gültigen herauszufinden, eine Schnelligkeit und Sicherheit des Überblicks, wie sie wenige erringen werden. Einmal spielte er es so durch, im allgemeinen richtig, aber doch einzeln innehaltend, manchen Fehlgriff unter einem raschen: Nein so! verbessernd; dann rief er: Jetzt will ich es Ihnen vorspielen! Und dieses zweite Mal fehlte auch nicht eine Note; die Singstimme sang er teils, teils spielte er sie mit. Mit diesem Probestück ließ es Goethe genug sein. Daß der junge Spieler wiederum das reichste Lob erntete, welches sich bei Goethe in den neckenden Scherz versteckte: hier habe er doch gestockt

und sei nicht ganz sicher gewesen — darf ich kaum hinzufügen.

Der Dichtergreis weissagte dem musikalischen Wunderknaben die größte Zukunft; er sprach mit vollem, warmem Glauben davon zu mir, an den er sich in dieser Beziehung öfters wandte. Seine echte künstlerische Freude über die vielverheißende Erscheinung loderte immer wieder in frischen Flammen auf. Entschieden war der Knabe sein Liebling geworden.

250. (2002.) 1821. November 27. Adele Schopenhauer.

Adele Schopenhauer (1796—1849), die Schwester des Philosophen, vgl. Nr. 147.

Den siebenundzwanzigsten den wunderlichsten Tag — wie eine Tag- und Nachtgleiche zerfällt er just in zwei Teile: in Prosa und Poesie. Am Morgen manchen Ärger usw. Nachmittags zu Ottilien; August hatte mir einen verdrießlichen Klatsch gemacht. Ziemlich verlegen und übellaunig stieg ich hinab zum Papa.

Zuweilen möchte ich mich doch ganz ehrlich fragen, wo kann das enden? Mit immer größerer Klarheit und Kühnheit lerne ich mich in seinen Gedankengang finden, mit großer Freude fühle ich alle meine Geisteskräfte unbegreiflich erhöht, ich habe heute mit Goethen über die Komposition eines Romans, über die Stimmung, in die man sich versetzen, müßte um ihn zu lesen, gestritten! Was mir nicht gefiel, ihm gesagt, seinem Urteil meines schnurstracks entgegengeschoben — bin ich denn etwa toll?

Sehr schön nimmt Goethe erstlich an: es müsse der Leser eines Romans zuerst verzichten auf einiges, ja sich bereiten zu solcher Lektüre wie etwa der Reisende, der neu in den Wagen steigend manche alte Ansicht, Vorurteile, Eigentümlichkeiten zurücklassend, bloß als fühlender Mensch, aber doch auch auf vernünftige Weise, Forderungen an das neu zu Empfindende macht — das ist eben das Land, das der Reisende betritt. Er spricht

über die Klugheit der Anordnung Kenilworths*, über die Einsicht, über die schöne Haltung der Mittelpersonen und Hauptcharaktere. Meinen Einwurf der Gemeinheit der Königin widerlegt er, mir für mich recht gebend, indem er behauptet, das englische Volk verlange historische Wirklichkeit, und die sei nur zu geben, indem er den Begriff, sie war ein Wesen mit Weibeskörper und Männerkopf, sehr klar mache. Nun behauptete ich, das hätte er gekonnt, auch wenn er die Züge des Männerkopfes verschönt hätte statt sie zu vergemeinern. Immer mir in meiner Art recht gebend, stellt Goethe alle Szenen auf, in denen sie als höchst vornehme Frau von Hofglanze umgeben in schöner, würdiger und anmutiger Haltung auftritt, als etwa in den Schiffsszenen; das Ende wird ihm neue Beweise liefern, mir aber auch; er hatte nur den zweiten Teil gelesen. Nun nahmen wir die Charaktere Essex und Leisters und Barneys vor; endlich sagte er, weißt du warum es mir ganz unmöglich gewesen wäre das Buch zu schreiben? ich hätte mich nie entschließen können, die arme Heldin in so unterdrücktem Zustande durchs ganze Werk durch zu erhalten, man interessiert sich durchaus ihres unbeschreiblichen Leidens wegen für sie, das war meiner Natur nicht möglich, und so blieb das Buch ungeschrieben. Nun sprachen wir davon, daß der Leser gar nichts von ihrer früheren Geschichte erfährt, auch nicht so recht wie sie da hineingeraten; Goethe meint, Andeutungen fänden sich häufig, das sei auch eine nötige Klugheit von Walter Scott gewesen, und er habe obendrein sich vor dem Einwurf des Rezensenten sichergestellt, indem er nötigenfalls aus seinem Buche Belege liefern könne, daß der aufmerksame Leser die Geschichte durchweg angedeutet finde. Überdem fange das Buch bei einem festen Punkt an, nämlich bei der Heirat. Damit könne jeder sich um so eher beruhigen, da nirgend

* Roman von Walter Scott.

bei keiner einzigen Person oder Veranlassung die Echtheit des Ehebandes bezweifelt werde, was dagegen bei andern Romanen häufig. Den Figilibert, den wunderlich überkecken Knaben, nennt Goethe den Abkömmling herrlicher Eltern, nämlich des Calibans und des Pucks von Shakespeare. Nun lobte er dieses Neuschaffen aus vorhandenem Stoff, er ging weit zurück in den Reichtum der englischen Romanwelt, und meinte, es sei eben ein ander Ding, solchen Vormännern nachzuschreiben oder wie ein Deutscher ganz auf sich reduziert zu sein; zwischenein machte er nun noch Vergleiche anderer Art, wir bedachten, wie anders der deutsche und englische Schriftsteller schon im Leben stehe, wie scharfe und deutlich gezeichnete Bilder und Totaleindrücke jene dreifache Nationalität der Schotten, Irländer und Engländer sich ausspreche, wie sie sogar in jedem Stande bei jedem einzelnen unverkennbar sei. Ich stritt den Deutschen die Fähigkeit ab, aus vorhandenem Schönen Neues hervorzurufen ohne ins Nachahmen zu verfallen, Goethen zugleich seine sogenannten vierundzwanzig Söhne vorführend. — Sehr milde meinte er, die Zeit bringe meist später die Ernte. Dazwischen fielen nun viel freundliche Zwischenreden, in denen ich zum erstenmal meine Bewunderung und Verehrung aussprach; er aber eine unendliche Duldsamkeit bewies. Endlich sprachen wir von seiner Mignon, er rührte sich selbst unbeschreiblich, indem er mir die Fehlgriffe der Nachahmungen des Charakters, den er ganz empfunden und erfunden, aussprach und erklärte.

In dem Augenblick unterbrach uns der Kanzler v. Müller: bald nachher ging ich, weil mich die Art Persiflage, die Goethe an ihm ausübte, drückte und weil ich zu tief erschüttert war, um so ganz fades Zeug reden zu hören. Das beste vom ganzen Gespräch ist nicht wiederzugeben, es war die in sich gefaßte wunderbar bescheidene und doch nichts verleugnende Klarheit, mit der er über das was er geleistet sprach, und über die

Art, wie er noch schaffen würde, wenn er jetzt in Jugendfrische die Bahn beträte.

251. (2010.) 1822. Juni 20./Juli 24. Ulrike v. Levetzow.

Goethe war wie in früheren Jahren in Marienbad fast immer mit uns; zu gleicher Zeit war ein Doktor Pohl, welcher lange in Brasilien gereist, er war wohl Naturforscher, dann der bekannte Chemiker Berzelius, ich glaube ein Schwede; von noch einigen anderen Herren, fast nur Gelehrten, habe ich die Namen vergessen; diese Herren führten sicher gelehrte, aber selbst uns so jungen Mädchen interessante Gespräche, und alle waren so freundlich, uns, was wir nicht verstanden, deutlich zu machen; meine jüngste Schwester Berta, die da nur erst 14 Jahre, interessierte sich für die Mineralogie, und die von mir genannten Herren und Goethe stellten ihr eine nette Sammlung von Steinen zusammen. — Ein anderes Mal rief Goethe uns zu sich, wo er auf einer langen Tafel alle Steingattungen, welche sich in der Gegend um Marienbad finden, geordnet hatte, er führte mich zu einer Stelle, wo er zwischen den Steinen ein Pfund Wiener Schokolade gelegt hatte, worauf geschrieben stand:

Genieße dieß nach deiner eignen Weise,
Wo nicht als Trank, doch als beliebte Speise.

Daß Goethe die Schokolade für mich zwischen die Steine gelegt, war Scherz, weil ich den Steinen kein Interesse abgewinnen konnte.

Auch in diesem Sommer war Goethe sehr freundlich mit mir und zeichnete mich bei jeder Gelegenheit aus; oft sagte er zu meiner Großmutter, Frau von Brösigke, wie sehr er wünschte, noch einen Sohn zu haben, denn er müßte dann mein Mann werden, mich würde er ganz nach seinem Sinn ausbilden, er habe eine große und väterliche Liebe für mich.

Goethe schenkte mir wieder ein Buch, welches ihm geschickt wurde. Aus meinem Leben, 2. Abteilung 5. Teil. Auch ich in der Champagne. Er hatte darein geschrieben:

Wie schlimm es einem Freund ergangen,
Davon gibt dieses Buch Bericht.
Nun ist sein tröstendes Verlangen:
Zur guten Zeit vergiß ihn nicht.

Marienbad den 24. Juli 1822.

Es wurde in dieser Zeit auch von Handschriften gesprochen und Goethe sagte, daß er keine Schrift von Friedrich dem Großen gesehen. Da hatte mein Großvater einen Brief des Königs, worin er die Patenstelle bei ihm annahm; da das Papier dieses Briefes ziemlich verbogen und zu zerreißen drohte, sagte Goethe, er wolle es wieder glätten und in Ordnung bringen. Goethe sandte ihn von Eger zurück.

Den Sommer 1822 waren sehr viele Menschen in Marienbad und fast alle bemühten sich, Goethen kennen zu lernen, und da er oft nicht aufgelegt war, neue Bekanntschaft zu machen, geschah es öfter, daß ich gebeten wurde, es zu vermitteln, auch schlug er mir es nie ab. Er pflegte in solchen Fällen zu sagen: Macht Sie das glücklich, Töchterchen?

252. (2013.) 1822. Juli, Mitte. Graf K. v. Sternberg.

Graf Kaspar von Sternberg (1761—1838), böhmischer Magnat, hatte den geistlichen Stand bei Übernahme der Familiengüter aufgegeben; durch wissenschaftliche und geschäftliche Tätigkeit von Bedeutung.

Schon lange sehnte ich mich, Goethes persönliche Bekanntschaft zu machen. Marienbad bot hierzu die Gelegenheit, wo wir, zusammen unter einem Dache wohnend, uns sehr bald näherten. Die Steine der Umgegend, welche sein Zimmer erfüllten, waren die ersten Vermittler; bald aber wurden die wichtigeren Momente unserer beiderseitigen Lebensfahrt durchgesprochen, die Gegenwart überblickt, und wir fühlten, daß wir uns näher angehörten. Wir speisten mittags und abends an demselben Tische, fuhren öfter zusammen spazieren, und blieben nach dem Nachtessen noch stundenlang auf seinem Zimmer. Als Frau von Levetzow

ihn über diese neue Bekanntschaft befragte, antwortete er: Wir haben beide den Donnersberg (Mileschauer-Berg bei Teplitz) bestiegen, ein jeder von einer andern Seite, auf verschiedenen Wegen, sind aber beide glücklich auf der Zinne angekommen.

253. (2020a.) 1822. Juli 30./31. J. Berzelius.

Joh. Jak. Frhr. v. Berzelius (1779—1848), schwedischer Gelehrter, besonders als Chemiker berühmt.

Graf Sternberg begleitete uns nach Eger; dort hielt sich der berühmte Dichter und Naturforscher Baron v. Goethe damals auf, dem er mich vorstellte. Dieser empfing mich mit einer Miene und Gebärde, als sei er von der neuen Bekanntschaft nicht gerade sehr entzückt, auch sprach er kein Wort mit mir. Doch ich war schon zufrieden, daß mir Gelegenheit geboten war, den durch Verdienste jeder Art so ausgezeichneten Mann auch nur gesehen zu haben. Er lud uns zum Mittagessen, das frühzeitig eingenommen wurde, ein. Während desselben wurde beschlossen, am Nachmittag einen Spaziergang nach dem Kammerbühl zu machen. Dies ist ein erloschener Vulkan, jedoch so kleinen Umfanges, daß man in ein paar Minuten vom Fuß zur Spitze gelangen kann. Hier kam ich nun ins Gespräch mit Goethe. Er hatte einige Jahre vorher eine kleine Broschüre über denselben herausgegeben, in der er darzutun versuchte, daß es sich um einen vulkanischen Ausbruch von Asche und Rapilli, aber ohne Krater- und Lavabildung, der unter Wasser stattgefunden hatte, handle. Zunächst stießen wir auf Massen solchen Rapilli, an denen für Wegebauten ungeheure Ausgrabungen vorgenommen worden waren. Die Lagerstätten waren durchschnitten und zeigten horizontale Schichten verschieden gefärbten Steingrießes. Goethe fragte mich hier, ob das nicht deutlich zeige, daß die Eruption unter Wasser stattgefunden habe. Ich ließ mir nicht merken, daß ich von seiner vorgefaßten Meinung in diesem Falle wußte, und erwiderte

nur, daß es allerdings den Anschein habe, aber bevor wir den Vulkan nicht selbst gesehen hätten, schwerlich ein Schluß gezogen werden könne, weil die gleiche Schichtung entstanden sein würde, falls der Steingrieß aus der Luft niedergefallen wäre. Der Vulkan hatte an der Spitze eine Vertiefung, welche Goethe für eine künstliche Ausgrabung hielt, die in der Absicht erstellt sei, bei Landpartien darin eine Kochgelegenheit für Teewasser unterbringen zu können. Aber diese Vertiefung war von länglicher Gestalt und auf der einen Seite von einem viel höheren Rand umgeben, als auf der anderen. Nach den Erfahrungen, die ich in der Auvergne und in Vivarais beim Studium der vielen dortigen Vulkane gesammelt hatte, suchte ich Goethe zu überzeugen, daß einmal die Vertiefung ein wirklicher Krater sei, und dann, daß die Eruption von einem heftigen Sturm begleitet sich ereignet haben müsse, wobei sich das Ausgeworfene an der Seeseite, die deshalb höher und ersichtlich verlängert sei, angesammelt habe. Daraus folge unbedingt, daß der Krater dicht unter der Spitze des kleinen Berges, ganz nahe der Seite, von welcher der Wind geblasen hatte, liegen müsse, und daß daher auch dort die Lavaströme zu suchen seien. Der 70jährige Naturforscher hörte mir aufmerksam zu, doch bemerkte er, als ich geschlossen hatte, daß hier kein Mensch Lava finden würde. Ich antwortete, daß es allerdings den Anschein habe, aber daß wir jetzt, da die Stelle festgestellt sei, an der Lava gefunden werden könne, auch dort danach suchen müßten. Er rief nun seinen Diener, der auf den geologischen Exkursionen des alten Herrn stets einen großen Hammer und eine Hacke mitführen mußte. Dieser räumte Moos und die Grasnarbe weg und stieß dann auf Gestein, von dem ich ihm ein Stück abschlagen ließ. An der Bruchfläche fand sich ein Olivin. Das war nun deutlich Lava.

Goethe war über den Fund ganz entzückt und ganz besonders noch darüber, wie man a priori dazu gekommen war. Er erklärte, daß er seine Überzeugung jetzt geändert

habe und machte Sternberg den Vorschlag, einen Durchstich des Vulkans der Tiefe nach vorzunehmen, womit sie im folgenden Sommer beginnen wollten.

Ursprünglich hatte ich die Absicht, am andern Tag nach Karlsbad zurückzukehren, Goethe aber nötigte mich, noch einen Tag zu verweilen. Die Morgenstunden verwandten Sternberg und ich zu einem Besuch der Steinbrüche von Haßlau, wo eine Art Idokras, der sogenannte Egeran, vorkommt. Wir konnten Goethe ein paar schöne Mineralstufen mitbringen, die er mit Vergnügen annahm. Er zeigte mir dann die Sammlung, die er hier auf seinen Exkursionen zusammengebracht hatte, und die in einem besonderen Zimmer auf einer ganzen Reihe von Tischen aufgelegt war. Sie war ziemlich groß, aber nur wenige Stücke davon verdienten es, aufbewahrt zu werden. Über die Namen eines der vorgezeigten Mineralien waren wir nicht einerlei Meinung, und da Goethe mir nicht glauben wollte, schlug ich ihm vor, die Frage mit dem Lötrohr zu entscheiden. Er sagte, daß er die Anwendung dieses Instrumentes nicht recht kenne, aber gern Versuche damit sehen wollte. Ich bewohnte ein Zimmer in dem gleichen Gasthause, und so holte ich meinen Apparat, den ich auf Reisen immer mit mir führe, herauf. Goethe war von der genauen Auskunft, die das Instrument gab, so eingenommen, daß ich eine Menge der von ihm gesammelten Sachen mit dem Lötrohr prüfen mußte.

Er hatte eine Vorliebe für titanhaltige Mineralien und eine möglichst reiche Sammlung derselben aus allen bekannten Fundorten zusammengebracht.

Als ich ihm zeigte, wie leicht man durch eine schöne Reaktion Titan mit dem Lötrohr nachweisen kann, beklagte er es bitterlich, daß seine Jahre ihn hinderten, sich im Gebrauch des Instrumentes auszubilden. Es wurde dunkel, ehe er sich an den Lötrohrversuchen satt gesehen hatte, und noch am andern Morgen, vor der Abreise, mußte ich ihm einige Mineralien untersuchen.

254. (2025.) 1822. August 4./5. J. S. Grüner.

Anton Firnstein (1783—1841), ein Naturdichter.

Da Goethe Firnstein zu sehen wünschte, wurde die Veranstaltung getroffen, daß dieser den andern Tag, wo wir den Steg über die Eger zu Fuße passieren mußten, am Ende des Weges in seinem kleinen Wägelchen sitzend von Goethe gesehen werden mochte. Wehmütig betrachtete Goethe die zusammengeschrumpfte Figur Firnsteins mit den verdrehten Gliedern, und munterte ihn auf; worauf wir wieder in die Kutsche stiegen. Der Anblick des armen Krüppels hatte Goethe sichtlich verstimmt, endlich sagte er zu mir: Haben Sie seinen Kopf betrachtet, nicht wahr, die Natur hat ersetzt, was ihm am übrigen Körper abgeht?

Auf der Fahrt nach Hartenberg stieg Goethe einige Male auf den Anhöhen aus, und besah die freundliche Gegend; auch wurden manchen Quarzklumpen die Köpfe abgeschlagen.

Sonntags den 4. August trafen wir gegen Mittag in Hartenberg ein, wo Goethe sehnsuchtsvoll erwartet* und liebevollst aufgenommen wurde. Als nach Tische das Mineralienkabinett des Grafen wegen des ansehnlichen Zuwachses, den dasselbe seit der letzten Anwesenheit Goethes erhalten hatte, in Augenschein genommen wurde, beschenkte jener ihn mit einem mächtigen Bleispat, kristallisiertes Braunbleierz, für dessen Aufbewahrung ein eigenes Kästchen verfertigt worden war. Goethe war den ganzen Abend überaus heiter, und sicherte am 5. August nach dem Frühstücke dem Grafen auf dessen freundschaftliches Andringen vor der Abfahrt zu, im Sommer des nächsten Jahres wieder nach Hartenberg zu kommen. Auf der Rückfahrt von da nach Eger zeigte er sich beständig wegen Konservierung seines Bleispats besorgt, und rühmte die vorzüglichen szientifischen Eigenschaften des Grafen.

---

* Vom Grafen Auersperg, bei dem im Jahre vorher in Goethes Anwesenheit der 28. August festlich begangen worden war.

255. (2031.) 1822. Auguſt 8. J. S. Grüner.

Als ich Goethe abends beſuchte, kam er wieder auf ſeinen Lieblingsgegenſtand, die Farbenlehre. Er erörterte die Mühe, den Koſtenaufwand, welche er beharrlich auf dieſen Gegenſtand verwendete, und ſagte ganz gelaſſen: Er ſei allein auf der Erde, der ſagen könne, er habe Wahrheit. Nachdem Goethe noch einiges hinzugefügt, ſagte er: Ich muß Ihnen doch die vortreffliche Ode Manzonis auf den Tod Napoleons vorleſen; ich habe verſucht, ſo gut ich konnte, ſie deutſch wiederzugeben.

Welch ein Leſen! Er war wie in einem verklärten Zuſtande, dabei ganz ergriffen, das Feuer blitzte aus ſeinen Augen, die richtigſte Betonung eines jeden Wortes und Ausdruckes ergriffen auch mich, und wie er zu Ende war, folgte eine Pauſe. Wir ſahen einander an, ich konnte in ſeinem Antlitze, und er mochte in dem meinigen Begeiſterung leſen. Sie ſollen ſie morgen haben, ſagte er endlich; nicht wahr, Manzoni iſt ein großer Dichter?

Ich wünſchte, verſetzte ich, daß er beim Vortrage dieſer Ode zugegen geweſen wäre; wenn er auch nicht deutſch verſtehen möchte, würde er doch durch den begeiſterten Vortrag Eurer Exzellenz ſich gewiß ausgezeichnet belohnt gefühlt haben.

256. (2037.) 1822. Auguſt 19. J. S. Grüner.

Ich kam vormittags zu Goethe, der mir einen für den Kurfürſten Maximilian von Bayern beſtimmt geweſenen altertümlichen Becher zeigte und mich erſuchte, ihm Schillers Dreißigjährigen Krieg zum Leſen zu leihen. Firnſteins Leben und Gedichte intereſſieren Goethe ſehr. Die jammervolle Geſtalt Firnſteins ſcheint auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht zu haben; er lobte ihn und ſagte: Dieſem Manne muß man trachten, auf die Beine zu helfen. — Ich brachte dann Schillers Dreißigjährigen Krieg und empfahl mich wieder.

Als ich abends zu Goethe kam, bemerkte ich, daß ihm Zähren über die Wangen herabrollten. Ich fragte erstaunt: Exzellenz, was ist Ihnen geschehen?

Nichts, Freundchen, erwiderte er, ich bedaure nur, daß ich mit einem solchen Manne, der so etwas schreiben konnte, einige Zeit im Mißverständnisse leben konnte. Schiller wohnte drei Häuser von mir, und wir besuchten uns nicht, weil ich, von Italien zurückkommend, vorwärts gedrungen war, und die durch Schiller veranlaßten Räubergeschichten nicht ertragen konnte. Vom Jahre 1797 bis 1805 besuchten wir uns wöchentlich zwei- bis dreimal, schrieben uns auch gegenseitig. Schiller hatte die Gabe, daß er über seine Sachen, die er in Arbeit hatte, über Plan, Einteilung sprechen konnte, was aber mir nicht eigen war. Da er manches nicht gehörig motivierte, so gab es Dispute. Als er mir sein vortreffliches Werk, Wilhelm Tell, brachte, machte ich ihn aufmerksam, wie es komme, daß der Landvogt Geßler auf den Einfall gerät, Tell solle den Apfel von des Knaben Kopf schießen und bemerkte, daß das nicht gehörig motiviert sei. Schiller war hierüber etwas unwillig; allein ungefähr den dritten Tag brachte er die Szene mit dem Knaben des Tell, der behauptete, sein Vater könne mit dem Pfeile jeden Apfel vom Baume schießen. Sehen Sie, Freund, jetzt ist eine Veranlassung dazu, so macht es sich herrlich.

Schiller, fuhr Goethe fort, hatte in seinem leidenden Zustande eine Apprehension gegen die Menschen. Als ich ihn während desselben besuchte, wurde angeklopft. Schiller sprang hastig auf, öffnete die Türe und als ein junger, nicht unansehnlicher Chirurg aus Berlin fragte, ob er die große Ehre und das Vergnügen hätte, den berühmten Schiller zu sprechen, sagte dieser hastig: Ich bin Schiller, heute können Sie ihn nicht sprechen, — schob den Fremden zur Türe hinaus und machte sie zu.

Es ist oft lästig, setzte Goethe bei, sich durch so viele Besuche die Zeit rauben zu sehen. Darauf ging er auf

Firnstein über und sagte: Wenn Firnstein noch einige Gedichte nach meinem Rate gemacht haben wird, so will ich ihn gerne einführen und die Einleitung zum Drucke treffen, denn er ist in körperlicher Hinsicht ein äußerst bedauerungswürdiger Mensch.

257. (2038.) 1822. August 21. J. S. Grüner.

Sie kommen mir eben willkommen, rief mir Goethe beim Eintreten zu, wir müssen doch auch von unserer Sammlung dem Prager Museum etwas zuschicken, daher wollen wir die Sachen nach den Fundörtern verzeichnen, und numerieren.

Ich zeigte mich dazu höchst bereitwillig. Während der Beschäftigung kam das Gespräch auf die richtige Benutzung der Zeit, worüber Goethe sich so ausließ:

Man sagt immer, die Lebenszeit ist kurz, allein der Mensch kann viel leisten, wenn er sie recht zu benützen weiß. Ich habe keinen Tabak geraucht, nicht Schach gespielt, kurz nichts betrieben, was die Zeit rauben könnte. Ich habe immer die Menschen bedauert, welche nicht wissen, wie sie die Zeit zubringen oder benützen können. Für mich war es freilich gut, denn mein Sohn führte die ganze Hausordnung, er ist sehr ökonomisch. Ich muß selbst Versendungen rücklings machen, kann aber meinen Geschäften obliegen.

258. (2046.) 1822. September 21. F. Soret.

Frdrch. Jak. Soret (1795—1866), aus einer schweizerisch-französischen Familie, hatte Theologie und Naturwissenschaften studiert und war als Erzieher des Erbprinzen Karl Alexander berufen worden.

Heute abend hat mich Herr Meyer zu dem berühmten Goethe geführt, der mich mit Güte, die gleichwohl mit etwas Kälte gemischt war, empfing. Unsere Unterhaltung bewegte sich hauptsächlich auf den Gebieten der Mineralogie, Chemie und Physik. Die Phänomene der Polari-

sation des Lichts scheinen ihn besonders zu interessieren. Er hat mir Apparate gezeigt, die zum Teil nach seinen Entwürfen angefertigt waren und bezeigte mir seinen Wunsch, mit mir Experimente über diesen Gegenstand zu machen. Es schien mir recht seltsam, den großen Dichter mit wissenschaftlichen Forschungen beschäftigt und am Anblick eines leblosen Steines Vergnügen finden zu sehen, nachdem er den glühenden Werther geschaffen hat.

Er hatte die Güte gehabt, meine Abhandlungen von der Bibliothek holen zu lassen und sie zu lesen; ich habe ihm meine Schriftwerke zum Geschenk gemacht, die sich jetzt auf neun belaufen.

Der Besuch hat länger als eine Stunde gedauert. Goethe wurde gegen Ende mitteilsamer und sagte mir im Moment des Abschieds sehr liebenswürdige Worte.

259. (2047.) 1822. September 24. Soret.

Ich verbrachte den Abend bei Goethe mit Herrn Meyer, dem jungen Herrn v. Goethe, Frau v. Goethe und dem Arzt. Goethe ist lebhafter als das erstemal; er zeigte mir herrliche Lithographien aus Stuttgart; ich hatte in dieser Art noch nichts so Wundervolles gesehen. Nachher haben wir uns wissenschaftlich unterhalten und die Fortschritte der Chemie sind unser hauptsächliches Thema gewesen. Jod und Chlor beschäftigen Se. Exzellenz besonders lebhaft; er spricht von diesen Dingen mit solchem Erstaunen, als ob die neuen chemischen Entdeckungen ihn unversehens überrascht hätten. Er ließ sich ein Röhrchen voll Jod bringen und es in unserer Gegenwart an einer Kerzenflamme verdunsten und alle Anwesenden mußten seine lila Dämpfe bewundern. Goethe versteht von den schönen Künsten mehr als von der Wissenschaft; er schien mir auf diesem Gebiet hervorragende Urteilskraft zu besitzen. Er scheint mir in der Mineralogie und Geologie viel bewanderter als in der Chemie zu sein. Ich habe ihm einige seltene Steine vorgelegt, die er gut bestimmte.

Mehrere hervorspringende Züge, die ich leider nicht behalten habe, kamen in der Unterhaltung zutage; er spricht Französisch ziemlich rein aber mühsam, weil er seine Worte sucht und wählt; man sieht, daß er fürchtet, sich bloßzustellen; oft geriet er ins Deutsche und dann sprach er lebhaft und fröhlich.

260. (2048.) 1822. Oktober 7./8. Lea Mendelssohn.

Goethe, der Vornehme, Hohe, Ministerielle, um den Würde, Ruhm, Dichterglanz, Genie und Superiorität jeder Gattung eine blendende Strahlenkrone bilden, vor dem gemeine Sterbliche erbangen, ist so gütig, mild, freundlich, ja väterlich gegen den Knaben, daß ich nur mit dem innigsten Dank und freudiger Rührung mir diese beglückenden Bilder zurückrufen kann. Stundenlang sprach er mit meinem Mann über Felix, herzlich lud er ihn ein, wieder längere Zeit bei ihm zu wohnen, mit sichtlichem Wohlgefallen ruhten seine Blicke auf ihm, und sein Ernst verwandelte sich in Heiterkeit, wenn er nach seinem Sinn phantasiert hatte. Da er gewöhnliche Musik nicht liebt, war sein Piano seit Felix' Abwesenheit unberührt geblieben, und er öffnete es ihm mit den Worten: Komm und wecke mir all die geflügelten Geister, die lange darin geschlummert. Und ein andermal: Du bist mein David, sollte ich krank und traurig werden, so banne die bösen Träume durch dein Spiel, ich werde auch nie wie Saul den Speer nach dir werfen. — Auch gegen Fanny war er sehr gütig und herablassend; sie mußte ihm viel Bach spielen und seine von ihr komponierten Lieder gefielen ihm außerordentlich, so wie ihn überhaupt erfreut, sich in Musik gesetzt zu sehen.

261. (2049.) 1822. Oktober 7./8. Nach Lea Mendelssohn.

Eines Abends erbat er sich von Felix eine Fuge von Bach, welche die junge Frau von Goethe ihm bezeichnete. Felix wußte sie nicht auswendig, nur das Thema war

ihm bekannt, und dies führte er nun in einem langen fugierten Satz durch. Goethe war entzückt, ging zu der Mutter, drückte ihr mit vieler Wärme die Hände und rief aus: Es ist ein himmlischer, kostbarer Knabe! Schicken Sie ihn mir recht bald wieder, daß ich mich an ihm erquicke.

262. (2063.) 1823. Februar 17. F. v. Müller.

Nachmittag bei Goethe, den ich schon sehr leidend und in der ganz dunkeln Kammer traf. Mittags hatte ihn ein zweistündiger heftiger Fieberfrost befallen. Er wimmerte in einemfort: Allmächtiger Gott, wie krank ich bin, was muß der arme Teufel leiden, ich bin kränker denn seit vielen Jahren. Sodann: Die Götter halten uns hart in solchen kranken Tagen und doch auch gar nicht sonderlich in den gesunden. Doch nahm er teil an äußern Dingen, besonders an meiner Erzählung von Knebel und von Stroganoff, und trieb mich ins Theater zu gehen, wo eine Operette aus dem Französischen, Das einsame Haus, gegeben wurde.

263. (2065.) 1823. Februar 20./22. F. v. Müller.

Donnerstags bis Sonnabends wechselten Besserung und Verschlimmerung immerfort ab. Er war öfters betäubt, phantasierte mitunter halb und halb, doch immer dazwischen ganz teilnehmend und verständig sprechend. Donnerstags gab er sich noch sehr mit seinem älteren Enkel ab, sang ihm sogar ein Liedchen aus dem Spiegel von Arkadien vor. Er fragte oftmals nach Personen, die ihm sonst gleichgültiger waren, z. B. Graf Keller, Ina, Helldorfs, Graf Marschall usw. Dazwischen sagte er einmal: Mischt sich der Großherzog noch immer in meine Kur? Und als man, seine Intention mißverstehend, mit Nein antwortete, äußerte er: Es wird ihm wohl zu langweilig werden. Er wiederholte öfters sein Bedauern, um Stroganoffs Besuch gekommen zu sein und in der

Fortsetzung von Kunst und Altertum gehemmt zu werden. Und doch ist die Anzeige der Boisserées'chen neuesten Lieferungen so dringend; die muß ich ja rühmen und beloben. Zu seinem Diener Stadelmann sprach er einmal leise: Du glaubst nicht, wie elend ich bin, wie sehr krank! Den Ärzten* gab er öfters auf, sich ernstlich über seinen Zustand zu bedenken, indem er einigen Unglauben an ihrer Kunst merken ließ. Treibt nur eure Künste! Das ist alles recht gut, aber ihr werdet mich doch wohl nicht retten. Mehrmals verlangte er ein warmes Bad, das man jedoch für zu gewagt hielt. Einmal, als die Ärzte sich leise miteinander beredet hatten, sagte er: Da gehen die Jesuiten hin! Beraten können sie sich wohl, aber nicht raten und retten. Er jammerte, daß jeder ihm willkürlich verfluchtes Zeug zu schlucken gebe, und daß man die guten Kinder (Ottilie und Ulrike) mißbrauche, es ihm beizubringen. Sobald er sich momentan erleichtert fühlte, wollte er alsobald, daß seine Schwiegertochter ihrer gewohnten, geselligen Weise nachgehen, den Hof oder das Theater besuchen sollte. Jede Dienstleistung erwiderte er durch ein dankbares, artiges Wort oder durch einen verbindlichen Gestus. Nun, ihr Seidenhäschen, wie schleicht ihr so leise herbei? sagte er Sonnabend morgens zu Ottilien, als sie an sein Bett trat. Er saß fast beständig auf dem Bette oder im Großvaterstuhl der Oberkammerherrin von Egloffstein, den er sehr anpries und hinzusetzte: durch diese Sendung habe sie sich eine Staffel in den Himmel verdient. Sonnabend mittag ließ man ihn ein Glas Champagner trinken, ohne sichtliche Wirkung. Mit großem Behagen aß er eine Bergamottenbirne und Ananasgelee. Einmal sprach er halblaut zu sich selbst: Mich soll nur wundern, ob diese so zerrissene, so gemarterte Einheit wieder als neue Einheit wird auftreten und sich gestalten

* Die großherzoglichen Leibärzte Dr. Wilh. Ernst Huschke und Wilh. Rehbein.

können? Zu Ulriken sagte er: Ach du glaubst nicht, wie die Ideen mich quälen, wie sie sich durchkreuzen und verwirren!

264. (2066.) 1823. Februar 23. F. v. Müller.

Sonntag, den 23. Februar, war er am schlechtesten. Früh schon sagte er zu seinem Sohne: Der Tod steht in allen Ecken um mich herum; zu Huschken mehrmals: Ich bin verloren! Einmal soll er auch geäußert haben: O du christlicher Gott! Wie viele Leiden häufst du auf deine armen Menschen, und doch sollen wir dich in deinen Tempeln dafür loben und preisen! Ich war vormittags in Stadelmanns Kammer neben seinem Zimmer, abends vor Hofe wieder eine Stunde im Hause. Rehbein sagte ihm: Das Inspirieren geht leichter als das Exspirieren. Freilich, antwortete er, ich fühle das am besten, ihr Hundsfötter!

265. (2099.) 1823. Mai 6. Soret.

Angenehmer Abend bei Goethe, nur seine Familie, die andern Stammgäste waren bei Seiner Kgl. Hoheit oder zu Hause geblieben; es war hauptsächlich von Optik die Rede und Goethe hat mir einen Gedanken der Theorie dargelegt, die hauptsächlich darin besteht, das Licht nicht als aus verschiedenen Farben zusammengesetzt anzusehen, sondern in den Farben Veränderungen des Lichts zu sehen, die hervorgerufen werden durch die Gegensätze des Hellen und Dunklen; während er mir so von den Farben erzählte, bewunderte ich die seiner Augen; die Iris ist aus drei deutlichen Schattierungen zusammengesetzt; ein breiter blauer Kreis umschließt die braune Grundfarbe der Iris, und bildet so mit dem Schwarz der Pupille drei konzentrische Kreise von eigener aber nicht unangenehmer Wirkung: wenig Menschen haben einen so ausdrucksvollen Blick wie der seinige ist.

266. (2103.) 1823. Juni 2. Soret.

Kleiner Freundeskreis, Riemer, Müller, Meyer. Die Unterhaltung drehte sich um Verschiedenes und zuerst um die Schwierigkeit, eine fremde Sprache gut zu verstehen und dem behandelten Gegenstande zu folgen. Wenn es bei Predigten, sagte Goethe, Ihnen mehr Schwierigkeiten macht zu folgen, als bei andern Dingen, so liegt es daran, daß Sie selten mit dem Redner einer Meinung sind.

Dann sprachen wir von Bérangers Liedern; Goethe hat einige mit bestechender Eigenart in die deutsche Sprache übertragen und erläutert.

Dann ist von Physik im allgemeinen und Meteorologie im besondern die Rede gewesen. Se. Exzellenz ist im Begriff barometrische Beobachtungen zu veröffentlichen und eine Theorie, nach der er alle Bewegungen des Barometers durch Einflüsse der Erde, das heißt durch verschiedene Grade der Anziehung, die die Erde auf die Atmosphäre ausübt, erklärt.

Die Herrn Gelehrten und besonders die Mathematiker (entschuldigen Sie, Herr Soret) werden nicht verfehlen, meine Idee ganz und gar lächerlich zu finden oder sie werden sich damit begnügen, sie zu verachten. Wollen Sie wissen warum? Weil ich nicht vom Fache bin.

Die Gelehrten — antwortete ich — können ruhig ihren Korpsgeist haben, aber wenn sich in ihre Lehren irgendeine irrige Meinung einschleicht, muß man vielleicht den Grund in dem Umstande suchen, daß sie diese als Dogmen in der Zeit erhalten haben, in der sie selbst noch auf der Schulbank saßen.

Das ist's ja gerade, rief Goethe, Ihre Gelehrten machen es oft wie unsere Weimarischen Buchbinder. Das Gesellenstück, das man von ihnen verlangt, ist nicht etwa, einen guten modernen Einband herzustellen, nicht daran zu denken; nein, seit 200 oder 300 Jahren ist's immer eine große Foliobibel, die vorgeführt werden muß, so wie sie früher war, mit Beschlägen und Bändern, aus dickem

Leder. Seither hat die Kunst Fortschritte gemacht; es kostet mehr Arbeit und Ausgaben, schlecht bei der alten Mode zu bleiben, als sich wohl bei der neuen zu befinden. Aber es ist bei diesen närrischen Ansichten vielleicht ganz gut, daß das Meisterstück fortbesteht und weh dem Handwerker, der die Anmaßung haben wollte, darüber mit seinen Examinatoren zu streiten.

267. (2113.) 1823. Juni 29. J. S. Grüner.

Goethe ging mir in Eger liebevoll, mich herzlich grüßend, entgegen. Auf die verschiedenen Fragen, was ich Neues im Gebiete wahrgenommen, aufgefunden und allenfalls getauscht habe, antwortete ich:

Wenn Eure Exzellenz erlauben, so werde ich morgen Rechenschaft hierüber ablegen, worauf ich mich so sehr gefreut habe. Eure Exzellenz haben uns aber während der schweren Krankheit in außerordentliche Ängsten versetzt, und wir können es dem Herrn Sohne nicht genug danken, daß er uns von der eintretenden Genesung in Kenntnis gesetzt hat.

Darauf Goethe: Ich habe meinem Sohne ausdrücklich dazu den Auftrag gegeben, weil ich von Ihrer Teilnahme überzeugt war. Übrigens muß ich Ihnen sagen, daß ich seit dreißig Jahren mit niemandem auf einem so vertraulichen Fuße stehe, als mit Ihnen. In Weimar bin ich nicht für jeden zugänglich, ich kann mir die Zeit nicht rauben lassen, und man mag mich für stolz gehalten haben. Gerne aber lasse ich jene vor, welche ein Ränzchen aus Italien und Sizilien mitbringen, um wahrzunehmen, was seit meinem dortigen Aufenthalte sich geändert hat.

268. (2121.) 1823. Juli 23. Lili Parthey.

Lili Parthey, Enkelin des bekannten Berliner Buchhändlers Friedrich Nicolai und Schwester von Gustav Parthey, der Goethe 1827 in Weimar besuchte.

Zum Frühstück zur Fürstin Hohenzollern um $^1/_2$10. Wir mußten an Goethes Wohnung vorüber. Hier wohnt

er, sagte die Fürstin. Die Fenster standen offen, sie stellte sich hin und rief: Herr von Goethe! — Er erschien alsobald oben am Fenster in schöner Wäsche und einem Schlafrock (es soll ein Flausch gewesen sein) blendend weiß, mit hübschen Entschuldigungen, daß er noch so gar morgendlich sei — ich sah hinauf wie nach einem Stern — dann agacierte sie ihn aufs anmutigste, daß er ihr neulich gutes Wetter prophezeit und gemacht habe, daß sie ganz naß geworden sei. Ja, damals war ich noch jung, wenigstens ein paar Tage jünger und folglich grausam! — Die Fürstin mit gewohnter Lebendigkeit. — Jetzt muß ich Sie vorstellen, Herr von Goethe, hier sind drei Damen aus Berlin, die Ihnen sehr schöne Grüße zu bringen haben, von wem doch schon? Von Zelter. — Ja, von Zelter, dies ist Lili Parthey, wenn Sie von ihr gehört haben usw. Ich brachte darauf meinen Gruß an. — Da bringen Sie mir nicht nur einen schönen Gruß, sondern auch eine schöne Stimme mit, tönt es von oben herab. — Die Fürstin trieb darauf zum Frühstück und sagte ihm, der Kaffee riefe: Ich weiß, was das sagen will, und hoffe die angenehme Bekanntschaft, die ich von einiger Höhe herab angefangen, in der Ebene fortzusetzen. Damit gingen wir. — Um 3 kam Karl, wir hatten ihn zu Goethe senden wollen, um fragen zu lassen, ob wir nicht zu ihm kommen dürften, unsere Grüße abzugeben, da wir morgen wieder reisten. Die Fürstin schickte nun ihren Kammerdiener, was gewiß besser war, und es kam die Nachricht, er wolle die Damen nicht bemühen, werde aber in einer viertel oder halben Stunde selbst kommen. — Er wurde auf den Sofa gesetzt, ich neben ihn auf einen Stuhl, die Tante auf dem Sofa, dann die Mutter, Fürstin und Gräfin. Es war sehr schön, und ich nahm mir die Freiheit ihn immer anzusehen, denn das geschieht mir doch vielleicht nicht wieder. Meinen Gruß von Zelter mußte ich ihm wiederholen. Ja, sagte er, da schreibt er mir immer so viel von seinen schönen Schülerinnen, und dieses und jenes; ich

wußte gar nicht recht, was es für eine Bewandtnis haben möchte, nun verstehe ich denn wohl, was es damit auf sich hat. — Das war gewiß sehr schön und fein. Die Tante sprach ihm von Langermann, von Körners, von Seebecks, — er erinnert sich aller freundlichst. Die Fürstin fragte ihn, ob er denn nie nach Berlin kommen würde. — Nein, da hüte ich mich wohl. — Ei, mein Gott, haben Sie denn solch eine Antipathie dafür? — Ach nein, im Gegenteil, es ist zu gefährlich, jetzt noch mehr, setzte er mit einem liebenswürdigen Seitenblick hinzu, der mich etwas sehr entzückte. Und dann bin ich durch meine Kinder dort so sehr zu Haus, als sei ich dort gewesen. — Was! rief die Fürstin. Sie sind nie dagewesen? — Nein, ich habe mich immer sehr in acht genommen. Bei meinen Kindern ist es eine ordentliche Krankheit geworden, und da hat mein Sohn einen Plan gekauft, den muß ich mit ihm studieren und durch alle Straßen laufen und bei jedem Hause, wo ein Freund wohnt, wird ein Kreuz gemacht mit roter Tinte. — Und dann spricht er mir von großen Plätzen, wo das Schloß steht und das Opernhaus, und wie herrlich das alles sei. Die Tante sprach von den Statuen, die Rauch jetzt dorthin gestellt habe. So kamen wir auf Rauch zu sprechen, den er einen liebenswürdigen, heiteren Künstler nannte, und dann fragte er mich, ob ich seine Büste von ihm ähnlich fände. Ich sagte nach innigster Überzeugung: Nicht ganz; ich fände das Bild bei Zelter viel ähnlicher. Er fragte, was es für eins sei, ich wußte nicht von wem und sagte ihm nur, es wäre sehr schön und er hätte einen großen Mantel um usw. und ich sähe es immer an beim Singen. Es fand sich, daß es eine Kopie nach Kügelgen sei, und er lobte sie.

Überraschend war es mir, mit welchem lebendigen Interesse er von allem sprach, von allem wußte. Es kam die Rede auf Thorwaldsen, auf einen kleinen Amor von ihm und endlich auf die Ariadne in Frankfurt, über die die Fürstin mit gewohnter Lebhaftigkeit herfiel. — Nicht

wahr, gestehen Sie's nur, Ihnen hat sie auch nicht gefallen? — Da sieht man wieder, daß niemals Frauen über eine Frau urteilen können, das ist uns nun einmal vorbehalten, so wie ihnen, über uns den Stab zu brechen. — Nun, so urteilen Sie nur einmal, sie ist gewiß viel zu klein. — Ei nein, es ist ein recht hübsches Kind, ein artiges, angenehmes Figürchen, und sie sitzt so anmutig auf ihrem Hunde da. — Da habe ich Sie gefaßt, rief die Fürstin dazwischen, das war eine strenge Kritik, sie sitzt ja auf einem Tiger. — Was gar auf einer Katze; nun ich finde es nur bequem, daß sie stillsteht und nicht mit dem artigen Kinde davonläuft, denn das würde die Anschauung sehr stören. Die Tante sprach ihm von Körners, von Langermanns, er sagte von allen etwas Freundliches, Hübsches und Wahres, wie er seine Worte setzt, wie zierlich und unnachsprechlich alles gestellt ist, das läßt sich nun freilich nicht wiedergeben, aber es erfüllt mich mit Entzücken. Ich war gar nicht in Angst oder blöde und erzählte ihm, daß ich die Freude gehabt hätte, Ulricke Pogwisch zu sehn und daß es ihr so gut bei uns gefallen habe. Er sagte viel Hübsches von ihr. Auch auf die Humboldts kam die Rede und bei der Gelegenheit verriet sich's, daß er in Tegel gewesen sei und also auch in Berlin, was die Fürstin sogleich sehr lebhaft ergriff. — Ach, da habe ich mich also doch fangen lassen. — Nun müssen wir noch viel betrübter sein, daß Sie nicht wiederkommen wollen. — Nein, es geht doch nicht recht, ich würde am Ende den Rückweg nicht zu finden wissen.

Vom Theater sprach er mit jugendlichstem Anteil. Madame Neumann und ihre Rezensenten, die Stichsche Geschichte, Wolffs, alles wurde berührt und durchgenommen. Die Fürstin fragte ihn, ob er das französische Trauerspiel liebe. Ei, warum denn nicht! — Haben Sie Talma gesehn? — Ja, er war bei uns. Nun ging eine herrliche satirische Schilderung ihrer Art an, wie der Held immer den Mantel auf der rechten Schulter und der Vertraute

auf der linken trüge, so daß man sie daran erkennen könne. Dann von dem Brittanikus, einem hübschen soliden Stück, wo der Held mit einem gewissen stehenden Gestus hereingekommen und langsam einen schönen Helm von seinem Haupt genommen und ihn herumdrehend auf den nebenstehenden Tisch gestellt habe; und dann eine Szene aus der Zaire. Da war der alte Nerestan; nun der Mann war bei Jahren, und man konnte ihm das Zittern nicht verargen, der hielt beide Hände in die Höhe und zitterte sehr. Die beiden Liebenden zu seinen Seiten und im Feuer der Leidenschaft taten desgleichen und es war ein schöner Anblick, diese sechs zitternden Hände in der Luft zu erblicken, — (wir lachten über die Maßen) — noch nicht genug, im Hintergrunde stand ein Vertrauter, als der die allgemeine Bewegung sah, erhob auch er seine Hände, und so waren es denn acht.

Von Wolff sprach er sehr lobend, von Iffland und der Bettina, die in ihrer Kindheit und Jugend viel in Frankfurt bei seiner Mutter gewesen sei, mit lebhaftem Entzücken. Auch von Seebecks sagte er viel Hübsches, besonders über ihren Aufenthalt in der alten Reichsstadt, und daß er sich freue, wie sie jetzt nun endlich zur Ruhe gekommen wären, und daß eine Familie wie diese gar nicht auf die Landstraße gehöre. Er war gewiß eine Stunde da und länger, als ein ungeschicktes Kammermädchen hereinkam, und er nun meinte, daß es Zeit sei zu gehen. Ich war recht betrübt. Er nahm Abschied von allen und gab mir Grüße für Zelter und für alle, und ich möchte an ihn denken — was das überflüssig ist. Ich hatte aber doch nicht das Herz, meinen ganzen Auftrag auszurichten und seufzte darüber, als er fort war. Was, rief die Fürstin, das Beste haben Sie vergessen? Gleich laufen Sie ihm nach. Ich hatte keinen Mut dazu — aber die Gräfin nahm mich beim Arm und wir erreichten ihn auf der zweiten Abteilung der Treppe. Herr von Goethe! rief die Gräfin, es ist noch etwas vergessen

worden. — Er wandte sich zu mir, ich stand ein paar Stufen höher, und sagte mit bewunderungswürdiger Kühnheit: Zelter hätte mir nicht nur einen Gruß aufgetragen, sondern auch was sich darauf reimt. — Er verstand das augenblicklich und ich bekam einen sehr schönen —, so daß ich noch mehr als sonst die arme Friedericke bedauerte, und dann sagte er gar: Mein schöner Engel, Millionen Dank sage ich Ihnen. — Dabei wollte er mir die Hand küssen, was ich natürlich nicht litt, sondern ihm ebenso natürlich den Mund hinhielt. — Den dritten müssen Sie nun in Berlin holen, sagte die Gräfin. — Würde ich ihn bekommen? — O gewiß, mehr als einen.

Goethe — trinkt nur des Morgens, aber bei sich und niemals am Brunnen, wo er erst einmal eine Viertelstunde gewesen ist, und zwar mit der Fürstin, die uns schon versichert hatte, es habe ungeheure Sensation gemacht. Um $^1/_2$6 versammelt sich abermals die ganze Badegesellschaft am Brunnen, und so war es auch heute sehr voll und brillant. Wir waren eben mit den Damen zum Marienbrunnen gelangt, als ein Gemurmel um uns her entstand. Mein Gott, da ist ja der Geheimrat! Er kam gleich auf uns zu und begleitete uns zur Quelle, wo die Fürstin mit der Tante schon war, und nötigte uns den Brunnen zu kosten. Die Fürstin agacierte ihn auf die hübscheste Weise: Ei, ei, Herr von Goethe, was ist auf meiner Treppe geschehen? Was habe ich hören müssen? — Ach, erinnern Sie mich doch nur nicht an das, was ich zu vergessen suche. — Wie, vergessen wollen Sie es? — Ja, das war schlimm, sehr schlimm und gefährlich! Die Fürstin führte die Tante noch irgendwohin, wo die Flaschen verpackt werden; ich hatte aber natürlich viel mehr Lust, seiner Aufforderung, noch etwas zu gehen, Folge zu leisten; die Gräfin und die Mutter schlossen sich an und nun gingen wir $1^1/_4$ Stunde auf und nieder, ich dicht an seiner Seite und alle Leute sahen uns an, gewiß nicht ohne Neid. — Und er war auch so unendlich lebhaft und liebenswürdig

und gesprächig, die Unterhaltung riß keinen Augenblick ab. Zuerst vom Abend, vom Brunnen, vom Wetter. Die Gräfin fing an vom Aufenthalt des Königs von Bayern in Weimar zu sprechen, er hatte ihn noch als Herzog von Zweibrücken gekannt, bei der Belagerung von Mainz, und als sie von den Prinzessinnen sprach, erwiderte er: Ja, ich habe sie gesehen, schöne liebe Kinder; ich war gerade etwas immobil, aber sie hatten die Gnade, zu mir zu kommen. Meine Bemerkung, daß die Gnade wohl eigentlich gegenseitig gewesen sei, wurde freundlich angenommen. (Früher hatte er schon, als die Mutter bemerkte, daß er den Brunnen selten besuche, erwidert: Heute zum erstenmal. Da sieht man aber, was das Verlangen nach guter Gesellschaft tut.) — Dann sprach er vom Biertrinken des Königs, das alle Dresdner in Aufruhr gebracht hatte. Es grüßten ihn viele Leute und nicht wenig interessante. Der Herzog und Erbgroßherzog von Weimar, Louis Bonaparte, Eugen Beauharnais usw. Er sprach von allen hübsch. Der Herzog sieht aus wie ein Bäcker, er hatte eine ungeheuer breite und weiße Weste an. Goethe zeigte mir ihn, wie er auf uns zukam, und als er gegrüßt hatte, sagte er: Nun kennen Sie ihn doch auch? — Louis Bonaparte ist gerade von Rom hierhergekommen, er nennt es ein großes Unternehmen und meint, es sei verwunderlich genug, wie weit die Hoffnung den Menschen herumführen könne. Von Eugen Beauharnais sprach er viel und sehr gut. Es sei ein ausgezeichneter Mann, der viel gesehn und erfahren habe und, was nicht immer der Fall sei, sich verständig und interessant darüber auszusprechen wisse; er habe ihn vor einigen Abenden auf einem Ball lange gesprochen. Von seiner Krankheit erzählte er viel Interessantes. Sein Arzt ist abwesend gewesen, und die übrigen haben die ganze Krankheit gerade umgekehrt behandelt. Als nun der rechte Arzt zurückgekommen, der augenblicklich die ganze Gefahr eingesehen hat, haben die andern sich lebhaft seiner Meinung und

Ansicht entgegengestellt, und er hat schon aufgegeben gehabt, sowohl das Leben und die Rettung des Prinzen als auch, im Kampf gegen drei bis vier Mitgenossen zu siegen. Da hat sich die Fürstin, von der er ungemein lobend sprach, ins Mittel gelegt, und ihn mit Tränen beschworen, doch ja seiner Ansicht zu folgen und nichts zu tun, als was er für das Rechte und Wahre halte. Auf das äußerste von dieser Szene ergriffen, und im heftigsten Streite mit sich selbst, leidenschaftlichst aufgeregt, und nicht wissend, was er zu tun und zu lassen habe, hat der Arzt erst fortgehen und sich ausweinen müssen. Dann aber ist er entschlossen herausgetreten und hat trotz alles Widerspruchs seine Mittel angewendet, und der Prinz ist gerettet gewesen. — Was muß das für eine Krisis gewesen sein, rief ich aus. — Gar keine, das ist eben das Wunderbare. Bei diesem ganz merkwürdigen Fall ist von Krisis gar nicht die Rede gewesen, sondern ein einziger Moment hat die dringendste Todesgefahr in Gesundheit und Leben verkehrt. Wir sprachen ihm von seiner eigenen Krankheit; ich sagte ihm, in was für Angst er uns damit versetzt habe, und wie das gar nicht hübsch gewesen sei. — Hübsch war es freilich nicht, mein hübsches Kind, erwiderte er, indessen man muß schon zufrieden sein, es kömmt nun, wie es kömmt, und dann ist es auch wieder erfreulich, so viel Beweise von Liebe und Anhänglichkeit sich aussprechen zu sehen, als es mir bei dieser Gelegenheit, namentlich von Berlin aus geschehen ist. Das ist denn auch wieder recht stärkend und die Genesung befördernd. Aber verwunderlich genug war es, daß, als ich mich kaum erholt hatte, die Herzogin, von der ich so vielfache Beweise der Teilnahme und Liebe erhalten hatte, uns, als ich kaum etwas genesen war, krank wurde und ganz in dieselbe Krankheit verfiel; zu unserm Glück geht es ihr ganz besser, und sie lebt in Wilhelmstal, einem ihr lieben Aufenthalt, jetzt ein schönes und friedliches Leben. Von ihrem Verlust sprach er als von einem unersetzlichen, da sie es doch

sei, die alles zusammenhalte, um die sich alles reihe und ordne. (Er hat eine kleine, ganz liebenswürdige Angewohnheit im Laufe des Gespräches Ach ja! einzuschieben, das durch Ton und Ausdruck eine ganze Welt von Erinnerung und Bedeutung erhält. Ich werde es nie vergessen.) Marienbad und seine schnelle Entstehung verglich er mit einer amerikanischen Stadt, wo jetzt eine z. B. seit vier Jahren aus dem Nichts entstanden, schon große Kupferwerke nach England gesendet habe. Ich fragte ihn nach einem ihn Grüßenden. — Das ist ein großer Mann, sein Urururururältervater ist einmal gen Himmel gefahren und hat wohl auf alle herabgesehn, er heißt Henoch. — War denn der Mann ein Luftschiffer? fragte ich gewiß recht albern. Ei, wenn Sie dreißig bis vierzig Jahre früher geboren wären, was ich Ihnen übrigens nicht wünschen will, ganz und gar nicht wünschen will, so würden Sie schon wissen, daß jener Gute nicht im Ballon, sondern in dem Buch Moses zum Himmel aufgehoben wurde. — Der, das war ja Elias? — Ja, später in dem Buch der Könige, da haben Sie auch recht, aber unser Henoch unternahm dergleichen viel früher im ersten Buch Moses. Ich schalt mich darauf tüchtig, daß ich nicht besser bestanden und so wenig bibelfest sei. Das ist gar nicht notwendig, wie kann ein so schönes und junges Kind schon wissen sollen, was sich alles mit den alten, uralten Erzvätern schon zugetragen hat. Die Tante war indes schon längst wieder zu uns gekommen, und die Fürstin mit der Gräfin ins Gasbad gegangen. Schon zuvor hatte ich mit ihm viel von Seebecks gesprochen. Ich mußte ihm ihre Wohnung beschreiben und kam so auch auf seine Stube, worin tausend Dinge wären, die unsereins nur ansehn und sich verwundern könne. — Das ist auch wieder gut, und freilich sind alle diese Dinge verwunderlich genug, denn wenn man nun auch alles kennt und recht genau zu verstehen meint, so wundert man sich immer mehr und mehr, um am Ende mit großer Verwunderung

einzugestehen, wie man so wenig, so nichts davon weiß. Die Mutter Seebeck lobte er sehr: Eine liebenswürdige, verständige Frau, und eine Mutter und Hausfrau, wie es wenige gibt; sie hatte dabei eine Leichtigkeit und Anmut des Betragens und Gesprächs — man mußte ihr gut und innigst zugetan sein. Ach ja! Wir haben schöne, die besten Zeiten zusammen verlebt, ich kann wohl sagen, lauter gute Zeiten. Er sagte das mit viel Bewegung und Innigkeit, wie er auch schon zuvor, als er von seiner Krankheit und dem allgemeinen Anteil davon sprach, innigst ergriffen und bewegt war. Es begegnete uns unter andern ein ziemlich alter Mann mit grauen Haaren: Das ist unser Quartiermeister, der alle Leiden in der Champagne mit uns geteilt hat; wir haben uns nun, wunderlich genug, ganz unvermutet hier wiedergefunden. Ich sagte ihm, wie ich ihn freilich sehr bedauert hätte, aber doch die Leiden gepriesen, denen wir so viel Freuden zu danken hätten. Er lächelte sehr freundlich auf mich herunter und meinte: Nun ja, in der Erinnerung und auf den Blättern nimmt sich's gut genug aus, aber ich sehe doch wenigstens, daß Sie ein gutes Gemüt haben. — Es war ja aber auch gar zu schlimm. — Ja freilich, bedauerlich genug war es wohl mit uns, und es regnete wirklich immerfort. Immerfort, vier Wochen hintereinander, da ging es denn freilich am Ende drunter und drüber. — Aber Sie empfanden nicht viel davon. — Nun wohl am wenigsten von allen; ich hatte meine Tagebücher, aber man würde es nicht glauben, wenn man es nicht mit erlebt hätte. — Ich sprach mit vielem Mut ziemlich viel dazwischen und begreife noch nicht, wie es zuging, aber er war so gut und freundlich, und ich nicht ein bißchen in Angst; so sagte ich ihm denn auch manches, was ich mir nachher als etwas Dummes vorgehalten habe, indessen es ist nun einmal gesagt und da ist nichts zu machen, auch wird er wohl nichts mehr davon wissen. Er sprach von der Gegend, von den Tannen, und wie

es uns denn gefalle. Wir haben nicht viel davon gesehen und darum sind wir auch gar nicht hergekommen. — Ei, das ist doch sehr der Mühe wert, was haben Ihnen denn die armen Tannen getan? — Wissen Sie wohl, warum wir hierher gekommen sind? — Nun? — Ich wunderte mich über mich selbst, aber ich sagte wirklich: Nur bloß, um Sie anzusehen. — Ei, ei, das kann ich kaum glauben und annehmen, und kann es gewiß mit größerem Rechte sagen. Ich äußerte ihm meine Freude, daß nun unsere kühnsten Hoffnungen so unendlich weit übertroffen wären, und erzählte ihm sogar, daß ich mir vorgenommen gehabt, als Schüler im Faust vor sein Angesicht zu kommen: Ich bin allhier erst kurze Zeit usw. Er lachte sehr darüber und sagte etwas Schönes von zierlicher Gestalt usw. und wie er mich gleich in allen vier Fakultäten würde examiniert haben. Da würde ich gewiß sehr schlecht bestehen; aber wissen Sie wohl, daß ich eigentlich eine sehr alte Bekannte von Ihnen bin? — (Das war das tollste von mir — indessen es ist nun einmal heraus und er weiß ja doch kein Wort mehr davon.) Sehr verwundert und mit gar zu hübschen Mienen sah er mich an. — Ei und wie wäre denn das? Ich bin eigentlich die Lili aus Ihrem Park, aber ich habe leider keine Menagerie. Die Tante stimmte ein, und er lachte und meinte, die Ankündigung sei ominös genug, und da könnte man sich wohl leicht eine gar bedenkliche Rolle aussuchen. Dann fragte er, wohin wir von hier gingen, und sagte viel Hübsches von Prag, einer wahren Königs- und klassischen Stadt; und was sie für eine merkwürdige Geschichte habe. Er verglich sie mit Berlin, die man nur sähe, wenn man mitten drin sei, und wie man im Gegenteil in Prag nichts von der Stadt sähe, wenn man drin sei, sondern nur von außen oder oben herab die herrlichste Ansicht habe. Die Mutter kam noch einmal darauf zurück, ob er denn Berlin nicht beglücken werde. (Er war die ganze Zeit in der liebenswürdigsten Laune und ich ärgere mich beim Schreiben immerfort, daß ich

nicht alles so unendlich hübsch sagen und stellen kann, als er es tat — es ist wirklich unnachahmlich — einzig.) Er zauderte und umging die Antwort und sagte, wie er jetzt noch viel mehr angezogen sei, wie aber die Sache immer bedenklicher und gefährlicher würde, es sei wirklich nicht mehr zu wagen; er stellte es so hübsch und so hübsch für mich, daß ich es nicht wiedergeben kann, und als die Mutter sagte, es würden ihm noch ganz andere und viel schönere Mädchen entgegenkommen als ich, meinte er, es sei schon genug und viel zu viel. — Also ein schönes Nein? — Nun, man kann immer nicht wissen, aber bei meinen Kindern ist es schon ausgemacht, die können keinen Winter mehr durchleben, ohne in Berlin gewesen zu sein, und da will mich dann meine Schwiegertochter nur den heiligen Christ bescheren lassen, und dann den Herrlichkeiten des Karnevals nachziehn. — Ich sagte ihm, auch wir hätten auch so viel Schönes von seinen Enkeln gehört. — Ja, es sind liebe Kinder, und gut und tüchtig und hübsch dazu, was auch recht gut und angenehm ist, wenn man es in Kauf bekömmt, und sie vertragen sich gar gut mit dem Großvater, besonders wenn er ihnen Pfeffernüsse gibt, die auch dieses Mal wieder angeschafft werden müssen. — Von Karlsbad war sehr lange und viel die Rede. Wie er in früheren Jahren viel und gern dort gewesen, fünf bis sechs Jahre hintereinander. Da wohnte ich denn immer in den Drei Mohren, nachher baute man mir aber ein Haus hin, das mir die Aussicht nahm, und da mochte ich denn nicht mehr dorthin ziehen, auch nicht die guten Leute durch mein Fortbleiben betrüben, und so blieb ich lieber ganz davon. Dann war es mir auch zuwider, weil ich zuletzt immer und ohne Aufhören die Pferde der Abreisenden über die Brücke traben hörte. — Ich sagte ihm, wie mir das ganze Badeleben wie ein Menschenleben erschienen sei, ein ewiges Kommen und Gehen, Auftreten und Verschwinden. — Jawohl, so war es mir auch; ich war in

der Regel vier ganze Monat dort; im ersten gab es nur große Herrlichkeit, die angenehmsten Bekanntschaften wurden gemacht, alles war jugendlich, lebensfroh, die Gegend neu und reich, es bildete sich ein Zirkel, der seinesgleichen suchte. Im zweiten Monat verwandelte sich die Szene, neue Erscheinungen traten auf, ein ganz anderes Geschlecht, nicht weniger angenehm und gut, aber die ersten Teilnehmer fehlten, die Lebendigkeit und Frischheit war abgestumpft, indessen man half sich, wie man konnte, und es ging, nicht wie zu Anfang, aber immer noch gut genug, bis dann zuletzt sich einer nach dem andern verlor und davonzog, und es immer leerer und einsamer wurde. (Ach ja, sagte er sehr oft, und ich hatte jedesmal eine wahre Freude daran.) Die Schilder in Karlsbad haben ihn auch sehr amüsiert, er erkundigte sich, wo wir denn wohnten, und kannte den Weißen Hirsch gar wohl. Die Unmöglichkeit nannte er ein liebenswürdiges Schild und fand besonders die Bezüglichkeiten sehr gut, die sich oft durch die Bewohner machten; so hatte ein Freund aus ihrem Kreise, ein lustiger Vogel, im lustigen Bauer gewohnt. Schon bei der Fürstin hatte er eine hübsche Geschichte erzählt, wie nämlich ein Freund einen dummen Bedienten gehabt, dem er eingebildet habe, hinter dem Kreuzberg sei ein großes Feuer, eigentlich das Fegefeuer, wo die bösen Seelen in einem großen Kessel siedeten, und daher sei der Sprudel entstanden und daher rührte auch der seltsame Geschmack nach Fleischbrühe. Ich fragte ihn, ob er denn gar keinen Lieblingsplatz habe? — Nein, Lieblingsplatz eigentlich nicht, am liebsten ging ich von der Prager Chaussee herunter und freute mich der sich auftuenden Herrlichkeiten, was denn allerdings für jemand, der selbst am Zeichnen Interesse hat und lebhaft auf Beleuchtung und Schattierung achtet, einen besonderen Reiz hat. — Das Theater war aus und er erzählte uns, daß heute noch ein Konzert sei. Geht denn irgend jemand ins Theater? fragte die Tante. — Gewiß, man freut sich

an der Schlechtigkeit, und am Ende ist doch das schlechteste Theater besser als die beste Langeweile. Am Ende war es schon ganz leer und sehr kühl geworden. Da meinte er dann, es sei wohl nötig für uns, zu Hause zu gehen; denn Gesundheit, wenn man auch noch so gesund sei, müsse man doch immer am höchsten halten. Wir fragten, ob wir ihn denn zu Haus bringen dürften, und er erbot sich auf die liebenswürdigste Weise von der Welt, uns zu geleiten; der Mann muß doch unwiderstehlich gewesen sein! So gingen wir denn den Berg herauf. Ich sprach ihm noch von Felix Mendelssohn, von dem er sagte, es sei nicht abzusehn, wo das hinaus wolle, wie es sich noch steigern könnte. Am Ende standen wir vor der Tür der Fürstin und der Moment des Abschieds, des letzten, war gekommen. Moritz bekam eine Hand und die Mutter bemerkte, daß ihm mehr Glück geworden als seinem Bruder, der soweit danach gereist. Goethe machte sein hübsches verwundertes Gesicht als er: Ägypten hörte. Ich bekam noch eine Hand und Grüße an alle Freunde und bat ihn, mein Andenken bei Ulrike zu erneuern. Er schied mit hübschen Worten über die mit uns verlebten Stunden. Ich stand noch immer und sah ihm nach und hatte die Freude, daß er sich noch zweimal nach uns umsah. Ich war in einer Ekstase, als ich nach Hause kam, über diesen ganzen schönen und einzigen Tag, daß ich die halbe Nacht nicht schlafen konnte, sondern nur immer nachdachte über alles, was mir geschehen war, über alles, was er gesagt und ich gehört und gesehen hatte. Ich erzählte ihm auch, daß ich die Magnetnadel tanzen gesehn. — Aber ohne Musik; das ist nun wunderlich genug, wie man die Gute jetzt in Bewegung gesetzt hat. — Von der ältesten weimarischen Prinzeß* sprach er viel und sehr lobend, daß sie so gut und gescheit sei und so hübsch, als es sich für eine Person gehöre, die sich allen Blicken

* Marie, Prinzessin Karl v. Preußen.

zu zeigen berufen sei, und wie ihr das schöne Köpfchen am rechten Fleck aufgesetzt sei. Die jüngere* dagegen sei ein ganz liebenswürdiges und originelles Geschöpf, das jetzt schon ganz seine eigentümlichen Gedanken und Einfälle habe. — Da tanzt sie nun mit wahrer Freude und Lust durchs Leben hin, und tanzt eben immer, wenn die Neigung sie dazu treibt. Man hat also, um dieses Talent zu fesseln und auszubilden, ihr einen Tanzmeister gegeben und ihr bedeutet und vorgestellt, daß man beim Tanzen auch noch etwas ausstehen müsse; aber da ist man ihr gerade recht gekommen. Sie hat den Leuten ins Gesicht gelacht und gesagt: Ihr seid alle nicht recht gescheit; wenn ich tanze, so tu ich's, weil ich Lust und Vergnügen daran habe, aber plagen will ich mich nicht lassen mit etwas, das mir Freude machen soll.

Als er von der Tante hörte, daß der Papst gestorben sei, sahen wir wieder das hübsche verwunderte Gesicht, und er stand einen Moment still und sagte dann: Nun wohl ihm, er hat lang genug gelebt, um sterben zu können; setzte aber hinzu, wie von allen Dingen in der Welt sein Nachfolger zu werden das wenigst Wünschenswerte sei.

269. (2133.) 1823. August 25./29. Ulrike v. Levetzow.

Goethe selbst sprach nie über Heirat weder mit meiner Mutter, noch mit mir, wenn er mich auch seinen Liebling nannte, doch meist sein liebes Töchterchen.

Im Jahre 1823 waren wir nur kurze Zeit mit ihm in Marienbad zusammen, da meine Mutter Karlsbad brauchen mußte, wohin Goethe aber auf einige Tage kam, mit uns im selben Haus wohnte und immer mit uns war, mit uns frühstückte und speiste, uns des Abends abwechselnd vorlesen ließ, wozu meine Schwester Amalie sich nie entschließen wollte und sich sehr viel mit ihm neckte, da sie sehr lebhaft war.

* Nachmalige Kaiserin Augusta.

In Karlsbad war er auch an seinem Geburtstag mit uns, und da meine Mutter merkte, daß er nicht wissen lassen wollte, daß es sein Geburtstag, so verbot sie auch uns, es zu erwähnen. Goethe sagte den Tag vorher, er wünschte sehr, daß wir mit ihm recht früh nach Elnbogen fahren möchten, und daß wir diesen Tag seine Gäste seien, wie er die ganze Zeit unser Gast gewesen. Mutter nahm es an, setzte für diesen Tag die Küche aus, und als Goethe um 7 Uhr früh zum Frühstück herunterkam, stand eine hübsche Tasse, auf welcher ein Efeukranz, an seinem Platze; nachdem er sie eine Weile betrachtet, wandte er sich zu meiner Mutter: Warum die schöne Tasse? — Damit Sie an unsere Freundschaft erinnert werden. Efeu ist ja deren Sinnbild. Goethe reichte der Mutter die Hand: Wie hübsch, es soll mir ein liebes Andenken sein. Bald fuhren wir fort und Goethe war die ganze Zeit sehr heiter, erzählte uns viele heitere Erlebnisse, besonders von seinen öfteren Aufenthalten in Karlsbad; auch in Elnbogen zeigte er uns alle Merkwürdigkeiten. So kam die Essensstunde, er hatte seinen Kammerdiener schon früher nach Elnbogen geschickt, damit er alle Vorbereitungen treffe. Mutter aber hatte einen schönen Kuchen, einen echten Geburtstagskuchen, und zwei Flaschen alten Rheinwein, welchen Goethe besonders liebte, mitgenommen, welche an dem Tisch standen und Goethe gleich bemerkte: Welch schöner geschenkter Kuchen! Nun erwiderte die Mutter: Ich muß doch auch etwas zu dem Diner beitragen, und da wählte ich Biskuit und einen Wein, welches Sie ja lieben. — Meine aufmerksame kleine Freundin! Aber welch schönes Glas seh ich wieder hier mit Ihrem und der lieben Kinder Namen! Wieder sagte Mutter: Wir wollen über allem nicht vergessen sein und Sie sollen sich unser und auch des heutigen schönen Beisammenseins erinnern und immer daran denken. Goethe lächelte, dankte und blieb fort heiter. Zu Ende der Mahlzeit brachte sein Kammerdiener ihm einen ganzen Pack

Briefe und Schriften, welche er zum Teil las, dabei öfters sagte: Die lieben Menschen sind sehr freundlich und lieb; wohl erwartend, daß wir fragen würden, was aber nicht geschah. So fuhren wir in heitrer Laune nach Karlsbad zurück; schon von weitem sahen wir vor dem Haus auf der Wiese Menschen und daß Musik uns erwartet. Gleich als wir ausstiegen, wurde Goethe umringt. Mutter winkte uns, sagte Goethe gute Nacht und ging mit uns hinauf. Da es schon spät, sahen wir Goethe erst am andern Morgen wieder, wo seine erste Frage war: Nicht wahr, Sie wußten, daß gestern mein Geburtstag? Mutter sagte: Wie sollte ich nicht? Da hätten Sie es nicht drucken lassen müssen! Lachend schlug er sich vor den Kopf und meinte: So wollen wir es den Tag des öffentlichen Geheimnisses nennen; und so erwähnte er es auch später in seinen Briefen.

Ich kann nur wiederholen, was ich schon oft gesagt: Es war eine schöne Zeit, welche wir mit dem so liebenswürdigen Mann verlebt haben. Sehr viel hat Goethe zu meiner und meiner Schwester Belehrung und Bildung beigetragen, da er über so viele Gegenstände mit uns gesprochen und auch meiner Mutter manchen Wink und Rat gegeben.

Ich könnte wohl noch viel von der Zeit erzählen, doch ich denke, das genügt, um all das Fabelhafte, was darüber gedruckt, zu widerlegen — denn: keine Liebschaft war es nicht.

270. (2144.) 1823. September 14. F. v. Müller.

Als ich abends 7 Uhr bei ihm in Jena eintraf, lenkte sich das Gespräch gar bald auf Rehbeins Braut, Katharina von Gravenegg, die dieser heimzuholen gerade jenen Abend nach Eger abgereist war. Diese schöne Gelegenheit ergriff der alte Herr aufs schlaueste, sein eignes Glaubensbekenntnis auszusprechen. Er lobte nämlich die Braut über alle Maßen, nannte es aber doch einen dummen

Streich, daß Rehbein sich so rasch verehelichte. Sie wissen, sagte er, wie ich alles Extemporieren hasse, vollends eine Verlobung oder Heirat aus dem Stegreife war mir von jeher ein wahrer Greuel. Eine Liebe wohl kann im Nu entstehen, eine jede echte Neigung muß irgend einmal gleich dem Blitze plötzlich aufgeflammt sein; aber wer wird sich denn gleich heiraten, wenn man liebt? Liebe ist etwas Ideelles, Heiraten etwas Reelles, und nie verwechselt man ungestraft das Ideelle mit dem Reellen. Solch ein wichtiger Lebensschritt will allseitig überlegt sein und längere Zeit hindurch, ob auch alle individuellen Beziehungen, wenigstens die meisten, zusammen passen? Übrigens ist Rehbeins Heiratsgeschichte so wunderbar, daß offenbar die Dämonen sich hineingemischt haben, und da hütete ich mich, dagegen zu sprechen, ob ich gleich innerlich wütend war.

Goethes Glaubensbekenntnis bezog sich auf seine Neigung zu Ulrike v. Levetzow, die ihn in den nächsten Monaten noch in sehr erregbarem Zustande erhielt.

271. (2152.) 1823. September 23. F. v. Müller.

Ich war kaum gegen 6 Uhr in Goethes Zimmer getreten, als der alte Herr seinen leidenschaftlichen Zorn über unser neues Judengesetz, welches die Heirat zwischen beiden Glaubensverwandten gestattet, ausgoß. Er ahndete die schlimmsten und grellsten Folgen davon, behauptete, wenn der Generalsuperintendent Charakter habe, müsse er lieber seine Stelle niederlegen als eine Jüdin in der Kirche im Namen der heiligen Dreifaltigkeit trauen. Alle sittlichen Gefühle in den Familien, die doch durchaus auf den religiösen ruhten, würden durch ein solch skandalöses Gesetz untergraben; überdies wolle er nur sehen, wie man verhindern wolle, daß einmal eine Jüdin Oberhofmeisterin werde. Das Ausland müsse durchaus an Bestechung glauben, um die Adoption dieses Gesetzes begreiflich zu finden; wer wisse, ob nicht der allmächtige Rothschild dahinter stecke.

Überhaupt geschähen hier so viele Albernheiten, daß er sich bloß durch persönliche Würde im Auslande vor beleidigender Nachfrage schützen könne, daß er sich aber schäme aus Weimar zu sein, und gern wegzöge, wenn er nur wisse wohin? Dieser sein Unmut, sich nach dem heitern Aufenthalt in Marienbad wieder hier eingeengt zu befinden, machte sich den ganzen Abend vielfach bemerkbar. Als ich ihn zu täglichen Spazierfahrten antrieb, sagte er: Mit wem soll ich fahren, ohne Langeweile zu empfinden? Die Staël hat einst richtig zu mir gesagt: Il vous faut de la séduction*. Und als ich Ottilien und Ulriken anführte, erwiderte er: Wen man täglich von früh bis abend sieht, der kann uns nicht mehr verführen. Ja ich bin wohl und heiter heimgekehrt, drei Monate lang habe ich mich glücklich gefühlt, von einem Interesse zum andern, von einem Magnet zum andern gezogen, fast wie ein Ball hin und her geschaukelt, aber nun — ruht der Ball wieder in der Ecke und ich muß mich den Winter durch in meiner Dachshöhle vergraben, und zusehen, wie ich mich durchflicke. Wie schmerzlich ist es doch, solch eines Mannes innere Zerrissenheit zu gewahren, zu sehen, wie das verlorene Gleichgewicht seiner Seele sich durch keine Wissenschaft, keine Kunst wiederherstellen läßt, ohne die gewaltigsten Kämpfe, und wie die reichsten Lebenserfahrungen, die hellste Würdigung der Weltverhältnisse ihn davor nicht schützen konnten. Was in seinem Judeneifer recht merkwürdig war, ist die tiefe Achtung vor der positiven Religion, vor den bestehenden Staatseinrichtungen, die trotz seiner Freidenkerei überall durchblickte. Wollen wir denn überall im Absurden vorausgehen, alles Fratzenhafte zuerst probieren? sagte er unter andern.

272. (2160.) 1823. Oktober 2. F. v. Müller.

Von 5—11 Uhr bei Goethe.

* Sie bedürfen der Verführung.

Beim Eintreten gleich beschwichtigte er meinen Groll über Nichteinladung zum heutigen Mittag, wo Reinhards Geburtstag bei ihm gefeiert wurde, auf die freundlichste Weise. Dadurch fiel bald das Gespräch auf seine Geselligkeit überhaupt und ich sprach sehr offen über die desfallsigen Wünsche seiner Freunde und der Fürstlichkeiten.

Goethe nahm meine Aufrichtigkeit sehr gut auf und entwickelte seine Gegengründe, die hauptsächlich auf Frau von Heygendorf hinausliefen und die ich nicht zu verkennen vermochte. Seine Äußerungen über Reinhard waren rührend. Ich lasse ihn so bald nicht fort, ich klammere mich an ihn an.

Schultz spielte, Ottilie sang, Soret kam, Goethe mineralogisierte mit ihm lange und sprach nachher sehr poetisch darüber. Es gebe wohl verschiedene Ansichten in den Wissenschaften; aber sie würden oft nur durch eine papierne Scheidewand veranlaßt, die leicht mit dem Ellbogen durchzustoßen sei. Bald ließ er mich wieder allein zu ihm in die Ecke des blauen Zimmers setzen und knüpfte das Gespräch über Organisation seiner Wintergeselligkeit wieder an.

Seht, wenn es mir wieder wohl unter euch werden soll diesen Winter, so darf es mir nicht an muntrer Gesellschaft, nicht an heitern Anregungen fehlen, nachdem ich zu Marienbad deren in so reicher Fülle empfunden habe. Sollte es nicht möglich sein, daß eine ein für allemal gebetene Gesellschaft sich täglich, bald in größerer, bald in kleinerer Zahl, in meinem Hause zusammenfände? Jeder käme und bliebe nach Belieben, könnte nach Herzenslust Gäste mitbringen. Die Zimmer sollten von 7 Uhr an immer geöffnet und erleuchtet, Tee und Zubehör reichlich bereit sein. Man triebe Musik, spielte, läse vor, schwatzte, alles nach Neigung und Gutfinden. Ich selbst erschiene und verschwände wieder, wie der Geist es mir eingäbe. Und bliebe ich auch mitunter ganz weg, so dürfte dies keine Störung machen. Es kommt nur darauf an, daß

eine unserer angesehensten Frauen, gleichsam als Patronin dieses geselligen Vereins aufträte und niemand würde sich besser dazu eignen, als Frau von Fritsch. An Ottilie und Ulrike gebe ich Freibriefe für ihre Theaterlust, sie könnten dableiben oder hingehen, das änderte nichts. So wäre denn ein ewiger Tee organisiert, wie die ewige Lampe in gewissen Kapellen brennt. Helft mir, ich bitte euch, diese vorläufigen Ideen und Pläne fördern und ausbilden.

Hierauf erfolgte vertraulichste Mitteilung seiner Verhältnisse zu Levetzows. Es ist eben ein Hang, der mir noch viel zu schaffen machen wird, aber ich werde darüber hinauskommen. Iffland könnte ein scharmantes Stück daraus fertigen, ein alter Onkel, der seine junge Nichte allzuheftig liebt.

Nach einer Weile fing er an, meine und Riemers allzugroße Gelindigkeit in der Kritik des Schenkschen Gedichts auf Canova zu tadeln. Es sei kein Funke echten poetischen Geistes darinnen, nur Rhetorik, ja sogar falsche, verderbliche Motive. Unsere eigenen Produktionen seien ganz gut, in der Kritik aber bewiesen wir uns nicht als seine echten Schüler. Man müsse nur das Beste preisen. Man müsse sich stets die schwersten Aufgaben machen und in Dichtungen nur auf reiche, gehaltvolle Motive eingehen.

Dann zeigte er mir eine Menge Landschaftszeichnungen von 1810 während seines Jenaischen Aufenthaltes vor, und klagte, daß er seitdem nichts mehr zu zeichnen vermocht und dadurch unendlich an Selbstbefriedigung verloren habe. Je schwerer die Zunge ihm wurde, je geistreichere und humoristischere Ideen drängten sich hervor. Wir gingen ins Eßzimmer, wo die andern sehr lustig waren. Er machte allerliebste Scherze über Ottilie, die ihre Mützenbänder zu seinem großen Skandal ungeknüpft herabhängen ließ. Dann kam er auf Byron, pries seinen Kain und vorzüglich die Totschlagszene. Byron allein lasse ich neben mir gelten! Walter Scott ist nichts neben ihm.

Die Araber hatten in fünf Jahrhunderten nur sieben Dichter, die sie gelten ließen, und unter den verworfenen waren mehrere Kanaillen, die besser als ich waren.

Als er merkte, daß Ulrike schläfrig war, ergrimmte er scherzhaft, daß seine arabische Literaturgeschichte an ihr und dem übrigen jungen Volke verschwendet sei und jagte sie mit komischer Heftigkeit alle fort. Den Sohn hatte er oft trefflich persifliert über seine indolente Sinnlichkeit, doch hatte dieser auch öfters dagegen angeknurrt.

Seit lange hatte ich Goethe nicht so überreich an Witz, Humor, Gemütlichkeit und Phantasie gefunden. Zarteste Erzählung von seiner Schönheit in Marienbad und von der Bekanntschaft mit der hübschen Regensburgerin, die von Helldorf anbetete.

273. (2172.) 1823. Oktober 19. F. v. Müller.

Zwischen dem Hof war ich bei ihm. Anfangs war er einsilbig, dann, als Riemer gekommen, sehr lebhaft. Es wurde von Raupachs Pedantismus in der Kritik und den drei ersten Akten seines Verfehlten Zieles gesprochen.

Das Gespräch über die von Gottfried Hermann zusammengestellten Fragmente der Euripideischen Niobe gab Anlaß, daß Goethe dessen Bacchen für sein liebstes Stück erklärte. Euripides hat seine Naturphilosophie von Anaxagoras, sagte er. Geniale Charakteristik der Kirchengeschichte, als Produkt des Irrtums und der Gewalt.

Die Lehre von der Gottheit Christi, dekretiert zuerst durch das Nizäische Konzilium, sei dem Despotismus sehr förderlich gewesen, ja Bedürfnis.

Reinhards Geschenk des Tibull leitete auf ein sehr ernsthaftes Gespräch über das Ecce jacet Tibullus* und über den Glauben an persönliche Fortdauer. Goethe sprach sich bestimmt aus. Es sei einem denkenden Wesen durchaus unmöglich, sich ein Nichtsein, ein Aufhören des Den-

* Hier liegt Tibull.

kens und Lebens zu denken; insofern trage jeder den Beweis der Unsterblichkeit in sich selbst und ganz unwillkürlich. Aber sobald man objektiv aus sich heraustreten wolle, sobald man dogmatisch eine persönliche Fortdauer nachweisen, begreifen wolle, jene innere Wahrnehmung philisterhaft ausstaffiere, so verliere man sich in Widersprüche. Der Mensch sei aber demohngeachtet stets getrieben, das Unmögliche hypothesieren (vereinigen) zu wollen. Fast alle Gesetze seien Synthesen des Unmöglichen, z. B. das Institut der Ehe. Und doch sei es gut, daß dem so sei, es werde dadurch das Möglichste erstrebt, daß man das Unmögliche postuliere.

274. (2176.) 1823. Oktober 24. F. v. Müller.

Goethe gab eine große Abendgesellschaft jener interessanten polnischen Virtuosin, Mad. Marie Szymanowska zu Ehren, von der er uns schon so viel erzählt hatte und die gestern mit ihrer Schwester Casimira Wołowska hier angelangt war. Auf sie hat er zu Marienbad die schönen gemütvollen Stanzen gedichtet, die er uns kürzlich vorgelesen und die seinen Dank dafür aussprechen, daß ihr seelenvolles Klavierspiel seinem Gemüte zuerst wieder Beruhigung schaffte, als die Trennung von Levetzows ihm eine so tiefe Wunde schlug. Goethe war den ganzen Abend hindurch sehr heiter und galant, er weidete sich an dem allgemeinen Beifall, den Mad. Szymanowska ebenso sehr durch ihre Persönlichkeit als durch ihr seelenvolles Spiel fand.

275. (2185.) 1823. November 4. F. v. Müller.

Heute endlich, nach vielen Bemühungen und sich durchkreuzenden Hindernissen, kam das öffentliche Konzert der Madame Szymanowska zustande. Noch wenig Stunden vorher wäre das Unternehmen fast aus Mangel eines guten Instrumentes gescheitert, hätte nicht die Frau Großfürstin selbst das ihrige großmütig dargeliehen. Nach dem Konzert soupierten wir mit Egloffsteins bei Goethe, der

von der liebenswürdigsten Gemütlichkeit war. Als unter mancherlei ausgebrachten Toasten auch einer der Erinnerung geweiht wurde, brach er mit Heftigkeit in die Worte aus:

Ich statuiere keine Erinnerung in eurem Sinne, das ist nur eine unbeholfene Art sich auszudrücken. Was uns irgend Großes, Schönes, Bedeutendes begegnet, muß nicht erst von außen her wieder er-innert, gleichsam erjagt werden, es muß sich vielmehr gleich vom Anfang her in unser Inneres verweben, mit ihm eins werden, ein neueres besseres Ich in uns erzeugen und so ewig bildend in uns fortleben und schaffen. Es gibt kein Vergangenes, das man zurücksehnen dürfte, es gibt nur ein ewig Neues, das sich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen gestaltet und die echte Sehnsucht muß stets produktiv sein, ein neues Besseres erschaffen. Und, setzte er mit großer Rührung hinzu, — haben wir dies nicht alle in diesen Tagen an uns selbst erfahren? Fühlen wir uns nicht alle insgesamt durch diese liebenswürdige, edle Erscheinung, die uns jetzt wieder verlassen will, im Innersten erfrischt, verbessert, erweitert? Nein, sie kann uns nicht entschwinden, sie ist in unser innerstes Selbst übergegangen, sie lebt in und mit uns fort und fange sie es auch an, wie sie wolle, mir zu entfliehen, ich halte sie immerdar fest in mir.

276. (2186.) 1823. November 5. F. v. Müller.

Als ich nachmittags zu Goethe kam, traf ich ihn noch mit Madame Szymanowska zu Tische sitzend; sie hatte eben an die ganze Familie bis zu dem kleinen Wolf herab, ihrem Liebling, die zierlichsten kleinen Abschiedsgeschenke, zum Teil eigner Hände Arbeit, ausgeteilt, und der alte Herr war in der wunderbarsten Stimmung. Er wollte heiter und humoristisch sein, und überall blickte der tiefste Schmerz des Abschieds durch.

Unentschiedenes Hin- und Herziehen nach Tische, Verschwinden, Wiederkommen; Goethes Abschiedsschmerz. Einzeichnen in das Stammbuch der Casimira Wolowska.

Rappelez moi au souvenir de tout le monde, moi aussi, je demanderai àtout le monde des nouvelles de vous*.

Um 5 Uhr war sie zur Abschiedsaudienz bei der Frau Großfürstin bestellt, wo sie, der Hoftrauer entsprechend, ganz schwarz gekleidet, was für Goethe den Eindruck noch erhöhte. Der Wagen fuhr vor und ohne daß er es merkte, war sie verschwunden. Es schien zweifelhaft, ob sie noch einmal wiederkäme.

Da trat das Menschliche in Goethe recht unverhüllt hervor; er bat mich aufs dringendste zu bewirken, daß sie nochmals wieder erscheinen, nicht ohne Abschied scheiden möchte. Einige Stunden später führten der Sohn und ich sie und ihre Schwester zu ihm.

Ich scheide reich und getröstet von Ihnen, — sagte sie zu ihm, — Sie haben mir den Glauben an mich selbst bestätigt, ich fühle mich besser und würdiger, da Sie mich achten. — Nichts von Abschied, nichts von Dank; lassen Sie uns vom Wiedersehen träumen. — O, daß ich doch schon viel älter wäre und hätte einen Enkel bald zu hoffen, er müßte Wolf heißen, und das erste Wort, das ich ihn stammeln lehrte, wäre Ihr teurer Name. — Comment, erwiderte Goethe, vos compatriotes ont eu tant de peine à chasser les loups de chez eux, et vous voulez les y reconduire?** Aber alle Anstrengung des Humors half nicht aus, die hervorbrechenden Tränen zurückzuhalten, sprachlos schloß er sie und ihre Schwester in seine Arme und sein Blick begleitete sie noch lange, als sie durch die lange offene Reihe der Gemächer entschwunden war.

Dieser holden Frau habe ich viel zu danken, sagte er mir später, ihre Bekanntschaft und ihr wundervolles Talent haben mich zuerst mir selbst wiedergegeben.

---

* Erneuern Sie mein Andenken bei aller Welt, auch ich werde bei aller Welt um Nachrichten von Ihnen bitten.

** Wie, Ihre Landsleute haben so viel Mühe, die Wölfe zu verjagen und Sie wollen sie wieder zurückholen?

277. (2210.) 1823. Dezember 30. Soret.

Den Morgen allein damit beschäftigt, Pyroxene* zu ordnen. Den Abend drei Stunden hintereinander allein mit Goethe; die Unterhaltung war so lebhaft und interessant wie möglich. Er bat mich zuerst um Auskunft über die letzten religiösen Unruhen in Genf, über die Intrigen des Abt Vuarin; über die Verfassungen der Kantone Genf, Waadt und Wallis, über die Jesuiten in Freiburg, über die gegenwärtigen Beziehungen zwischen Waadt und Bern und schließlich sprach er mit uns über den Plan, den er hatte, die Schweizer Reise von 1797 in seinen Werken zu veröffentlichen. — Zum erstenmal, wenn ich mich nicht irre, ist vom Werther die Rede gewesen, den er, wie er sagt, erst 10 Jahre nach seinem Druck wieder gelesen hat; er macht es ebenso mit seinen anderen Arbeiten. Als wir von Übersetzungen sprachen, sagte er, daß es ihm äußerste Mühe mache, englische Gedichte auf Deutsch wiederzugeben, weil diese Sprache mehr einsilbige Worte hat und die Kraftwirkungen verloren gehen, wenn man sie durch zusammengesetzte Worte wiedergibt. Wir sind dadurch auf die Wissenschaft und insbesondere auf die Kleinlichkeit zu sprechen gekommen, mit der einige Gelehrte Prioritätsfragen untereinander aufwerfen.

Goethe: Ich habe die Menschen besser kennen gelernt, nachdem ich mich mit den Wissenschaften befaßte, als in meinem ganzen übrigen Leben, und obgleich diese Erfahrung auf meine Kosten gemacht ist, beglückwünsche ich mich doch zu ihr.

Ich: Es scheint, daß eine auf Tatfragen bezügliche Auseinandersetzung die Eigenliebe stärker in Mitleidenschaft zieht, und daß diese, einmal ins Spiel gezogen, die schwachen Seiten eines Charakters schneller enthüllt.

Goethe: Im Gebiete der Ästhetik hat das Schöne gewisse unbestimmte Formen; die Grundidee ist, sozusagen, das Eigentum aller Welt oder niemandes, so, daß nur

* Steinart, grüner Augit.

die Art, diesen Grundstock des allgemeinen Eigentums darzustellen das Eigentum jedes daran Arbeitenden im besondern wird und kein Objekt der Eifersucht sein dürfte. Dieselbe Grundidee kann 100 Dichtern den Stoff zu 100 Epigrammen liefern, sie werden sich nicht um die Entscheidung streiten, weil sie allen gehört, und sie werden dem Leser die Sorge überlassen, die Ausführung zu beurteilen.

Aber mit den Gelehrten ist es anders; da gibt es Positives; jede neue Tatsache ist eine Entdeckung, jede Entdeckung ist ein Eigentum. Greifen Sie sein Eigentum an und gleich zeigt sich der Mensch. Es gibt eine andere Art Eigentum für den Gelehrten oder den Dogmatiker, das ist die Gewohnheit, die Begriffe, die er schon erworben hat, die Gesetze, die er gefunden hat, als festgesetzt anzusehen. Man greift seine Rechte oder sein Eigentum an, wenn man Gesetze oder Meinungen als wahr vorbringt, die den seinen entgegengesetzt sind; er wird aufgebracht wegen der Gefahr, die sein System läuft. Entweder glaubt er Ihnen nicht, oder er gönnt Ihnen keine Aufmerksamkeit, oder er versteht Sie nicht und viel Zeit vergeht bis es Ihnen gelingt, ihn zur Änderung seiner Ansicht zu bringen. Ein Franzose sagte zu einem meiner Freunde über meine Untersuchungen über das Licht: wir haben 50 Jahre gearbeitet, Newtons Herrschaft herzustellen, Sie werden ebenso viele brauchen müssen, um sie umzustürzen.

Schließlich kann ich Ihnen eine merkwürdige Tatsache mitteilen; ich lese eine neue Broschüre über die Gesetze der Optik, sie ist von einem zielbewußten jungen Mann geschrieben, die Broschüre gefällt mir, wahrscheinlich weil sie genau in meine Ansichten einstimmt und großenteils ein Auszug aus meinen Werken ist; ich bin indessen nirgends erwähnt, was mich in gerechtes Erstaunen versetzt. Einige Zeit danach hat ein gemeinsamer Freund mir den Schlüssel zu diesem Schweigen gegeben; der junge Mann* gründete

* Joh. Ev. Purkinje (1787—1869), ein Tscheche.

seinen Ruf auf dieses Buch und hätte gefürchtet, es in der Gelehrtenwelt bloßzustellen, wenn er gewagt hätte, die Grundsätze, die er aufstellte, durch Berufung auf meinen Namen zu stützen. Das Buch hat einigen Erfolg gehabt und später kam der Verfasser und entschuldigte sich. So sind die Menschen.

Ich: Diese Tatsache ist um so merkwürdiger, als man sich in so mancher Hinsicht nur zu glücklich schätzen würde, ganz laut einen solchen Beschützer, wie Sie sind, anrufen zu dürfen, aber es ist ganz erklärlich, denn hier handelt es sich nicht nur darum, die Meinung eines großen Meisters, die Arbeit eines Newton zu bekämpfen, sondern man muß mit demselben Schlag alle Schriften der Physiker niederschlagen, man muß eine allgemeine Revolution allgemein anerkannter Ideen veranlassen und hätten Sie hundertmal recht, so müssen Sie doch zuerst lange unrecht haben.

Goethe: Und das wird mir um so mehr geschehen, als ich mir, stolz auf meine Entdeckung, sagte, dieser Newton, den alle Welt bewundert, diese strengen Mathematiker, diese erhabenen Berechner, diese gescheiten Beobachter irren sich alle, ich allein habe recht gegen sie alle, ich allein besitze das Geheimnis, das zu entdecken ihnen doch so leicht wäre, das ihnen als die Augenscheinlichkeit selbst erscheinen würde, wenn ihre Augen sich nur auftun und gut sehen wollten. Mit einer solchen Überzeugung habe ich die angenommene Meinung von vorn und mutig angegriffen; man hat mich bekämpft oder vielmehr meine Ideen ins Lächerliche gezogen, aber ich bin nichtsdestoweniger von meiner Arbeit befriedigt, und wenn es nur darum wäre, daß ich das Vergnügen gehabt habe, die Schwächen des menschlichen Geschlechts besser kennen zu lernen.

Während er mit einem Reichtum der Ausdrücke und einer Kraft des Stils, die ich nicht wiedergeben kann, redete, glänzten seine Augen in ungewöhnlichem Feuer und man sah in ihnen den Ausdruck des Triumphes, während

ein ironisches Lächeln über seine Lippen zu gleiten schien, seine schönen Züge waren imposanter denn je.

Der Rest der Unterhaltung über diesen Gegenstand war ein Streit über Grundsätze, der hier keinen Platz zu finden braucht; wir sind zu andern Gegenständen übergegangen. Als wir über Personen sprachen, die auf dem Gebiete der Wissenschaft als maßgebende Richter angesehen werden können, bemerkte ich, daß sie auf eine sehr kleine Anzahl Persönlichkeiten zurückgeführt werden könnten. Die Welt teilt sich in Parteien, die Unwissenden und die Gelehrten. Die ersteren erklären sich für unmaßgeblich, die andern müssen zum Teil zurückgewiesen werden, nämlich alle diejenigen, die den wissenschaftlichen Zank zum Objekt ihrer eigenen Arbeiten machen und was die betrifft, die nicht interessiert sind, so bilden sie noch lange keine genügende Majorität. Fügen Sie hinzu, sagte Goethe, die Uninteressierten interessieren sich nicht.

Es würde mir schwer fallen alles aufzuschreiben was ich Geistreiches und Neues im Laufe dieses Abends gehört habe, an dem ich mit unendlichem Vergnügen das gänzliche Fehlen der Wiederholungen, der fixen Ideen, der Langatmigkeiten bemerkte, die mir so peinlich vor und nach den zwei letzten großen Krankheiten Goethes aufgefallen waren: es scheint, daß sein Genie durch sie gestählt worden ist und daß man noch viel von der Zukunft erhoffen kann.

278. (2235.) 1824. März 8. F. v. Müller.

Ich traf ihn um 4 Uhr ganz allein und sehr gemütlich. Zuerst zeigte er mir sein neu zusammengebrachtes Münzkabinett ephemerer und erloschener Souveränitäten, Iturbides (Kaisers von Mexiko) Wappen mit einem Adler auf dem Kaktus, schöne kleine Münzen von Kolumbia.

Das Gespräch fiel auf Selbstkenntnis. G.: Ich behaupte, der Mensch kann sich nie selbst kennen lernen, sich nie rein als Objekt betrachten. Andre kennen mich besser als ich mich selbst. Nur meine Bezüge zur Außen-

welt kann ich kennen und richtig würdigen lernen, darauf sollte man sich beschränken. Mit allem Streben nach Selbstkenntnis, das die Priester, das die Moral uns predigen, kommen wir nicht weiter im Leben, gelangen weder zu Resultaten noch zu wahrer innerer Besserung. Doch will ich diese Ansicht nicht eben für ein Evangelium ausgeben. Was sind Travers? Falsche Stellungen zur Außenwelt. Wer hat sie nicht? Jede Lebensstufe hat die ihr eigenen.

Riemer kam späterhin zu uns. Ich erzählte, Schmidt sei von Mad. Milder höchst eingenommen, sie übersteige alles, was seine Phantasie sich von einer vollkommenen Sängerin gedacht.

Ganz natürlich, sagte Goethe; denn die Phantasie kann sich nie eine Vortrefflichkeit so vollkommen denken, als sie im Individuum wirklich erscheint. Nur vager, neblicht, unbestimmter, grenzenloser denkt sie sich die Phantasie. Aber niemals in der charakteristischen Vollständigkeit der Wirklichkeit. Es erregt mir daher immer Schmerz, wenn man ein wirkliches Kunst- und Naturgebilde mit der Vorstellung vergleicht, die man sich davon gemacht hatte, und dadurch sich den reinen Genuß des erstern verkümmert. Vermag doch unsere Einbildungskraft nicht einmal das Bild eines wirklich gesehenen, schönen Gegenstandes getreu wiederzugeben; immer wird die Vorstellung etwas Neblichtes, Verschwimmendes enthalten.

Auf meine Klage, daß diese Beschränkung unsrer Natur uns so viel Herrliches entziehe, erwiderte er: Ei, das ist ja ein Glück, was würden wir anfangen, wenn alle die unzähligen Empfindungen, die uns z. B. ein Hummelsches Spiel gibt, uns fortwährend blieben? dann würden ja auch die vergangenen Schmerzen immerfort uns peinigen. Seien wir froh, daß für das Gute, Angenehme doch immer noch ziemlich viele Reproduktionskraft in uns wohnt.

279. (2246.) 1824. März 31. F. v. Müller.

Heute war ich von 6—$9^1/_4$ Uhr bei ihm, mit Riemer, anfangs auch mit Meyer.

Einer der interessantesten, behaglichsten und gemütlichsten Abende unter vielen. Goethe war durchaus heiter, gemäßigt, mitteilend, lehrreich, keine Piken, keine Ironie, nichts Leidenschaftliches oder Abstoßendes.

Goethe rühmte, daß der Minister Frhr. v. Fritsch* stets redlich gegen ihn gewesen, obgleich sein, Goethes, Treiben und Wesen ihm nicht habe zusagen können. Aber er habe doch Goethes reinen Willen, uneigennütziges Streben und tüchtige Leistungen anerkannt. Seine Gegenwart, seine Äußerlichkeit sei nicht gerade erfreulich gewesen, vielmehr scheinbar starr, ja hart; er habe nichts Behagliches oder Feines in seinen Formen gehabt, aber viel Energie des Willens, viel Verstand, wie schon aus seinen zwei Söhnen sich schließen lasse, die denn doch selbständig genug auf eignen Füßen ständen.

Riemer bemerkte, daß es ein großer Irrtum sei, das Wissen und den Charakter voneinander zu trennen; eins sei erst durch das andere etwas, durch den Charakter trete jenes erst recht hervor; man könne allenfalls ohne Wissen, aber nicht ohne Charakter leben. Jawohl, versetzte Goethe, der Charakter ersetzt nicht das Wissen, aber er suppliert es. Mir ist in allen Geschäften und Lebensverwickelungen das Absolute meines Charakters sehr zu statten gekommen; ich konnte Vierteljahre lang schweigen und dulden, wie ein Hund, aber meinen Zweck immer festhalten; trat ich dann mit der Ausführung hervor, so drängte ich unbedingt mit aller Kraft zum Ziele, mochte fallen rechts oder links, was da wollte. Aber wie bin ich oft verlästert worden; bei meinen edelsten Handlungen am meisten. Aber das Geschrei der Leute kümmerte mich nichts. Die

* Jak. Ferd. v. Fritsch (1731—1814), der bei Goethes Eintritt in Weimar und bis 1800 erster Beamter des Staates war, seine beiden Söhne gelangten ebenfalls zu hohen Ämtern.

Kinder und ihr Benehmen gegen mich waren oft mein Barometer hinsichtlich der Gesinnungen der Eltern. Ich nahm alle Zustände und Personen, meine Kollegen z. B. durchaus real, als gegebene, einmal fixierte Naturwesen, die nicht anders handeln können als sie handeln, und ordnete hiernach meine Verhältnisse zu ihnen. Dabei suchte ich ringsum mich selbst richtig zu sehen. In die Kriegskommission trat ich nur, um den Finanzen durch die Kriegskasse aufzuhelfen, weil da am ersten Ersparnisse zu machen waren. Einst zahlte ich 1000 Louisdors daraus der Herzogin zu einer Badereise nach Aachen aus. Den Ilmenauer Steuerkassierer Gruner brachte ich ins Zuchthaus, weil ich im Konseil seinen Proprerest von 4000 Talern, den er durch falsche Restspezifikation maskiert hatte, schonungslos aufdeckte, trotzdem daß der Minister Fritsch, Hetzer, Eckardt usw. ihn protegierten.

Der Ilmenauer Bergbau würde sich wohl gehalten haben, wäre er nicht isoliert dagestanden, hätte er sich an ein Harzer oder Freiberger Bergwesen anschließen können.

Einen Parvenü wie mich konnte bloß die entschiedenste Uneigennützigkeit aufrecht halten. Ich hatte von vielen Seiten Anmahnungen zum Gegenteil; aber ich habe meinen schriftstellerischen Erwerb und zwei Drittel meines väterlichen Vermögens hier zugesetzt und erst mit 1200 Taler, dann mit 1800 Taler bis 1815 gedient.

280. (2247.) 1824. April 3. F. v. Müller.

Goethe kam auf Geh. Rat F. A. Wolf* zu sprechen. Dieser Freund ist, äußerte er, oft der unverträglichste, unleidlichste aller Sterblichen durch sein ewiges Regieren; deshalb bin ich so oft mit ihm zerfallen. Wenn er kommt, ist es als wenn ein beißiger Hund, ein reißendes Ungetüm ins Haus träte. O, ich kann wohl auch bestialisch

* Professor in Berlin, berühmt als Homerkritiker.

sein und verstehe mich gar sehr darauf; aber es ist doch verdrießlich, die rauhe Seite herauskehren zu müssen. Oft hatte ich etwas von ihm gelernt; wenn ich es nach zwei Tagen wieder vorbrachte, behandelte er es wie die größte Absurdität. Einst war ich mit ihm im Bade zu Tennstedt, als mein Geburtstag herannahte, da betrog ich ihn um einen ganzen Tag im Kalender und machte, daß er am 27. August abreiste; denn mir war angst, er würde mir an meinem Geburtstage ableugnen, daß ich geboren sei. Bittere Klagen über den gestörten häuslichen Frieden durch Ulrikens höchst bedenklichen Unfall. Doch wer nicht verzweifeln kann, muß nicht leben; nur feige sich ergeben, sei ihm das verhaßteste. Ich fragte, ob er mit diesem Glauben glücklicher sei: Aufs Glück kommt es nicht an, es handelt sich nur vom Dasein und von der wahren Beschaffenheit der Dinge. Ich will nicht hoffen und fürchten, wie ein gemeiner Philister, setzte er hinzu; daher ist das Geschwätz der Ärzte und ihr Trösten mir am allermeisten zuwider.

281. (2266.) 1824. Juni 6. F. v. Müller.

Nachmittags nach Hoftafel. Er saß im Hemdsärmel und trank mit Riemer. Ersteres war Ursache, daß er Gräfin Line Egloffstein nicht annahm. Sie möge doch, sagte er zu Ottilien, des Abends zu mir kommen, nicht wenn Freunde da sind, mit denen ich tiefsinnig oder erhaben bin. Nicht leicht habe ich ihn geistreicher und lebhafter gesehen.

Einige Anekdoten, die ich ihm von Kirchnern* in Frankfurt erzählte, brachten das Gespräch auf Humor.

Nur, wer kein Gewissen oder keine Verantwortung hat, sagte er, kann humoristisch sein. Musäus konnte es sein, der seine Schule schlecht genug versah und sich um nichts und um niemanden kümmerte. Freilich humoristische

* Anton Kirchner, Pfarrer, der Geschichtschreiber Frankfurts.

Augenblicke hat wohl jeder; aber es kommt darauf an, ob der Humor eine beharrliche Stimmung ist, die durchs ganze Leben geht.

Wahrscheinlich deswegen, sagte ich, weil dem Humoristen mehr an seiner Stimmung, als an dem Gegenstand gelegen ist; weil er jene unendlich höher, als diese anschlägt. Ganz recht kommentiert, erwiderte er, und sogar ganz in meinem Sinne.

Wieland z. B. hatte Humor, weil er ein Skeptiker war und den Skeptikern ist es mit nichts ein großer Ernst. Wieland hielt sich niemandem responsabel, nicht seiner Familie, nicht seinem Fürsten und handelte auch so. Wem es aber bitterer Ernst ist mit dem Leben, der kann kein Humorist sein. Wer untersteht sich denn Humor zu haben, wenn er die Unzahl von Verantwortlichkeiten gegen sich selbst und andere erwägt, die auf ihm lasten? Wenn er mit Ernst gewisse bestimmte Zwecke erreichen will? Unter den großen Staatsmännern hat bloß der Herzog von Ossuña Humor gehabt, aber aus Menschenverachtung. Doch damit will ich den Humoristen keine Vorwürfe machen. Muß man denn gerade ein Gewissen haben? Wer fordert es denn?

Ich führte an, daß irgendein Schriftsteller gesagt habe, der Humor sei nichts anderes als der Witz des Herzens.

Goethe ergrimmte aufs heftigste über die Redensart Nichts anderes als.

So, schrie er, sagte einst Cicero: die Freundschaft ist nichts anderes als usw. O du Esel, du einfältiger Bursche, du heilloser Kerl, der nach Griechenland läuft, um Weisheit zu holen und nichts Klügeres als jene unsinnige Phrase herausbringt. Nichts anderes! Lauter Negation, lauter Herabsetzung! Ich werde gleich wütend, wenn ich dergleichen höre.

Und Witz des Herzens, welcher Unsinn! Ich weiß nicht, was Herz ist und will ihm Witz beilegen! Dergleichen Phrasen streifen an meinem Ohre vorüber wie

zerplatzte Luftblasen; der Verstand findet absolut nichts darin; das ist hohles Zeug.

Es dauerte lange, ehe er sich beruhigte und dabei strömten die schlagendsten Einfälle aus seinem Munde.

Webers Vorlesung über die Braut von Korinth gefiel ihm. Doch, fügte er hinzu, habe ich nicht aus Phlegons von Tralles (eines Freigelassenen Kaiser Hadrians) Traktat von wunderbaren Dingen, sondern wo anders her das Sujet genommen, es aber meist vom Stoffartigen entkleidet. Philinnion hieß die Braut.

Die Gegensätze der heidnischen und christlichen Religion bieten allerdings eine reiche Fundgrube für die Poesie. Aber eigentlich taugten beide nichts.

Darauf auf den Dichter Immermann kommend, bemerkte er: Ich lasse Immermann gewähren und kann ihn mir nicht recht konstruieren. Wie kann ich über ein erst Werdendes, Problematisches urteilen? habe ich nicht mit meinem eigenen Werden genug zu tun? Und Sie wissen, daß ich ein fortwährendes Werdendes statuiere.

So fuhr er lange im Tone der Orakelsprüche fort, z. B.: Gegen einen Grundsatz statuiere ich keine Erfahrung. Ich leugne sie geradezu.

Alles Tragische beruht auf einem unausgleichbaren Gegensatz. So wie Ausgleichung eintritt oder möglich, schwindet das Tragische.

Kirchners Kopf paßt nicht zu seinem Rumpf und Leib. Schleppte er nicht am letztern eine so große Last herum, so würde er noch viel mehr Teufelszeug machen, noch viel lebendiger sein. Er ist ein kluger Schelm, der klügste in Frankfurt. Dort herrscht der krasseste Geldstolz, die Köpfe sind dumpf, beschränkt und düster. Da taucht nun auf einmal so ein Lichtkopf wie Kirchner auf! Ich will wetten, oder vielmehr de credulitate schwören, er schickt zu Michaelis keine weitern Frankfurter nach Jena.

Meine Freunde teile ich in Hoffer und Verzweifler. An der Spitze der erstern: der Kanzler, der letztern:

Meyer. Dieser steht so hoch im Verzweifeln, daß er wieder zu hoffen anfängt.

282. (2286.) 1824. Oktober 2. H. Heine an R. Christiani.

Den Herbst machte ich eine Fußreise nach dem Harz, den ich die Kreuz und Quer durchstreifte, besuchte den Brocken, sowie auch Goethe auf meiner Rückreise über Weimar. Ich reiste nämlich über Eisleben, Halle, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Eisenach und Kassel hierher wieder zurück. Viel Schönes habe ich auf dieser Reise gesehen, und unvergeßlich bleiben mir die Täler der Bode und Selka. Wenn ich gut haushalte, kann ich mein ganzes Leben lang meine Gedichte mit Harzbäumen ausstaffieren.

Über Goethes Aussehen erschrak ich bis in tiefster Seele, das Gesicht gelb und mumienhaft, der zahnlose Mund in ängstlicher Bewegung, die ganze Gestalt ein Bild menschlicher Hinfälligkeit. Vielleicht Folge seiner letzten Krankheit. Nur sein Auge war klar und glänzend. Dieses Auge ist die einzige Merkwürdigkeit, die Weimar jetzt besitzt. Rührend war mir Goethes tiefmenschliche Besorgnis wegen meiner Gesundheit. Der selige Wolf hatte ihm davon gesprochen. In vielen Zügen erkannte ich den Goethe, dem das Leben, die Verschönerung und Erhaltung desselben, sowie das eigentümlich Praktische überhaupt das Höchste ist. Da fühlte ich erst ganz klar den Kontrast dieser Natur mit der meinigen, welcher alles Praktische unerquicklich ist, die das Leben im Grunde gering schätzt und es trotzig hingeben möchte für die Idee. Das ist ja eben der Zwiespalt in mir, daß meine Vernunft in beständigem Kampf steht mit meiner angebornen Neigung zur Schwärmerei. Jetzt weiß ich es auch ganz genau, warum die Goetheschen Schriften im Grund meiner Seele mich immer abstießen, so sehr ich sie in poetischer Hinsicht verehrte und so sehr auch meine gewöhnliche Lebensansicht mit der Goetheschen Denkweise übereinstimmte. Ich liege also in wahrhaftem Kriege mit Goethe und seinen

Schriften, so wie meine Lebensansichten in Krieg liegen mit meinen angebornen Neigungen und geheimen Gemütsbewegungen. — Doch seien Sie unbesorgt, guter Christiani, diese Kriege werden sich nie äußerlich zeigen, ich werde immer zum Goetheschen Freikorps gehören, und was ich schreibe, wird aus der künstlerischen Besonnenheit und nie aus tollem Enthusiasmus entstehen. Zu diesen Erzgoethianern gehören auch Sartorius und seine Frau, vulgo geistreiches Wesen genannt, mit denen ich hier in Göttingen am meisten verkehre. Ich brachte ihm Grüße von Goethe, und seitdem bin ich ihnen doppelt lieb.

283. (2303.) 1824. Dezember 17. F. v. Müller.

Ich traf Ihn bei der Lektüre der neuen Übersetzung von Tausend und eine Nacht von Büsching, von der Hagen und Schall, die er sehr lobte und, da sie aus dem Urtext, der französischen vorzieht.

Diese Märchen, sagte er, müssen mir über die trüben Tage weghelfen; ist es doch, als ob das Bewußtsein, in wenig Tagen der Sonne wieder näher zu kommen, uns schon jetzt erwärmte.

Ich brachte ihm von Gagern merkwürdige Handschriften. Er holte ähnliche herbei in großer Zahl. Eckermann trat ein, das Gespräch kam auf Byrons Conversations: Ich lese sie nun zum zweiten Male, ich möchte sie nicht missen und doch lassen sie einen peniblen Eindruck zurück. Wie viel Geklatsche oft nur um eine elende Kleinigkeit; welche Empfindlichkeit über jedes alberne Urteil der Journalisten, welch ein wüstes Leben mit Hunden, Affen, Pfauen, Pferden; alles ohne Folge und Zusammenhang.

Nur über Anschauungen urteilt Byron vortrefflich und klar, Reflexion ist nicht seine Sache, seine Urteile und Kombinationen sind dann oft die eines Kindes.

Wie viel zu geduldig läßt er sich Plagiate vorwerfen, scharmutziert nur zu seiner Verteidigung, statt mit schwerem Geschütz die Gegner niederzudonnern.

Gehört nicht alles, was die Vor- und Mitwelt geleistet, dem Dichter von Rechts wegen an? Warum soll er sich scheuen, Blumen zu nehmen, wo er sie findet? Nur durch Aneignung fremder Schätze entsteht ein Großes. Hab' ich nicht auch im Mephistopheles den Hiob und ein Shakespearelied mir angeeignet? Byron war meist unbewußt ein großer Dichter, selten wurde er seiner selbst froh.

Das Taschenbuch für Österreichische Geschichte von Hormayr mit Graf Sternbergs Bild führte das Gespräch auf Böhmen. Dort war eine große Kultur im 14. und 15. Jahrhundert einheimisch, ehe man im übrigen Deutschland daran dachte. Prag mit seinen 4000 Studenten, welch eine Erscheinung! Aus allen Winkeln Deutschlands und aus der Schweiz waren Lehrer hingegangen, die jeder gleich seine Zuhörerschaft mitbrachte. Jedermann dürstete nach griechischer und lateinischer Kenntnis. Man räumte den Professoren die größten Rechte und Freiheiten ein; als man sie nun späterhin beschränken wollte, wurden sie wild und zogen aus. Damals wurde Leipzig durch solch eine ausgewanderte Schar emporgehoben, der man das Paulinum einräumte. Ja, die Geschichte läßt ganz wundersame Phänomene hervortreten, je nachdem man sie aus einem bestimmten Kreispunkte betrachtet.

Und doch kann eigentlich niemand aus der Geschichte etwas lernen, denn sie enthält ja nur eine Masse von Torheiten und Schlechtigkeiten.

Er war im schönsten Zuge, allgemeine Ansichten und Betrachtungen aus der inneren Fülle seines Geistes hervorströmen zu lassen, und dabei höchst mild und treuherzig.

284. (2316.) 1825. März 22. Soret.

Das Weimarer Theater ist diese Nacht gänzlich von einer schrecklichen Feuersbrunst zerstört worden; das traf Goethe so schwer, daß er einen großen Teil des Tages im Bett blieb und den Besuch der Großherzogin nicht empfangen konnte. Für jeden von uns sind jetzt wertvolle

Erinnerungen verzehrt, rief er in seinem Kummer, und es war ja auch da, wo er lange Jahre mit Schiller einen so großen und günstigen Einfluß auf die deutsche Bühne ausgeübt hat. Zwei oder drei Tage lang hat er sich leidend gefühlt und seine Türe fast vor allen Besuchern geschlossen.

285. (2346.) 1825. Juli 8. K. A. Varnhagen v. Ense.

Karl Aug. Varnhagen v. Ense (1785—1858), vieltätiger Schriftsteller. In seinen „biographischen Denkmalen" hatte er auch den preußischen Feldmarschall Derfflinger, den Fürsten Leopold von Dessau behandelt.

Nachmittags und abends bei Goethe. Ich fand ihn seit den letzten Jahren bedeutend älter geworden, aber noch rüstig und munter genug. Er war ungemein liebenswürdig, voll heitern Anteils, ganz unbefangen und gütig; seine Blicke waren ernst, aufmerksam und begleiteten lebhaft, was er sprach und was er vernahm. Er sprach von den Biographien Derfflingers und Leopolds: Sie haben uns da ein paar Helden ins Haus geschickt, die haben hier gewaltigen Tumult angerichtet; und nun fügte er Bemerkungen über die verschiedenen Lebensbahnen und ihre verschiedenen Charaktere bei. Das eigentliche Losschlagen, schloß er, mache doch eigentlich den Feldherrn, wie den gemeinen Krieger; am Ende komme es immer darauf an, die mehr oder minder vorbereitete Entscheidung mit herzhafter Persönlichkeit auf sich zu nehmen. Wir erinnerten ihn an seine bezeichnenden Worte über Napoleon; er zuckte die Achseln und sagte mit wirklicher Bescheidenheit: Ja, das ist ein Versuch, den wir gewagt, ein bedenkliches Stück, wir müssen sehn, wie wir damit ankommen! Es war von Ségurs Geschichte des Zuges nach Rußland die Rede, und daß man ihm manche Unrichtigkeit vorwerfe: Wie soll es bei der Geschichtsschreiberei immer richtig sein, sagte Goethe, die Welt selber ist es ja oft nicht. Auch bemerkte er, daß aus einer Menge von Zügen, die im

einzelnen nicht immer genau richtig seien, doch ein im ganzen richtiges Bild entstehen könne. Wir sprachen von den Franzosen, von ihren großen Fortschritten in Sprach- und Geistesbildung, von ihrer Naivität, ihrer Kindlichkeit, die selbst aus ihrer ärgsten Verfeinerung wieder hervorwachse. Die Franzosen lieben von jeher das Idyllische, sagte Goethe, erinnerte an ihre Vorliebe für Geßner, der bei ihnen mehr Eindruck gemacht als bei den Deutschen selbst. Von Viktor Cousin wurde gesprochen; die Franzosen können es in der Philosophie noch einmal sehr weit bringen, meinte Goethe, ihre eminente Gabe der Darstellung nach außen müsse auf diesem Gebiete, wenn sie es erst sich zu eigen gemacht, unberechenbare Wirkungen hervorbringen. Über den Wechsel des Geschmacks in Porzellansachen, in Gärten; den Engländern zuliebe macht man in Dresden wieder die alten Figuren, Harlekine usw., wozu sich, wunderbar, die Formen noch gewissenhaft aufbewahrt gefunden; wahrscheinlich komme man ebenso einmal auf die Merkure zurück. Parkanlagen, einst — besonders durch Hirschfelds allgemein verbreitetes Buch — in ganz Deutschland eifrigstes Bestreben, seien völlig aus der Mode; man höre und lese nirgends mehr, daß jemand noch einen krummen Weg anlege, eine Tränenweide pflanze; bald werde man die vorhandenen Prachtgärten wieder zu Kartoffelfeldern umreißen. Seine Schwiegertochter erinnerte ihn, daß er ihr versprochen habe — Ja das ist bei mir sehr leicht, sagte er mit hinreißender Liebenswürdigkeit einfallend, da ich nicht Wort halte. — Als ob dies so eine andere Eigenschaft wäre, für die er nicht könne! — Von Achim von Arnim sagte er: Er ist wie ein Faß, wo der Böttcher vergessen hat, die Reifen festzuschlagen, da läuft's denn auf allen Seiten heraus.

286. (2334.) 1825. September 3. F. v. Müller.

Das Zusammentreffen des Großherzogs an seinem Jubiläumstage mit Goethe war der Moment, der den

Gefeierten sichtbar am meisten erschütterte. Mit beiden Händen hatte der Großherzog Goethes Hände ergriffen, der vor Rührung nicht zu Worte kommen konnte und endlich nur sagte: Bis zum letzten Hauch beisammen! Der Großherzog zeigte bald wieder Fassung und ich hörte: O, achtzehn Jahr und Ilmenau! Es folgten Erinnerungen an jene Vergangenheit und in höchster Lebendigkeit schloß der Großherzog seine erste Rede mit der Wendung: Gedenken wir aber dankbar besonders daran, daß uns auch heut noch erfüllt ist, was uns einst in Tiefurt vorgesungen wurde:

Nur Luft und Licht
Und Freundeslieb!
Ermüde nicht,
Wem dies noch blieb.

Dies Dreifache gab mir, was ich gegeben, antwortete Goethe, den die innerste Bewegung noch nicht verlassen hatte, als ihn der Großherzog umarmte und dann zu einem Fenster hinzog, wo beide leise sprachen, so daß nur die letzten Worte des Großherzogs zu vernehmen waren: Ich werd' es ja noch erleben. Wie man später erfuhr, so bezogen sich diese Worte auf die Jubelfeier der Ankunft Goethes in Weimar, über welche der Großherzog an diesem Tage eine Bestimmung traf.

287. (2359.) 1825. September 7. J. S. Grüner.

Grüner war aus Anlaß des 50jährigen Regierungsjubiläums des Großherzogs Karl August nach Weimar gekommen.

Am 7. September früh ließ Goethe für meinen Sohn Josef, der bei Rehbein wohnte, ein Frühstück bereiten, bei welchem auch seine Enkel Wolfgang und Walter erschienen.

Sehen Sie meinem Wolf in die Augen, sagte Goethe, es spricht so etwas heraus, daß ich meinen sollte, er werde ein Dichter. Mein Sohn hat keine Anlage dazu, wohl aber ist er auf seinem Platz als Kammerrat. Er versieht

auch meine ganze Wirtschaft, um die ich mich nicht zu kümmern brauche. Meine Enkel machen mir viel Freude, sie werden gut erzogen, meine Schwiegertochter ist eine einsichtsvolle, in Sprachen geübte, im Umgange in höheren Zirkeln gewandte, unterrichtete Hausfrau. Sie dürften sich selbst bei der Soiree überzeugt haben, wie sie jeden Gast empfangen und sich bemüht hat, jeden nach Möglichkeit zu unterhalten.

Ich bewunderte, antwortete ich, ihren edlen Anstand, ihr einnehmendes Wesen, und ihre Sprachkenntnisse.

Nun müssen Sie auch, sagte Goethe, die Sammlung meines Sohnes im Gartenhause ansehen, welches er sich für seine Passion für Petrefakte ganz eingeräumt hat.

Nach Besichtigung der Sammlung sagte Goethe zu seinem Sohne: Heraus mit deinen Dubletten! Grüner muß sich auch in dieses Fach einstudieren, er kann dir auch manche Beiträge liefern.

Ich machte aufmerksam auf die Altsattler so verschiedenartigen Blätterabdrücke, und verschiedenartiges petrifiziertes Holz, auf die versteinerten Süßwasserschnecken bei Libnitz im Elbogner Kreise, und sicherte Zusendungen zu. Der junge Goethe versprach, mir ein Verzeichnis seiner Dubletten und die entbehrlichsten davon zu geben.

Hierauf führte mich Goethe zu seinen Münz-, Antiken- und Kupferstichsammlungen. Ich staunte über den Reichtum an Münzen und Antiken, und über Goethes Gedächtnis, denn er kannte die berühmten Steinschneider alle mit Namen, wußte über die Veranlassung zu den Medaillen, und über den Lebenslauf der berühmten Männer, auf deren Ehre sie geschlagen worden, manche Anekdote zu erzählen. Die Kupferstiche bewahrte er in mehreren großen Portefeuilles auf. Unter anderem legte er mir die Schlacht Constantins in großen Blättern vor, machte mich, mit dem Finger hin und her weisend, auf die Verteilung und Gruppierung der Figuren, auf die richtige Zeichnung der Menschen und Pferde aufmerksam und sagte: Sehen Sie,

dazu gehört Geist und Talent, um ein solches Bild zu entwerfen und so glücklich auszuführen.

Unter dieser belehrenden herrlichen Unterhaltung verstrich die Zeit, bis man endlich das Mittagsmahl ansagte. Indem wir uns anschickten, uns zu demselben zu begeben, erlaubte ich mir die Bemerkung, es sei schade, daß diese häuslichen Schätze nicht öffentlich bekannt würden. Das lassen wir gut sein, antwortete Goethe, bei der Beschreibung müßte ich dabei sein, was mir zu viele Zeit rauben würde.

288. (2369.) 1825. November 9. E. Förster.

Ernst Joach. Förster (1800—85), Maler und Kunstschriftsteller, der Schwiegersohn Jean Pauls, war als Schüler des Peter Cornelius an der Ausmalung der Bonner Universitätsaula beschäftigt gewesen und nach Weimar gekommen, um Goethe die Skizzen zu diesen Wandgemälden zu zeigen, was am 6. Nov. geschehen war. Am 7. Nov. hatte Goethe das 50jährige Jubiläum seiner Ankunft in Weimar gefeiert.

Für den 9. November war ich von Goethe zu Mittag geladen. Ich hoffe, sagte er mir beim Eintritt, Sie heute mit den Männern bekannt zu machen, die bei uns die Kunst repräsentieren. Und in der Tat war bald eine zahlreiche und höchst interessante Gesellschaft versammelt. Goethe stellte mich dem Oberbaurat Coudray vor, der den Gedanken des Großherzogs in betreff der Fresken, die in Weimar ausgeführt werden sollten, begierig auffaßte und, von Goethe lebhaft sekundiert, alsbald die neue Begräbnishalle als den Ort bezeichnete, wo der Malerei eine bedeutsame Tätigkeit angewiesen werden könne.

Man setzte sich nach angewiesenen Plätzen zu Tisch. Der meinige war zwischen Oberbaurat Coudray und Hofrat Heinrich Meyer, bekannt bei den Künstlern unter dem Namen Kunschtmeyer, den ihm seine alemannisch-schweizerische Aussprache zugezogen. Weiter links saß Goethes Schwiegertochter Ottilie, mir gegenüber ihre reizende Schwester, eine junge Dame voll Geist und Lebendigkeit im Gespräch, zwischen Goethe Vater und Sohn. Kein

Wort und keine Miene des Mannes konnte mir entgehen, der heute mir bald wie der olympische Zeus, bald wie der Musengott erschien, der alle Herzen fesselte und alle Gedanken entfesselte.

Er lenkte zuerst das Gespräch auf den Maler Asmus Carstens, und als ich das Entzücken nicht zurückhielt, das mir dessen Zeichnungen eingeflößt, die ich in der großherzoglichen Kunstsammlung gesehen, sagte er: Es geht alles seinen geordneten Gang, und so war es gewiß von guter Vorbedeutung, daß dieser Genius, mit dem man so gern die neue Epoche deutscher Kunst beginnt, sich vor allem an die Dichter und Denker des klassischen Altertums gehalten hat. — Das hat ihn auch — fiel der Hofrat ein — vor der unglücklichen Nachahmung der altdeutschen Manier bewahrt, die seine Nachfolger sich zur angelegentlichen Pflicht gemacht haben. — Und doch — bemerkte ich — ward er angefeindet, wie seine Nachfolger, ja, er blieb unbekannt im Vaterlande und erst Cornelius wußte das Herz des Volkes zu treffen, indem er ihm den Faust vor Augen stellte.

Goethe nahm die Bemerkung sichtbar wohlgefällig auf, doch fügte er hinzu: Cornelius habe recht getan, die in seinem Faust gebrauchten, der altdeutschen Kunst entlehnten Formen zu verlassen, um sich in seinen jetzigen mythologischen Aufgaben freier bewegen zu können. Da Cornelius sich selbst einmal gegen mich dahin geäußert, daß der Stil durch den Gegenstand der Darstellung bedingt sei, und daß er Faust und Nibelungen auch jetzt in keiner andern Ausdrucksweise wiedergeben würde, als früher, so teilte ich diese Äußerung mit. Aber Eckermann fiel mir ins Wort: Diese Ansicht scheint auf Verwechslung der dichtenden und bildenden Kunst zu beruhen. Bei der unmittelbaren Einwirkung der letztern auf die Sinne machen sich doch sicher andere Gesetze geltend, als wenn nur Phantasie und Vorstellungsvermögen beschäftigt werden. — Es ist ein Unterschied, bemerkte Goethe; doch muß ich hier

Cornelius beistimmen; denn auch ich hätte Iphigenie und Tasso nicht im Stil von Faust und Götz schreiben können, so wenig wie umgekehrt.

Das Gespräch wurde auf eine — vielleicht nur für mich — überraschende Weise unterbrochen. An dem einen Ende der Tafel wurde es unruhig; man räusperte sich, gab ein leichtes Zeichen am Glas, und ein vierstimmiger Gesang ward angestimmt. Es gehörte die schöne Sitte, das Mahl mit Gesängen zu würzen — wie mir Eckermann vertraute — zu Goethes besonderen Tafelfreuden bei festlichen Gelegenheiten, und so folgte auch heute nach jedem Gange ein Gesang. Unter andern war das Lied angestimmt worden:

Mich ergreift, ich weiß nicht wie?
Himmlisches Behagen.

Nach Beendigung desselben hub Goethe an: Man schreibt sonst den Gerüchen die besondere Kraft zu, Erinnerungen zu wecken: Musik und Gesang wirken ebenso nachdrücklich in der gleichen Richtung. So steht jetzt lebhaft der Abend vor mir, für welchen ich das Lied, das man eben sang, gedichtet habe. Es war vor der Abreise unseres Erbprinzen nach Paris, als ein Freundeskreis um ihn versammelt war. Schiller hatte für denselben Abend sein bekanntes Lied an den Erbprinzen geschrieben, das wir nach der Rheinweinliedmelodie sangen; und nun steht der Abend, Schiller, der Kreis der Freunde, der Abschied — alles bis auf den kleinsten Zug vor meiner Seele.

Bisher hatte Meyer die feindliche Stellung, die er der neuen deutschen Kunst gegenüber eingenommen, wenn auch nicht aufgedeckt, doch behauptet. Ich weiß nicht: mochte ihm der Gedanke gekommen sein, daß doch nicht alle, die der neuen Fahne folgten, zu den verhaßten Nazarenern gehören dürften — mochten die letztern Mitteilungen ihn milder gestimmt haben — kurz, als jetzt der Champagner eingeschenkt wurde, Goethe das Glas erhob und gegen

mich gewendet sagte: Lassen Sie uns auf das Wohl Ihres Meisters und einen segensreichen Erfolg seines Wirkens anstoßen! — und nun Eckermann und mehrere Nahesitzende dem gegebenen Beispiele folgten, und da Goethe hinzufügte: Grüßen Sie Ihren Meister herzlich von mir und sagen Sie ihm, daß mich alles gefreut habe, was ich durch Sie von ihm und seiner Schule erfahren — wandte sich auch Meyer mit seinem Glase zu mir, stieß an und fügte — wie mir schien, in einem andern, als dem bisher gebrauchten trockenen und harten Tone — hinzu: Sagen Sie's Ihrem Meister, daß ich mit Ihnen hier auf sein Wohl ein Glas Champagner geleert; 's ist ernstlich gemeint. Und so hatte es den Anschein, als ob es der Rede und Widerrede gelungen sei, Vorurteile zu zerstreuen, wo sie am festesten Fuß gefaßt.

Nach dem Dessert setzte sich Hummel ans Instrument und gab dem kleinen Feste mit einer heitern und reichen Phantasie einen glänzenden Schluß.

Goethe hatte mir von seinem Teller eine kleine Paste mit einer Minerva gereicht: Zum Gedächtnis der Gottheit, in deren Tempel wir uns begegnet! — Nach Tische aber sagte er: Ich habe Ihnen ein etwas zerbrechliches Andenken geboten; es dürfte besser lassen, wenn ich es mit einem dauerhafteren begleitete. Und damit legte er eine Medaille mit seinem Bildnis von Bovy in meine Hände.

Schon über Tische hatte es mich vielfach beschäftigt, wie ich mich wohl für so viel auszeichnende Güte dankbar beweisen könnte, und so war ich auf den Gedanken gekommen, die Enkel Goethes zu zeichnen. Ich wandte mich deshalb an Frau Ottilie von Goethe und fand für meinen Antrag die freundlichste Aufnahme; schon am nächsten Morgen konnte ich die Arbeit beginnen.

289. (2387.) 1826. Januar 28. O. L. B. Wolff.

Oskar Ludw. Bernh. Wolff (1799—1851), Lehrer in Hamburg, später Professor der neuern Sprachen in Jena. Improvisator.

Weit verbreitet ist noch heute sein Poetischer Hausschatz. Er gab nach Goethes Tod ‚Das Büchlein von Goethe' heraus, das nicht frei von böswilligem Klatsch.

Am Schlusse meiner öffentlichen Soiree, während welcher mir die dramatische Behandlung des Sujets Der Sturz des Montezuma besonders gelungen war, lud mich seine Schwiegertochter ein, bei ihr am folgenden Tag zu speisen, aber vorher sie präzise um 12 Uhr zu besuchen. Ich stellte mich pünktlich ein, irrte mich indessen in der Lokalität und trat, als auf mein Anklopfen Herein gerufen worden, in ein Zimmer, in welchem ich zu meiner großen Verlegenheit Goethen allein antraf. Als ich mich entschuldigte, nicht zu ihm gewollt zu haben, sagte er sehr mild: Nun, Sie können aber doch etwas bei mir altem Manne bleiben und später zu den jungen Damen hinaufgehen. Dann sprach er sogleich über mein Talent und fragte mich: Wollten Sie mir nicht auch etwas sprechen? Ich bezeigte meine Bereitwilligkeit, bemerkte jedoch, daß ich vor ihm allein ängstlich sein würde. Er ging nicht darauf ein, sondern entgegnete: Setzen Sie sich dort an den Flügel; nehmen Sie aber die Brille ab, sie sticht mich. — Ich tat nach seinem Wunsche und nun sagte er: Schildern Sie mir einmal Ihre Rückkehr nach Hamburg und zugleich Hamburg selbst. — Die Aufgabe kam mir allerdings seltsam vor, doch wagte ich, aus zu großer Ehrfurcht nicht, etwas zu bemerken, und begann auf der Stelle. Nie in meinem ganzen Leben bin ich so befangen gewesen: Die Gedanken drängten sich zwar in Masse hinzu, die Reime waren wie immer zur Hand, aber die Sprache wurde mir so schwer, als müßte ich die Worte wie mit einem Schöpfrade aus der tiefsten Brust herausholen. Allmählich besiegte ich diese Verlegenheit, die mir physisch allein hinderlich war, etwas, und führte nun meine Empfindung bei dem Wiedersehen der Meinigen in einer zwar einfachen, aber strengen Form mit gekreuzten Reimen und daran sich schließenden Doppelreimen durch, und wollte nun zu dem objektiven Teil über-

gehen und die Schilderung mit der Beschreibung des Abends auf dem Jungfernstieg beginnen, und dann im Gegensatze einen Morgen im Hafen und einen Mittag an der Börse zubringen; da traten mir aber plötzlich Erinnerungen an allerlei komische, in Hamburg wohlbekannte Personen, welche stereotype Besucher obiger Promenade waren, vor die Sinne, und drangen sich mir so nachdrücklich auf, daß ich sie gar nicht von mir schütteln konnte. Dies verwirrte mich, ich fühlte, daß ich aus dieser wunderlichen humoristischen Stimmung nicht heraus könne und fürchtete, er möge es übel empfinden, wenn ich ihr freien Lauf ließe. Unwillkürlich hielt ich mitten in der Rede inne, sprang vom Stuhle auf, trat zu ihm und sagte, ohne recht zu wissen, was ich tat: Exzellenz, ich kann nicht weiter, ich habe mich lange nach diesem Augenblick gesehnt und jetzt, wo er eingetreten ist, lähmt mir die Angst die Herrschaft über mich selbst; ich will lieber vor tausend Zuhörern improvisieren als vor Ew. Exzellenz allein. Nun, nun — erwiderte er — beruhigen Sie sich. Was mir mein gnädigster Herr, die Kinder und der Kanzler über Sie gesagt haben, ist wahr; Sie besitzen ein schönes und seltenes Talent und wissen es mit Geschick und Bescheidenheit zu behandeln, aber Sie leiden an einem Fehler, an dem die jetzige ganze Jugend krankt, und der Sie zurückbringt, statt Sie zu fördern, weil er Sie über das, was Sie geben, täuscht. Was Sie mir da geschildert haben, sollte Hamburg sein, aber es konnte ebensogut Naumburg oder Merseburg oder jedes andere Burg sein; Hamburg war das nicht, und Hamburg ist doch so eigentümlich, daß man es mit zwei Strichen zeichnen kann. Ich verstand ihn sogleich und erzählte ihm, wie es mir eben wunderlich ergangen sei. Ei, versetzte er, da hätten Sie sich nicht sollen irren lassen. — Als ich nun bemerkte, daß ich gern, wo ich es nötig fände, vorherrschend objektiv verfahre, und ihm als Beispiel meine dramatische Improvisation vom gestrigen Abende anführte, in die ich eine detaillierte, im

Augenblick erfundene Beschreibung der mexikanischen Götzenbilder verflochten, versetzte er lebhaft: Das war recht gut, man hat mir davon gesagt, aber das ist es doch nicht, solche Beschreibungen haben immer etwas Subjektives: ich meine noch etwas anderes. — Denken Sie darüber nach, wenn Sie meinen, daß Ihnen mein Rat nützen könne, und nun gehen Sie zu meinen Kindern hinauf, wo Sie erwartet werden. — Ich dankte ihm lebhaft für seine große Nachsicht und Güte und versprach ihm, alles, was er mir gesagt, wohl zu erwägen, worauf er mich sehr freundlich entließ.

290. (2398.) 1826. April. W. R. Swifte.

Als ich mich diesem großen Manne zuerst vorstellte, verriet ich zwar im Äußeren keine Aufregung, muß aber doch gestehen, daß ich innerlich zagte, denn wer war ich, daß ich nicht hätte befürchten müssen, mich dem größten Denker und Dichter des Jahrhunderts gegenüber ganz unwürdig zu zeigen?! Aber so höflich und einfach war sein Wesen, daß ich mich sofort ebenso ungezwungen fühlte, wie er selbst. Obgleich er von einfach bürgerlicher Abstammung war, war sein Erscheinen doch aristokratisch; der Adel des Genius thronte auf seiner erhabenen Stirn. Seine Haltung war etwas gebeugt, seine Gestalt von mittlerer Größe und Stärke. Seine klassischen Züge waren von römischem Typus, und seine geistreichen, dunkeln Augen schienen, wie man heute sagen würde, zwei Telegraphen zu sein, die mit Blitzesschnelle die dem Gehirn entspringenden Gedanken mitteilten. Das Haar fiel ihm nur noch in spärlichen Locken vom Scheitel herab. Sonst zeichnete sich sein Benehmen keineswegs durch jenes exzentrische Wesen aus, das sich bei Männern von Genie so häufig findet. Es wurde deutsch gesprochen, und er wählte mit vielem Takt mancherlei meinem Alter angemessene Gegenstände: Studium, Jagd, Vergnügungen. Er schien sich zu freuen, daß ich in der kurzen Zeit so

große Fortschritte in der deutschen Sprache gemacht hatte, und der große Gelehrte nahm regen Anteil an dem der Wissenschaft Beflissenen. So oft ich ihn in seinem Studierzimmer besuchte, prüfte er mich regelmäßig und sprach sich oft über meine Fortschritte lobend aus. Er wußte in der Unterhaltung mit vortrefflichem Takt zu meinem, so tief unter ihm liegenden Niveau herabzusteigen und mich immer in meinem Fahrwasser zu lassen. Da er hörte, daß ich einige Jahre auf der Universität Paris zugebracht, erkundigte er sich genau nach der dortigen Unterrichtsmethode, und ich fand an ihm einen vorurteilsfreien Zuhörer. Man hat behauptet, daß, wenn Bewohner des Festlandes nach England kommen, sie den Kontinent zu Hause lassen, daß aber reisende Engländer ihr Land mit sich nehmen und die Gebräuche ihrer Heimat überall einzuführen versuchen, wohin sie auch kommen. So kam es mir seltsam vor, daß der Dichter der mir gewordenen freundlichen Aufnahme ungeachtet nicht Miene machte, mir beim Abschied die Hand zu reichen, sondern mich höflich bis an die Tür seiner Studierstube begleitete, indem er die Hoffnung aussprach, mich in seinen Abendgesellschaften zu sehen, eine Erlaubnis, von der ich häufig Gebrauch machte.

291. (2403.) 1826. Mai 17. F. v. Müller.

Am 17. Mai traf ich Sulpice Boisserée bei Goethe, dessen Besuch ihn sehr erfreute.

Ottilie* konnte sich noch nicht sehen lassen, Goethe hatte sich bis jetzt selbst noch immer gescheut, ihr entstelltes Antlitz zu sehen: Denn, sagte er, ich werde solche häßlichen Eindrücke nicht wieder los, sie verderben mir für immer die Erinnerung. Ich bin hinsichtlich meines sinnlichen Auffassungsvermögens so seltsam geartet, daß ich alle Umrisse und Formen aufs schärfste und bestimmteste

* Sie war beim Reiten vom Pferde gestürzt und erheblich verletzt.

in der Erinnerung behalte, dabei aber durch Mißgestaltungen und Mängel mich aufs lebhafteste affiziert finde. Der schönste kostbarste Kupferstich, wenn er einen Flecken oder Bruch bekommt, ist mir sofort unleidlich. Wie könnte ich mich aber über diese oft freilich peinliche Eigentümlichkeit ärgern, da sie mit andern erfreulichen Eigenschaften meiner Natur innigst zusammenhängt? Denn ohne jenes scharfe Auffassungs- und Eindrucksvermögen könnte ich ja auch nicht meine Gestalten so lebendig und scharf individualisiert hervorbringen. Diese Leichtigkeit und Präzision der Auffassung hat mich früher lange Jahre hindurch zu dem Wahne verführt, ich hätte Beruf und Talent zum Zeichnen und Malen. Erst spät gewahrte ich, daß es mir an dem Vermögen fehlte, in gleichem Grade die empfangenen Eindrücke nach außen wiederzugeben.

Ich entgegnete, daß ihn wohl auch das Schwierige und Zeitraubende der mechanischen und technischen Erfordernisse abgeschreckt haben könne; allein dies leugnete er, indem er behauptete: wozu wahres Talent vorhanden, da bahne es sich auch zu entsprechender Entfaltung seinen Weg, und finde trotz aller Hindernisse die rechten Mittel dazu.

292. (2420.) 1826. Juni 4. sowie früher. F. Preller.

Von Goethe ging ich niemals weg, ohne eine Anregung oder eine gute Lehre mit nach Hause zu bringen. Da ich von Zeit zu Zeit die in der Natur gefertigten Blätter, die farbigen sowohl als die mit Blei gezeichneten, dem alten Herrn vorlegte, kam ich einmal an einem Vormittage mit meiner Mappe zu ihm. Er setzte sich an seinen gewöhnlichen Platz am großen Tisch, nahm mir die Mappe ab, ließ mich neben sich setzen und sah ruhig Blatt für Blatt durch, ohne einen andern Laut, als das gewöhnliche, sehr hörbare Hm! Beim letzten Blatt räusperte er sich sehr stark, daß ich einen Schreck bekam, und begann folgendermaßen: Ich sehe mit wahrer Freude, daß

Ihnen die Natur am Herzen liegt, doch damit Sie sich mit ihrem Wesen im ganzen vertraut machen können, will ich Ihnen einen Rat geben. In der ganzen Natur ist kein Produkt, heiße es wie es wolle, ohne irgendeine Beziehung zu einem andern in seiner Nähe stehenden. Um Ihnen ein durchaus deutliches Beispiel zu geben, merken Sie genau auf beisammenstehende Bäume oder geringere Pflanzen. Die, welche dicht beisammen sind, entwickeln sich ganz anders, als solche, welche größeren Raum zwischen sich haben. Auch der Boden, auf welchem sich die Pflanze entwickelt, ist von höchster Bedeutung, daher muß der angehende Künstler auch nach dieser Seite hin die Augen wohl auftun. Ich sehe, daß Sie die Gegenstände alle scharf charakterisieren, es sind aber herausgerissene Einzelheiten. Zeichnen oder malen Sie niemals irgendeinen Gegenstand allein, sondern fügen Sie stets seine nächste Nachbarschaft bei, und wenn das oft auch nur mit ein paar Strichen geschieht. In kurzer Zeit werden Sie schon bemerken, wie sich Ihre Kenntnis der Natur erweitert hat. In der Farbengebung ist es nun nichts anderes, mit dem einen wird Ihnen auch das andere klar werden. — Wie sehr Goethe hierin recht hatte, habe ich durch mein ganzes Leben erfahren.

Ihre Natur, sagte er ein andermal, neigt vorzugsweise zum Wilden und Sterilen hin und wird Sie daher an Poussin weisen. Aber um nicht einseitig zu werden, muß man auch das sich anzueignen suchen, was nicht in unserer Neigung liegt. Vergessen Sie daher neben dem Naturstudium auch den andern großen Meister, den Claude Lorrain, nicht! Sie werden von allen lernen, dafür bürgt mir Ihr Streben.

Und wieder ein andermal, als ich mich vor der Abreise nach Italien von ihm verabschiedete: Sie kommen in ein Land, wo die Schönheit deutlicher, verständlicher ist, als bei uns. Aber fürs erste ist Ihnen alles fremd. Haben Sie die Augen offen, und befleißigen Sie sich,

immer klar in dem zu sein, was Sie wollen! Möge es Ihnen gut gehen! Und damit reichte er mir die Hand zum Lebewohl.

293. (2439.) September 15. H. Fürst v. Pückler-Muskau.

Hermann Fürst zu P.-M. (1785—1871), bekannt als Schriftsteller und Gartenkünstler.

Diesen Abend stattete ich Goethe meinen Besuch ab. Er empfing mich in einer dämmernd erleuchteten Stube, deren clair obscur nicht ohne einige künstlerische Koketterie arrangiert war. Auch nahm sich der schöne Greis mit seinem Jupiterantlitz gar stattlich aus. Das Alter hat ihn nur verändert, kaum geschwächt; er ist vielleicht weniger lebhaft als sonst, aber desto gleicher und milder, und seine Unterhaltung mehr von erhabener Ruhe, als jenem blitzenden Feuer durchdrungen, das ihn ehemals bei aller Grandezza wohl zuweilen überraschte. Ich freute mich herzlich über seine gute Gesundheit und äußerte scherzend, wie froh es mich mache, unsern Geisterkönig immer gleich majestätisch und wohlauf zu finden. O! Sie sind zu gnädig, sagte er mit seiner immer noch nicht verwischten süddeutschen Weise und lächelte norddeutsch, satirisch dazu, mir einen solchen Namen zu geben. Nein! erwiderte ich, wahrlich aus vollem Herzen: nicht nur König, sondern sogar Despot; denn Sie reißen ja ganz Europa gewaltsam mit sich fort. Er verbeugte sich höflich und befrug mich nun über einige Dinge, die meinen früheren Aufenthalt in Weimar betrafen, sagte mir dann auch viel Gütiges über Muskau und mein dortiges Streben, mild äußernd, wie verdienstlich er es überall finde, den Schönheitssinn zu erwecken, es sei auf welche Art es wolle, wie aus dem Schönen dann immer auch das Gute und alles Edle sich mannigfach von selbst entwickele, und gab mir zuletzt sogar auf meine Bitte, uns dort einmal zu besuchen, einige aufmunternde Hoffnung. Im ferneren Verlauf des Gesprächs kamen wir auf Sir Walter Scott. Goethe war eben nicht sehr enthusiastisch für den großen

Unbekannten eingenommen. Er zweifle gar nicht, sagte er, daß er seine Romane schreibe, wie die alten Maler mit ihren Schülern gemeinschaftlich gemalt hätten, nämlich: er gebe Plan und Hauptgedanken, das Skelett der Szenen an, lasse aber die Schüler dann ausführen und retuschiere nur zuletzt. Es schien fast, als wäre er der Meinung, daß es gar nicht der Mühe wert sei, für einen Mann von Walter Scotts Eminenz, seine Zeit zu soviel fastidieusen Details herzugeben.* Hätte ich, setzte er hinzu, mich zu bloßem Gewinnsuchen verstehen mögen, ich hätte früher mit Lenz und andern, ja ich wollte noch jetzt Dinge anonym in die Welt schicken, über welche die Leute nicht wenig erstaunen und sich den Kopf über den Autor zerbrechen sollten; aber am Ende würden es doch nur Fabrikarbeiten bleiben.

Ich äußerte später, daß es wohltuend für die Deutschen sei, zu sehen, wie jetzt unsere Literatur die fremden Nationen gleichsam erobere und hierbei, fuhr ich fort, wird unser Napoleon kein Waterloo erleben.

Gewiß! erwiderte er, mein etwas fades Kompliment überhörend, ganz abgesehen von unsern eigenen Produktionen, stehen wir schon durch das Aufnehmen und völlige Aneignen des Fremden auf einer sehr hohen Stufe der Bildung. Die andern Nationen werden schon deshalb Deutsch lernen, weil sie inne werden müssen, daß sie sich damit das Lernen fast aller andern Sprachen gewissermaßen ersparen können; denn von welcher besitzen wir nicht die gediegensten Werke in vortrefflichen deutschen Übersetzungen? Die alten Klassiker, die Meisterwerke des neueren Europas, indische und morgenländische Literatur, hat sie nicht alle der Reichtum und die Vielseitigkeit der deutschen Sprache, wie der treue deutsche Fleiß und tief in sie eindringende Genius besser wiedergegeben als es in

* Sir Walters offizielle Erklärung, daß alle jene Schriften von ihm allein seien, war damals noch nicht gegeben.

andern Sprachen der Fall ist? Frankreich, fuhr er fort, hat gar viel seines einstigen Übergewichts in der Literatur dem Umstande zu verdanken gehabt, daß es am frühesten aus dem Griechischen und Lateinischen leidliche Übersetzungen lieferte; aber wie vollständig hat Deutschland es seitdem übertroffen!

Im politischen Felde schien er nicht viel auf die so beliebten Konstitutions-Theorien zu geben. Ich verteidigte mich und meine Meinung indes ziemlich warm. Er kam hier auf seine Lieblingsidee, die er mehrmals wiederholte, nämlich daß jeder nur darum bekümmert sein solle, in seiner speziellen Sphäre, groß oder klein, recht treu und mit Liebe fortzuwirken, so werde der allgemeine Segen auch unter keiner Regierungsform ausbleiben. Er für seine Person habe es nicht anders gemacht, und ich mache es in Muskau ja ebenfalls so, setzte er gutmütig hinzu, unbekümmert, was andere Interessen geböten. Ich meinte nun freilich mit aller Bescheidenheit, daß, so wahr und herrlich dieser Grundsatz sei, ich doch glaube, eine konstitutionelle Regierungsform müsse ihn eben erst recht ins Leben rufen, weil sie offenbar in jedem Individuum die Überzeugung größerer Sicherheit für Person und Eigentum, folglich die freudigste Tatkraft und zugleich damit die zuverlässigste Vaterlandsliebe begründe, hierdurch aber dem stillen Wirken in eines jeden Kreise eben eine weit solidere, allgemeine Basis gegeben würde, und führte endlich, vielleicht ungeschickt, England als Beleg für meine Behauptung an. Er erwiderte gleich: das Beispiel sei nicht zum besten gewählt; denn in keinem Lande herrsche eben Egoismus mehr vor, kein Volk sei vielleicht wesentlich inhumaner in politischen und Privatverhältnissen; nicht von außen herein durch Regierungsform käme das Heil, sondern von innen heraus durch weise Beschränkung und bescheidene Tätigkeit eines jeden in seinem Kreise. Dies bleibe immer die Hauptsache zum menschlichen Glücke und sei am leichtesten und einfachsten zu erlangen.

Von Lord Byron redete er nachher mit vieler Liebe, fast wie ein Vater von seinem Sohne, was meinem hohen Enthusiasmus für diesen großen Dichter sehr wohl tat. Er widersprach unter andern auch der albernen Behauptung, daß Manfred eine Nachbetung seines Faust sei; doch sei es ihm allerdings als etwas Interessantes aufgefallen, daß Byron unbewußt sich derselben Maske des Mephistopheles wie er bedient habe, obgleich freilich Byron sie ganz anders spielen lasse. Er bedauerte es sehr, den Lord nie persönlich kennen gelernt zu haben, und er tadelte streng und gewiß mit dem höchsten Rechte die englische Nation, daß sie ihren großen Landsmann so kleinlich beurteile und im allgemeinen so wenig verstanden habe. Doch hierüber hat sich Goethe so genügend und schon öffentlich ausgesprochen, daß ich weiter nichts hinzuzufügen brauche.

Ich erwähnte zuletzt der Aufführung des Faust auf einem Privattheater zu Berlin mit Musik vom Fürsten Radziwill und lobte den ergreifenden Effekt einiger Teile dieser Darstellung. Nun! sagte Goethe gravitätisch, es ist ein eigenes Unternehmen, aber alle Ansichten und Versuche sind zu ehren.

Ich grolle meinem schlechten Gedächtnis, daß ich mich nicht mehr aus unserer ziemlich belebten Unterhaltung eben erinnern kann. Mit hoher Ehrfurcht und Liebe verließ ich den großen Mann.

294. (2444.) 1826. September 18. A. Stahr.

Einstmals am Geburtstag eines seiner Enkel spielte eine Knabenschar, unter der sich auch der junge Kräuter befand, ihr Räuber- und Soldatenspiel. Der Räuberhauptmann war eben gefangen und in eine Kammer des Gartenhauses gesperrt, als der alte Goethe, damals fast ein Achtzigjähriger, zu den Knaben hinaustrat. Was seid ihr? fragte er die nächsten. Räuber! Wo ist euer Hauptmann? — Gefangen! — Und ihr schämt euch nicht euern

Hauptmann im Gefängnis zu lassen, statt ihn zu befreien? — Ja, aber die andern haben die Türe zugeschlossen! — Ist das ein Hindernis für ordentliche Kerls, die ihren Hauptmann befreien wollen? Und so von ihm ermutigt, stieß die Jüngerschaft mit lautem Hurra die Türe ein und holte den Gefangenen heraus, während der alte Herr zufrieden lächelnd in sein Grübelstübchen zurückkehrte.

295. (2447.) 1826. Oktober 1. F. Grillparzer.

Franz Grillparzer (1791—1872), hatte damals schon mehrere seiner bedeutendsten Dramen herausgegeben.

Während wir den Besuch einzelner Merkwürdigkeiten Weimars verabredeten, und Kanzler Müller, der meine Herabstimmung bemerkt haben mochte, mir versicherte, die Steifheit Goethes sei nichts als eigene Verlegenheit, so oft er mit einem Fremden das erstemal zusammentreffe, trat der Kellner ein und brachte eine Karte mit der Einladung zum Mittagsmahl bei Goethe für den nächstfolgenden Tag. Ich mußte daher meinen Aufenthalt verlängern, und bestellte die bereits für morgen besprochenen Pferde ab.

Endlich kam der verhängnisvolle Tag mit seiner Mittagsstunde, und ich ging zu Goethe. Die außer mir geladenen Gäste waren schon versammelt, und zwar ausschließlich Herren, da die liebenswürdige Talvj* schon am Morgen nach jenem Teeabende mit ihrem Vater abgereist, und Goethes Schwiegertochter, die mir mit ihrer früh geschiedenen Tochter später so wert geworden ist, damals von Weimar abwesend war. Als ich im Zimmer vorschritt, kam mir Goethe entgegen und war so liebenswürdig und warm, als er neulich steif und kalt gewesen war. Das Innerste meines Wesens begann sich zu bewegen. Als es aber zu Tisch ging und der Mann, der mir die Verkörperung der deutschen Poesie, der mir in der Entfernung und dem unermeßlichen Abstande beinahe zu einer

* Die unter diesem Anagramm als Dichterin bekannte Therese Albertine Luise v. Jakob.

mythischen Person geworden war, meine Hand ergriff, um mich ins Speisezimmer zu führen, da kam einmal wieder der Knabe in mir zum Vorschein und ich brach in Tränen aus. Goethe gab sich alle Mühe, um meine Albernheit zu maskieren. Ich saß bei Tisch an seiner Seite, und er war so heiter und gesprächig, als man ihn, nach späterer Versicherung der Gäste, seit langem nicht gesehen hatte. Das von ihm belebte Gespräch ward allgemein. Goethe wandte sich aber auch oft einzeln zu mir. Was er aber sprach, außer einem guten Spaß über Müllners Mitternachtsblatt, weiß ich nicht mehr. Ich habe leider über diese Reise nichts aufgeschrieben. Von den Tisch-Ereignissen ist mir nur noch als charakteristisch erinnerlich, daß ich im Eifer des Gespräches nach löblicher Gewohnheit in dem neben mir liegenden Brot krümelte und dadurch unschöne Brosamen erzeugte. Da tippte denn Goethe mit dem Finger auf jedes einzelne und legte sie auf ein regelmäßiges Häufchen zusammen. Spät erst bemerkte ich es und unterließ dann meine Handarbeit.

Beim Abschied forderte mich Goethe auf, des nächsten Vormittags zu kommen, um mich zeichnen zu lassen. Er hatte nämlich die Gewohnheit, alle jene von seinen Besuchern, die ihn interessierten, von einem eigens dazu bestellten Zeichner in schwarzer Kreide porträtieren zu lassen. Diese Bildnisse wurden in einen Rahmen, der zu diesem Zwecke im Besuchszimmer hing, eingefügt und allwöchentlich der Reihe nach gewechselt. Mir wurde auch diese Ehre zuteil.

296. (2448.) 1826. Oktober 2. F. Grillparzer.

Als ich mich des andern Vormittags einstellte, war der Maler noch nicht gekommen. Man wies mich daher zu Goethe, der in seinem Hausgärtchen auf und nieder ging. Nun wurde mir die Ursache seiner steifen Körperhaltung gegenüber von Fremden klar. Das Alter war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Wie er so im Gärtchen hinschritt, bemerkte man wohl ein gedrücktes Vor-

neigen des Oberleibs mit Kopf und Nacken. Das wollte er nun vor Fremden verbergen, und daher jenes gezwungene Emporrichten, das eine unangenehme Wirkung machte. Sein Anblick in dieser natürlichen Stellung, mit einem langen Hausrock bekleidet, ein kleines Schirmkäppchen auf den weißen Haaren, hatte etwas unendlich Rührendes. Er sah halb wie ein König aus und halb wie ein Vater. Wir sprachen im Auf- und Niedergehen.

Er erwähnte meiner Sappho, die er zu billigen schien, worin er freilich gewissermaßen sich selbst lobte, denn ich hatte so ziemlich mit seinem Kalbe gepflügt. Als ich meine vereinzelte Stellung in Wien beklagte, sagte er, was wir seitdem gedruckt von ihm gelesen haben: daß der Mensch nur in Gesellschaft Gleicher oder Ähnlicher wirken könne. Wenn er und Schiller das geworden wären, als was die Welt sie anerkennt, verdankten sie es großenteils dieser fördernden und sich ergänzenden Wechselwirkung. Inzwischen kam der Maler. Wir gingen ins Haus und ich wurde gezeichnet. Goethe war in sein Zimmer gegangen, von wo er von Zeit zu Zeit herauskam und sich von den Fortschritten des Bildes überzeugte, mit dem er nach der Vollendung zufrieden war. Nach Verabschiedung des Malers ließ Goethe durch seinen Sohn mehrere Schaustücke von seinen Schätzen herbeibringen.

Da war sein Briefwechsel mit Lord Byron; alles, was sich auf seine Bekanntschaft mit der Kaiserin und dem Kaiser von Österreich in Karlsbad bezog; endlich das kaiserlich österreichische Privilegium gegen den Nachdruck für seine gesammelten Werke. Auf letzteres schien er große Stücke zu halten, entweder weil ihm die konservative Haltung Österreichs gefiel, oder, im Abstich der sonstigen literarischen Vorgänge in diesem Lande, als Kuriosum. Diese Schätze waren, halb orientalisch, jedes Zusammengehörige einzeln, in ein seidenes Tuch eingeschlagen, und Goethe benahm sich ihnen gegenüber mit einer Art Ehrfurcht. Endlich wurde ich aufs liebevollste entlassen.

Im Laufe des Tages forderte mich Kanzler Müller auf, gegen Abend Goethe zu besuchen. Ich würde ihn allein treffen und mein Besuch ihm durchaus nicht unangenehm sein. Erst später fiel mir auf, daß Müller das nicht ohne Goethes Vorwissen gesagt haben konnte.

Nun begab sich meine zweite Weimarsche Dummheit. Ich fürchtete mich, mit Goethe einen ganzen Abend allein zu sein, und ging, nach manchem Wanken und Schwanken, nicht hin.

297. (2452.) 1826. November 11. Jenny v. Pappenheim.

Jenny v. Pappenheim (1811—90), später Freifrau v. Gustedt, ihre Mutter war in zweiter Ehe mit dem weimarischen Minister v. Gersdorf vermählt.

Im November 1826 kam ich nach Weimar zurück. Schüchtern, mit hochklopfendem Herzen erschien ich vor Goethe, der mich und meine Mutter im Aldobrandinizimmer mit großer Freundlichkeit empfing. Ich sehe ihn noch vor mir: nicht allzu groß und doch größer erscheinend, als andere, mit jener Jupiterstirn, die ich am vollendetsten in der von Bettina gezeichneten Statue wiederfinde, die unser Weimarer Museum schmückt, während seine Augen durch Stieler am besten wiedergegeben sind. Auch mich sehe ich noch im rosa Kleid und grünem Spenzer unter einem großen, runden Hut, heiß errötend bei seinem kräftigen Händedruck. Ich brachte keinen Ton über die Lippen, obgleich er mich, wie er es gern bei jungen Mädchen tat, mit: Frauenzimmerchen und: mein schönes Kind ermutigte; erst als er lächelnd sagte: Die Augen werden viel Unheil anrichten, ermannte ich mich zu der verwunderten Frage: Warum denn gerade Unheil?

298. (2459.) 1826. J. Schwabe.

Ich hatte eines Tages Gelegenheit, mit dem Staatsrat Vogel, der Goethes Leibarzt in dessen letzten Lebensjahren war und von ihm hochgeschätzt wurde, über Goe-

thes Herzenseigenschaften zu sprechen. Er erzählte mir, daß Goethe, kurz nachdem Vogel sein Arzt geworden, eines Tages zu ihm gesagt habe: Sie kommen als Arzt wohl oft in die Wohnungen des kleinen Mannes: Sollten Sie irgendwo gewahr werden, daß man einer durch Krankheit in unverschuldete Not geratenen Familie durch etwas mehr, als ein gewöhnliches Almosen aufhelfen könnte, so teilen Sie es mir mit. Ich bin in solchen Fällen gern zu helfen bereit, soweit ich es vermag. Kurz darauf war Vogel wieder bei Goethe und sagte zu ihm: Exzellenz, ich komme soeben von einem Kranken, für den ich den von Ihnen so gütig angebotenen Beistand in Anspruch nehmen möchte. Es ist der Tischler N., ein fleißiger braver Mann, der seine zahlreiche Familie bisher redlich durchgebracht hat. Jetzt ist er nach längerer Krankheit der Genesung nahe, sieht aber mit schwerer Sorge in die Zukunft, da er durch seine Krankheit in bittere Not geraten ist. Schweigend ging Goethe an seinen Schreibtisch, nahm eine Fünfzehntalerrolle heraus und legte sie in Vogels Hand. Hier ist, was ich geben kann, sprach er, ich tue es aber mit der Bitte, daß weder der Tischler noch irgend jemand erfahre, wer der Geber ist. Ihre Vermittlung werde ich Ihnen auch in Zukunft danken, aber stets in der Voraussetzung, daß die Sache unter uns bleibt. Noch oft trat diese Vermittlung ein, und nie tat Vogel eine Fehlbitte, und die Gabe betrug nie weniger, meist aber mehr, als fünf Taler.

299. (2460.) 1826. F. Förster.

Da hat mir, sagte Goethe, ein junger Maler aus Berlin, dessen Name ihn schon zu Anstrengungen für eine bedeutende Zukunft auffordert, er unterzeichnet sich Lessing, eine Landschaft mit einer Staffage zugesandt, welche ein entschiedenes Talent verrät, für poetische Empfindung wie für Komposition und Ausführung, und dennoch befinde ich mich mit dem Künstler ebensowenig wie mit seinem Ge-

mälde in Übereinstimmung. Weshalb verlassen wir unsre enge Studierzelle oder den lärmenden Gesellschaftssaal und eilen aus dem dumpfen Gewühle der Stadt vor das Tor hinaus ins Freie? Wir suchen Erholung, Erheiterung, wollen einen frischen Atemzug tun. Wohin führt uns nun aber Ihr Berliner Maler? In eine Winterlandschaft, und nicht etwa in eine jener heiteren holländischen, wo wir Damen und Herren sich lustig auf spiegelglatter Eisfläche schlittschuhlaufend umhertummeln sehen — o! ich selbst war zu meiner Zeit ein tüchtiger Schlittschuhläufer — nein! hier führt uns der Maler in eine Winterlandschaft, in welcher ihm Eis und Schnee nicht genug zu sein scheint; er überbietet, oder wir können sagen: er überwintert den Winter noch durch die widerwärtigsten Zugaben. Da sehen Sie einen, in warmen Tagen uns mit einem kühlen Labetrunk versorgenden Brunnen, aus dessen Löwen- oder Drachenrachen das festgefrorene Wasser wie eine Zunge von Eis heraushängt, fest an den Boden angefroren. Dann weiter: dunkle Tannen, deren Zweige unter der Last des Schnees brechen; ich sehe sie lieber auf dem Weihnachtstische mit hellen Lichtern besteckt, von frohen Kindergesichtern umgeben. Und nun die Staffage: ein Zug von Mönchen, noch dazu Barfüßer, im Schnee, gibt einem abgeschiedenen Bruder, der im Sarge liegend auf schwarzbehangener Bahre nach der Gruft in einem verfallenen Kloster getragen wird, das Geleit. Das sind lauter Negationen des Lebens und — der freundlichen Gewohnheit des Daseins — um mich meiner eigenen Worte zu bedienen. Zuerst also die erstorbene Natur, Winterlandschaft: den Winter statuiere ich nicht; dann Mönche, Flüchtlinge aus dem Leben, lebendig Begrabene: Mönche statuiere ich nicht; dann ein Kloster, zwar ein verfallenes, allein ein Kloster statuiere ich nicht; und nun zuletzt, nun vollends noch ein Toter, eine Leiche; den Tod aber statuiere ich nicht. — Als ich mir erlaubte, an den berühmten Friedhof Ruysdaels in der Dresdner Galerie zu erinnern

und bescheidentlich fragte: ob nicht auch die elegische Stimmung in der Landschaftsmalerei eine Berechtigung habe? entgegnete Goethe: Zuverlässig! allein dann laßt die Marmortafeln der Gräber durch den Zauber der Mondbeleuchtung uns in eine wohltuend rührende Stimmung versetzen, und die grünbelaubten Bäume und Gras und Blumen vergessen machen, daß wir uns auf einem Totenacker befinden!

Karl Friedrich Lessing (1808—80), ein Großneffe Gotthold Ephraims, berühmt als Historienmaler, wirkte später in Düsseldorf und Karlsruhe.

300. (2465.) 1827. Januar 6./7. Nach Charlotte v. Ahlefeld.

Als Frau von Ahlefeld, die ihm so oft im Namen der Freundin Charlotte von Stein geschrieben, ihn kurz nach deren Tode besuchte, suchte er seinen Schmerz zu beherrschen; da dieses ihm aber nicht gelingen wollte, rief er heftig aus: Es ist doch recht niederträchtig von mir altem achtzigjährigen Kerl, daß ich heulen muß wie ein altes Weib! Aber eine solche Freundin zu verlieren, ist auch eine schwere Prüfung, und damit fiel er ihr um den Hals und weinte lange.

301. (2494.) Mai 5. K. v. Holtei.

Karl v. Holtei (1798—1880), Schauspieler, Rezitator, Theaterdirektor, vielseitiger Schriftsteller, ward mit Goethes Sohn eng befreundet.

Während ich nun mit mir selbst kapitulierte, wie ich mich bei Goethe einführen und wie ich am besten vermeiden könnte, eine gar zu alberne Figur zu machen, erinnerte ich mich plötzlich, daß ich ihm schon früher einige meiner versifizierten Versuche zugesendet, und daß er mir durch unsern Wolff, sein ehemaliges theatralisches Schoßkind, einige majestätisch-huldreiche Floskeln über das kleine Versspiel Die Farben hatte zustellen lassen. Er hatte, von meinen Arbeiten mit jenem redend, den bezeichnenden Ausdruck gebraucht: Dieser Mensch ist so eine Art von Improvisator auf dem Papiere; es scheint ihm sehr leicht

zu werden, aber er sollte sich's nicht so leicht machen! — Vielleicht, dacht' ich, gibt das den Anknüpfungspunkt für ein Gespräch, — denn meine Angst, daß er nicht reden werde (man hatte mir in Weimar zugeflüstert, er gäbe bisweilen, wenn er übler Laune sei, dergleichen stumme Audienzen!), war fürchterlich.

Es schlug 11 Uhr, als ich im Empfangszimmer stand, und ich blieb, nachdem der Diener mich hineingeschoben, einige Minuten mir selbst überlassen.

Nun, so ist es mir denn lieb, daß ich Sie auch einmal zu sehen bekomme! Mit diesen Worten trat er ein und nahm, nachdem er mich zum Sitzen genötigt, neben mir Platz. Verbindliche und möglichst schön gestellte Redensarten von meiner Seite schienen keinen Eindruck zu machen; wenigstens lockten sie keine Erwiderung hervor. Er führte den in irgendeinem Wohlgeruch gebadeten Zipfel seines weißen Tuches von Zeit zu Zeit an die Nase und ließ mich sprechen. Drei- oder viermal erneute ich den Angriff; immer prallt' ich wie von einer steinernen Mauer wieder ab. Je geistreicher ich zu sein mir Mühe gab, desto abgeschmackter mag ich ihm wohl geschienen haben; denn es dämmerte in mir selbst so etwas vom Bewußtsein eigener Gebrechlichkeit auf. Ein guter Geist gab mir die Erinnerung ein, daß ich in Paris den Duvalschen Tasso spielen sehen; den macht' ich zu meinem Zauberstabe, — und, siehe da, der Fels gab Wasser. Aus Paris kommen Sie? Und was machen unsre Freunde, die Globisten? (Mitarbeiter an dem Journal Le Globe.) Auf diese Frage wußt' ich freilich verzweifelt wenig zu antworten, aber da sie andere Fragen erzeugte, in deren Beantwortung ich besser bestand, so kam doch bald einiges Leben in die einsame Stunde. Ich fühlte wieder Grund und Boden unter meinen Füßen. Je mehr ich mich gehen ließ, meinem natürlichen Wesen getreu, ohne weitere Ansprüche auf zarten Ausdruck, desto lebendiger wurde der alte Herr. Einige Male tat er, als ob er lachen wollte.

Und als ich ihm erzählte, daß ein französischer Kritiker nach Aufführung des Duvalschen Tasso geschrieben hätte: M. Alexandre Duval, en estropiant le Tasse de Schiller, da lachte er wirklich. So wurde denn aus den zehn Minuten, die ich mir als längste Audienzfrist geträumt hatte, eine rasch genug durchplauderte Stunde. Als es 12 Uhr schlug, erhob er sich und sprach: Wenn der Prophet nicht zum Berge kommt, so muß der Berg zum Propheten kommen. Da ich nicht mehr zu Hofe gehe, so erweisen die höchsten Herrschaften mir die Gnade: — also will es sich ziemen, dieselben zu empfangen. Dabei gab er mir ein Entlassungszeichen, welches ich, da ich nun erst in Zug gekommen war und gern noch weiter geplaudert hätte, wahrscheinlich mit sehr unzufriedener oder betrübter Miene aufnahm. Als ich schon an der Ausgangstür stand, rief er, als ob er bemerkt hätte, wie schwer mir das Scheiden wurde, mich noch einmal zurück und sagte: Wollen Sie mit uns speisen, so werden Sie um 2 Uhr willkommen sein.

Goethes Schwiegertochter, Ottilie, war unpäßlich; statt ihrer erschien deren Schwester Fräulein Ulrike von Pogwisch bei Tafel. Außer August von Goethe waren noch ein paar Herren zugegen — meines Bedünkens der Kanzler von Müller und Professor Riemer. Der Alte sprach viel und trank nicht wenig. Die Unterhaltung war lebhaft, ungezwungen und ohne Prätension. Das Dessert stand noch nicht auf dem Tische, als ich mich schon vollkommen eingebürgert sah. Ich redete, was mir in den Sinn kam, ohne Bedenken, ob es in Goethes Kram tauge oder nicht. Dies Verfahren beobachtete ich bei späterem Aufenthalte, wo ich häufig auch in größerer Gesellschaft dort speisete, unerschütterlich und kam damit am besten fort. Denn ob ich mir gleich bisweilen — wie man sich auszudrücken pflegt — das Maul verbrannte, entging ich doch dem Vorwurf der Ziererei, den so viele in ähnlicher Lage auf sich geladen haben. — Gegen Ende der Tafel traten die Enkel Walter und Wolf, zwei muntere Knaben, ein und gaben,

vom Großvater aufgemuntert, allerlei Schwänke zum besten. Unter andern sangen sie auch einige Lieder aus meinen auf der Bühne gegebenen Stücken. Der Alte sagte dann, indem er ihnen Näschereien reichte: Nun seht euch einmal diesen Mann an; das ist der, welcher das dumme Zeug gemacht hat.

302. (2498.) 1827. April 15. Ein reisender Franzose.
(Urschrift französisch.)

In Weimar sind wir um 2 Uhr angekommen. Wir hatten in dieser Stadt zwei interessante Besuche zu machen. Man kann Weimar nicht berühren, ohne dem Nestor der deutschen Literatur, dem berühmten Goethe, seine Huldigung darzubringen, und ohne zu versuchen, den bewundernswerten Pianisten Hummel zu hören. Der letztere, an den wir ebenfalls Empfehlungsbriefe hatten, war verreist, um die österreichischen Ohren zu entzücken, und wir hoffen wenigstens, ihn in Wien zu treffen. Wir waren über die Abwesenheit Hummels um so unangenehmer berührt, als wir an ihn dringlich empfohlen waren, damit er uns bei dem Verfasser des Werther einführe, den man für sehr mißtrauisch ausgab. Indessen ließ uns Herr Goethe durch den Diener, den ich mit der Anfrage, wann er uns empfangen wolle, zu ihm geschickt hatte, sagen, daß er uns um 5 Uhr erwarte. Sein Haus ist hinter dem Park des Großherzogs gelegen. Eine kleine Freitreppe führt in einen stattlichen Vorraum, von wo eine breite Treppe, die sich nach einigen Stufen teilt und dann nach den Gemächern seiner Schwiegertochter und deren Gatten führt, auch an die Tür bringt, die sich nach der Wohnung des Verfassers des Werther öffnet. Auf der Schwelle dieser Tür bietet sich in sehr schön gearbeiteter Mosaik den Besuchern und Freunden das Wort ‚Salve'. Man durchschreitet ein mit einer großen Anzahl von Büsten und Antiken geschmücktes Gemach, und nachdem man einem ziemlich langen Gang gefolgt ist, gelangt man in die

Bibliothek, die an das Schlafzimmer des großen Mannes stößt. Diese Bibliothek scheint ihm als Arbeitszimmer zu dienen; da wurden wir mit deutscher Höflichkeit empfangen, das heißt wenig lebhaft, aber nicht einer gewissen Herzlichkeit und Güte entbehrend. Herr Goethe ließ eine Anzahl unserer bemerkenswertesten Schriftsteller vorüberziehen. Er machte uns große Lobeserhebungen über den Eremiten von der Chausee-d'Antin [Jouy], dessen Einsiedelei keine Einsamkeit sein könnte, denn sie wäre von ganz Europa gekannt und aufgesucht. Von einigen französischen Nachahmungen seiner eigenen Werke sprechend, meinte er, er begriffe nicht recht, wie Herr Duval das Drama Tasso hätte auf die Bühne bringen können. Er versicherte uns, daß, als er das Stück geschrieben, er es nicht für die Darstellung bestimmt habe, da er es einer dramatischen Wirkung nicht für fähig hielt, und daß nur durch die besondere Gunst, die man seinen Werken in Deutschland schenke, eine Aufführung möglich geworden sei. Großes Lob spendete er Casimir Delavigne, Scribe; eine besondere Anerkennung für das Singspiel mit dem Titel ‚Die Mutter auf dem Balle und die Tochter zu Hause' beschloß diesen Abend. Goethe, den man auf ein Alter von 60 Jahren schätzen würde (er ist bereits 73*), schien dem Gedanken, Frankreich eines Tages zu besuchen, nicht abgeneigt; er hält sich auf dem laufenden über alle Neuigkeiten dieses Landes, indem er den Globe liest, welcher Zeitschrift er gewogen zu sein schien: Man nennt diese Zeitschrift ein wenig schwerfällig, aber vielleicht lieben wir Deutschen es gerade deshalb, da man uns nicht vorwirft, gewandt zu sein. Er schien vor allem die Meinungen des Verfassers der Musikartikel zu teilen. Goethe spricht das Französische mit etwas Schwierigkeit, aber doch richtig. Man würde diese Schwierigkeit nicht bemerken, wenn er nicht nach jedem Worte eine Pause machte; es ist dies

* Richtig natürlich 78.

jedoch nicht ohne einen gewissen Reiz und gibt dem, was er sagt, oft einen Nachdruck. Sein Wuchs ist von mittlerer Größe, eher groß als klein; seine Gestalt ist vornehm und immer sehr ausdrucksvoll, seine Kleidung ist ernst; er hat eine bedeutende Nase, der Mund ist fast ganz von Zähnen entblößt, aber seine Gesundheit schien fest.

303. (2487.) 1827. April 22./Mai 16. J. J. A. Ampère an Madame Récamier.

Joh. Jak. Ant. Ampère (1800—64), Sohn des berühmten Physikers und Mathematikers A. M. Ampère, Literaturforscher, gehörte zu den Mitarbeitern der Zeitschrift ‚Le Globe', welche bemüht war, das Verständnis für deutsche Literatur und besonders für Goethe in Frankreich zu verbreiten. Ampère hatte in dieser Zeitschrift eine größere Arbeit über Goethe als Dramatiker veröffentlicht. Goethe verfolgte die kritischen, wie auch die poetischen Arbeiten der jungen französischen Schule mit großem Interesse und empfing ihren Abgesandten mit besonderer Auszeichnung. (Urschrift von Nr. 303—305 französisch.)

Ich bin hier um vier Uhr morgens angekommen. Aber ich muß Ihnen ein Wort von Goethe sagen, den ich schon gesehen habe. Er ist der einfachste und liebenswürdigste Mensch. Ich hatte mich gefaßt gemacht auf eine gewisse Steifheit, auf hoheitsvolles Benehmen, das entschuldbar wäre: aber nicht ein Schatten davon. Er sprach französisch mit mir, obwohl ich ihm angeboten hatte, deutsch zu sprechen; ich hoffe, daß er diese Höflichkeit beiseite lassen wird und ich ihn noch in seiner Sprache vernehme. Er unterhielt mich von den Erfindungen meines Vaters, welche er sehr gut kennt; von Herrn Cousin, den er sehr bewundert und vom ‚Globe', der ganz nach seinem Geschmack ist, von der Übersetzung seines Tasso von Albert Stapfer. Ich befand mich also auf bekanntem Boden. Ich habe bei ihm nicht eine Spur von Ziererei oder Stolz bemerkt. Seine Gesichtszüge sind ernst und von würdigem Ausdruck. Kaum angekommen, habe ich sofort die Eroberung eines Menschen gemacht, der mir sehr wertvoll sein wird, da er eine Art Vertrauter ist, des

Sekretärs Goethes. Goethe wünschte, daß ich da wohnen sollte, wo dieser Herr wohnt; so befand ich mich natürlich in der Freundschaft des großen Mannes. Alles nimmt den Anlauf zu einer Rast von zwei oder drei Wochen.

304. (2488.) 1827. April 22./Mai 9. J. J. A. Ampère.

Ich befinde mich hier sehr wohl; ich sehe Goethe oft, letzte Woche habe ich dreimal bei ihm im kleinen Kreise gespeist, eine Gunst, die er Fremden sehr selten erweist. Ich konnte tiefer in seinen Geist eindringen, ihn mehrere Stunden in einer Folge sprechen hören, sich auslassen mit einer Kraft und Wärme, die einem fünfzig Jahre Jüngeren entsprechen würden. Es ist bewundernswert, wie er über alles unterrichtet ist, sich für alles interessiert, und alles gegenwärtig hat; er erzählt uns von neuen Vaudevilles, als wenn er sie soeben gesehen hätte, weiß die Lieder Berangers auswendig; es ereignet sich nichts in Deutschland, woran er nicht teilnehme. Seine Züge gleichen dem Bilde, das er an Fräulein Cuvier gesandt und das mir auch Frau von Goethe, seine Schwiegertochter, gegeben hat. Jedoch muß man seinen ernsten und etwas stolzen Lippen ein wohlwollendes Lächeln hinzufügen, das beständig darüber schwebt, und in seinen Augen ein außerordentliches Feuer, das plötzlich daraus hervorbricht, um die richtige Idee von Goethe zu haben, wenn er er selbst ist, das heißt ungezwungen. Im allgemeinen ist er kälter, aber ohne Schroffheit in seinen Manieren. Sein Wuchs ist gerade wie eine Binse; es ist wahrhaftig eine Erscheinung von wunderbarer Kraft.

305. (2489.) April 22./Mai 9. J. J. A. Ampère an Frau Récamier.

Goethe ist ein wunderbarer Mensch; gegen mich ist er sehr liebenswürdig. Er interessiert sich für alles, hat Gedanken über alles, ist von Bewunderung für alles, was sie verdient; und mit seinem ganz weißen Hausrock, der ihm das Aussehen eines großen weißen Steinbockes gibt,

zwischen seinem Sohn, seiner Schwiegertochter und seinen zwei Enkeln, die mit ihm spielen, von Schiller sprechend, von ihren gemeinsamen Arbeiten, von dem, was dieser noch machen wollte, von dem, was er gemacht haben würde, von seinen eigenen Werken, von seinen Absichten, seinen Erinnerungen; er ist der interessanteste und liebenswürdigste Mensch. Er hat ein unbefangenes Bewußtsein seines Ruhmes, das nicht mißfallen kann, da er für andere Talente eingenommen ist und wahrhaft empfänglich für alles Gute, das in allen Fächern geleistet wird.

Auf den Knien vor Molière und Lafontaine bewundert er Athalie von Corneille und Berenice von Racine. Bei Erwähnung des Tasso behauptet er große Studien gemacht zu haben und sagt, daß die Geschichte sich sehr der Art nähert, wie er den Gegenstand behandelt hat. Er behauptet, das Gefängnis sei ein Märchen. Er glaubt an die Liebe Tassos und der Prinzessin, aber immer in Entfernung und romantisch und ohne diese glatten und abgeschmackten Heiratsanträge des Herrn Alexander Duval.

Ich habe im Manuskript ein ganz außerordentliches Werk von ihm gelesen, das bald erscheinen wird; es ist eine Episode, oder vielmehr ein Intermezzo, bestimmt, in der noch nicht fertigen Fortsetzung des Faust Platz zu finden. Es ist, wie er es selbst betitelt, eine Phantasmagorie und fast unübersetzbar. Aber abgesehen von vielem Seltsamen und ziemlich dunklen Stellen ist es voll Tiefe, Poesie und Anmut. Von der Belagerung von Troja bis zur Belagerung von Missolunghi, die griechische Mythologie, das Mittelalter, die Gegenwart, Lord Byron, alles findet sich darin. Es ist der Traum eines großen Geistes und diese Dichtung, in der, gut oder schlecht, alles Erfindung ist, ist von einem fast achtzigjährigen Kopfe ausgegangen.

306. (2501.) 1827. Mai 6./22. M. Oppenheim.

Moritz Oppenheim (1801—82), Maler; bekannt sind seine Bilder aus dem jüdischen Familienleben.

Wir waren dort die zwei interessanten Fremden — mit allen dort damals noch lebenden Berühmtheiten kamen wir in Berührung — mit Goethe, der mich einen Jüngling von 60 Jahren nannte (das doch beweist, daß ich kein dummes Jüngelchen gewesen sein muß). Als ich vom Großherzog den Professorentitel bekam, bedankte ich mich auch bei Goethe; da sagte er: Ein Titel und ein Orden hält im Gedränge manchen Puff ab.

307. (2521.) 1827. August 25. G. Parthey.

Gustav Parthey (1798—1872), Enkel und Geschäftsnachfolger des bekannten Berliner Buchhändlers Friedrich Nicolai.

Nach einem beträchtlichen Umwege gelangte ich endlich an das Haus und stieg die flachen Treppen, die ich aus Zelters Beschreibung schon kannte, nicht ohne Herzklopfen hinan. Oben fand ich einen Diener, der mich in einen geräumigen Saal führte und Zelters Brief nebst meiner Karte nach Goethes Zimmer trug. Nicht lange war ich allein, da öffnete sich die Tür und er trat mit freundlich ernster Miene herein. Wir setzten uns und er begann: Mein Freund Zelter schreibt mir, daß Sie den Orient besucht haben; von wo aus haben Sie die Reise begonnen? — Zunächst von Malta aus, nachdem ich vorher Italien und Sizilien gesehen. — Bleiben wir vorläufig bei Malta stehen. Dieser dürre Kalkfelsen zwischen Sizilien und Afrika muß einen eigentümlichen Charakter haben.

Hierüber konnte ich nun ausführlich berichten, da ich in Malta zwei Monate auf eine Schiffsgelegenheit nach Alexandrien warten mußte. Die merkwürdig-feste Lage von Lavaletta mit ihren vielen trefflichen Häfen, die seltene Fruchtbarkeit im Innern, die eigentümliche Seesalzbereitung, die Mischung der Sprache aus italienischen

und arabischen Elementen, der klägliche Fall des Malteserordens im Jahre 1798 — das alles wurde mit größtem Bedachte, aber in der eingehendsten Weise besprochen. Überall trafen seine Fragen den Punkt, worauf es ankam, und eine große ruhige Weltanschauung leuchtete aus den einzelnen Bemerkungen. Wohl hatte ich mir aus Zelters Gesprächen einen gewaltigen Goethe konstruiert, aber die Wirklichkeit übertraf alles Gedachte und Eingebildete. Der sonore Baß seiner Stimme hatte noch mit 78 Jahren eine ungemeine Weichheit und war der feinsten Modulationen fähig. Bei aller innerlichen Freude über mein Glück ließ ich mich nicht von unnötiger Redseligkeit hinreißen. Auch wußte ich wohl, daß es für das größte Laster gilt, einen Besuch, und besonders einen ersten Besuch, über die Gebühr zu verlängern. Daher wartete ich bei jedem schicklichen Abschnitte auf ein Zeichen zum Aufbruche und auf den vornehmen Entlassungsbückling. Aber es kam ganz anders und über alle meine Erwartung.

Das Gespräch über Malta ging seinen ununterbrochenen Gang; manchmal kam es mir wie ein Examen vor. In Lavaletta hatte ich täglich mehrere Stunden auf der öffentlichen Bibliothek zugebracht und mich etwas in der Literatur umgesehen. Der gelehrte Bibliothekar Dr. Bellanti war mein erster Lehrer im Arabischen und machte mich auf die wichtigsten Werke aufmerksam; daher konnte ich über das meiste guten Bescheid geben und bestrebte mich, der klaren Präzision der Fragen auch in den Antworten nahe zu kommen. — Endlich erhob sich Goethe und ich schickte mich zum Abschiede an. Wir haben, sagte er mit der größten Freundlichkeit, noch so viel über Ihre orientalische Reise zu sprechen, daß ich Sie bitte, solange Sie bei uns verweilen, alle Tage bei mir zu Mittag zu essen. Wenn Sie heute um 2 Uhr sich einfinden wollen, so wird mir dies sehr angenehm sein.

Ich war zur bestimmten Zeit wieder bei Goethe; ich fand seinen Sohn, den Kammerjunker und dessen Frau,

den Kunst-Meyer und Dr. Eckermann, die Geheimräte Töpfer und Conta. Frau von Goethe machte die angenehmste Wirtin und wies mir einen Platz zwischen ihrem Manne und ihrem Schwiegervater an. Anfangs drehte sich das Gespräch um Tagesneuigkeiten und Alltagsgeschichten, die der Kammerjunker mit großer Emphase vortrug. Der alte Herr hielt sich still, und wenn er zuweilen einen Brocken mit hineinwarf, so zeigte sich immer der richtigste gesunde Menschenverstand und die praktische Lebensweisheit einer ruhigen Überlegung. Er fragte mich nach den Berliner Zuständen, nach seinem Freunde Zelter, nach dem Theater und andern, gleichgültigen Dingen.

Gegen das Ende der Mahlzeit sagte er mir: Mit welchem Schiffe haben Sie Ihre Reise von Malta fortgesetzt? Ich erwiderte, daß im Anfange des Herbstes die dalmatinischen Fahrzeuge, welche nach Ägypten gehen, um Korn zu holen, gern in Malta anlegen, um englische Manufakturwaren einzunehmen, die nicht bloß nach Ägypten, sondern auch nach den ostindischen Besitzungen der Engländer verführt werden. Auf einer solchen Brigg aus Ragusa hätte ich die Fahrt in zehn Tagen zurückgelegt. — Nun war das Reisegespräch wieder in Gang gebracht und wurde von ihm im Flusse erhalten. Man sah, daß er sich vorgesetzt hatte, von den Ereignissen meiner levantinischen Wanderung ganz nach der Reihe und Schritt vor Schritt Kenntnis zu nehmen. Einzelne desultorische Fragen seines Sohnes, der bald von den Moscheen in Konstantinopel, bald von den Pyramiden bei Memphis etwas wissen wollte, machten den alten Herrn gar nicht irre, und da ich seine Absicht bald merkte, so kehrte ich immer gleich in die rechte Ordnung zurück.

Die großartigen Unternehmungen des Pascha Mehmed Ali, des kühnen Regenerators von Ägypten, fanden Goethes vollste Anerkennung, wogegen der Kammerjunker sich an der mörderischen Vertilgung der Mamlucken auf der

Zitadelle von Kairo ergötzte. — Dann ging es in bequemer Nilfahrt bis zur Katarakte von Wadi-Halfa und auf Kamelen bis nach Dongola, wo das südliche Kreuz hochaufgerichtet am nächtlichen Firmamente leuchtet, und wo die von Ehrenberg erbaute Zitadelle der südlichste Punkt (+ 18° N. Br.) meiner Wanderung war.

Das Mahl verlängerte sich auf diese Weise bis 6 Uhr, wo wir nilabwärts bis zur reizenden windstillen Nilinsel Philä mit ihren zierlichen Tempeln und der unvergleichlichen Pracht ihres Abendhimmels zurückgekehrt waren. Beim Abschied bat ich um die Vergunst, morgen und übermorgen nicht kommen zu dürfen, weil ich nach Jena hinüberfahren wollte, um die dortige Bibliothek kennen zu lernen, aber am achtundzwanzigsten würde ich nicht verfehlen, meinen Glückwunsch zu dem festlichen Tage darzubringen.

Der alte Herr trug mir einen herzlichen Gruß an seinen Freund Knebel auf, an dem ich einen ganz jungen Mann von 83 Jahren finden werde, der zwar schon von 1763—73 in Potsdam als Offizier gestanden, aber kürzlich erst sich verheiratet habe und Vater von zwei muntern Knaben sei.

In den letzten Tagen des August war Parthey wiederholt bei Goethe und mußte Weiteres über seine Reisen berichten.

308. (2523.) 1827. August 28. M. J. Seidel.

Gegen 11 Uhr mittags fuhren Seine Majestät der König Ludwig von Bayern und unser Serenissimus, der Großherzog, bei Goethen vor.

Goethe war den Tag besonders gut gelaunt, er war froh und heiter, und wie verjüngt erschien er der Gesellschaft, die sehr zahlreich war, denn er nahm alle Besuche an, sprach mit jedem und freute sich der vielen Teilnahme, die wir an ihm nahmen; da traten der Großherzog und der König ein, schon angemeldet; die Anwesenden traten zurück. Der König ging auf ihn zu, bezeugte durch huld-

volle Worte seine Freude, ihm diese Überraschung vorbehalten zu haben, und zog aus seiner Rocktasche ein rotes Kästchen hervor, worin der Zivilverdienstorden der königlich bayrischen Krone, Großkreuz und Stern sich befanden, welches er Goethen mit den Worten überreichte: Hier (auf Goethes Brust deutend) wird sich wohl noch ein Plätzchen finden, wo Sie dieses anheften können. Alles bezeugte seine Teilnahme und Freude, Goethe war sehr überrascht, unterhielt sich dann über eine Stunde noch mit den fürstlichen Personen, die sich teilweise auch zu den Anwesenden gewendet hatten. Der König war über alles entzückt, was er sah und hörte, und nach 12 Uhr beurlaubten sich die fürstlichen Personen.

309. (2539.) 1827. September 7. W. Zahn.

Wilhelm Zahn (1800—71), auf der Reise nach Berlin, war nach einigem Zögern in Goethes Haus eingetreten.

Auf dem Flure trat mir ein Diener entgegen, dem ich meinen Namen nannte: Zahn, Maler und Architekt. — Maler und Architekt, wiederholte mechanisch der Diener, indem er mich zweifelhaft musterte. Sagen Sie Sr. Exzellenz: Aus Italien kommend. Aus Italien kommend, wiederholte jener und entfernte sich, worauf er alsbald zurückkehrte und mich bat, ihm zu folgen. Wir stiegen eine schöne breite Treppe hinan. Mein Führer öffnete, ließ mich eintreten und ich befand mich in einem stattlichen Empfangszimmer.

Nach wenigen Augenblicken trat Goethe ein. Es ist eine tausendmal gebrauchte Phrase, daß der Dichter an Erscheinung und Wesen dem griechischen Götterkönig geglichen, aber niemand konnte leugnen, daß der Mann, der jetzt vor mir stand, seinesgleichen suchte. Das Alter ließ die hohe, kräftige, Ehrfurcht gebietende Gestalt nur noch herrlicher erscheinen. Unter der gewaltigen Stirn blitzten zwei große braune Augen, und das bronzefarbige Antlitz trug den Stempel der Hoheit und Genialität. Er

hieß mich ihm gegenüber Platz nehmen und fragte mit seiner ausdrucksvollen, volltönenden Stimme, die jedoch zuweilen den Frankfurter Dialekt anklingen ließ: Waren also in Italien? — Drei Jahre, Exzellenz. — Haben vielleicht auch die unterirdischen Stätten bei Neapel besucht? — Das war der eigentliche Zweck meiner Reise. Ich hatte mich in einem antiken Hause zu Pompeji behaglich eingerichtet, und während zweier Sommer geschahen alle Ausgrabungen unter meinen Augen. — Freut mich! Höre das gern! sagte Goethe, der eine gedrungene Redeweise liebte und gern die Pronomina wegließ. Er rückte mit seinem Stuhle mir näher und fuhr dann lebhaft fort: Habe den Akademien zu Wien und Berlin mehrere Male geraten, junge Künstler zum Studium der antiken Malereien nach jenen unterirdischen Herrlichkeiten zu schicken. Um so schöner, wenn Sie das auf eigene Hand getan. Ja, ja, das Antike muß jedem Künstler das Vorbild bleiben. Doch vergessen wir das Beste nicht: Haben wohl einige Zeichnungen in Ihrem Reisekoffer? — Ich habe die schönsten der antiken Wandgemälde meist gleich nach der Entdeckung durchgezeichnet und farbig nachzubilden gesucht. Wünschen Exzellenz vielleicht einige davon zu sehen? — O gewiß, gewiß! fiel Goethe ein; mit freudigem Danke! Kommen Sie nur zum Essen wieder. Speise gegen 2 Uhr. Werden noch einige Kunstfreunde finden. Sehne mich ordentlich nach Ihren Bildern. Auf Wiedersehen, mein junger Freund! Und er bot mir seine Hand, während er die meinige freundlich drückte.

Als ich mich zur bestimmten Stunde wieder einstellte, durchschritt ich eine Reihe von Zimmern, die alle mit demselben Kunstgeschmack ausgestattet waren, und trat in den Speisesalon, wo ich Goethe und seine anderen Gäste schon anwesend fand. Da war der Oberbaudirektor Coudray, der Kanzler von Müller und der Leibarzt Vogel. Ferner sah ich den Professor Riemer, Eckermann und Hofrat Meyer. Alle Gäste und Goethe selber waren im

Frack. Ich saß zwischen Goethe und Fräulein Ulrike von Pogwisch, einem Liebling des Dichters, denn er richtete häufig das Wort an sie, und nahm ihre Gegenreden mit offenbarem Wohlgefallen auf. Uns gegenüber saß Frau Ottilie, die Schwiegertochter des Dichters und die Schwester von Ulrike. Ich fand die Speisen äußerst wohlschmeckend und den Wein mindestens ebensogut. Vor jedem Gaste stand eine Flasche Rot- oder Weißwein. Ich wollte mir einen klaren Kopf für den Nachtisch erhalten, weshalb ich Wasser unter meinen Wein goß. Goethe bemerkte es und äußerte tadelnd: Wo haben Sie denn diese üble Sitte gelernt? Die Unterhaltung war eine allgemeine, lebendige und nie stockende. Goethe leitete sie meisterhaft, ohne aber jemanden zu beschränken. Um ihn saßen seine lebenden Lexika, die er bei Gelegenheit aufrief, denn er mochte sich nicht selber mit dem Ballast der bloßen Stubengelehrsamkeit beschweren. Riemer vertrat die Philologie, Meyer die Kunstgeschichte und Eckermann entrollte sich als ein endloser Zitatenknäuel für jedes beliebige Fach. Dazwischen lauschte er mit eingezogenem Atem den Worten des Meisters, die er wie Orakelsprüche sofort auswendig zu lernen schien. Meyer dagegen, den man wegen seiner schweizerischen Mundart den Kunschtmeyer nannte, verweilte auf dem Antlitze seines alten Jugendfreundes mit rührenden Blicken, die ebensoviel Zärtlichkeit wie Bewunderung ausdrückten. Das Gespräch verweilte besonders bei Italien und seinen Kunstschätzen. Goethe wußte auch mir die schüchterne ungelenke Zunge zu lösen und veranlaßte mich, von meinen Studien im Vatikan zu erzählen. Alle erinnerten sich mit Entzücken an Rom und priesen mit Begeisterung seine Herrlichkeit. Nur Fräulein Ulrike glaubte ihrer protestantischen Entrüstung gegen den Papst und seine Regierung Luft machen zu müssen. Der alte Goethe schmunzelte überlegen und reichte der Eiferin einen Zahnstocher hinüber. Räche dich, meine Tochter, mit diesem hier! sprach er launig; wobei

ich nicht weiß, ob er bei Überreichung dieser seltsamen Waffe eine Anspielung auf meinen Namen im Sinne hatte. Goethe hatte eine ganze Flasche geleert und schenkte sich noch aus der zweiten ein Glas ein, während man uns schon den Kaffee reichte. Dann erhoben wir uns. Es wurden Tische zusammengeschoben und darüber weiße Tücher gebreitet, worauf ich meine Zeichnungen entrollte und erklärte. Namentlich gefielen: Leda mit dem Nest, daraus Kastor, Pollux und Helena herausgucken; Achilles und Briseïs; die Vermählung der Pasithea mit dem Gotte des Schlafes; der thronende Jupiter und der thronende Bacchus — lauter farbige Durchzeichnungen von pompejanischen Wandgemälden, die man unter einer dreißig Fuß tiefen Asche wieder an die Oberwelt gezogen hatte. Goethe betrachtete jedes Gemälde mit Liebe und Inbrunst und machte dazu die feinsinnigsten, schlagendsten Bemerkungen. Sie waren mir Beweis, wie tief dieser Genius in das Wesen der Kunst und in die Geheimnisse des Hellenischen Geistes eingedrungen. Plötzlich erklangen hinter uns straffe Schritte und als ich mich wandte, erblickte ich einen untersetzten Mann in Feldmütze und kurzem grünsamtnem Jagdrock mit goldenen Schnüren besetzt. Es war der Großherzog, wie ihn Schwerdgeburth in diesem Kostüm und in einem Wagen fahrend so trefflich abgebildet hat. Er war durch den Garten gekommen und durch die Hintertür eingetreten, von der er stets den Schlüssel hatte. Goethe begrüßte ihn mit den charakteristischen Worten: Kommen recht zum Gastmahl, Königliche Hoheit! Karl August hatte eine kurze Meerschaumpfeife in der Hand, aus der er, wo's irgend anging, beständig paffte, aber jetzt ließ er sie ausgehen, denn Goethe verabscheute den Tabak. Auch gab er seinem alten Duzbruder heute das Höflichkeits-Sie.

Es war meine Absicht, am nächsten Tage abzureisen, aber Goethe drang in mich, mindestens noch vierzehn Tage zu verweilen und ihn täglich zu besuchen. Der Groß-

herzog lud mich für den folgenden Tag zum Essen, doch Goethe erklärte statt meiner: Nein, mittags gehört Zahn mir! Und Karl August widersprach nicht. Die meisten der Anwesenden hatten sich schon empfohlen bis auf Coudray, Eckermann und Frau Ottilie. Auch ich wollte gehen, aber Goethe hielt mich zurück und meinte: Habe noch Appetit. Sollen uns noch ein paar Bilder zeigen. Er hatte sich inzwischen des Fracks entledigt und den bequemen Hausrock hervorgesucht. Dann setzte er sich in einen Armstuhl, die anderen umstanden ihn, und die unterdes hereingekommenen Enkel Walter und Wolfgang schmiegten sich an den Großpapa, während ich die Zeichnungen wies. Goethes Bewunderung erregten vorzugsweise: Das Opfer der Iphigenia und, Hercules von einem Genius geführt, findet seinen Sohn Telephos wieder, wie ihn eine Hirschkuh säugt. Er versank in stille Andacht und brach dann in die Worte aus: Ja, die Alten sind auf jedem Gebiete der heiligen Kunst unerreichbar. Sehen Sie, meine Herren, ich glaube auch etwas geleistet zu haben, aber gegen einen der großen attischen Dichter, wie Äschylos und Sophokles, bin ich doch gar nichts.

310. (2563.) 1827. Oktober 30. Ottilie v. Goethe.

Weil schon der erste Sohn nach seinem Vater August Walter, des letzteren ganz deutschen Namen und vom Großvater den ebenso deutschen Wolfgang obendrein erhalten hatte, wollte ich mir für den zweiten einen italienischen aussuchen und war, ich weiß nicht wodurch, auf Flaminio verfallen, ein Name, der zu dem lebhaften Naturell und den feurigen Augen des Knaben ganz gut gepaßt haben würde. Allein Papa erhob Einsprache, indem er frug, ob denn keiner der Enkel nach ihm genannt werden sollte, und das entschied. Dafür hat er selbst nun für die Tochter den schönen italienischen, damals in Deutschland noch wenig bekannten Namen gewählt. Als er das erstemal heraufkam, sie zu sehen, beugte er sich mit auf

den Rücken zusammengehaltenen Händen, wie es seine Art war, zu ihrer Wiege hinab und sagte, nachdem er sie lange freundlich betrachtet hatte: Alma soll sie heißen.

311. (2584.) 1828. Juni 6. Soret.

Der König von Bayern hat seinen Maler Stieler nach Weimar geschickt, um Goethes Bildnis in Öl zu malen; Stieler kam mit einem Bild, das Frl. v. Hagn, eine Münchner Schauspielerin, darstellte, und das ihm als Empfehlungsbrief diente.

Das vom König gewünschte Bild war in den ersten Tagen des Juni fertiggestellt. Goethe zeigte es mir eines Tages nach einem Diner, zu dem ich allein bei ihm war und von dem ich leider keine Gespräche aufgezeichnet habe; beim Nachtisch ließ er mich in die dem Eßzimmer anstoßende Stube gehen, um Stielers Werk zu sehen, dann führte er mich geheimnisvoll weiter in das Majolikazimmer, in dem sich das Bild der schönen Schauspielerin befand; er machte alle möglichen Scherze über die Art, in der Stieler ihn versucht hatte, um seine Zustimmung zu erhalten, in der Hoffnung, daß auch ein Engel seinem Pinsel entspringen würde, wenn er den Kopf eines Greises malte usw. Über diesen Worten gingen wir zurück und setzten uns wieder, nachdem Goethe sorgfältig die beiden Türen geschlossen hatte; indem kommt Herr v. Müller an, sehr neugierig, das Porträt zu sehen und auch die Schauspielerin zu bewundern; weniger Neugier hätte schon genügt, nichts zu erlangen, doch wird ihm erlaubt, ins erste Zimmer zu gehen, zurückzukommen und seine Ansicht zu sagen; Müller geht und kommt nicht wieder. Goethe argwöhnt, daß er weiter gegangen ist, erhebt sich und überrascht ihn im zweiten Zimmer: Gehen Sie da hinaus, schreit er wütend, man kann Sie keinen Augenblick allein lassen, ohne daß Sie Ihre Neugier zu einer Indiskretion verleitet, und andere für den armen Neugierigen sehr niederschmetternde und für mich sehr peinliche Reden; als er seinem Zorn

in den kräftigsten Ausdrücken Luft gemacht hatte, geht der Greis in den Salon, wirft die Tür zu und läßt uns ganz bestürzt zurück. Ich ging mit dem armen Kanzler fort und tröstete ihn so gut ich konnte. Schließlich ist es nicht der erste Sturm, den er erduldet hat, noch der letzte, von dem er bedroht ist; denn er ist der Leidtragende in dieser Art, und da er es gewöhnt ist, werden die freundlichen Beziehungen dadurch nicht gestört; den andern Morgen ist man wieder beisammen, als ob nichts gewesen wäre; ich glaube, ich bin der einzige, der niemals Goethes Zorn erregt hat, obwohl zehn Jahre ziemlich enger Beziehungen mit oft entgegengesetzten Meinungen dazu schon Gelegenheit hätten bieten können.

312. (2586.) Mai/Juli. Nach J. Stieler.

Joseph Karl Stieler (1781—1858), Porträtmaler in München.

Goethe äußerte einmal zu Stieler in Weimar: Die Maler sind die Götter der Erde, nichts ist der Dichter! Ein Buch muß er schreiben, um vor das Publikum treten zu können; auf einer Tafel mit einem Blick vermag der Künstler sich auszusprechen, die höchste und allgemeinste Wirkung zu erreichen. Sein Sie ganz das, was Sie sind! Malen Sie fleißig und studieren Sie nicht zu viel. — Weiter bemerkte er: Die bildende Kunst muß durch die Sinne des Gesichts empfangen werden, sie ist folglich durch die technischen Vollkommenheiten bedingt und ohne Zeichnung und Kolorit, Schatten und Licht gar nicht denkbar. Ich schätze wegen letzterm die Engländer sehr. Ich halte diese Vorzüge höher, als einen glücklichen Gedanken, der, wenn er dem Auge nicht gehörig vorgestellt wird, nur der Poesie angehört. Goethe hatte bei diesem Ausspruch die Corneliussche Kunstrichtung im Sinne, die er kurzweg die altdeutsche nannte und über die er sich gegen Stieler, der sich dieser Richtung aufs wärmste annahm, gar nicht sehr günstig äußerte. Dürer, sagte er, würde ein ganz anderer Künstler geworden sein, wenn er in Italien gelebt hätte,

und nun lege man sich dieselben Fesseln an, welche Dürer und seine deutschen Kunstgenossen gern würden abgeschüttelt haben, wenn es ihre Zeit erlaubt hätte. Ja, Goethe ging wunderlich genug so weit, den geleckten Retzsch als Illustrator des Faust über Cornelius zu stellen. Er möge den Corneliusschen Faust nicht leiden, versicherte er; er träte nicht auseinander, er sei ihm zu altdeutsch und Goethe fügte hinzu: Dieses Gedicht hat man so oft darzustellen gesucht, ich halte aber dafür, daß es wenig für die bildende Kunst geeignet ist, weil es zu poetisch ist. Retzsch hat mehr das wirklich Darzustellende ergriffen.

313. (2590.) 1828. Juni 15. K. F. A. v. Conta.

Ich selbst überbrachte Goethe gemeinschaftlich mit dem Herrn Minister von Gersdorff die Nachricht von dem Tode des hochseligen Großherzogs, mit welchem er dreiundfünfzig Jahre in der engsten Freundschaft gelebt hatte. Es veränderte sich kein Zug in seinem Gesichte, und gleich gab er dem Gespräch eine heitere Wendung, indem er von dem vielen Herrlichen sprach, das der Hochselige gestiftet und gegründet hatte. Aber nichtsdestoweniger hat er diesen Verlust tief gefühlt und innig betrauert.

314. (2600.) Chr. Schuchardt.

In die Zeit, in welcher ich die Stelle eines Sekretärs bei Goethe versah, fällt die Herausgabe seiner Werke letzterhand, und derselbe diktierte mir dafür Neues und Umgearbeitetes, unter anderem auch Wilhelm Meister (Wanderjahre), wobei ich Gelegenheit hatte, die Kraft, Sicherheit und Klarheit seines Geistes in so hohen Jahren zu bewundern. Er tat dies so sicher, fließend, wie es mancher nur aus einem gedruckten Buche zu tun imstande sein würde.

Wäre das ruhig und ohne äußere Störung und Unterbrechung geschehen, so würde ich kaum aufmerksam geworden sein. Dazwischen aber kam der Barbier, der Friseur (Goethe ließ sich alle zwei Tage das Haar brennen,

täglich frisieren), der Bibliotheksdiener, öfter der frühere Sekretär Goethes, der kürzlich verstorbene Bibliothekar Rat Kräuter, der Kanzlist, welche alle die Erlaubnis hatten, unangemeldet einzutreten. Der Kammerdiener meldete einen Fremden an, mit welchem sich Goethe, falls der Annahme, längere oder kürzere Zeit unterhielt; dazwischen trat auch wohl jemand aus der Familie ein. Der Barbier und Friseur erzählten, was in der Stadt passiert sei, der Bibliotheksdiener berichtete von der Bibliothek usw. Wie beim Anklopfen das kräftige Herein! ertönte, beendigte ich den letzten Satz und wartete, bis der Anwesende sich wieder entfernte. Da wiederholte ich so viel, als mir für den Zusammenhang nötig schien, und das Diktieren ging bis zur nächsten Störung fort, als wäre nichts vorgefallen. Das war mir doch zu arg, und ich sah mich überall im Zimmer um, ob nicht irgendwo ein Buch, ein Konzept oder Brouillon läge, in das Goethe im Vorübergehen schaute (während des Diktierens wandelte derselbe nämlich ununterbrochen um den Tisch und den Schreibenden herum), aber niemals habe ich das geringste entdecken können.

Als ich meine Verwunderung darüber gegen Hofrat Meyer, Goethes langjährigen Freund, äußerte, mit welchem ich täglich verkehrte, nahm er das als etwas ihm ganz Bekanntes auf und erzählte mir einen anderen Fall: Auf einer langsamen Fahrt von Jena nach Weimar habe ihm Goethe den ganzen Roman Die Wahlverwandtschaften erzählend vorgetragen, und zwar in einer Weise fließend, als habe er ein gedrucktes Exemplar vor sich; und doch sei damals noch kein Wort davon niedergeschrieben gewesen.

Während des Diktierens kam es auch nicht selten vor, daß Goethe plötzlich stehen blieb, wie man etwa tut, wenn man eine Gruppe Menschen oder einen anderen Gegenstand unvermutet vor sich sieht, welche die augenblickliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Diese schien er sofort künstlerisch zu gestalten und zu gruppieren. Mit ausgebreiteten Händen und unter Beugung des Körpers nach

der einen oder anderen Seite brachte er den Gegenstand ins Gleichgewicht und in kunstgerechte Stellung. War ihm das gelungen, so rief er gewöhnlich: So recht! ganz recht!

315. (2611 u. 2612.) 1828. August 2. F. J. Frommann.

Im Sommer 1828 besuchte uns Frau von Löw — dieselbe, die im ersten Teile von Dahlmanns Leben wiederholt erwähnt wird, mit ihrer einzigen Tochter Luise. Goethe wohnte noch auf einem der Dornburger Schlösser, wohin er sich nach dem Tode Karl Augusts zurückgezogen hatte, und wir fuhren mit unsern Gästen einen Nachmittag zu ihm. Er hatte ja schon die Eltern der Frau von Löw, den Grafen Diede zum Fürstenstein und dessen Gemahlin gekannt, von denen er in der Italienischen Reise erzählt, daß er sie auf einem reizenden Landhause bei Florenz besucht habe. Jetzt wurde ihm also ein Glied der dritten Generation aus dieser Familie vorgeführt. Er empfing uns im südlichen Eckzimmer des mittleren, von Ernst August launenhaft gebauten, Schlößchens, saß zwischen Mutter und Tochter und war äußerst freundlich und heiter in der Erinnerung an alte schöne Zeiten, ermuntert und angefeuert durch die Blicke seiner jungen Nachbarin, die mit freudiger Begeisterung an seinen Lippen hing. Da streifte er mit seinem Arme den ihrigen und sagte: Ja, wenn man sich an der Jugend reibt, wird man selbst wieder jung.

Gleich vom ersten Eintreten an war er heiter, freundlich und unbeschreiblich liebenswürdig, setzte sich, scherzte mit Luischen Löw und durchlief in den beinahe zwei Stunden, die wir bei ihm saßen, einen unglaublich reichen Kreis von Dingen, Menschen und Situationen. Da die Löw von hier zu Graf Kaspar Sternberg reist, sprach er zuerst von ihm, schilderte seine würdige und große Denkungsart, erzählte, wie er sich mit ihm gefunden, welch ein Glück es sei, in seinem Alter noch solche Jünglingsfreundschaft zu schließen. — Zelter, der sei immer ein Mann gewesen,

habe sich durchs Leben durchgeschlagen, durch Theater, Musik, Essen, Trinken, durch Kreditoren, um den sei ihm nicht bange. — Tischbein charakterisierte er herrlich in seinem verfehlten, aber liebenswürdigen und geistreichen Streben, hob hervor, was man ihm auch in der Kunst zu danken habe dadurch, daß er das Studium der Antike belebt, die etruriſchen Vasen zu Ehren gebracht habe; mit ihm habe er in seinem vierzigsten Jahre wieder ein Studentenleben gelebt, aber in Rom, wo einen das Ungeheure überall umgeben, sei man immer genötigt gewesen, sich wieder zu sammeln. — Die strebenden Geister, die damals dort vereinigt waren, Angelica Kauffmann, Reiffenstein, der Löw Eltern, das Konzert mit diesen auf dem Kapitol bei Rezzonico mit der Aussicht auf das Campo vaccino, wo die untergehende Sonne die Steine all des ungeheueren Gemäuers rot, die Bäume nur noch grüner, die Ferne dunkelblau gemalt hätte. Das deutete er alles nur so an. Er erzählte auch von einem Briefe Göttlings aus Neapel, lobte ihn und seine Sicherheit und Keckheit, seine Beschränkung in den Zwecken und Unermüdlichkeit in den festgesetzten Grenzen. — Von den Salzbohrversuchen, dem Salinendirektor Glenck, der neuen Saline bei Bufleben, ging er über zu der Möglichkeit, auch in Böhmen Salz zu finden, und trug Luischen mit höchst launiger Scherzhaftigkeit auf, dem Grafen Sternberg diese Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit und warum nicht gleich Gewißheit zu verkündigen.

316. (2617.) 1828. September 16. Jenny v. Pappenheim.

Als Karl August gestorben war, gleich nach Goethes Heimkehr aus Dornburg, ging die Großherzogin Luise allein zu ihm. Kurz nachher traf ihn Ottilie im Lehnstuhl sitzend, während er immer vor sich hinmurmelte: Welch eine Frau, welch eine Frau! Zu Julie Egloffstein sagte die Großherzogin-Mutter: Goethe und ich verstehen uns nun vollkommen, nur daß er noch den Mut hat, zu leben, und ich nicht.

317. (2627.) 1828. Oktober 9. Jenny v. Pappenheim.

Bei einem Tee bei Ottilie, wobei auch Tieck sich befand, wartete man längere Zeit ungeduldig auf Goethe. Endlich entschloß sich Jenny von Pappenheim, ihn aus seinem Zimmer zu holen.

Goethe stand am Schreibpult im langen, offenen Hausrock, einen Haufen alter Schriften vor sich. Er bemerkte mich nicht; ich sagte schüchtern: Guten Abend! Er drehte den Kopf, sah mich groß an, räusperte sich, — das deutlichste Zeichen unterdrückten Zornes. Ich hob bittend die Hände. Was will das Frauenzimmerchen? brummte er. Wir warten auf den Herrn Geheimrat und Tieck — Ach was! polterte der alte Herr; glaubt Sie, kleines Mädchen, daß ich zu jedem laufe, der wartet? Was würde dann aus dem da? und damit zeigte er auf die offenen Bogen; wenn ich tot bin, macht's keiner. Sagen Sie das droben der Sippschaft. Guten Abend. Ich zitterte beim Klang der immer mächtiger anschwellenden Stimme, sagte leise Guten Abend! Doch es mochte wohl sehr traurig geklungen haben; denn Goethe rief mich zurück, sah mich freundlich an und sprach mit ganz verändertem Tonfall: Ein Greis, der noch arbeiten will, darf nicht jedem zu Gefallen seinen Willen umstimmen; tut er's, so wird er der Nachwelt gar nicht gefallen. Gehen Sie, Kind! Ihre frohe Jugend wird denen da oben besser behagen, als heut abend mein nachdenkliches Alter.

318. (2639.) 1828. November. Nach K. La Roche.

Karl Ritter v. La Roche (1794—1884), Schauspieler, später in Wien.

Es war im Winter vom Jahre 1828 auf 1829, als der Kanzler von Müller mit den Freunden Riemer, Eckermann und La Roche einen Besuch bei Goethe machte. Goethes Sohn August hatte sich ihnen gleichfalls angeschlossen. Sie kamen mit der Mitteilung, daß sie eine Faustaufführung auf der Weimarer Bühne beschlossen hätten. Sehr möglich, daß das Gerücht von der beab-

sichtigten Darstellung in Braunschweig auch in Weimar den Gedanken anregte. Man war natürlich sehr gespannt, wie Goethe die Mitteilung dieses Vorhabens aufnehmen werde?

Herr von Müller brachte die Sache ruhig vor, wobei er aber, wie erwähnt, unter andern sich des Ausdrucks bedient zu haben scheint: man habe beschlossen. Darüber fuhr Goethe auf wie von einer Bremse gestochen.

Glaubt man denn, daß ich, wenn ich gewollt hätte, nicht selbst den Faust auf die Bühne bringen konnte? — Ist es billig, über meine Werke zu verfügen, ohne zu fragen, was ich selbst damit vorhabe? — Bin ich denn nicht mehr am Leben? — Beschlossen hat man? Man hat demnach beschlossen, ohne mich auch nur zu fragen!

Voll Majestät in seinem Zorn ging er bei diesen Worten im Zimmer auf und ab. Die Freunde befanden sich in der peinlichsten Lage.

319. (2640.) 1828. November 23. Nach K. La Roche.

Goethe machte sich mit dem Gedanken der Faustaufführung vertraut und äußerte denn endlich eines Tages gegen seine vermittelnde Schwiegertochter Ottilie: Wenn man denn durchaus den Faust zur Darstellung bringen will, so soll er mindestens nicht so zur Darstellung kommen, wie sie sich ihn etwa denken, sondern so, wie ich ihn haben will!

320. (2646.) 1828. E. v. Simson.

Der selige Großherzog Karl August hatte dem Professor Stieler in München aufgegeben, ihm seine frühere Geliebte, die Heygendorf (Jagemann) für sie selbst zu malen. Ehe der fertig wurde, war der Großherzog gestorben. Nun schickt er das Bild dem regierenden Fürsten Karl Friedrich und erhält dafür 60 Friedrichsdor. Teils des Preises halber und weil es ein sehr gelungenes Porträt ist, behält es aber der Fürst, trotz der sub rosa ein-

gegangenen Petition der Exgeliebten, und so erhält es Goethe als Minister und oberster Direktor aller öffentlichen Sammlungen. Um die Supplikantin zu entschädigen, will sie der Fürst von dem Bilde lithographieren lassen, vergißt aber Goethe davon Anzeige zu machen. Infolge dieser Versäumnis fährt der den Maler F. Hrch. Müller an, als der um das Bild bittet, und als Müller sagt: Ja, aber Seine Königliche Hoheit will es — antwortet er: Will, will, will und — ich will nicht, und so muß der Maler unverrichteter Sache abziehn.

321. (2649.) 1829. Januar. Eckermann an Auguste Kladzig.

Johann Peter Eckermann (1792—1854), in dürftigen Verhältnissen auf dem Lande aufgewachsen, wußte er sich zu akademischer Bildung durchzuringen. Nach schriftlicher Annäherung kam er 1823 zu Goethe und blieb fortan in Weimar. Er war Goethe bei der Redaktion seiner Werke behilflich, war Privatlehrer und später Bibliothekar der Großherzogin. Bekannt durch seine „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens". Wegen deren weiter Verbreitung sind diese für vorliegendes Werk nicht benutzt. Die aufgenommenen Eckermannschen Berichte sind anderen Quellen entnommen. — Auguste Kladzig, Schauspielerin, später die Gattin Karl Laroches.

Ich bin jetzt mehr bei Goethe, als je; seit vierzehn Tagen esse ich jeden Mittag mit ihm allein und erquicke mich an seinen himmlischen Gesprächen. In den letzten Tagen hat Goethe sich einige Male nach Ihnen erkundigt, welches ich Ihnen sagen muß. Er erzählte mir nämlich, daß der Faust in Braunschweig auf die Bühne gebracht worden und zeigte mir einen Brief von Klingemann, worin dieser schrieb, mit wie großem Beifalle das Stück aufgenommen und wie die drei Hauptfiguren: der Faust, der Mephistopheles und das Gretchen — nach der Vorstellung herausgerufen wurden. Da das Stück nun sich über alle deutsche Bühnen verbreiten wird, und wir es auch hier hoffentlich bald sehen werden, so sprachen wir über die Besetzung. La Roche gaben wir den Mephi-

stopheles und freuten uns, daß dieser bedeutende Künstler eine neue Gelegenheit fände, sein Studium und Talent auf eine Rolle zu verwenden, die ihm zur Entwickelung seiner Kräfte die reichsten Anlässe gibt. Über Faust und Gretchen waren wir nicht entschieden. Es ist schade, sagte Goethe, daß die Kladzig als Künstlerin nicht ausgebildet genug ist; sie ist schön, sie hat den Wuchs, sie hat die Jugend: das wäre ein Gretchen! — Ja, sagte ich, es ist schade! Ich sagte keine Silbe weiter, aber in meinem Innern wirkten Goethes Worte fort, und ich freute mich, daß er Ihrer gedachte.

322. (2694.) Juni. F. Notter.

Dem Kandidaten der Theologie K. Wolff, † als Rektor des St. Katharinenstifts in Stuttgart 1869, und dem Dr. med. F. Notter, bekannt als Danteübersetzer, † in Stuttgart 1884, hatte Herr v. Cotta, der in Verhandlungen wegen des Zollvereins gleichzeitig mit jenen seinen jungen Landsleuten in Berlin weilte, versprochen, sie auf der Rückreise durch Weimar bei Goethe anzumelden.

Wir wurden von dem Greis freundlich empfangen mit den Worten: Herr von Cotta ist zwar hier gewesen, hat Sie jedoch nicht annonciert, da ich aber aus Ihren Zeilen ersehe, daß Sie Landsleute meines großen Freundes Schiller sind, hab' ich das Vergnügen mir nicht versagen wollen, Sie bei mir zu sehen. Damit wies er uns nach einem kleinen, eben für zwei Personen Raum bietenden Diwan hinter dem Tische, während er selbst Miene machte, sich auf einen gewöhnlichen Stuhl niederzulassen. Wir zauderten einen Augenblick, solche Bevorzugung anzunehmen, er aber sagte mit einem unendlich vertraulichen, jede Förmlichkeit mit einem Schlag abschneidenden Ton: Nein, nein, das ist so meine Art, und wir mußten gehorchen. Damit war der Charakter der ganzen, etwa dreiviertel Stunde dauernden Unterredung gezeichnet. Das Gespräch dehnte sich auf die verschiedensten Gegenstände aus, nur wie dies in der Regel bei allen von dem Dichter

vorgelassenen, ihm persönlich unbekannten Personen der Fall war, nicht auf die Poesie. Dabei ließ nichts das hohe Alter desselben ahnen, als ein fast nach jedem fünften oder sechsten Wort kommendes langgedehntes M—h—h, das jedoch deutlich mehr aus dem Mund als der Brust kam und eher angenommene Gewohnheit als irgendwie ein Zeichen von Erschöpfung oder sonstiger Beschwerde zu sein schien. Nachdem er sich erst teilnehmend nach Kielmeyer — dem Naturforscher, 1765 bis 1844 — und dessen Angehörigen in Stuttgart erkundigt, fragte er, wohin wir unseren Weg zunächst von Weimar aus nehmen würden, und empfahl uns auf unsere Erwiderung, daß wir zuvörderst den Thüringer Wald zu durchstreifen gedächten, besonders den Inselberg, sich umständlich in die geologischen Verhältnisse dieser Gegend einlassend; ehe wir jedoch abgingen, sollten wir einen Besuch auf dem Schloß Belvedere, wo eben die vom Großherzog mit besonderer Vorliebe gehegten Aurikeln im vollsten Flor ständen, nicht versäumen. Später kam das Gespräch auf das Weimarer Theater, das wir noch nicht besucht hatten. Goethe riet uns sehr, hinzugehen, Fremde dürften so was nicht unterlassen, indem er beifügte: Ich selbst gehe ja nicht mehr hin. Endlich sagte er: Sie kommen aus Berlin. Erzählen Sie mir etwas davon. Worüber spricht man jetzt dort? Ich erwiderte, nachdem ich des eben im Bau begriffenen Museums der bildenden Künste und sonstiger neuen Unternehmungen gedacht, sehr häufig bilde der in Aussicht stehende, auch von Herrn von Cotta betriebene Anschluß Preußens an den süddeutschen Zollverein den Gegenstand der öffentlichen Unterhaltung. Hier gab nun Goethe die Antwort, die mich in seinem Munde, nachdem er von vielen Seiten als gleichgültig, ja kalt gegen Deutschland geschildert worden, überraschte und um deren Willen dieser ganze Aufsatz geschrieben worden. Er fragte erst teilnehmend, ob wohl Hoffnung für das Zustandekommen des Anschlusses da sei, und auf

meine Erwiderung, nach dem, was ich gehört, glaube ich die Frage bejahen zu dürfen, entgegnete er mit freudigem, tief aus der Brust geholtem Tone: Also doch ein Band mehr zur Einigung Deutschlands!

323. (2695.) Juni 23. F. Rochlitz an seine Frau.

Welche köstliche Stunden (wahrlich, sie sind die schönsten meines Lebens) habe ich nun nicht zu schildern! Das geht nicht auf einem Blatte; aber anzuzeigen und damit zu veranlassen, daß Du danach fragst, wenn Dir wirklich daran gelegen. Ich wurde erwartet, eingeführt, und der erste Augenblick machte mich über Goethes jetzt wieder erneutes, vollkräftiges Herbstnachblühen erstaunen; im zweiten hatte er mich schon an seine Brust gezogen, wo er mich schweigend festhielt, wie ich schweigend an seinem großen edlen Herzen ruhte, bis er mit seiner noch so kräftigen Stimme ausrief: Willkommen! Willkommen! Wir setzten uns; sein erstes Wort war die Frage nach Dir. Nach einer Weile begann er: Ich meine, wir lassen uns noch frischer aus im Grünen und zu zweien harsch aneinander. Der Wagen steht bereit. Hab' ich's recht gemacht? Wir fuhren fast volle zwei Stunden, erst im Park, dann der untergehenden Sonne zu. Unser Gespräch berührte nicht wenige der wichtigsten Angelegenheiten des inneren Menschen, ein jeder von seinem Gesichtspunkte aus, ein jeder den des anderen ehrend, aber den seinigen festhaltend. Lebenslang vergesse ich dieses Gespräch nicht.

Bei ihm zurückgekommen, wollte ich mich entfernen: er ließ mich nicht. Das Gespräch wendete — erst im Garten, dann auf dem Zimmer — sich (daß ich so sage) irdischer, besonders auf Schiller und dessen inneren Lebensgang. Wie liebenswürdig begeistert sprach der große Mann von dem großen Rival! — Dann zeigte er mir köstliche Kunstgeschenke vom König Ludwig von Bayern, und wir ergossen uns darüber. Da ich von

neuem zu gehen ansetzte, ließ er seinen Sohn rufen, und wir drei gingen in ein anderes Zimmer zum Abendtisch. Hier wurden wir jugendfröhlich, indem ich von Wien, er von Neapel auskramte. So ward's spät; endlich mußte ich fort. Der Sohn mußte seinen Hut holen, mich zu begleiten: Und bis ans Bett! sagte der Vater. Zuvor hatte er mich aber noch gedrängt, anzugeben, wen ich morgen mittag an seiner Tafel sehen wollte. Wir blieben bei von Müller, Meyer (den er erst, wie ich nicht wußte, von Belvedere hereinholen muß), Riemer und Eckermann.

Zum Schluß einige spaßhafte Anekdötchen, die des Aufbewahrens nicht unwert sind. Du hast ohne Zweifel schon oft gehört von Goethes, unter Deutschen höchst seltener Gabe, durch überraschende, geistvoll pikante Schlagworte ein heiteres Gespräch noch mehr zu erheitern. Als wir nach jener Fahrt in seinem Gärtchen am Hause auf und ab gingen, fiel mir ein wunderliches Beet auf. Im länglichen Viereck, ohngefähr so groß wie eine unserer ehemaligen Stuben, war es mit nichts bepflanzt — und aufs allerdichteste, so daß zur Blütezeit die Kronen ineinandergreifen müssen — mit nichts, sag' ich, als mit weißen Lilien. Ja, sagte er, das war auch so ein Einfall! etwas was mir vor einem halben Jahrhundert in anderer Gestalt nur allzu wohl gefallen hatte: eine wilde Unschuld. — Als er von der vorigen Königin von Neapel, Caroline, Schwester Antoinettens von Frankreich, etwas erzählen wollte, begann er: Sie war in anderen Umständen, als das Land, in gesegneten nämlich.

324. (2699a.) 1829. Juli 1. Ernst Rietschel.

Ernst Rietschel (1804—61), Bildhauer, Schüler Ch. D. Rauchs, Schöpfer des Goethe-Schiller-Denkmals in Weimar.

In Weimar wurde einen Tag lang gerastet, Rauch nahm mich mit zu Goethe, dessen bekannte Statuette im Oberrocke etwas geändert werden sollte, da Goethe sich

beklagt hatte, daß sie ihm zu dick erschiene. Rauch änderte, modellierte vorn und nahm ab, ich arbeitete etwas an der Rückenseite, während der alte Herr zwischen uns stand, liebenswürdig erzählte und dann Kupferstiche zeigte. In Wort und Blick äußerte er einen unbeschreiblich milden Ausdruck. Wir blieben zu Tisch, wobei Kanzler von Müller mit zugegen war, fuhren nachmittags mit dem jungen Goethe aus und blieben auch beim Abendtisch. Goethe sprach lebendig von seiner Harzreise und den Tagesereignissen; über uns alle war eine behagliche Stimmung verbreitet.

325. (2703.) 1829. August 2. H. C. Robinson.

Henry Crabb Robinson (1775—1867), Rechtsanwalt in London, war 1801—1805 in Jena gewesen und mit Goethe bekannt geworden. Er besuchte Goethe während seines zweiten Aufenthaltes im August 1829 noch mehrere Male. (Urschrift englisch.)

Es war zwischen 10 und 11, als ich meine Karte bei Goethes Schwiegertochter abgab und wir gingen dann in das kleine Haus im Park, wo wir gleich bei dem großen Mann vorgelassen wurden.

Nun! Sie sind endlich gekommen! sagte er. Wir haben seit Jahren auf Sie gewartet. Wie geht es meinem alten Freund Knebel? Sie haben ihm sicher ein Stück Jugend wiedergegeben.

Ich war bedrückt von dem herzlichen Empfang, und da die Herzlichkeit während zweier höchst interessanter Unterhaltungen wuchs, stieg auch das Gefühl der Unwürdigkeit und stört nun die herrlichen Gefühle, die eine Unterhaltung von mehreren Stunden hervorgebracht hat. In seinem Zimmer hingen das Panorama von Rom und der große quadratische Stich des alten Rom, die ich beide besitze, und die mich der Verlegenheit enthoben, Unterhaltungsstoff suchen zu müssen. Ich fragte Goethe, ob diese Pläne ein getreues Abbild gäben, er antwortete, daß der alte Plan ihm kostbar wäre, weil er ihm einen Ein-

blick gewährte in die Gedanken der Gelehrten des 15. Jahrhunderts.

Nachfolgende Entdeckungen und Erörterungen haben die Ansichten der Gelehrten völlig geändert. — Aber diese erste Ansicht ist immer noch interessant. So war also sein Urteil über das Panorama von Rom günstig.

Der Stich, sagte er, zeigt vieles, was verborgen ist, und die Gegenstände, die auf dem Bild gezeigt werden, können von keiner Stelle aus gesehen werden.

Ich erinnerte ihn an den Besuch, den er von Herrn Hall gehabt hatte — er sagt, es sei merkwürdig, daß die englischen Kupferstecher sich jetzt in der mikroskopischen Ausführung der Einzelheiten gefallen, die ein Künstler in breiter Rembrandtscher Manier ausgeführt hätte. — Er gab zu verstehen, daß er dem Verfasser gern einen Dienst leisten und etwas über ihn veröffentlichen wollte. — Wir sprachen von Lord Byron — und ich erwähnte die „Vision of Judgement" — er nannte sie erhaben und lachte, indem er auf die Vorladung von Junius und Wilkes als Zeugen und das Hineinschlüpfenlassen des Königs in den Himmel als köstliche Hiebe anspielte. Er sagte: Es sind keine Flickwörter im Gedichte — und er verglich den Glanz und die Klarheit seines Stils mit einem Bronzefaden, der durch eine Stahlplatte gezogen ist!!!

Ich sagte ihm, daß ich ihm Flaxmans Vorlesungen über Skulptur mitgebracht hätte — die er höflich annahm, indem er von Flaxmans Homer mit großer Achtung sprach. Ich brachte das Buch am Abend. — Nach einer Stunde nahmen wir Abschied und nahmen eine Einladung zum Tee an. — Wir gaben dann beim Kanzler v. Müller unsere Karten ab — und gingen zu Froriep — sehr herzlicher Empfang — und da wir zum Essen eingeladen waren, gingen wir wieder zu Frau v. Goethe und ich plauderte sehr angenehm mit ihr. — Goethe nennt sie einen verrückten Engel und ich kann schon die Richtigkeit dieses Wortes verstehen — die Art, wie sie mich empfing,

war dumm, ich hoffe, kein Spott. — Sie hätte seit zwölf Jahren auf mich gewartet! Doch war ihr Empfang herzlich — und sie sprach so viel darüber, daß ich wiederkommen und Englisch vorlesen müßte usw., daß ich nur hoffen kann, sie redete, wie sie fühlte.

Ihre drei Kinder gleichen alle ihrem großen Ahnen, ein Mädchen von drei Jahren sieht ihm auffallend ähnlich.

Um 6 kehrten wir zu Goethe zurück. — Ich fürchtete, zu lange zu bleiben, und wir blieben nur anderthalb Stunden.

Er war in so hohem Maße freundlich, daß ich mir den Grund nicht erklären kann — erkundigte sich sehr genau, wann ich zurückreisen wollte. Bestand darauf, daß ich mehrere Tage in Weimar bleiben sollte, weil er mich viel zu fragen hätte, und er küßte mich dreimal beim Abschied!!! Einige einzelne Gegenstände unseres Gesprächs. — Ich fragte nach seiner Kenntnis Burns! — Er kennt die Vision nicht — eine höchst bemerkenswerte Übereinstimmung dieses Gedichtes mit der Zueignung. — Goethe fragte nach dem Geschmack für deutsche Literatur in England und ich berichtete ihm über die verschiedenen Uebersetzungen und den plötzlichen Umschwung in der Edinburgh Review. Er freute sich sehr, zu sehen, wie weit sein Ruhm reichte. — Er sprach geringschätzig von Ossian und sagte: Niemand bemerkte, daß Werther, solange er seinen Verstand noch besitzt, immer von Homer redet, und erst wie er ihn verliert, sich in Ossian verliebt. — Ich erinnerte ihn an Napoleons Vorliebe für Ossian, er sagte, daß sie auf der Verschiedenheit zwischen Ossian und seiner eigenen Natur beruhte.

Napoleon liebte nur melancholische und sanfte Musik. Werther befand sich unter seinen Büchern in St. Helena. Er sprach über die katholische Emanzipation. Meine Tochter wird sich sehr freuen, mit Ihnen darüber reden zu können. Ich interessiere mich wenig für solche Fragen. Er erkundigte sich trotzdem nach O'Connell und lobte die

Rede von Sheil, in der er die Katholiken ermahnt, nicht zu triumphieren. Es war geschickt gemacht, sagte Goethe. Wirklich beleidigend, aber niemand kann sich beklagen. Goethe fragte nach meinem eigenen Studium und Geschmack. Ich wußte nicht, was ich ihm antworten sollte — aber am Ende unseres Zusammenseins wiederholte er seine Aufforderung mit schmeichelhafter Wärme. Er sprach von französischer Literatur. Ich berichtete ihm über de Lammenais und seinen Ultramontanismus. Zweifellos, sagte er, aber alle Wahrheit kommt von Gott, aber wenn diese Leute sagen, daß Gott durch die Kirche die Wahrheit verkündigt, merken sie nicht, daß Gott durch alle Dinge redet. Jedes Insekt, jedes Blatt hat etwas zu sagen. Ich kann mich jetzt nicht auf mehr besinnen. Wir hatten einen köstlichen Heimritt und erreichten von Knebels Haus um 11 Uhr.

Ich darf nicht vergessen zu bemerken, daß Goethe, obgleich er die Runzeln eines Greises hat, doch die Stimme eines Mannes mit noch gesunden Lungen und jugendlichen Alters besitzt. In wenigen Wochen wird er 80 Jahre alt sein!!! Er hört etwas schwer, aber sein Gedächtnis ist noch gut! Noch keine Zeichen von Verfall!

326. (2710.) 1829. August 9./12. O. M. Frhr. v. Stackelberg.

Otto Magnus Frhr. v. Stackelberg aus Livland (1787—1837), Archäolog und Künstler.

In Weimar wurde ich in Goethes Schoße aufgenommen; der alte, einzige Sänger kam mir mit Achtung und Freundschaft entgegen, überraschend bei seinem allbekannten Ernst und bei der Vergötterung, die er in seinem Leben erreicht hat. Goethe ließ mich nicht von sich, und stolz auf die Auszeichnung von einem solchen Manne, wäre ich ganz geblieben, hätte ich nicht das Ziel meiner Reise immer vor Augen behalten. Während fünf ganzer Tage ließ er mich doch nicht los. Ich bekam seine Kunstsammlungen zu sehen, das Manuskript seiner Italienischen

Reise zu lesen, welches jetzt zum Druck vorbereitet wird. Von morgens um 10 Uhr bis gegen Mitternacht mußte ich bei ihm täglich zubringen, sein Tischgenosse, Spaziergefährte, und wenn der gute Alte früher sich zurückzog, sagte er immer: Sie bleiben doch morgen noch? und übergab mich seiner geistgebildeten Schwiegertochter, welche er mich einzunehmen lehrte, indem ich Lord Byron gesehen und gekannt hatte, und ihr, als einer Aglomanin und Gräkomanin, willkommenster Berichterstatter werden sollte. Da ward denn zu meiner Unterhaltung die schönste junge Dame von Weimar täglich eingeladen, ein Fräulein Gersdorff*, sanft und jungfräulich, mit einem Paar der schönsten Augen, bei hoher schlanker Gestalt. Bald wurde nach Belvedere gefahren, bald am Hofe bei der trefflichen alten Großherzogin zugebracht, bald Schlösser und Gärten besucht; bald spazierten wir in seinem Gartenhause an der Ilm unter selbstgepflanzten Bäumen umher, bald nahm er meinen Apollotempel von der Bibliothek vor und musterte den Phigalischen Fries, über den ich mit ihm angenehme Gespräche führte, und mich freute, doch in einem Stücke klarer als er zu sehen. Creuzern ist er ganz abgeneigt, doch ist er es mir nicht. Er legte mir einige antike Fragmente vor, die ihm unerklärlich vorkamen und freute sich, daß ich sie ihm lösen konnte; die Nüsse waren nicht schwer aufzuknacken. Zum Andenken gab er mir die Zeichnung davon. Wir wechselten Gastgeschenke. Eine ziemlich unbedeutende, große Aussicht von Taormina, die ihm Kniep gezeichnet, ersetzte ich mit meiner Aussicht von einem weit schöneren Standpunkte: Sie haben erreicht, was ich erstrebte, sagte er über meine Zeichnungen. Vier Medaillen mit seinem Porträt erhielt ich auch zum Andenken. Es war eine Lust den Alten mit Kindern, die immer ab und zu bei ihm vorkamen, sprechen zu hören, denn er hat

* Jenny von Pappenheim, Stieftochter des Ministers von Gersdorff.

eine rührende Art, sich mit ihnen zu unterhalten und spricht dann ganz in ihrem Sinne, drum sie auch an ihm hängen und ganz mit ihm vertraut sind. Ich könnte nicht aufhören von ihm zu erzählen, so hat er mich bezaubert, so schlicht und naiv ist sein Reden, so ungekünstelt und ungewählt sind seine Worte und immer treffend; er hat die Natursprache in seinem Besitz. Ich war froh, wenn ich allein sein konnte und über ihn nachdenken. Ich zeichnete sein Landhäuschen an der Ilm eines Morgens ganz früh und glaubte mich ganz unbemerkt von ihm; da kam es aber nachher doch heraus, daß er mich gesehen hatte und auf denselben Standpunkt hingegangen war, wo er über die Wahl des Ortes sich verwunderte, weil man das Haus sogar gestochen hatte, aber niemand darauf gefallen war, es von dem Punkte zu nehmen, von welchem es ihm am besten zu einem Bilde sich zu eignen schien. Es ist wirklich der schwierigste Gegenstand, um etwas daraus zu machen, das nicht bloß des Namens wegen gezeichnet erscheinen soll. Ich war hocherfreut, Goethe mit dem Raoul-Rochettischen Streit bekannt zu wissen, über den er sich völlig indigniert zeigte. Meine Broschüre, die Quelques mots sur une diatribe anonyme, nannte er ein wahres Meisterstück, und bat sich zwei Exemplare davon aus, obgleich er schon aus Paris eins früher erhalten. Die Vignette war ganz nach seinem Sinn und ich mußte ihm sagen, ob sie denn nicht wirklich nach einem antiken Vasengemälde gemacht sei, denn er konnte nicht glauben, daß man so täuschend in dem Stil erfinden könnte. Goethes Gesicht ist, den festen ernsten Charakterzug abgerechnet, nicht mehr schön zu nennen; die Nase ist sehr stark geworden, denn die Haut hat sich hügelig erhoben, die Augen stehen schräg, denn die äußeren Augenwinkel haben sich stark gesenkt, auch die Augensterne sind kleiner geworden, weil sich durch eine starartige Verbildung ein weißer Rand umhergegossen hat. Er geht mit den Füßen schurrend auf dem Boden, aber dennoch über die

Treppen herunter, ohne sich anzustützen oder den Arm eines Begleiters zu brauchen.

327. (2714.) August 19. A. E. Odyniec.

Anton Eduard Odyniec (1804—85), polnischer Dichter, reiste in Begleitung von Adam Mickiewicz (1798—1850), dem bedeutendsten polnischen Dichter neuerer Zeit.

Gestern, genau zu Mittag, hielt ein eleganter Wagen der Frau Ottilie vor unserem Hotel, und eine Viertelstunde später stiegen wir aus demselben bei der Gartenpforte des Landhauses Goethes aus, wo uns schon ein alter Diener Goethes erwartete, der uns durch den Garten führte, die Türe des Salons öffnete, uns einließ und fortging. Wir warteten, halblaut sprechend, beinahe eine Viertelstunde. Adam Mickiewicz fragte, ob mir das Herz poche. In der Tat war das eine Erwartung, wie die irgendeiner übernatürlichen Erscheinung. Er selber erinnerte daran, wie er vordem die Frau Szymanowska darum beneidet hatte, daß sie Goethe gesehen und mit ihm gesprochen. Da hörten wir oben Schritte. Adam zitierte mit Nachdruck den Vers aus Zgierskis Ciszka: Man hört ein Gehen und ein hohes Schreiten, und kaum, daß wir uns zu diesem im Augenblicke passendsten Zitate erkühnten, öffnete sich die Türe und herein trat — Jupiter! Mir wurde heiß. Und ohne Übertreibung, es ist etwas Jupiterhaftes in ihm. Der Wuchs hoch, die Gestalt kolossal, das Antlitz würdig, imponierend, und die Stirne! — gerade dort ist die Jupiterhaftigkeit. Ohne Diadem strahlt sie von Majestät. Das Haar, noch wenig weiß, ist nur über der Stirne etwas grauer. Die Augenbrauen klar, lebhaft, zeichnen sich noch durch eine Eigentümlichkeit aus, nämlich durch eine lichtgraue, wie emaillierte Linie, welche die Iris beider Augen am äußeren Rande rings umfaßt. Adam verglich sie dem Saturnusringe. Wir sahen bisher bei niemand etwas Ähnliches. Er trug einen dunkelbraunen, von oben bis herab zugeknöpften Überrock. Um

den Hals ein weißes Tuch, das durch eine goldene Nadel kreuzweise zusammengehalten wurde, keinen Kragen. Wie ein Sonnenstrahl aus Gewölke verklärte ein wunderbar liebliches, wohlwollendes Lächeln die Strenge dieser Physiognomie, als er schon beim Eintritte uns mit Verbeugung und Händedruck begrüßte und dazu sprach: Pardon messieurs, que je vous ai fait attendre. Il m'est très agréable de voir les amis de Mme. Szymanowska qui m'honore aussi de son amitié*. Goethe war nämlich ein großer Verehrer der Frau Szymanowska und über sie sprechend äußerte er: Elle est charmante, comme elle est belle; et gracieuse comme elle est charmante**. Sodann, als wir uns gesetzt hatten, wandte er sich zu Adam und versicherte ihm, er wisse, daß er an der Spitze der neuen Richtung stehe, welcher sich die Literatur bei uns wie in ganz Europa zukehre. Ich weiß es aus eigener Erfahrung, fügte er hinzu, was das für eine schwere Sache ist, gegen den Strom zu schwimmen. Auch wir wissen es, antwortete Adam, nach den Erfahrungen Ew. Exzellenz, wie große Genien beim Übergange durch sie die Strömung sich nach umlenken. Goethe nickte ein wenig dazu, wie zum Zeichen, daß er das Kompliment fühle, und weitersprechend beklagte er, daß er nur wenig von der polnischen Literatur kenne und keine slawische Sprache verstehe. Mais l'homme a tant à faire dans cette vie***. Er fügte aber hinzu, daß er Adam schon aus den Journalen kenne, sowie auch Fragmente aus seiner neuen Dichtung Wallenrod, welche ihm Frau Szymanowska freundlichst in einer deutschen Übersetzung (von Fräulein Caroline Janisch, einer

---

* Entschuldigen Sie, meine Herren, daß ich Sie habe warten lassen. Es ist mir sehr angenehm, die Freunde der Frau Szymanowska zu sehen, die auch mich mit ihrer Freundschaft beehrt.

** Sie ist so liebenswürdig als schön und so anmutig wie liebenswürdig.

*** Aber der Mensch hat so viel in diesem Leben zu tun.

Freundin Adams in Moskau) zugesendet, oder welche er später in den Leipziger Jahrbüchern[?] gelesen hatte. Dorther wisse er auch, wie er, sich zu mir wendend, versicherte, von dem von mir herausgegebenen Almanach (Melitela), welcher Produktionen aller jetzt lebenden polnischen Dichter enthält, habe auch dort die Übersetzung meiner Dichtung Die Gefangene des Litauers gelesen, und lobte die Lebendigkeit der Handlung und des Stiles: autant que je puis en juger par la traduction*. Ich errötete mächtig, ob aus Bescheidenheit oder Freude, weiß ich nicht, gewiß aber aus mächtiger Erregung. Adam warf inzwischen einige Worte über meine Übersetzungen aus Bürger hin. Im Blicke Goethes, welchem meine erhobenen Augen begegneten, glaubte ich den Ausdruck wohlwollender Güte zu sehen. Als ihm dann Adam auf sein Verlangen den ganzen Gang der polnischen Literatur wunderbar konzis und klar vorführte, und zwar von der ältesten bis zu der neuesten Zeit, wobei er denselben mit den historischen Epochen zusammenhielt und verglich, war in den auf ihn unverwandt gerichteten Augen Goethes nicht bloß eine tiefe Würdigung, sondern auch ein lebhaftes Interesse an dem Erzählten zu gewahren. Die Fingerbewegung seiner auf das Knie gestützten Hand schien dasselbe zu bezeugen. Nota bene, ich vergaß zu sagen, daß Goethe im Beginne dieses Gesprächs sich des Deutschen bediente; kaum hatte ihm aber Adam, und zwar deutsch gesagt, daß er zwar des Deutschen immerhin mächtig sei, aber es nicht wage, sich dessen in seiner Gegenwart zu bedienen: so kehrte er gleich zu dem Französischen zurück. Im weiteren Laufe des Gespräches behauptete Goethe, daß bei dem immer schärfer hervortretenden Streben nach allgemeiner Wahrheit auch die Poesie und überhaupt die Literatur einen immer allgemeineren Charakter annehmen müsse; gestand aber Adam zu, daß sie nie besondere natio-

* Soviel ich davon nach der Übersetzung urteilen kann.

nale Züge verlieren würde. Von da ging das Gespräch auf die Volkslieder über, und mit lebendigem Interesse fragte Goethe und hörte zu, was Adam und zum Teil auch ich ihm über die Verschiedenheit im Charakter und den Tonweisen unserer provinziellen Gesänge erzählte, und wiederholte das alles später selber beim Mittagessen für die andern. Damit endigte unser literarisches Gespräch.

Dann sich zuerst zu Adam, dann zu mir wendend, fragte er um unsere weiteren Reiseprojekte, indem er sich gefühlvoll Italiens und Roms erinnerte, wobei er uns, wie er sagte, darum beneidete, daß wir dorthin gingen, woher er einst in seiner Jugend die liebsten Erinnerungen zurückgebracht habe. Weiter sprach er mit Adam über seine Bekannten in Berlin, die jener auf der Durchreise kennen gelernt hatte, und zwar besonders über Professor Gans; dann kehrte er wieder zu Frau Szymanowska zurück und tat einiger anderen ihm einst bekannt gewordenen Polen Erwähnung, namentlich Johann Potockis und der Fürstin Lubomirski, denen beiden er großes Lob spendete. Als wir, uns empfehlend, aufstanden, bedauerte er sehr, daß er wegen des eben strömenden Regens uns nicht sein Gärtchen (son petit jardin) zeigen könne. Mais j'aurai le plaisir de jouir encore de votre société à diner chez ma belle-fille*; und, sich lächelnd zu mir wendend, fügte er hinzu: Et nous aurons quelques jolies dames et demoiselles; j'espère que ça vous fera plaisir**. Wir lachten beide und er wandte sich auch lachend schnell zu Adam, ihn gleichsam vertraulich fragend: N'est ce pas? Darauf reichte er uns die Hand, und als wir schon auf der Stiege waren, öffnete er nochmals die Salontüre und wiederholte: Au revoir!

---

* Aber ich werde noch das Vergnügen Ihrer Gesellschaft zum Mittagessen bei meiner Schwiegertochter genießen.

** Es werden auch einige hübsche Frauen und Fräuleins da sein; ich hoffe, daß Ihnen das Freude machen wird.

Goethe kam Punkt drei Uhr in einem, wie mir schien neuerem Überrocke, aber von derselben Farbe, mit einem weißeren Halstuche, als zu Hause, sonst aber wie dort gekleidet und, wie es schien, heiteren Humors. Die sämtlichen Damen gingen ihm entgegen, und er begrüßte jede mit einem Händedrucke und sprach lächelnd mit ihr. Die Reihe kam dann an uns. Goethe fragte seinen Sohn, ob er uns mit den anwesenden Gästen bekannt gemacht habe? und, auf das Fräulein hinweisend, sagte er: C'est la petite-fille* de notre Schiller. Ich weiß aber nicht, ob in gerader Linie und habe mir ihren Zunamen nicht gemerkt; ich weiß nur, daß sie anders heißt und so muß sie wohl eine Enkelin von der Tochter her sein. Doch gestehe, daß das immerhin etwas bedeutet, eine Enkelin Schillers im Hause Goethes zu sehen.

Bei Tische saß Adam zwischen Goethe und Frau Ottilie; ich hatte von der einen Seite die angenehme Nachbarschaft der Frau Vogel, von der andern die des Fräuleins Pappenheim. Das Gespräch war lebhaft, das ich selbstverständlich, ob gerne oder ungerne, nach beiden Seiten hin führen mußte und überdies mein Ohr so viel möglich nach dem Sprechen Goethes mit Adam hin richtete. Trotzdem konnte ich selten etwas erhaschen, außer wenn Goethe seine Stimme erhob, sei es, daß er zu Entfernteren sprach, sei es, daß er seine Worte an alle richtete, wo dann auch alle schweigend zuhörten. Und so erzählte er unter andern von den alten deutschen Stadtsoldaten, deren welche er in seiner Jugend in Straßburg [?] kennen gelernt hatte, wie sie, auf den Festungswällen Wache stehend, ihr Gewehr auf die Erde legten und Strümpfe strickten. Und er erzählte das so launig, daß es unmöglich war, dabei nicht zu lachen. Im allgemeinen

* Selbstverständlich Irrtum; es kann nur eine Tochter Schillers gewesen sein und, da sie nicht Schiller hieß, nur Emilie Freifrau von Gleichen.

schien er heiteren und scherzhaften Humors zu sein, doch gab es auch Momente, in denen er sich grävitätischer äußerte. So entgegnete er Herrn Vogel auf seine Behauptung, die Theorie müsse immer der Praxis vorangehen, mit Nachdruck, daß sie immer mit der Praxis zusammengehe. Denn es ist den Menschen unmöglich, körperlose Seelen zu schaffen. Herrn Eckermann dagegen, der ihm gegenüber saß, wiederholte er Wort für Wort das, was er von Adam über die Volkslieder vernommen. Dieses Wiederholen fremder Worte muß seine Gewohnheit sein, und das sicher um der Artigkeit willen. Denn als er nach dem Essen beim Kaffee mit der Schale in den Händen neben mir stehend mich heiter auf deutsch fragte: Nun, wie gefallen denn Ihnen unsere Damen? und ich, durch diesen Ton ermutigt, mich verneigend und lächelnd Paradiesischer Vogel, Exzellenz! zur Antwort gab, lachte Goethe laut auf und bewegte sich mit großen Schritten zu den Damen, um ihnen diese Worte zu wiederholen. Frau Ottilie und die anderen sahen lächelnd nach mir herüber. Frau Rosa wurde purpurrot, aber ihr Blick beruhigte mich aufs schnellste, daß das nicht aus Zorn geschah. — Später, als uns Herr August eine Sammlung Büsten großer Männer und sein Mineralkabinett zeigte, und darin namentlich viele sehr gut erhaltene versteinerte Zähne verschiedener Tiere, machte Adam die Bemerkung, daß kein vorsündflutlicher Dentist schönere besitzen konnte. Goethe gefiel dieser Scherz, wie es schien, so gut, daß er sich sogleich zu den Damen wendete und es ihnen lächelnd wiederholte.

Vor sechs Uhr ging Goethe in seine Zimmer, die er oben bewohnt und nahm von jedem mit einem Au revoir Abschied.

328. (2722.) 1829. August 28. E. v. Simson.

Martin Eduard v. Simson (1810—99), Rechtsgelehrter und Politiker, Präsident der Nationalversammlung in Frankfurt a. M., des Deutschen Reichstages und des Reichsgerichtes.

Der Kammerdiener führte mich die breite Treppe hinauf; mich melden zu lassen sei heute nicht nötig, da das Haus jedem offen stände. Durch solche Freundlichkeit ermutigt, trat ich in das Zimmer und sah den Hochgefeierten im französischen Gespräch mit einigen Männern dieser Nation und einigen Engländern. Endlich kehrte er sich um; meinen Brief ihm darreichend trat ich zu ihm. Das ist hübsch, sagte er, daß von Zelter etwas Freundliches zu diesem Tage eintrifft — ich freue mich sehr — Sie erlauben, daß ich den Brief lese, und einen jungen Mann heranwinkend: Unterhalten Sie diesen Herrn! trat er in das Nebenzimmer, wo ich ihn mit unbewaffnetem Auge das Schreiben lesen sah.

Kurz darauf trat er mit dem Landesdirektionsrat Töpfer an mich heran, stellte mich ihm vor und äußerte den Wunsch, daß derselbe mich zur Gesellschaft, die heut in einem Mittagsmahl das Fest feiert, einladen solle, und zwar mit den Worten: Er ist von Zelter sehr empfohlen, und aus allem, was ich aus dem Brief von ihm ersehe — weiter ließ ihn Töpfer nicht sprechen, denn ihn mochte die Bemerkung drängen, die er zu machen für nötig fand: Euer Exzellenz machen mich durch einen Befehl am heutigen Tage glücklich.

Goethe fragte, wo ich wohne, und als ich den Weißen Schwan genannt, meinte er, er sei von den kleineren Gasthöfen, aber artig — und wir würden doch gute Nachbarschaft halten.

329. (2726.) 1829. August 31. E. v. Simson.

Halb sieben abends ging ich zu Goethen, fand Holtei und Frank, später kamen noch David, Coudray, Mickiewicz; Fräulein von Pogwisch war da in Begleitung ihrer Mutter. Auch Eckermann. Noch ein paar englische Damen, die gut Deutsch sprachen, uns aber bald verließen. Von der Überschwemmung ausgehend, erkundigte sich der Alte nach Königsberg, namentlich dem botanischen Garten,

Ostpreußen überhaupt, und sprach recht angelegentlich und etwas lauter als er pflegt. Er war froh gestimmt durch eine Aufmerksamkeit, die ihm die Leipziger Bühne durch Übersendung eines einfachen Blumenkranzes gemacht hatte, der sich dort über dem Anschlagzettel des Faust von unbekannter Hand gefunden hatte. Er rühmte dann auch Rochlitz als einen zartfühlenden Mann und gab ein lobend Urteil ab über eben erschienene Detractions einer englischen Dame. Darauf ließ er sich eine Paste Rossinis reichen, die ihm David geschenkt, und scherzte anmutig gegen die englischen Damen, die den Komponisten zu wohl und keck aussehend fanden. Darauf setzte er mir manches Vortreffliche an der Arbeit auseinander, mit wahrhaft jugendlicher Wärme und hohem Lob des Künstlers. So verließ er um acht etwa still die Gesellschaft. Mit unbeschreiblicher Freundlichkeit ließ er mir durch Frau von Goethe, ohne unser Bitten und Gebet, seine eigenhändige Unterschrift samt Datum zustellen unter einem älteren Gedicht von ihm.

Während Goethe über die erwähnten Detractions sprach, hatte er den älteren seiner beiden Enkelsöhne auf dem Knie und rief ihm, als auch der jüngere eintrat, zu: Ei, sieh, da kommt ja dein scharmanter Bruder!

330. (2734.) 1829. August 23./September 9. P. J. David.

Der französische Bildhauer Pierre Jean David (1788—1856), genannt David d'Angers, war nach Weimar gekommen, um Goethe zu modellieren, er führte dies in kolossalen Dimensionen aus. David stand in freundschaftlichen Beziehungen zu den jungen Literaten Frankreichs, deren Porträtmedaillons er Goethen später zusandte. (Urschrift französisch.)

Goethe bevorzugte die Kolossalgröße für gewisse Darstellung bedeutender Menschen; er sagte zu mir: Nichts scheint mir so unverständig als der Gedanke, die Werke von großen Dimensionen in bedeutender Höhe aufzustellen. Man muß sie im Gegenteil dem Beschauer nahebringen, damit er auch sehe, daß man die Vorstellung von der

geistigen Größe eines genialen Menschen hat zum Bewußtsein bringen wollen.

331. (2744.) 1829. November. Eckermann an K. A. Varnhagen v. Ense.

Herr von Goethe erzählte mir, daß er Ihnen ein auch mir bekanntes Herrnhutsches Gedicht zugesandt habe, welches einer günstigen Aufnahme sich zu erfreuen gehabt; er fuhr fort, mir zu erzählen, daß er dasselbe Gedicht vor vielen Jahren mit nach Karlsbad genommen, wo der naive Ton und heitere gradsinnige Vortrag viel Vergnügen gemacht, auch dasselbe bei immer neu zutretenden Personen, wie es im Bade geschieht, öfters sei vorgelesen worden. — Dadurch habe man es nun fast auswendig gelernt, einzelne Stellen daraus bei geselligen Vorfallenheiten angewendet, zum Beispiel:

Item Klapperschlangen und der Art Geschwänz,

wenn man unangenehmen Personen begegnete und sie begrüßen mußte. Auch seien in diesem Rhythmus manche Artigkeiten und Erwiderungen zutage gekommen.

Nun aber bei eintretendem Geburtstag einer holden liebenswerten umworbenen Dame* habe der Dichter nichts Heitereres darzubringen gewußt, als ein in der bekannten Schnurre dahinlaufendes Gedicht, welches denn auch von ganz erfreulicher Wirkung und sonst gutem geselligen Erfolg gewesen.

Da nun Goethe mir das Gedicht selbst vortrug, mußte mir notwendig bei der Heiterkeit und Anmut desselben der Gedanke beigehen, ob es nicht freundlich, ja notwendig sei, es Euer Hochwohlgeboren mitzuteilen; ich erhielt hierzu die willigste Erlaubnis und füge deshalb eine Abschrift hier bei.

Ihre Beurteilung der Jean Paulschen Briefe hat viel Beifall gefunden. Ich habe das Blatt mit Goethe bei

* Sylvie v. Ziegesar.

Tisch gelesen, wo er denn die trefflichsten Erläuterungen und Anmerkungen einflocht.

332. (2745.) 1829. Dezember Anfang. Eckermann.

Vor etwa drei Wochen erzählte ich Goethe von einem schönen Stern, den ich seit einiger Zeit abends am westlichen Himmel betrachtet hatte, bei dessen Anblick es mir immer wundervoll zumute werde. Auch er hatte den Stern gesehen, und er stimmte mir bei, ja er ging weiter und sagte mir, daß ich ihn ja am 26. Dezember betrachten solle, weil er an diesem Tage seinen höchsten Glanz erhalte.

333. (2755.) 1830. Januar 6. Eckermann an Auguste Kladzig.

Gestern konnten Sie einen glücklichen Menschen sehen, und zwar hatte Goethe mich so glücklich gemacht.

Ich habe über unsere künftige Fortdauer die höchsten Aufschlüsse erhalten, die ich aber nicht verraten darf. Soviel aber weiß ich, daß ich von nun an nicht von Ihnen lasse und nicht aufhören werde, auf Ihre Entwickelung und Vervollkommnung zu wirken, soviel ich nur kann. Ich bin unendlich glücklich, so daß ich gestern abend fast außer mir war.

Auch über Schauspielertalent habe ich viel Neues erfahren, das ich Ihnen mitteilen will, mündlich oder schriftlich, sobald ich mehr Ruhe habe; niemand hat einen Begriff, wie groß Goethe ist.

334. (2767.) 1830. Januar 31. Soret.

Gewöhnlich begleitete ich Sonntags gegen Mittag den Prinzen zum Besuch bei Goethe; selten sind diese Besuche von interessanten Umständen begleitet gewesen, die Kinder lärmten zu sehr, als daß man an eine zusammenhängende Unterhaltung hätte denken können. Ein oder zweimal empfing er uns in seinem Arbeitszimmer, und um Stimmenlärm, der in einem so kleinen Raum lästig gewesen wäre,

zu verhindern, breitete er einen Teil seiner Schätze vor uns aus. Bei einem dieser Besuche sagte er zu mir, daß er die meisten seiner Werke nicht in Originalausgabe besäße; besonders den Römischen Karneval, dessen Stiche nach Originalzeichnungen von ihm gemacht sind; er hat in einer Bücherversteigerung 6 Taler für ihn geboten, ohne ihn zu erhalten.

Denselben Tag zog er das Original des Götz aus seinem Futteral, um es uns zu zeigen, so, wie es aus seiner Feder in einem Zuge, in vierwöchiger Arbeit, hervorgegangen ist. Meiner Schwester verdanke ich, ihn geschrieben zu haben, sagte Goethe; ich erzählte ihr oft von dem Gedanken, der mich beschäftigte, und ich sprach davon, ihn zu verwirklichen; sie traute es mir nicht zu, und dieses Mißtrauen genügte, meinen Mut zu entzünden. Das Manuskript ist eins der saubersten, die Goethe geschrieben hat, die Schriftzüge sind beinahe dieselben, wie die, die er heute schreibt; kaum sichtliche Veränderung in seiner Schrift; man begegnet fast keinem Fehler im Götz und ganze Seiten ohne die geringste Verbesserung; er sieht wie eine Abschrift aus, so gleichmäßig, so sauber und leserlich ist die Schrift. Götz hat seitdem sehr viele Änderungen erdulden müssen.

Werther ist auch in vier Wochen geschrieben worden, aber die Originalhandschrift ist verschwunden; damals schrieb Goethe alle seine Arbeiten selbst; später hat er sie alle diktiert, ausgenommen die einzelnen Gedichte. Er hat fast nie daran gedacht, eine Abschrift zurückzubehalten und hat mehr als einmal das einzige Exemplar seiner wertvollsten Werke nach Stuttgart geschickt.

Nachdem er mir Götz von Berlichingen gezeigt hatte, nahm Goethe aus seinen Fächern das der Italienischen Reise; es ist auch Tag für Tag geschrieben und zeigt eine Sauberkeit der Ausführung wie die des Götz und wie man sie im ersten Entwurf einzelner Gedichte nicht findet; alles ist fest, klar, sauber in diesem Tagebuch, keine

ausgestrichenen Stellen, nichts Verändertes, wenn nicht das Format und die Qualität des Papiers. Man sieht, daß die Überlegung immer der Ausführung vorangegangen ist, daß er sich mit Weile geeilt hat. Gott gebe mir desgleichen!

Das Papier wechselt, sagte ich, je nach dem Ort, an dem sich der Dichter aufhält; so sieht man in Italien einen bemerkenswerten Unterschied; die Blätter sind klein und die sehr deutlichen Linien gehen längs, oder von oben nach unten, statt, wie gewöhnlich, quer; zuletzt findet sich eine Federskizze von Goethe, sie ist geistvoll gezeichnet; sie stellt einen Advokat dar, in der üblichen prächtigen Tracht, der plädiert und das charakteristischste Bild darbietet, das man sich vorstellen kann; man würde meinen, daß er angekleidet ist, um bei einer Maskerade mitzuwirken, aber es ist die treue Wiedergabe der Wahrheit. Der Rechtsanwalt stützt den Zeigefinger auf den Daumen und spreizt die übrigen Finger und diese Bewegung paßt sehr gut zu seinem mit einer großen Perücke bedeckten Kopf.

Schließlich haben wir zwei verschiedene Druckproben für die Metamorphose der Pflanzen begutachtet, Übersetzung und Text nebeneinander, die eine mit deutschen Buchstaben für den Text, die andere ganz in Antiqua; ich sprach für die letztere, die mehr Gleichmäßigkeit bietet und die den Vorzug erhalten hat.

335. (2773.) 1830. Februar 10. F. v. Müller.

Über Magnetism und die Seherin von Prevorst. Ich habe mich immer von Jugend auf vor diesen Dingen gehütet, sie nur parallel an mir vorüberlaufen lassen. Zwar zweifle ich nicht, daß diese wundersamen Kräfte in der Natur des Menschen liegen, ja, sie müssen darin liegen, aber man ruft sie auf falsche, oft frevelhafte Weise hervor. Wo ich nicht klar sehen, nicht mit Bestimmtheit wirken kann, da ist ein Kreis, für den ich nicht berufen bin. Ich habe nie eine Somnambule sehen mögen.

Darauf sprach er lange und bewegt über die gefährliche Krankheit der Großherzogin-Mutter, die ihn tief bekümmerte. Schwebt sie mir doch noch lebhaft vor den Augen, als ich sie im Jahre 1774 schlank und leicht in den Wagen steigen sah, der sie nach Rußland brachte, es war auf der Zeil zu Frankfurt. Und seit jener ersten Bekanntschaft blieb ich ihr treu ergeben; nie hat der geringste Mißklang stattgefunden.

336. (2776.) 1830. Februar 14. Soret.

Ich fand ihn noch bei Tisch mit Eckermann. Er trank seine Flasche Wein aus; er schien aufgeregt zu sein und sprach sehr lebhaft. Nun, sagte er, als er mich sah, kommen Sie, setzen Sie sich! Jetzt ist der Schlag* gefallen! Wir brauchen nicht mehr gegen diese grausame Ungewißheit zu kämpfen! Wir müssen sehen, wie wir uns mit dem Leben abfinden.

Da haben Sie ja Ihre Freunde und Tröster! antwortete ich ihm, auf seine Papiere zeigend: die Arbeit erhält uns jung und aufrecht.

Ach ja, sagte Goethe, solange es Tag ist werden wir schon den Kopf obenbehalten; es ist nicht möglich, zu weichen, solange man schafft, aber die Nacht, die große Nacht wird kommen, wo alle Arbeit aufhören muß. — Man darf der Nacht keine Zeit lassen zu kommen, rief ich, der Gedanke ist, wenn man will, ein Faden ohne Ende, und wenn er reißt, findet sich immer ein Wesen, das ihn wieder anknüpft an ein anderes Wesen.

Goethe kommt auf sein Lieblingsthema, auf das große Alter, das gewisse Menschen erreichen: So ging es Ninon**, sagte er, sie war mit 90 Jahren noch jung, weil sie verstanden hatte, ihr Gleichgewicht zu bewahren, weil sie sich aus nichts etwas machte, nicht einmal aus

* Die Großherzogin Luise war am Morgen verschieden.
** Ninon de Lenclos (1616—1706).

dem Tod; denn als sie 18 Jahre alt war und von einer sehr schweren Krankheit genas, sagte sie, was hätte es geschadet, wenn ich gestorben wäre, da ich doch nur Sterbliche zurückgelassen hätte. Nachher hat sie mit Vergnügen, doch ohne Leidenschaft, von allem gekostet. Wir müssen unser Gleichgewicht behalten, die Leiden, über die wir doch nichts vermögen, nicht übertreiben, und dafür sorgen, daß wir die Freuden, die das Schicksal uns noch bieten kann, nicht zurückweisen. Heute habe ich diesen Brief vom König von Bayern erhalten, lesen Sie ihn, und Sie werden aus dem wohlwollenden Interesse, mit dem er schreibt, sehen, daß das Interesse, das er den Arbeiten der Denker und dem Fortschritt der Menschheit, entgegenbringt, wohl geeignet ist, mir Freude zu machen; ich sehe es als eine Wohltat an, ihn heute erhalten zu haben. Goethe ging dann auf rein literarische Gegenstände über, ereiferte sich mehr und mehr und sprach voll und mit bemerkenswerter Lebhaftigkeit; es war ein fortgesetztes geistiges Feuerwerk; man bemerkte darin die Anspannung, die durch große Willensanstrengung hervorgebracht und von einem kleinen Übermaß von Wein unterstützt wurde; er verjagte absichtlich alle Gedanken, die ihn an das Tagesereignis erinnern konnten, und man sah an seiner ganzen Art und Weise, wie sehr er fürchtete, sich natürlichen Eindrücken zu überlassen, weil er zweifellos zu sehr unter ihnen leidet. Er sprach vom Theater und gab viele Einzelheiten über den Improvisator Gozzi zum besten, der, ohne ihn durch Beweise zu stützen, den Gedanken vertritt, daß es nur 36 tragische Situationen gäbe; Schiller hat sich sehr gequält, sie zu finden, ohne daß es ihm gelungen ist. Diese unnütze Mühe ist ein Beweis, sagte ich, daß Gozzi, ohne in bezug auf die Kunstregel unrecht zu haben, wahrscheinlich die Grenzen weit überschritten hat mit der Zahl 36, die zweifellos herabgesetzt werden könnte; man kann übrigens dann zahllose Sujets durch Kombination entwickeln.

Hierauf sprach er von einem Artikel des Globe über das Drama Gustav Adolf von Arnault; die Art, mit der der Zensor ihn behandelte, hat Goethe sehr amüsiert und er billigt diesen Hinweis auf alle Erinnerungen des Dichters ohne unmittelbaren Angriff, weil durch ihn den dichterischen Grundsätzen des Verfassers nicht zu nahe getreten würde. Der Temps ist in seiner Kritik nicht so weise gewesen, fügte er hinzu, es ist fehlerhaft, einem Dichter den Weg zeigen zu wollen, den er hätte einschlagen müssen, denn so gelangt man nicht dazu, ihn zu verbessern; ich, der ich eine alte Stütze der Literatur bin, ein alter Kenner der romantischen Schule, weiß, daß es nichts Ungeschickteres gibt, als uns zu sagen: Ihr hättet es so machen müssen, ihr hättet es anders anfassen müssen. Man kann aus einem Dichter nichts anderes machen, als er ist; wenn ihr ihn zwingt, schwächt ihr ihn.

Die Globisten haben eine lange Liste der Gemeinplätze gemacht, die Arnault aus allen Quellen geschöpft hat, und zeigen dadurch geschickt eine Klippe an, an der zu stranden man sich hüten muß, und was uns immer droht, besonders wenn wir nicht gewarnt werden. Es ist fast unmöglich, eine ganz neue Situation zu finden; die Art, sie darzustellen, kann neu sein, und darin ist es gefährlich, Anleihen zu machen.

Dann erzählte uns Goethe von der Art, in der Gozzi das Theater dell' Arte in Venedig eingerichtet hatte und von dem Erfolg dieser improvisierenden Truppe. Er sah in Venedig noch zwei Schauspieler dieser Truppe, besonders den Darsteller des Brighella, und war bei mehreren Improvisationen derart zugegen; er führt verschiedene Beispiele der hervorgebrachten Wirkungen an.

Das Hauptverdienst des neapolitanischen Pulcinella ist, sagte er, daß er oft den Anschein erweckt, als fiele er aus seiner Rolle und anfängt, gemütlich mit seiner Familie zu plaudern, so tut, als wäre er zu Hause, soweit geht, daß er ohne sich zu genieren seine Bedürfnisse befriedigt,

von dem Stück spricht, in dem er eben gespielt hat, oder von dem, das er spielen soll. Aber mein Freund, schreit die Frau, du vergißt dich, denke an die Versammlung, vor der du dich befindest! è vero, è vero! sagt Pulcinella, der dann sein Spiel wieder aufnimmt, bei großem Beifall der Zuhörer. Das Hanswursttheater ist so unanständig, daß man sich in der guten Gesellschaft nicht rühmt, dort gewesen zu sein, das wäre eine Unschicklichkeit. Die Frauen gehen nicht hin und man spricht davon nur unter Männern.

Goethe schien auch sehr wohl eine Tatsache zu kennen, die ich von einem ganz sicheren Gewährsmann habe. Herr Meyer erzählt mir, daß morgens, sehr früh, eine Sondervorstellung für die Priester, Mönche und anderen Geschorenen derselben Sorte gegeben wird; sie gehen heimlich hin, da sie es am Abend mit der Menge nicht tun können, aus Furcht, Anstoß zu erregen.

Pulcinella ist gewöhnlich die Zeitung für alles, was in Neapel im Laufe des Tages geschehen ist, diese Lokalinteressen zusammen mit dem Dialekt machen es den Fremden fast unmöglich, ihn zu verstehen, selbst wenn sie die italienische Sprache sehr gut kennen.

Nach langen Einzelheiten dieser Art kam Goethe auf andere Erinnerungen zurück, hat uns von Grimm erzählt und eine Anekdote wiederholt, die ich schon von ihm gehört, aber aufzuschreiben vergessen hatte. Nachdem er sich über das Papiergeld und besonders die Assignaten lustig gemacht hatte, fügte er hinzu, Grimm war ein sehr geistvoller und verständiger Mann, ein wirklich vornehmer Mensch; er war in Paris, und als er nach Deutschland zurückkam, hatte er nichts von diesen liebenswürdigen Eigenschaften verloren, was viel sagen will, denn nichts ist seltener, als einen hervorragenden Deutschen in seinem Lande zu sehen; alle gehen fort, um sich im Auslande auszuzeichnen, die Mittelmäßigen bleiben bei uns zurück, vom Schuster bis zum Philosoph. Wir saßen also eines

Tags mit Grimm zu Tisch, als er plötzlich rief: Ich wette, daß kein Herrscher in Europa ein so wertvolles Jabot und so wertvolle Manschetten besitzt, wie ich, daß keiner einen Preis bezahlt hat, wie ich ihn dafür gegeben habe.

Wir widersprechen alle, besonders die Damen. Dann zieht er aus seinem Schrank Spitzen von wirklich großer Pracht, die wir einstimmig bewundern, aber die man nicht über 60, 100 oder 200 Louisdor schätzt; Grimm lacht und widerspricht: Ihr habt's noch nicht; ich habe 250000 Franken dafür bezahlt und war noch überglücklich, meine Assignaten so gut angebracht zu haben, am nächsten Tag galten sie gar nichts mehr.

All das ist nur ein sehr schneller Bericht der Dinge, die in dieser Unterhaltung von einer Stunde vorbeizogen; ich bewahre ihre Erinnerung, weil sie den Menschen zeichnen. Warum habe ich es nicht mit derselben Sorgfalt seit meiner Ankunft in Weimar getan!

337. (2782.) 1830. Februar 18. F. v. Müller.

Er war vom Heimfahren der großherzoglichen Beerdigungsequipagen früh nach 5 Uhr geweckt worden, doch ziemlich heiter gestimmt, ja aufgeregter als gewöhnlich. Mit Frau von Gerstenbergk spaßte er sehr artig. Ich und sein Sohn mußten ihm alle Beerdigungsfeierlichkeiten genau erzählen. Ich eröffnete ihm mein Nekrolog-Vorhaben, das er sehr billigte, und vor allem ein Schema aufzusetzen anriet. Nicht allzu liberal dürfe man die Fürstin schildern; sie habe vielmehr standhaft an ihren Rechten gehalten. Ihre gesellige Herablassung sei mehr das Auslaufen ihrer Standesrichtung gewesen. Ihr Mißverhältnis zur Schwiegermutter, ja zur Tochter sei als Naturerscheinung der Weiblichkeit anzusehen, unwillkürlich gewesen. Im Französischen habe man ein Sprichwort: Schwiegermütter von Zucker gebacken, schmecken dennoch bitter. Bei ihrer Lebensschilderung gelte es de voir venir son caractère (herankommen zu sehen).

Er erzählte vom Verbrennen aller seiner gesammelten Briefe bis 1786, als er nach Italien zog. Es lerne ja doch niemand viel aus alten Briefen, man werde nicht klüger durch antécédents. Was gut in den Briefen gewesen, habe seine Wirkung schon auf den Empfänger und durch ihn auf die Welt schon vollendet; das übrige falle eben ab wie taube Nüsse und welke Blätter. Alles käme darauf an, ob Briefe anregend, produktiv, belebend seien. Rochlitzens Briefe, wie schön und lieb auch, förderten ihn doch niemals, seien meist nur sentimental. Bestimmte einzelne Mitteilungen der durch die Wanderjahre empfangenen Eindrücke habe Rochlitz verweigert, statt dessen die alberne Idee gefaßt, das Ganze systematisch konstruieren und analysieren zu wollen. Das sei rein unmöglich, das Buch gebe sich nur für ein Aggregat aus.

Lange war er nicht so lebhaft und traulich sich aussprechend, so bündig, belehrend und anregend, wie heute. Von seiner Jugend sagte er: Ich war ein leidlicher Kerl, ließ mich auf keine Klatschereien ein, stand jedem in guten Dingen zu Diensten, und so kam ich durch.

338. (2791.) 1830. März 5. Soret.

Bei einem dieser Gespräche, die ich allein mit Goethe hatte und die so oft von höchstem Interesse waren, sprachen wir mit Bedauern von der Abreise einer reizenden jungen Dame, deren Anwesenheit die Weimarer Gesellschaft mehrere Monate genossen hatte und die der früheren Freundin des verehrten Dichters sehr nahe stand. (Frl. v. Türckheim, die Enkelin von Lili Schönemann.) Wie bedaure ich, sagte er, daß ich sie nicht öfter gesehen habe, daß ich es aufgeschoben habe, sie zu mir kommen zu lassen, um mich mit ihr allein zu unterhalten und in ihr einige der geliebten Züge der Ahne zu suchen und zu finden! Die Einzelheiten, die sie mir berichten, erinnern mich in gewisser Hinsicht an sie. — Diese Art der Unterhaltung veranlaßte einige Fragen über die Lebenserinnerungen und

die Gründe, die Goethe verhindert hatten, sie bis dahin zu veröffentlichen. Der vierte Band ist fertig, fuhr er fort, er wird erscheinen; er wäre schon lange veröffentlicht worden, wenn ich nicht von Bedenken, die sich auf sie, nicht auf mich, bezogen, zurückgehalten worden wäre; ich wäre stolz, der ganzen Welt zu sagen, daß ich sie zärtlich geliebt habe; ich glaube, sie wäre nicht errötet, einzugestehen, daß sie es erwiderte; aber hatte ich das Recht, es zu sagen, ohne daß ich ihre Einwilligung erhalten hatte? — Meine Absicht war, sie von ihr zu erbitten; jetzt, fügte er seufzend hinzu, ist es nicht mehr nötig! Wenn Sie mit solcher Wärme von dem liebenswürdigen jungen Mädchen sprechen, das uns verläßt, wecken Sie alle meine alten Erinnerungen und ich lebe wieder in einem anderen Zeitalter, in deren Nähe, die die erste war, die von mir mit ebenso tiefem wie aufrichtigem Gefühl geliebt wurde, die vielleicht auch die letzte war; denn Interessen dieser Art, die mich später beschäftigten, waren sehr oberflächlich neben dieser Liebe. Das Zartgefühl, das mich hinderte, von ihr öffentlich zu sagen, was ich so gern von mir gesagt hätte, hat allein die Fortsetzung meiner Lebenserinnerungen verzögert; aber in dem Augenblick, in dem ich die Feder ergriff, um ihr zu schreiben und die Erlaubnis dazu zu erbitten, fühlte ich mich von Bedenken anderer Art zurückgehalten. — Niemals bin ich dem Glück so nah gewesen, fuhr er fort; ja, ich liebte sie ebenso sehr, wie sie mich; es gab kein Hindernis, das zu überwinden unmöglich gewesen wäre*, und doch habe ich sie nicht heiraten können!

---

* Nach authentischen Berichten wissen wir, daß Lili bereit war, diesen Schwierigkeiten ein Ende zu machen, indem sie Goethe nach den Vereinigten Staaten begleiten wollte. Trotzdem ich die Erlaubnis habe, mehr Einzelheiten über ihre gegenseitige Opferwilligkeit zu geben, glaube ich doch, mich für jetzt auf diesen Hinweis beschränken zu müssen.

Dieses Gefühl hatte etwas so Zartes, so Eigentümliches, daß es Einfluß auf meinen Stil gewann in den Einzelheiten, die ich gegeben habe, und wenn Sie es lesen, werden Sie nichts darin finden, was den Ideen von Liebe entspräche, die in den Romanen verbreitet sind. Ach! lieber Freund, man muß lernen, sich mit dem Leben abzufinden, um es ertragen zu können und sich nicht von ihm niederschlagen zu lassen!

339. (2796.) 1830. März 8. Soret.

Ich kam am Abend bei Goethe an, in dem Augenblick, als er beschäftigt war, den Inhalt einer Kiste zu durchstöbern, die von David aus Paris geschickt und voll interessanter Dinge war, wie Gipsmedaillons berühmter Persönlichkeiten und eine Menge Arbeiten, die dem berühmten Dichter gewidmet waren mit dem ex dono auctoris von der ganzen romantischen Gesellschaft; St. Beuve, Ballanche, Hugo, Balzac usw.; er war dabei, die französischen Übersetzungen von Camille Deschamps zu lesen, die Braut von Korinth schien ihm ziemlich treu wiedergegeben zu sein. Aber, sagte er, ich besitze eine italienische Übersetzung, die ganz anders, bewunderungswert geschrieben ist und sogar den Rhythmus des Originals behalten hat.

Goethe sagte, daß er, wenn nicht Schiller ihn so für den Musenalmanach gedrängt hätte, niemals daran gedacht haben würde, seine Balladen zu schreiben; die meisten lebten in seinem Geist und beschäftigten ihn wie schöne Träume; sie schwebten da von poetischen Zügen und Bildern strahlend, die man notwendigerweise opfern oder beschneiden mußte, als man diesen Träumereien Gestalt gab; darum hat er auch die Feder nur widerwillig ergriffen und hat seinen glänzenden Phantasien mit Bedauern Lebewohl gesagt, um sie in armselige Worte zu kleiden, als ob er sich auf ewig von einem Freund trennte.

Andere Male war ich nicht im voraus mit meinen Gedichten beschäftigt, dann haben sie mich im ersten Ent-

wurf befriedigt; ein Gedanke überraschte mich ganz plötzlich, ich hatte nur die Zeit, meinen Bleistift zu nehmen und ohne zu merken, daß mein Papier quer lag, geschah es mir dann, daß ich schräg schrieb und am Ende der Seite in einer Ecke anlangte, wo ich keinen Platz hatte, den ganzen Vers hinzuschreiben; ich bedaure, nicht irgendeine Probe dieser dichterischen Zerstreuung aufgehoben zu haben.

Wolf ist der Liebling des Großpapa; ich finde ihn sehr oft da; dagegen Walter, der ein weniger einschmeichelndes Wesen hat, vernachlässigt wird; der arme Junge, er versteht nicht zärtlich zu sein, wie sein jüngerer Bruder. Herr von Goethe sagte den Abend zu mir, indem er Wolf liebkoste: Jetzt führt dieses Kind alle Abende seinen Großpapa schlafen, zieht ihm seine Halsbinde aus und eine für die Nacht an. Wolf war müde, ich sagte zu ihm, er solle schlafen gehen. O nein! rief er, es ist noch nicht neun Uhr, ich muß zuerst Großpapa zu Bett bringen.

Man sieht an vielen Äußerungen Goethes, daß ihn der Gedanke an den Tod sehr beschäftigt, denn er hält sich soviel er kann an das, was ihn ans Leben fesseln kann und er spielt oft darauf an. Diesen Abend noch bei Gelegenheit der Bücher, die er bekommen hatte: Diese Herren, sagte er, haben mir Nahrung für mein Leben geschickt.

340. (2800.) 1830. März 15. Soret.

Wir sprachen von der Jenaer Bibliothek, die unter seiner Leitung steht; die vier Personen, die an ihr arbeiten, Goettling, Weller, der Sekretär und der Diener, sind jeder für seine Person verpflichtet, ein Tagebuch über das was sich täglich ereignet, zu führen; das ist ein wenig kleinlich, aber es wäre zu wünschen, daß dieselbe Ordnung in allen öffentlichen Anstalten herrschte. — Goethe zeigte mir die vier Tagebücher von 1829; dann erzählte er mir von neuem mit vielen Einzelheiten, wie es ihm gelungen

ist, Ordnung in die Universitätsbibliothek zu bringen. Sie befand sich in einem üblen, feuchten und engen Raume. Goethe ließ sich mit Vollmacht der Herzöge von Sachsen in Jena nieder und fragte die Professoren, ob sie wohl so gütig sein würden, ihm den Saal für medizinische Vorträge, der an die Bibliothek stieß, einzuräumen, um diese besser aufstellen und die 15000 vom Großherzog geschenkten Bände hinzufügen zu können. Man widersetzt sich, man verlangt dafür den Bau eines neuen Saales, den gleich zu bauen eine Unmöglichkeit ist, aber den man später zu errichten verspricht; aber dieses Versprechen genügt dem akademischen Lehrkörper nicht und man kann auf einmal den Schlüssel zum Saale nicht finden.

Da faßt Goethe den Entschluß, sich des Raums durch das Recht der Eroberung zu bemächtigen; er läßt einen Maurer in die alte Bibliothek kommen und sagt zu ihm: Diese Scheidemauer scheint sehr dick zu sein, denn sie trennt zwei Hauptgebäude, versuchen Sie, mein Freund, dies festzustellen. Und der Maurer fängt an zu arbeiten. Kaum waren fünf oder sechs Schläge geführt, so fällt der Putz herunter; es war eine leichte Mauer aus Ziegeln und schon entdeckt man durch ein kleines Loch die verehrungswürdigen Bilder perückengeschmückter Häupter, die den Saal zieren. Fahren Sie fort, mein Freund, sagt Goethe, ich sehe noch nicht deutlich genug hinein; der Arbeiter fährt fort; noch ein wenig, mein Freund, scheuen Sie sich nicht, tun Sie, als ob Sie zu Hause wären; der Maurer tut es und bald ist die Öffnung groß genug, um den Namen Tür zu verdienen und die Bibliothekare stürzen sich in den Vortragssaal, werfen die Bücher auf den Fußboden zum Zeichen der Besitzergreifung; im Handumdrehen sind Bänke, Stühle, Pulte verschwunden, in wenig Tagen hatten die Bänke, das Lehrpult, die Bilder den Büchern Platz gemacht, die in ihren Regalen standen, und als später die ganze Fakultät sich vor den Türen ihres Saales einfand, war sie ganz ergötzt, die Frau

Belette* gebührend untergebracht zu finden. Die Professoren insgesamt tragen es mir ewig nach, fährt er fort, aber wenn ich sie einzeln sehe und vor allen Dingen, wenn ich einen an meiner Tafel empfange, sind sie meine besten Freunde, ich kann dann in ihren Zügen keinen Ausdruck des Mißbehagens entdecken. Nach meiner Reise zeigte ich dem Großherzog an, daß ich meinen Zweck erreicht hätte (nicht durch die Hindernisse, aber trotz ihrer), non obstantibus quibus cunque**, wie der Papst. Diese Geschichte hat ihn königlich amüsiert, und wir haben noch oft zusammen über sie gelacht.

Das führte uns dahin, von Goethes Befugnissen als Vorsteher verschiedener Anstalten, die sich auf den öffentlichen Unterricht beziehen, zu reden; man findet im Statistischen Jahrbuch das Verzeichnis aller Anstalten, die er unter sich hat; die meisten sind seine Schöpfung; er beschäftigt sich fortgesetzt mit ihnen in allen Einzelheiten und opfert ihnen viel Zeit. Ich sah den Teil seiner Rechnungsführung der vom Großherzog gestifteten Summen, sie ist in vollkommener Ordnung gehalten. Goethe hat 10000 Taler zu seiner Verfügung, aber ein neuer Erlaß hat die Summen vermindert, über die er verfügen konnte. Er hat viel von der Zeit gesprochen, wann er nicht mehr sein würde und von der Mühe, die man haben würde, die Maschine in derselben Ordnung und demselben Geist weiterlaufen zu lassen, da er allein die Triebfedern kennte und in der Hand hielte. Diese Anspielungen auf einen baldigen Tod scheinen mir bei Goethe ganz neu zu sein; ich erinnere mich nicht, daß er früher davon gesprochen hätte; jetzt kommt er auf die eine oder andere Art immer darauf zurück und man sieht, wie tief ihn der Tod der Großherzogin getroffen hat.

---

* La belette = das Wiesel; Anspielung auf eine Lafontainsche Fabel.

** Ohne irgend jemandes Widerspruch.

341. (2804.) 1830. März 17. Soret.

Diesen Abend habe ich eine oder zwei Stunden bei Goethe zugebracht, zuerst allein, dann zu dritt mit Riemer. Die Unterhaltung bot charakteristische Züge; es ist eine der eigenartigsten aller, die ich aufgezeichnet habe, sie war reich an paradoxen Aussprüchen.

Ich habe Goethe zuerst Gemma von Arth von Th. Bornhauser im Auftrage Ihrer Kaiserl. Hoheit überreicht und von diesem Stück all das Gute gesagt, was ich davon dachte. Er hat sich gefreut, etwas Neues zu sehen und etwas, das doch den Stempel des Talentes trug. Dann fügte er hinzu, indem er den Band in beide Hände nahm und ein wenig von der Seite ansah: Aber ich habe immer etwas gegen diese dramatischen Dichter, die dem Theater zu lange Stücke anbieten, als daß man sie aufführen könnte, so wie sie sind; sie nehmen mir dadurch die Hälfte der Freude, die ich daran haben könnte; sehen Sie, was für einen dicken Band Gemma macht.

Ich: Schiller machte es ebenso und war doch ein großer dramatischer Dichter.

Goethe: Das ist wahr; vor allem seine ersten Stücke waren unendlich lang; da war ein Überfluß, ein Überreichtum an Gedanken oder Worten, die er nicht eindämmen konnte. Man sieht, daß er sich Mühe gegeben hat, es zu tun, aber trotz seines Eifers und seiner Arbeit hat er sich nie ganz verbessert, man fühlt es selbst in seinen letzten Werken; sich konzentrieren ist der wesentliche Punkt.

Herr Riemer trat ein; seine Anwesenheit veränderte ganz und gar den Charakter der Unterhaltung, die mich sehr interessierte und die ich zu meinem großen Bedauern nicht ganz aufbewahrt habe, weil sie das Gepräge des Vertrauens von Goethes Seite trug. Er war freundschaftlich und redete mit Ernst und Bedeutung mit mir von seinen Gedanken über dramatische Kunst. Ich wollte mich zurückziehen, weil es die Stunde seiner abendlichen Arbeit mit Riemer und übrigens nicht mehr die Rede davon

war, den zerrissenen Faden der Unterhaltung wiederanzuknüpfen, was den Gewohnheiten Goethes ganz zuwider gegangen wäre; aber er sagte, ich solle noch bleiben, und die Dinge, die dann geredet wurden, haben die Erinnerung an das, was ich zuerst hörte, verwischt. Folgendes war unsere Unterhaltung:

Goethe: Da ist Sömmering eben mit 75 Jahren gestorben. Wie dumm die Menschen sind, daß sie nicht den Mut haben, länger zu leben! Ich lobe mir Bentham, den großen radikalen Narren; er hält gut aus, er ist zudem noch ein paar Wochen älter als ich.

Ich: Fügen Sie hinzu, Exzellenz, daß er Ihnen in anderer Hinsicht gleicht; er arbeitet immer noch mit der ganzen Tatkraft der Jugend.

Goethe: Das ist wahr, aber wir sind an den beiden Enden der Kette; er will niederreißen, ich möchte alles erhalten; in seinem Alter so radikal zu sein ist der Höhepunkt der Narrheit.

Ich: Ich glaube, man muß (Bentham beiseite) zwei Arten des Radikalismus unterscheiden. Der eine, der auf die Gefahr hin alles umzustürzen, niederreißen will, um wieder aufzubauen. Der andere, der die schwachen Seiten einer Regierung erkennt, auf ihre Schäden hinweist und Mittel angibt, ihnen abzuhelfen, will und wünscht das Gute zu vollbringen, ohne Gewaltmittel anzuwenden. Wenn Ew. Exzellenz auf den Boden Englands versetzt würden, hätte sie dieser zweiten Art des Radikalismus nicht ausweichen können.

Goethe (nimmt von diesem Augenblick den widerspruchsvollen und ironischen Ton seines Mephisto an und gibt der Unterhaltung eine andere Wendung, zweifellos um die politischen Diskussionen, die er nicht liebt, zu vermeiden): Halten Sie mich für einen Dummkopf! Hätte ich Mißbräuche aufgestöbert und enthüllt, auf sie aufmerksam gemacht, ich, der ich in England von ihren Erträgen gelebt haben würde? Wenn ich als Engländer geboren

wäre (Gott sei Dank, daß ich's nicht bin), würde ich ein millionenreicher Herzog oder noch eher ein Erzbischof mit 60000 Pfund Einkommen gewesen sein.

Ich: Recht so; aber wenn zufälligerweise dieses große Los nicht auf Sie gefallen wäre? Es gibt so viele Nieten.

Goethe: Ich glaube wohl. Aber nicht jedermann ist für das große Los geschaffen. Glauben Sie, ich wäre so dumm gewesen, auf eine Niete hereinzufallen? Ich hätte tapfer die Partei der 39 Artikel ergriffen, ich hätte sie unter all ihren Gesichtspunkten verteidigt, vor allem den Artikel 13, er wäre für mich ein Gegenstand ganz besonderer Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit gewesen; ich hätte, in einem Wort, so viel gelogen in Versen und Prosa, daß die 60000 Pfund mir nicht hätten entgehen können.

Man muß sich über alles setzen, um nicht zermalmt zu werden, und von der Höhe seiner Größe herab sich wohl vorstellen, daß die Menge nur aus Unvernünftigen und Dummköpfen zusammengesetzt ist; man würde ihre Zahl noch vermehren, wenn man nicht die Mißbräuche, die sie die Dummheit, besitzt unter sich groß werden zu lassen, zum eignen Nutzen anwendete, da dann andere von ihnen profitieren würden, wenn wir es nicht selbst täten.

Ich: Man kann nichts gegen die sagen, die, wie Sie, sich den Gipfel erobern; aber all das ist in England nicht der Fall, die Mehrzahl der Genießenden ist aus den Unfähigsten oder Dümmsten zusammengesetzt; Protektion, der Zufall oder vor allem die Geburt haben ihnen einen Löwenanteil verschafft.

Goethe: Es ist gleichgültig, ob sie die Erbschaft genommen oder geerntet haben; es ist darum nicht weniger wahr, daß der erste, der sie besessen hat, ein Mann von Genie gewesen ist, ein überlegener Mann, und daß das Recht ihm von Narren bewilligt worden ist. Sie sehen also, daß die Welt genügend mit schwachen Köpfen und kleinen Geistern versehen ist, ich brauche sie nicht in den Hospitälern zu suchen. Das erinnert mich daran, daß ich einst dem verstorbenen Großherzog den größten Wider-

willen zeigte, mit ihm ein Irrenhaus zu besuchen; er versuchte, mich durch Überraschung hineinzuführen; da ich es beizeit merkte, sagte ich zu ihm, daß ich nicht für nötig fände, auch noch die zu sehen, die man einsperrte, und daß ich bereit wäre, Se. Hoheit in die Hölle, aber nicht ins Irrenhaus zu folgen.

Gott, welche Freude hätte ich, die 39 Artikel auf meine Weise zu handhaben, um diese dumme Menge in Erstaunen zu versetzen.

Ich: Aber ohne danach zu streben, Erzbischof zu werden, ist das ein Vergnügen, das Sie sich gestatten könnten. Wir sind hier auf dem wahren Boden des Mephisto und Ew. Exzellenz fängt prächtig an; warum sollten Sie nicht fortfahren?

Goethe: Nein! ich werde ruhig bleiben; man muß gut bezahlt werden, um Lust zu haben, so gut zu lügen, ich tue es nicht für weniger als eine Bischofsmütze, begleitet von den 60000 Pfund. Überdies habe ich schon Proben dieser Art geliefert. Wissen Sie, welches eine meiner ersten Arbeiten gewesen ist? Ein großes dithyrambisches Stück über die Höllenfahrt Christi; es ist sogar gedruckt worden, aber es ist nicht bekannt und ich habe in meinen Jugenderinnerungen nicht davon gesprochen, für die ich ganz andere unbekannte Einzelheiten aufhebe. Ich habe gerade dieses Stück wiedergefunden, es wird mir als Freipaß für den Himmel dienen; Sie wußten das nicht, Herr Riemer, nicht wahr?

Riemer: Nein, aber das erinnert mich daran, daß Sie, ich glaube ein Jahr vor meiner Ankunft, eine schwere lebensgefährliche Krankheit durchmachten. Während Ihrer Fieberphantasien fingen Sie plötzlich an, die schönsten Verse über diesen Gegenstand zu sagen. Das war ohne Zweifel die Erinnerung an dieses Jugendwerk.

Goethe: Die Sache ist mehr als wahrscheinlich. Ich kenne den Fall eines Greises, der, im Augenblick seines Todes, die schönsten griechischen Sätze, die man sich denken

kann, herzusagen anfing; es war vornehmstes Griechisch, da fingen die Narren und Dummköpfe an, über dies Wunder zu schreien, und die großen Männer, die klugen Köpfe, sich die Leichtgläubigkeit der Narren zunutze zu machen, als man unglücklicherweise erfuhr, daß der Sterbende in seiner ersten Kindheit gezwungen worden war, griechische Aufsätze, von denen er nichts verstand, auswendig zu lernen, weil man sie gleichzeitig einem adligen Kind seines Alters aufgab, das man durch dieses Beispiel zu ermutigen suchte. Fünfzig Jahre später kam dieser ganze Wortschwall mechanisch wieder und rollte sich in seinem Gedächtnis ab.

Goethe kommt dann immer wieder mit demselben Ton voll Schalkheit und Ironie auf das Thema der englischen Bischöfe zurück und erzählt sein Abenteuer mit dem Bischof Lord Bristol; es zeigt noch denselben Charakter von Überlegenheit, die die Augen nicht vor all der Erbärmlichkeit der menschlichen Natur verschließt, sondern der es gefällt, sie durch ihre Lächerlichkeit zu geißeln, indem sie sich vorsichtig außerhalb der allgemeinen Interessen hält, die sich daran knüpfen. Das ist nicht nur eine Sache der Überzeugung, sondern es gehört eine große Kraft der Gleichgültigkeit dazu, um in diesem Sinne zu handeln. Ich erkenne für mein Teil einen großen Teil dieser Beobachtungen an, ich kenne die Torheit der Massen sehr wohl und doch nehme ich aus Sympathie teil an ihr, ich halte mich lieber inmitten des Stromes und mit frohem Herzen in dem Heer der Getäuschten, indem ich suche, einen Deich zu bauen, der die Wasser lenken kann, als daß ich mich ans Ufer stelle und im Trüben fische. Das ist Dummheit, ich gebe es zu, aber was soll man tun?

Lord Bristol, fuhr Goethe fort, ließ mir sagen, als er durch Jena kam, daß er mich zu sehen wünsche; ich leistete seiner Einladung Folge. Er fing damit an, grob gegen mich zu sein. Als ich sah, daß er in diesem Ton anfing, war ich noch gröber; er schien im ersten Augenblick verblüfft, dann aber verfehlte ich nicht, den Erfolg zu sehen,

auf den ich gerechnet hatte: er wurde höflicher; ich überbot mich an Unhöflichkeit, bis ich sah, daß ich ihn in meiner Gewalt hatte. Dann suchte ich, ihm liebenswürdiger zu erscheinen, aber immer in einem ungezwungenen und unabhängigen Ton, der notwendigerweise die Rückkehr jeglicher Reden, die das Gleichgewicht unserer Unterhaltung hätte stören können, verhinderte.

Dieser gute Bischof wollte mir eine Predigt über den Werther halten; er bemühte sich, mein Gewissen zu beunruhigen, weil ich die Menschen in die Versuchung des Selbstmordes geführt und sogar mehrere verursacht hatte; es ist ein unmoralisches, zu verdammendes Buch usw. Halt! rief ich; welchen Ton schlagen Sie den Großen dieser Welt gegenüber an, die mit einem Federzug und im Interesse der literarischen Produkte ihrer Diplomaten hunderttausend Männer ins Feld schicken, achtzigtausend von ihnen töten lassen und ihre Untertanen zum Mord anreizen, zu Plünderungen, zu Vergewaltigungen, zu Raubmord? Sie singen ein Tedeum darüber. Was tun Sie, um sich selbst Beifall zu zollen, wenn arme Schwachköpfe, erschreckt von den schönen Reden über die Hölle, die Sie von der Höhe Ihrer Kanzel herab halten, ihren Rest von Verstand verlieren und ihre elenden Tage im Irrenhaus vollenden; ohne alle die zu zählen, die sich selbst töten, um rascher ins Paradies zu kommen oder sich von ihren religiösen Ängsten zu befreien; was tun Sie dann? Sie segnen Gott dafür! und mit welchem Recht, ich bitte Sie, werden Sie jetzt einem genialen Dichter verbieten, ein Werk zu schreiben, das, von einigen beschränkten Geistern schlecht verstanden, die Welt höchstens von einem Dutzend oder zwei wirklicher Dummköpfe und von einer fixen Idee Besessener befreit hat, die nichts Besseres tun konnten, als sich zu erschießen. Das ist ein der Menschheit erwiesener Dienst; warum wollen Sie mir diese kleine Waffentat vorwerfen, wenn Sie, Priester und Fürsten, sich viel schlimmere erlauben? Bin ich nicht schon moralisch sicher, daß

alle diejenigen, die sich töten, nachdem sie den Werther gelesen hatten, nicht taugten, eine vernünftige Rolle in der Welt zu spielen. Können Sie dasselbe von Ihren Opfern sagen? Der Herr Bischof wurde nach diesem Ausfall sanfter als ein Lamm, so grob er auch von Natur war; aber ich hatte den Weg zu seinem Herzen gefunden; er war fortan voll Höflichkeit gegen mich, begleitete mich bei meinem Weggang zur Tür und ließ mir dann seinen Kaplan, um die Ehrenbezeigungen fortzusetzen. Dieser sagte zu mir, als er die Schwelle überschritten hatte: Ach, Herr von Goethe, wie gut haben Sie gesprochen! Wie haben Sie das Geheimnis gefunden, Mylord zu gefallen, mit weniger Energie wären Sie sehr unzufrieden von Ihrem Besuch weg gegangen.

Ich: Sie haben oft Ärger wegen Ihres Werther gehabt; das erinnert mich an Ihr Gespräch über ihn mit Napoleon. War Talleyrand dabei?

Goethe: Ja, natürlich. Ich konnte mich über Napoleon nicht beklagen wie über Bristol. Der Kaiser war ausgesucht höflich gegen mich und behandelte den Gegenstand als vornehmer Mann.

Goethe fuhr noch einige Zeit in dieser Weise fort, aber ich habe nur eine verworrene Erinnerung an das, was er sagte, so daß ich lieber auf einen anderen Gegenstand übergehe, der in demselben Gespräch behandelt wurde. Er kam auf den Gedanken zurück, daß es unnötig ist, Kindern zu verbieten, Romane zu lesen und Theaterstücke zu sehen, selbst wenn sie unmoralisch sind, da sie doch, versichert er, im täglichen Leben so viel Szenen sehen, die ebenso romanhaft oder anstößig sind, wie die Erfindung. Ich wendete ein, daß man im allgemeinen Sorge trüge, sich vor Kindern in acht zu nehmen.

Goethe und Herr Riemer behaupteten ziemlich einleuchtend, daß das unnötige Vorsichtsmaßregeln wären. Die Kinder haben wie die Hunde einen so feinen Geruchssinn, daß sie alles entdecken und vor allem das Böse.

Man hatte in der Gesellschaft Schlechtes von mir geredet, fährt Goethe fort, das hatte in gewissem Sinne seine Folgen, und ich hätte gerne gewußt, woher der Schlag geführt war. Alle Weimaraner Häuser waren mir übrigens wohlgesinnt; ich fing an, die Kinder meiner Nachbarn und Bekannten zu beobachten. Plötzlich begegne ich einigen kleinen Buben, die mir sehr bekannt waren, und mich nicht mehr auf der Straße grüßten. Das war ein Faden, wie bald hatte ich entdeckt, daß es ihre Eltern gewesen waren, die ihre Zungen auf meine Kosten in Bewegung gesetzt hatten.

342. (2815.) 1830. April 7. F. v. Müller.

Was die Kultur der Natur abgewonnen habe, dürfe man nicht wieder fahren lassen, es um keinen Preis aufgeben. So sei auch der Begriff der Heiligkeit der Ehe eine solche Kultur-Errungenschaft des Christentums und von unschätzbarem Wert, obgleich die Ehe eigentlich unnatürlich sei.

Sie wissen, wie ich das Christentum achte, oder Sie wissen es vielleicht auch nicht; wer ist denn noch heutzutage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden haltet. Genug dergleichen Kulturbegriffe sind den Völkern nun einmal eingeimpft und laufen durch alle Jahrhunderte; überall hat man vor ungeregelten, ehelosen Liebesverhältnissen eine gewisse unbezwingliche Scheu, und das ist recht gut. Man sollte nicht so leicht mit Ehescheidungen vorschreiten.

Was liegt daran, ob einige Paare sich prügeln und das Leben verbittern, wenn nur der allgemeine Begriff der Heiligkeit der Ehe aufrecht bleibt. Jene würden doch auch andere Leiden zu empfinden haben, wenn sie diese los wären.

343. (2819.) 1830. April 24. E. Genast.

Ich eilte zu Goethe, um ihn zu fragen, ob er die Schröder-Devrient empfangen wolle. Es wird mich freuen,

diese Künstlerin, von der ich schon so Treffliches gehört, kennen zu lernen, erwiderte er. Ich fragte ihn noch, ob sie ihm etwas vorsingen dürfe, da er ja wegen der Trauer das Theater nicht besuche. Das wird meine Freude nur erhöhen, sagte er. Ich bemerkte, daß er dazu keinen Akkompagnisten bestellen möge; dieses Amt könne meine Frau übernehmen, und er versetzte lächelnd: Ei sieh! da lerne ich ja ein weiteres Talent an deiner lieben Frau kennen.

Am anderen Tage empfing er die Devrient höchst freundlich und liebreich. Sie sang ihm unter anderem auch die Schubertsche Komposition des Erlkönig vor, und obgleich er kein Freund von durchkomponierten Strophenliedern war, so ergriff ihn der hochdramatische Vortrag der unvergleichlichen Wilhelmine so gewaltig, daß er ihr Haupt in beide Hände nahm und sie mit den Worten: Haben Sie tausend Dank für diese großartige künstlerische Leistung! auf die Stirn küßte. Dann fuhr er fort: Ich habe diese Komposition früher einmal gehört, wo sie mir gar nicht zusagen wollte, aber so vorgetragen, gestaltet sich das Ganze zu einem sichtbaren Bild. Auch Ihnen, meine liebe Frau Genast — wandte er sich zu meiner Frau — danke ich für Ihre charakteristische Begleitung.

344. (2824.) Mai 8. A. E. Kozmian.

Ich verfehlte nicht die Mittagsstunde, welche mir bestimmt worden. In Goethes Wohnung angelangt, fand ich ihn meinen Besuch erwartend in eben jenem Zimmer, worin er das Jahr vorher seine versammelten Gäste empfangen hatte. Als er mich mit einnehmender Freundlichkeit bewillkommt, dankte ich ihm in französischer Sprache — denn in der deutschen fühlte ich mich nicht sicher genug, mit Goethe zu sprechen — für die teuersten Erinnerungen meiner Reise, welche ich ihm zu verdanken hätte.

Mit Befriedigung sehe ich immer Fremde bei mir, welche mich besuchen wollen, — erwiderte Goethe auch

in französischer Sprache, die er mit Leichtigkeit handhabte. — Ihre Gesellschaft vertritt gewissermaßen die Annehmlichkeit des Reisens, die ich mir in meinem Alter nicht erlauben darf. Ich unterrede mich mit ihnen, und so reise ich auch, ohne den Platz zu verlassen. Heute z. B. wandr' ich in Polen — sagte er lächelnd.

Diese Worte dienten als Einleitung zu einem Gespräche über mein Vaterland, dessen Vergangenheit und Gegenwart, und weiter über seine Literatur. Ich sprach von dem neuen Geiste, von der neuen Richtung der polnischen Literatur und Kritik, von dem Führer der neuen Schule, welchen Goethe vor einigen Monaten in Weimar kennen gelernt hatte.

Ich bedaure, sagte Goethe, daß der Schatz Ihrer älteren und neueren Literatur für mich unerreichbar ist; mit Vergnügen würde ich ihre heutige Entwickelung und die Richtung, welche diese genommen hat, verfolgen. Edel sind solche Bestrebungen, die Literatur national und von den Fesseln der Nachahmung frei zu machen. Mögen aber die jungen Dichter Übertreibungen aus dem Wege gehen! Mögen sie die Fehler und Irrtümer vermeiden, die allen Neophyten eigen sind: mögen sie vor übermäßigem Eifer, vor Fanatismus in ihrem Glauben auf der Hut sein! Mögen sie neue Muster schaffen, jedoch die alten dabei spottender Verachtung nicht preisgeben!

Wie ich glaube, fuhr Goethe fort, wird die neu erstehende Schule besonders an nationalen Stoffen Gefallen finden. In alten Geschichten, Überlieferungen, Vorstellungen, sogar Vorurteilen, wird sie auf Poesie treffen. Jede Nation hat ihre poetische Flur — warum auf fremden nach Blumen suchen, wenn die heimische so üppigen Wuchs darbeut? Auch die Vergangenheit Polens ist reich an Poesie. Seine Geschichte enthält manche Ereignisse, manchen Charakter, wohl imstande, einen Dichter zu begeistern. So bin ich z. B. erstaunt, daß noch keiner Ihrer Dichter das Leben Kasimirs, der Mönch zubenannt,

behandelt hat. Man könnte daraus eine Dichtung oder ein historisches Drama voll ergreifender Gemälde bilden. Man muß sich nur diesen Jüngling vorstellen! Die nichtswürdige Mutter hat ihn aus dem Vaterlande entführt, in ihm Haß gegen seine Landsleute und seine Heimat zu erwecken versucht; er, der Krone beraubt, tritt trotz königlichen Geblütes, trotz Jugendreiz und -kraft, auf Drängen eben jener Mutter, ohne Beruf in ein Kloster. Man muß sich seinen Seelenkampf vorstellen, den Kampf religiöser Gefühle mit den sprossenden Leidenschaften der Jugend; wie er diese überwindet und für immer von der Welt scheidet, unter den Ordensbrüdern von Clugny sich verliert, selbst den alten Namen ändert und ein Mönch des 11. Jahrhunderts wird. Da widerhallt das Kloster von der Kunde, daß Boten eines fernen Volkes gekommen seien, welche ihren Fürsten suchen. Kasimir, in der klösterlichen Demut verharrend, wollte sich noch verborgen halten. Die polnischen Abgesandten können ihn unter der zahlreichen Schar der Mönche nicht erkennen, aber ihre Tränen, ihr Bericht von dem Unglück des Landes erwecken in dem jungen Fürsten neue Gefühle: eine Zähre erglänzt im Auge eines der Mönche und verrät Kasimir; die Abgesandten erkennen ihn. Länger kann er sich nicht verbergen; er beugt das Haupt vor dem Willen Gottes, gibt seinen Namen kund und sieht zu seinen Füßen Krone und Zepter. Allein der Klosterabt weigert sich ihn freizulassen. Es eilen also die Abgesandten nach Rom, bringen vom Heiligen Vater die mit bedeutenden Opfern erkaufte Lösung der Gelübde und geleiten den jungen Fürsten zum Throne seiner Väter. Sobald er im Lande erschienen, eilt das gemeine Volk ihm entgegen; Väter, Mütter, Kinder umringen, begrüßen ihn mit Jubel, und er, von höherer Macht unterstützt, schlichtet — kaum daß sein Fuß den Heimatboden berührt — die inneren Zwistigkeiten, zügelt die Feinde, straft die Aufrührer, befestigt Frieden und Ordnung und eröffnet

eine Reihe glorreicher Herrscher. Ist dies für eine Dichtung oder für ein historisches Drama kein gar poesiereicher Stoff?

Ohne Zweifel, entgegnete ich, müßte er, so aufgefaßt und ausgeführt, zu einem schönen Werke werden, allein um daranzugehen, bedürfe es der Kraft des Dichters des Götz von Berlichingen; vielleicht wäre dieser Gegenstand seiner Feder nicht unwürdig?

Eine neue, so großartige Arbeit, sagte Goethe, könnte ich nicht unternehmen; denn wo ist die Garantie, daß ich sie vollende? Übrigens gehört dieser geschichtliche Stoff von Rechts wegen einem polnischen Autor. — Indem wir über Literatur sprachen, fragte mich Goethe nach den neuen französischen Produkten. Aufmerksam hörte er meinen Bericht an über die erste Vorstellung des Shakespeareschen Othello in französischer Sprache auf Corneilles und Racines Bühne, ebenso über die Aufführung von Hernani, den er noch nicht kannte.

Victor Hugo, sagte Goethe, besitzt ausgezeichnete Fähigkeiten; ohne Zweifel erneut und erfrischt er die französische Poesie, allein man muß fürchten, daß wenn nicht er, so doch seine Schüler und Nachahmer in der Richtung, welche sie zu schaffen gewagt, zu weit gehen dürften. Die französische Nation ist die Nation der Extreme; sie kennt in nichts Maß. Mit gewaltiger moralischer und physischer Kraft ausgestattet, könnte das französische Volk die Welt heben, wenn es den Zentralpunkt zu finden vermöchte, es scheint aber nicht zu wissen, daß, wenn man große Lasten heben will, man ihre Mitte auffinden muß. Es ist dies das einzige Volk auf Erden, in dessen Geschichte wir die Bartholomäusnacht und die Feier der Vernunft, den Despotismus Ludwigs XIV. und die Orgien der Sansculotten, beinahe in demselben Jahre die Einnahme von Moskau und die Kapitulation von Paris finden. Somit muß man fürchten, daß auch in der Literatur nach dem Despotismus eines Boileau Zügellosigkeit und Verwerfung aller Gesetze eintrete.

Auch ich, sagte ich, teile diese Furcht, allein ich kann nicht verschweigen, daß die Formen, die einst im Schwange gewesen, heute als Muster nicht mehr dienen können. Die tragischen Werke der französischen Meister lesen wir immer mit Freude, aber auf der Szene dargestellt, interessieren sie das heutige Publikum nicht. Stünde Racine auf, so würde er heute selbst die Fehler vermeiden, welche wir in seinen Werken finden.

Glauben Sie mir, sagte Goethe, wünschen wir uns einen neuen Racine selbst mit den Fehlern des alten! Die Meisterwerke der französischen Bühne bleiben Meisterwerke für immer. Ihre Darstellung hat mich selbst in jungen Jahren, noch in Frankfurt, höchst interessiert; damals faßte ich zuerst den Gedanken, Dramen zu schreiben. Die heutige Schule kann für die Literatur viel tun, allein niemals so viel, als die frühere getan hat.

Da ich durch längeres Reden die teueren Augenblicke des Dichters nicht in Anspruch nehmen wollte, erhob ich mich, um zu gehen, aber Goethe beliebte mich noch zurückzuhalten und tat weitere Fragen in betreff Frankreichs, dessen bedeutenderer Schriftsteller und des Zustandes der Künste. Als ich der ausgezeichneten Bilder Scheffers erwähnte, welche Faust und Gretchen darstellen, fragte er mich, welchen Charakter der Maler ihnen gegeben, ob er des Dichters Absicht verstanden, und ob dies Faust und Gretchen Goethes oder Scheffers seien.

Nach dieser einstündigen Unterredung nahm ich von dem Dichter Abschied.

345. (2827.) Mai 21./24. F. Mendelssohn-Bartholdy.

Zur Erzählung wiederzukommen, schickte ich den Brief von Zelter sogleich hinein zu Goethe. Der ließ mich zu Tische bitten. Da fand ich ihn denn im Äußern unverändert, anfangs aber etwas still und wenig teilnehmend; ich glaube, er wollte mal zusehen, wie ich mich wohl nehmen möchte; mir war es verdrießlich, und ich dachte,

er wäre jetzt immer so. Da kam zum Glück die Rede auf die Frauenvereine in Weimar und auf das Chaos, eine tolle Zeitung, die die Damen unter sich herausgeben, und zu deren Mitarbeiter ich mich aufgeschwungen habe. Auf einmal fing der Alte an lustig zu werden und die beiden Damen Ottilie und deren Schwester zu necken mit der Wohltätigkeit und dem Geistreichtum und den Subskriptionen und der Krankenpflege, die er ganz besonders zu hassen scheint; forderte mich auf, auch mit loszuziehen; und da ich mir das nicht zweimal sagen ließ, so wurde er erst wieder ganz wie sonst und dann noch freundlicher und vertraulicher, als ich ihn bis jetzt kannte. Da ging's denn über alles her. Von der Räuberbraut von Ries meinte er: die enthielte alles, was ein Künstler jetzt brauche, um glücklich zu leben: einen Räuber und eine Braut. Dann schimpfte er auf die allgemeine Sehnsucht der jungen Leute, die so melancholisch wären; dann erzählte er Geschichten von einer jungen Dame, der er einmal die Cour gemacht hätte, und die auch einiges Interesse an ihm genommen habe; dann kamen die Ausstellungen und der Verkauf von Handarbeiten für Verunglückte, wo die Weimaranerinnen die Verkäuferinnen machen, und wo er behauptete, daß man gar nichts bekommen könnte, weil die jungen Leute alles unter sich schon vorher bestimmten und dann versteckten bis die rechten Käufer kämen usw.

Nach Tische fing er dann auf einmal an: Gute Kinder — hübsche Kinder — muß immer lustig sein — tolles Volk! und dazu machte er Augen, wie der alte Löwe, wenn er einschlafen will. Dann mußte ich ihm vorspielen, und er meinte: wie das so sonderbar sei, daß er solange keine Musik gehört habe: nun hätten wir die Sache immer weitergeführt und er wisse nichts davon; ich müsse ihm darüber viel erzählen: Denn wir wollen doch auch einmal vernünftig miteinander darüber sprechen. — Dann sagte er zu Ottilie: Du hast nun schon gewiß deine

weisen Einrichtungen getroffen, das hilft aber nichts gegen meine Befehle, und die sind, daß du heut hier deinen Tee machst, damit wir wieder zusammen sind. — Als die nun frug, ob es nicht zu spät werden würde, da Riemer zu ihm käme und mit ihm arbeiten wolle, so meinte er: Da du deinen Kindern heut früh ihr Latein geschenkt hast, damit sie den Felix spielen hörten, so könntest du mir doch auch einmal meine Arbeit erlassen. Dann lud er mich auf den heutigen Tag wieder zu Tisch ein, und ich spielte ihm abends viel vor.

Da ich Goethe gebeten hatte, mich du zu nennen, ließ er mir den folgenden Tag durch Ottilie sagen: dann müsse ich aber länger bleiben, als zwei Tage, wie ich gewollt hätte, sonst könnte er sich nicht wieder daran gewöhnen. Wie er mir das nun noch selbst sagte und meinte: ich würde wohl nichts versäumen, wenn ich etwas länger bliebe, und mich einlud, jeden Tag zum Essen zu kommen, wenn ich nicht anderswo sein wollte; wie ich denn nun bis jetzt auch jeden Tag da war und ihm gestern von Schottland, Hengstenberg, Spontini und Hegels Ästhetik erzählen mußte; wie er mich dann nach Tiefurt mit den Damen schickte, mir aber verbot, nach Berka zu fahren, weil da ein schönes Mädchen wohne und er mich nicht ins Unglück stürzen wolle; und wie ich dann so dachte, das sei nun der Goethe, von dem die Leute einst behaupten würden, er sei gar nicht eine Person, sondern er bestehe aus mehreren kleinen Goethiden — da wäre ich wohl recht toll gewesen, wenn mich die Zeit gereut hätte. Heute, 24. Mai, soll ich ihm Sachen von Bach, Haydn und Mozart vorspielen und ihn dann so weiter führen bis jetzt — wie er sagte.

346. (2828.) Mai 21./25. F. Mendelssohn-Bartholdy.

Gestern, 24. Mai, abend war ich in einer Gesellschaft bei Goethe und spielte den ganzen Abend allein: Konzertstück, Aufforderung, Polonäse in C von Weber, drei

welsche Stück, schottische Sonate. Um zehn war es aus, ich blieb aber natürlich unter dummem Zeug, Tanzen, Singen usw. bis zwölf, lebe überhaupt ein Heidenleben. Der Alte geht immer um 9 Uhr auf sein Zimmer, und sowie er fort ist, tanzen wir auf den Bänken und sind noch nie vor Mitternacht auseinandergegangen.

Morgen wird mein Porträt, gezeichnet von Schmeller für Goethes Bildnissammlung, fertig; es wird eine große, schwarze, sehr ähnliche Kreidezeichnung, aber ich sehe sehr brummig aus. Goethe ist so freundlich und liebevoll mit mir, daß ich's gar nicht zu danken und zu verdienen weiß. Vormittags muß ich ihm ein Stündchen Klavier vorspielen von allen verschiedenen großen Komponisten nach der Zeitfolge und muß ihm erzählen, wie sie die Sache weitergebracht hätten, und dazu sitzt er in einer dunkeln Ecke wie ein Jupiter tonans und blitzt mit den alten Augen. An den Beethoven wollte er gar nicht heran; ich sagte ihm aber, ich könne ihm nicht helfen, und spielte ihm nun das erste Stück der C-moll-Symphonie vor. Das berührte ihn ganz seltsam. Er sagte erst: Das bewegt aber gar nichts, das macht nur staunen; das ist grandios! Und dann brummte er so weiter und fing nach langer Zeit wieder an: Das ist sehr groß, ganz toll! Man möchte sich fürchten, das Haus fiele ein. Und wenn das nun alle die Menschen zusammen spielen! — Und bei Tische, mitten in einem anderen Gespräch, fing er wieder damit an.

Daß ich nun alle Tage bei ihm esse, wißt ihr schon. Da frägt er mich denn sehr genau aus und wird nach Tische immer so munter und mitteilend, daß wir meistens noch über eine Stunde allein im Zimmer sitzen bleiben, wo er ganz ununterbrochen spricht. Das ist eine einzige Freude, wie er einmal mir Kupferstiche holt und erklärt, oder über Hernani und Lamartines Elegien urteilt, oder über Theater, oder über hübsche Mädchen. Abends hat er schon mehreremal Leute gebeten, was jetzt bei ihm die höchste Seltenheit ist, so daß die meisten Gäste ihn seit

langem nicht gesehen hatten. Dann muß ich viel spielen, und er macht mir vor den Leuten Komplimente, wobei ‚ganz stupend' sein Lieblingswort ist. Heute hat er mir eine Menge Schönheiten von Weimar zusammengebeten, weil ich doch auch mit den jungen Leuten leben müsse. Komm ich dann in solcher Gesellschaft an ihn heran, so sagt er: Meine Seele! du mußt zu den Frauen hingehen und da recht schön tun.

Ich habe übrigens viel Lebensart und ließ gestern fragen, ob ich doch nicht vielleicht zu oft käme. Da brummte er aber Ottilie an, die es bestellte und sagte: er müsse erst ordentlich anfangen mit mir zu sprechen; denn ich sei über meine Sache so klar, und da müsse er ja vieles von mir lernen. Ich wurde noch einmal so lang, als Ottilie mir das wiedersagte, und da er mir's gestern gar selbst wiederholte und meinte, es sei ihm noch vieles auf dem Herzen, über das ich ihn aufklären müsse, so sagte ich: O ja! und dachte: es soll mir eine unvergeßliche Ehre sein.

347. (2848.) 1830. August 2. Soret.

Beunruhigende Nachrichten aus Paris; ich hatte ihretwegen ein komisches Mißverständnis mit Goethe. Ich mache ihm Besuch im Lauf des Nachmittags: Nun! ruft er, was denken Sie von dieser großen Geschichte? Jetzt ist alles in Brand, das ist keine Angelegenheit mit Ausschluß der Öffentlichkeit, der Vulkan ist ausgebrochen! — Die Sache ist schrecklich, antwortete ich; eine so jammervolle Familie gibt wenig Hoffnung; da sie sich auf ein so jammervolles Ministerium stützt, wird man sie schließlich wegjagen.

Aber ich rede nicht von diesen Leuten, was kümmern die mich! Es handelt sich um den großen Streit zwischen Cuvier und Geoffroy! — Bei dieser unerwarteten Aufklärung stand ich verdutzt da und brauchte einige Minuten, um mich damit abzufinden, mit wenig Anteilnahme

lange Einzelheiten über eine wissenschaftliche Angelegenheit anzuhören, die in meinen Augen ziemlich gleichgültig ist neben den großen Fragen, die sich aufrollen werden. Seit zwei Wochen hat er nichts anderes im Kopf als Cuvier und Geoffroy, er spricht mit jedermann über sie und beschäftigt sich mit der Abfassung einer Arbeit über diesen Gegenstand, den ich vielleicht für die Bibliothèque Universelle übersetzen werde.

Der Streit der beiden großen Naturforscher bezog sich auf die Frage der Entstehung der Arten.

348. (2875.) 1830. November 10. F. v. Müller an F. Rochlitz.

Sein Sohn ist zu Rom am 27. Oktober plötzlich durch einen Schlagfluß hinweggerafft worden.

Sie können leicht ermessen, welche bittere Aufgabe es für mich war, solche Schreckenskunde dem ehrwürdigen Vater beizubringen! Doch er empfing sie mit großer Fassung und Ergebung. Non ignoravi, me mortalem genuisse!* rief er aus, als seine Augen sich mit Tränen füllten.

349. (2901.) 1830. Dezember 12. Soret.

Vorgestern kam ich aus Genf zurück; ich schrieb gestern einen Brief an Goethe, in dem ich auf unsern doppelten Verlust anspielte**. Heute hat er mich sehr freundschaftlich empfangen, weder von seinem Sohn noch von meinem Vater gesprochen, aber er zeigte sich zärtlich gegen mich und sagte, wenn er zu mir sprach: mein Sohn; das ist die einzige Antwort, die er auf meinen Brief gegeben hat, die einzige, die ich wünschte.

350. (2881.) 1829/1830. Eckermann.

Bei Überreichung des Anfangs vom zweiten Teile des Faust sagte Goethe zu Eckermann:

---

* Mir war nicht unbekannt, einen Sterblichen gezeucht zu haben.

** Während Soret vom Oktober bis Dezember in Genf verweilte, war sein Vater gestorben.

Hier also der Anfang! Da Sie mich kennen, so werden Sie nicht überrascht sein, ganz in meiner bisherigen milden Art! es ist, als wäre alles in den Mantel der Versöhnung eingehüllt. Wenn man bedenkt, welche Greuel beim Schluß des zweiten Aktes auf Gretchen einstürmten und rückwirkend Fausts ganze Seele erschüttern mußten, so konnt' ich mir nicht anders helfen, als den Helden, wie ich's getan, völlig zu paralysieren und als vernichtet zu betrachten, und aus solchem scheinbaren Tode ein neues Leben anzuzünden. Ich mußte hiebei eine Zuflucht zu wohltätigen, mächtigen Geistern nehmen, wie sie uns in der Gestalt und im Wesen von Elfen überliefert sind. Es ist alles Mitleid und das tiefste Erbarmen. Da wird kein Gericht gehalten, und da ist keine Frage, ob er es verdient oder nicht verdient habe, wie es etwa von Menschenrichtern geschehen könnte. Bei den Elfen kommen solche Dinge nicht in Erwägung. Ihnen ist es gleich, ob er ein Heiliger oder ein Böser, in Sünde Versunkener ist, ob er heilig, ob er böse, jammert sie der Unglücksmann, und so fahren sie in versöhnender Weise beschwichtigend fort und haben nichts Höheres im Sinne, als ihn durch einen kräftigen, tiefen Schlummer die Greuel der verlebten Vergangenheit vergessen zu machen: Erst badet ihn im Tau aus Lethes Flut.

351. (2941.) 1831. März 22. J. G. Stickel.

Johann Gustav Stickel (1805—96), hervorragender Kenner der orientalischen Sprachen.

Gerade an demselben Monatstage, an welchem ein Jahr später der größte Dichtergeist unseres Volkes dieser Erde entschwebte, am 22. März 1831, war ich bei Goethe, indem ich, wieder nach damaliger Sitte, mich als neuernannten außerordentlichen Professor der Theologie dem Herrn Staatsminister glaubte vorstellen zu müssen. Auf meine Anmeldung brachte der Bediente die Antwort: Se. Exzellenz sei zwar unwohl, ich möge aber heraufkommen.

Ich wurde in das etwas enge Gemach geleitet, welches nach dem Garten hinausgeht. Das Meublement mit dem Schreibtisch und dem Bücherregale darauf, das eine einzige Bücherreihe enthielt, war in hohem Grade einfach ausgestattet. Goethe saß seitwärts davon auf einem Stuhl und hatte das leidende Bein gerade ausgestreckt über einem zweiten Stuhl ruhend.

Meine leider allzu kurze Aufzeichnung aus jener Zeit lautet unter dem angeführten Datum folgendermaßen: Eine lange Zeit bei Goethe zugebracht; in seiner Studierstube saß er, an einem bösen Fuß leidend. Er belobte die Weise, wie ich meine Wissenschaft trieb, und gab mir zum Abschied die Hand. Die letztere Erklärung der Siegelinschrift hatte ihm zugesagt.

Das Nähere ist mir von diesem letzten Beisammensein in guter Erinnerung geblieben. Die Unterhaltung bezog sich nämlich zunächst auf meine akademischen Vorlesungen, über deren Erfolg er mich befragte. Ich durfte berichten, daß mein Auditorium in den exegetischen Vorträgen gewöhnlich mit sechzig Zuhörern gefüllt sei, und daß ich mich bemühe, nach drei Gesichtspunkten das Alte Testament zu erläutern: zuerst durch genaue grammatisch-historische Interpretation des hebräischen Textes, dann den religiösen, theologischen Gehalt der einzelnen Stellen erörternd, und endlich Sach- und Gedankenparallelen aus den verwandten Literaturkreisen des Orients heranziehend; dieses, um den jungen Theologen einen freieren, weiteren Blick über den engbeschränkten Horizont nur ihrer Fachstudien hinaus zu gewähren.

Die Unterhaltung wendete sich dann auf den West-östlichen Diwan, über dessen Entstehung Goethe mitteilte: es seien Mißhelligkeiten eingetreten, die ihn zu dem Entschluß gebracht hätten, in ein fernes Land zu ziehen; so habe er sich nach Jena begeben und jene Schrift zubereitet. Er erzählte, daß er sich in seiner Jugend auch mit dem Hebräischen und ein wenig mit Arabisch beschäftigt habe.

Als ich dann meiner Bewunderung Ausdruck gab, wie vortrefflich und mustergültig seine Übersetzung des arabischen Heldengedichtes im Diwan sei, richtete sich sein Haupt empor; obwohl sitzend, war es doch, als ob seine Gestalt größer und größer würde; in majestätischer Hoheit, wie ein olympischer Zeus, hob er an:

Unter dem Felsen am Wege
Erschlagen liegt er,
In dessen Blut
Kein Tau herabträuft. —

Mittags begannen wir Jünglinge
Den feindseligen Zug,
Zogen die Nacht hindurch,
Wie schwebende Wolken ohne Ruh.

Jeder war ein Schwert
Schwertumgürtet;
Aus der Scheide gerissen
Ein glänzender Blitz.

Sie schlürften die Geister des Schlafes,
Aber wie sie mit den Köpfen nickten,
Schlugen wir sie
Und sie waren dahin!

Während er diese Strophen mit volltönender Stimme rezitierte, — für einen Greis in seinen Jahren welch bewundernswürdig treues Gedächtnis! — war es, als ob sie sich ihm, wie einem von poetischen Raptus Ergriffenen, neu erzeugten; seine Augen waren groß und weit geöffnet, Blitze schienen aus ihnen hervorzusprühen. — Der Eindruck war in Wahrheit überwältigend und wird mir, so lange ich atme, unvergeßlich bleiben.

Nachher bat er mich noch, ihm von Zeit zu Zeit etwas über meine Studien und Forschungen mitzuteilen.

352. (2990.) 1831. August. Eckermann.

Den noch fehlenden vierten Akt von Faust, zweiter Teil vollendete Goethe darauf in den nächsten Wochen, nach dem 6. Juni, so daß im August der ganze zweite

Teil geheftet und vollkommen fertig dalag. Dieses Ziel, wonach er so lange gestrebt, endlich erreicht zu haben, machte Goethe überaus glücklich. Mein ferneres Leben, sagte er, kann ich nunmehr als ein reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa tue.

353. (3011.) Eckermann.

Der zweite Teil von Goethes Faust ist meistens zu einer Zeit geschrieben, in der ich selber in Weimar anwesend war und im täglichen Verkehr mit Goethe mich sehr wohl als Augenzeuge betrachten darf. Die Periode des Niederschreibens dieser Dichtung fällt hauptsächlich in das Jahr 1823, in welchem ich nach Weimar kam, und setzt sich fort bis in den März 1832, wo der Faust abgeschlossen dalag und Goethe ihn als vollendet ansehen konnte. Es war das letzte Werk, was Goethe geschrieben und das den Stempel der hohen Weisheit seines Alters trägt. Die Anfänge gehen noch bis zu Schillers Zeiten zurück und Goethe rühmte noch spät, daß ihm das Glück zuteil geworden, eine große Stelle der Helena Schillern noch vorlesen zu können.

Sowie nun Goethe das Glück anerkannte, seine Dichtung Schillern vorlesen zu können, so wird es in noch höherem Grade bei Schillern und jedem anderen der Fall gewesen sein, denn Goethe war der Mann dazu, sich als Vorlesender bewundern zu lassen, besonders in Dingen wie der Faust, welches als ein Stück seiner eigenen Seele zu betrachten ist. Schon der Ton seiner Stimme war im hohen Grade merkwürdig; bald wie ein Geliſpel, bald wie das Rollen eines Donners, durch alle denkbaren Naturlaute gehend und dann wieder ging sie plötzlich zu ganz anderen Dingen über, wie zum Beispiel bei dem Schnarchen der Greifen, welches er genau nachzuahmen versuchte, wobei gewöhnlich lauter garstige Töne zum Vorschein kamen, die gequetscht und mit sichtbarer Anstrengung aus der

Kehle sich vernehmen ließen; und da war es wiederum, wo er sich groß zeigte, wenn er in dem Ton der griechischen Tragödie mächtig erschütternde Dinge hervorbrachte. Am liebsten hörte man ihn jedoch, wenn seine Stimme durch keine Leidenschaftlichkeit gehoben, im ruhigen Gang der Rede dahin rollte, wie zum Beispiel in der Helena, wo das Geschrei der Kraniche zur Sprache kam, deren Getön von hoher Luft herab den zuhörenden Wanderer heraufzublicken anlockt.

So wie der Klang der Stimme eines Menschen zu seinen vorzüglichen Eigentümlichkeiten zu zählen ist, so ist seine Handschrift nicht weniger merkwürdig und zu beachten. Den ersten Teil des Faust schrieb Goethe, wie er mir vor Jahren erzählte, auf Postpapier; und zwar hütete er sich, darin die geringste Korrektur zu machen, so daß das Manuskript als ein Muster von Reinheit anzusehen war. Diese saubere Handschrift Goethes hat sich sein Lebelang erhalten. Ohne Pedanterie, ohne steif zu erscheinen, wie bei einem, der nach Akkuratesse strebt, und dann diesem Ziel ein solches Gepräge aufdrückt, daß man es jedem Worte ansieht: es ist darauf abgesehen, eine große Nettigkeit und Sauberkeit zu zeigen, und so wie man zu sagen pflegt, stets im Sonntagsanzug einherzugehen, weit entfernt von diesem, bewegte sich seine Handschrift durchaus frei und ungezwungen.

354. (3012.) Riemer.

G.: Der zweite Teil des Faust sollte und konnte nicht so fragmentarisch sein als der erste. Der Verstand hat mehr Forderungen daran als an den ersten, und in diesem Sinne mußte dem vernünftigen Leser entgegengearbeitet werden. Die Fabel mußte sich dem Ideellen nähern und zuletzt darein entfalten, die Behandlung aber des Dichters eigenen Weg nehmen. Es gab noch manche andere, herrliche, reale und phantastische Irrtümer, in welche der arme Mensch sich edler, würdiger, höher, als im ersten gemeinen

Teile geschieht, verlieren durfte. Die Behandlung mußte aus dem Spezifischen mehr in das Generische gehen; denn Spezifikation und Varietät gehören der Jugend an.

Tizian, der große Kolorist, malte im hohen Alter diejenigen Stoffe, die er früher so konkret nachzuahmen gewußt hatte, auch nur in Abstrakto, z. B. den Sammet, nur als Idee davon: eine Anekdote, die Goethe mir mehrmals mit Beziehung auf sich erzählte.

355. (2992.) 1831. August 25. F. Förster.

Am 27.* August waren wir wieder bei Goethe zu Mittag eingeladen, und die junge Frau von Goethe sagte uns, daß der Vater den folgenden Tag, als seinen Geburtstag, in Ilmenau zubringen werde, um den gutgemeinten, aber für ihn beschwerlichen Festlichkeiten und Gratulationen zu entgehen. Er war heute munterer, als die vorhergehenden Tage und die Tischgesellschaft beschränkte sich ebenfalls wieder nur auf fünf Personen. Irgendein Gericht, welches auf den Tisch kam, gab Veranlassung, die Damen über die Berliner Küche zu examinieren, und Goethe verweilte mit sichtbarem Wohlgefallen bei diesem Gespräch. Er rühmte, daß ihn sein Freund Zelter sehr gewissenhaft mit märkischen Rübchen versorge. Man spricht, sagte er, so oft davon, daß die Berliner Zeitungen so uninteressant wären; ich für meinen Teil vermeide, sie zu lesen, weil sie für mich zu großen Reiz haben; denn da gibt es ganze Seiten voll verführerischer Artikel, als da sind: Die großen Präsentaustern, großkörniger astrachanischer Kaviar, Delikatesheringe und was weiß ich alles; aber ich will mich wohl hüten, es zu verraten, denn sonst kommt mein heutiger Küchenzettel zu kurz dabei. — Selbst von den, damals durch die Kunsthandlung der Gebrüder Gropius verbreiteten Berliner Witzen in Zeichnungen war Goethe sehr genau unter-

* Das Datum jedenfalls irrig.

richtet. Mich freut es immer, sagte er, wenn ich wo auf Nationalität treffe, selbst auf eine rohe, wenn sie nur erfindungsreich ist. Die Berliner Sprachverderber sind doch auch zugleich die einzigen, in denen noch eine nationelle Sprachentwickelung bemerkbar ist, z. B. Butterkellertreppengefalle, das ist ein Wort, wie es Aristophanes nicht gewagter hätte bilden können; man fällt ja selbst mit hinunter, ohne auch nur eine Stufe zu verfehlen. Dabei muß ich aber doch auch noch die andere Bemerkung machen, daß das Berliner Theater das einzige in Deutschland ist, auf welchem sich eine allgemeine deutsche Sprache ausgebildet hat, so daß — ich spreche natürlich von den gebildeten Schauspielern — der Berliner, zumal in dem höheren Drama und Trauerspiel, auf jeder Bühne in Deutschland auftreten kann. Er sprach mit nicht zu verkennendem Interesse von der Zeit, in welcher er dem Theater in Weimar vorgestanden, wie man von solchem Puppenspiel nicht so leicht wieder loskomme, wobei er wiederum mit lebhaftem Erinnerungsvermögen und von seinem Puppentheater, welches er als Knabe geschenkt erhalten, erzählte. Er erkundigte sich mit Teilnahme nach dem Schauspieler Wolff und dessen Gattin. Sie sind mir zwar untreu geworden, sagte er, allein ich habe sie doch recht lieb. Wolff hatte nie daran gedacht, Schauspieler zu werden; er kam zu mir auf mein Zimmer als junger Kaufmann, er hatte etwas Einschmeichelndes in seinem Wesen. Ich bemerkte, von Wolff selbst gehört zu haben, daß Wilhelm Meister auf sein Schicksal den größten Einfluß gehabt habe. — Es ist mir sonderbar gegangen, sagte Goethe, wenn sich vordem ein melancholischer Liebhaber erschoß, mußte er durch Werther dazu verleitet worden sein, und wenn jetzt irgendein junger Theologe, anstatt auf die Kanzel zu gehen, sich auf die Bühne verirrt, so hat ihn Wilhelm Meister auf dem Gewissen. Als bemerkt wurde, daß Wolffs beliebteste Rollen Tasso und der standhafte Prinz wären, fügte er scherzend hinzu:

Ich glaube, am besten spielt er die eifersüchtigen Ehemänner. Überhaupt war Goethe heute ganz besonders zu Scherz und Neckerei aufgelegt, und die Schwiegertochter hatte wiederum viel wegen ihrer Vorliebe für die Engländer zu leiden. Nun hören Sie, sagte er, was meine Ottilie für sonderbare Protegés hat; gestern bittet sie mich angelegentlichst, einen jungen Engländer anzunehmen; es sei ein geistreicher, liebenswürdiger, sehr unterhaltender, lebhafter junger Mann. Da mußte ich, so ungern ich es tat, mich fügen. So willst du doch, dachte ich, einmal von dieser geistreichen, liebenswürdigen, lebhaften Unterhaltung profitieren und kein Wort sprechen. Der junge Mann wird mir gemeldet; ich trete zu ihm heraus, nötige ihn mit höflicher Pantomime zum Niedersetzen, er setzt sich, ich mich ihm gegenüber, er schweigt; ich schweige, wir schweigen beide; nach einer guten Viertelstunde, vielleicht auch nicht ganz so lange, steh' ich auf, er steht auf, ich empfehle mich wiederum pantomimisch, er tut dasselbe, und ich begleite ihn bis an die Tür. Nun schlug mir doch das Gewissen vor meiner guten Ottilie und ich denke: ohne irgendein Wort darfst du ihn wohl nicht entlassen. Ich zeige also auf Byrons Büste und sage: Dies ist die Büste des Lord Byron. — Ja, sagte er, er ist tot! — so schieden wir, und dies ist alles, was ich von diesem geistreichen, liebenswürdigen, lebhaften, gesprächigen Engländer erfahren habe. Goethe führte diesen Scherz noch immer weiter, und zwar mit einem so heiteren Humor, daß wir laut auflachen mußten. Gegen Ende der Tafel wurde alter Rheinwein gebracht; es ist mein Milchbruder, sagte er, Dreiundachtziger aus dem Rheingau, und da wir uns morgen nicht sehen, so wollen wir heute anstoßen. — Die Stimmung drohte etwas weich zu werden, deshalb bat ich um Erlaubnis, zu der klingenden Musik der Gläser ein paar Verse vortragen zu dürfen; Goethe erteilte sie und ich wundere mich nun heute erst über meine damalige Dreistigkeit; die kleine Gemeinde läutete

nun nochmals mit den Gläsern den Festtag ein; Goethe nahm mit einem freundlichen Händedruck das kleine Gedicht an und sagte: Sie haben mich öfters schon an diesem Tage bedacht, und das ist recht liebenswürdig von Ihnen.

356. (2994.) 1831. August 27. J. Ch. Mahr, Berginspektor in Ilmenau.

Am 26. August 1831 gegen Abend traf Goethe mit seinen beiden Enkeln und Bedienung im Gasthofe Zum Löwen hier in Ilmenau ein. Der reinste, von Wolken ungetrübte Himmel gewährte die trefflichste Witterung. Er hatte mir seine Ankunft gleich melden und mich, ihn zu besuchen, bitten lassen, doch kam ich erst spät abends aus dem Kammerberger Steinkohlenbergwerk nach Hause, also besuchte ich ihn am 27. morgens, wo er schon seit früh vier Uhr an seinem Tische beschäftigt war. Seine Freude war, wie er sagte, sehr groß, die hiesige Gegend, welche er seit dreißig Jahren nicht wieder besucht hatte, da er doch sonst so oft und so viel hier gewesen, wiederzusehen; seine beiden Enkel seien schon in Begleitung des Kammerdieners in die Berge gegangen und würden bis Mittag ausbleiben. Nach mehreren Erkundigungen, ob nicht wieder etwas in geognostischer Beziehung Merkwürdiges vorgekommen sei, fragte er dann: ob man wohl bequem zu Wagen auf den Gickelhahn fahren könne; er wünsche das auf dem Gickelhahn befindliche, ihm von früherer Zeit her sehr merkwürdige Jagdhäuschen zu sehen, und daß ich ihn auf dieser Fahrt begleiten möge. Also fuhren wir beim heitersten Wetter auf der Waldstraße über Gabelbach. Unterwegs ergötzte ihn der beim Chausseebau tief ausgehauene Melaphyrfels sowohl wegen seines merkwürdigen Vorkommens mitten im Feldsteinporphyr, als wegen des schönen Anblicks von der Straße aus. Weiterhin setzten ihn die, nach Anordnung des Oberforstrats König in den großherzoglichen Waldungen angelegten Alleen und geebneten Wege in ein freudiges Erstaunen,

indem er sie mit den früher äußerst schlechten, ihm sehr wohl bekannten Fahrstraßen auf den Wald verglich.

Ganz bequem waren wir so bis auf den höchsten Punkt des Gickelhahns gelangt, als er ausstieg, sich erst an der kostbaren Aussicht auf dem Rondel ergötzte, dann über die herrliche Waldung freute und dabei ausrief: Ach, hätte doch dieses Schöne mein guter Großherzog Karl August noch einmal sehen können! — Hierauf fragte er: Das kleine Waldhaus muß hier in der Nähe sein. Ich kann zu Fuß dahin gehen und die Chaise soll hier so lange warten, bis wir zurückkommen. Wirklich schritt er rüstig durch die auf der Kuppe des Berges ziemlich hochstehenden Heidelbeersträucher hindurch bis zu dem wohlbekannten, zweistöckigen Jagdhause, welches aus Zimmerholz und Bretterbeschlag besteht. Eine steile Treppe führt in den oberen Teil desselben; ich erbot mich, ihn zu führen, er aber lehnte es mit jugendlicher Munterkeit ab, ob er gleich tags darauf seinen zweiundachtzigsten Geburtstag feierte, mit den Worten: Glauben Sie ja nicht, daß ich die Treppe nicht steigen könnte; das geht mit mir noch recht sehr gut. Beim Eintritt in das obere Zimmer sagte er: Ich habe in früherer Zeit in dieser Stube mit meinem Bedienten im Sommer acht Tage gewohnt und damals einen kleinen Vers hier an die Wand geschrieben. Wohl möchte ich diesen Vers nochmals sehen, und wenn der Tag darunter bemerkt ist, an welchem es geschehen, so haben Sie die Güte, mir solchen aufzuzeichnen. Sogleich führte ich ihn an das südliche Fenster der Stube, an welchem links mit Bleistift geschrieben steht:

Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

D. 7. September 1780. Goethe.

Goethe überlas diese wenigen Verse, und Tränen flossen über seine Wangen. Ganz langsam zog er sein schneeweißes Taschentuch aus seinem dunkelbraunen Tuchrock, trocknete sich die Tränen und sprach in sanftem, wehmütigem Ton: Ja: warte nur, balde ruhest du auch! schwieg eine halbe Minute, sah nochmals durch das Fenster in den düstern Fichtenwald und wendete sich darauf zu mir mit den Worten: Nun wollen wir wieder gehen!

Ich bot ihm auf der steilen Treppe meine Hilfe an, doch erwiderte er: Glauben Sie, daß ich diese Treppe nicht hinabsteigen könnte? Das geht noch sehr gut! Aber gehen Sie voraus, damit ich nicht hinuntersehen kann. Wieder erwähnte er in dieser wehmütigen Stimmung den Verlust seines guten Großherzogs Karl August.

Auf dem Rückwege nach der Allee, wo der Wagen wartete, fragte er, ob auf der Kuppe des Gickelhahns auch das Vorkommen des verschmolzenen Quarzes, wie auf der Hohen Tanne bei Stützerbach stattfinde, worauf ich erwiderte, daß derselbe sehr zerklüftete bleiche Quarzporphyr ebenso wie dort auf jener Höhe vorkomme und solches fast allen höchsten Punkten des nordwestlichen Teiles des Thüringer Waldes eigentümlich sei. Er sagte darauf: Dies ist eine sonderbare und merkwürdige Erscheinung und kann vielleicht künftig zu bedeutenderen Schlüssen in der Geognosie Veranlassung geben. Wir sind überhaupt bloß da, um die Natur zu beobachten; erfinden können wir in derselben nichts. Daher können auch die meteorologischen Beobachtungen, wenn solche unermüdet fortgesetzt werden, gewiß noch zu bedeutenden Resultaten führen. — Beim Wagen angelangt, ergötzte er sich nochmals an der herrlichen Aussicht und der köstlichen Umgebung, deren Anblick bei so reinem Himmel ein besonders günstiger war, setzte sich wieder in den Wagen und nötigte mich, mich zu ihm zu setzen. So begleitete ich ihn wieder bis in den Gasthof Zum Löwen, auf welchem Wege mir noch manche köstliche Belehrung in seiner Kraftsprache zuteil wurde.

Bei seiner Ankunft waren die beiden Enkel bereits aus dem Gebirge zurückgekehrt. Goethe unterhielt sich mit ihnen über das, was sie gesehen, und hatte eine innige Freude an ihren Antworten und bisweilen wirklich recht scharfsinnigen Bemerkungen.

Es war zwei Uhr, und ich mußte zur Tafel bei ihm bleiben, wo die Gespräche fortgesetzt und von den beiden Enkeln die abenteuerlichen Wege durch die Fichtenwälder, da sie bisweilen die steilsten Abhänge hinauf und hinuntergegangen waren, sehr malerisch geschildert wurden. Der erhabene Apapa (so nannten ihn seine Enkel) hatte seine herzliche Freude darüber, wie seine freundlichen Gesichtszüge verrieten.

Nachmittags war der Geheime Rat und Oberjägermeister von Fritsch eingetroffen, da er in Weimar vernommen hatte, daß Goethe hierher gereist sei, um seinen Geburtstag hier zu feiern, zu welchem Tage er ihn zur Tafel lud.

357. (3031.) Etwa 1831. Jenny v. Pappenheim.

Unvergeßlich ist mir die liebste Erinnerung an Goethe. Ich war mit Ottilie an einem schönen Frühlingstage zu Fuß nach Tiefurt gegangen. Lange hatten wir auf dem stillen friedlichen Platz neben dem Pavillon gesessen: der Vormittag war verstrichen und wir gingen durch den Park nach der oberen Chaussee. Dort hielt ein Wagen; Goethe stieg aus, umfaßte jede von uns mit einem Arm und führte uns zurück nach der Ilm, lebhaft von Tiefurts Glanzzeit und der Herzogin Amalia erzählend. An einem länglich viereckigen Platz, von alten Bäumen umgeben, blieb er stehen; es war der Teeplatz der edlen Fürstin. Etwas weiter zeigte er uns die Stellen, für die er Die Fischerin geschrieben hatte und wo sie aufgeführt worden war. So weich und mild sah ich ihn nie; der ganze Tag war so harmonisch. Langsam stiegen wir den Berg hinauf, wo der Wagen hielt und fuhren zusammen nach Weimar zurück. Vor Goethes Haustür stand ein kleiner

Knabe, der Pfefferkuchen feil bot; Goethe nahm ein Herz, über dem zwei Täubchen einträchtig saßen, schenkte es mir und lud mich noch zu Mittag ein, was Friedrich rasch meinen Eltern kund tun mußte. Nach Tisch holte er seinen Faust, an dessen zweitem Teil er noch arbeitete und aus dem er Ottilie vorlas. Jetzt durfte ich ihm lauschen; ich hätte es ewig tun mögen, nie den Platz zu seinen Füßen zu verlassen brauchen. Es dämmerte, als ich gehen mußte. Die Hand, die er mir reichte, zog ich dankbar und ehrfurchtsvoll an die Lippen. Er sah wohl, welch einen Eindruck ich mit mir nahm und sagte noch, als ich mit Ottilien an der Tür stand: Ja, ja, Kind! Da habe ich viel hineingeheimnist.

Anmutig war eine Stunde in Goethes Hausgarten, wo ich mit Ottilie einem Menschenschädel, den wir am Zaun gefunden hatten, würdigere Ruhe unter einem Baum bereitete. Goethe hatte uns von seinem Arbeitszimmer im sonnigen Garten gesehen, kam herunter und sagte: Ihr Frauenzimmerchen verklärt auch noch den Tod. Wir hofften den Gedanken gedichtet zu bekommen, aber es blieb bei der schönen Prosa.

Ein andermal überfielen wir, eine Schar übermütiger Mädchen, den Dichter zur Abendzeit in seinem Gartenhaus. Wir kamen von Tiefurt und brachten ihm eine Menge Frühlingsblumen. Dabei hatte eine von uns, Fräulein von Münchhausen, das Unglück, den Gipsabguß einer Venus umzustoßen. Wir wurden blaß vor Schreck, einen Zornesausbruch erwartend; die Sünderin selbst brach in Tränen aus. Ein sonniges Leuchten flog jedoch über seine Züge; er drohte mit dem Finger und meinte: Ei, ei! wer wird um die Tote weinen, wo Venus so viel lebende Vertreterinnen hat!

358. (3045.) 1832. Februar 17. Soret.

Heute gegen fünf Uhr fand ich Goethe allein vor dem Tisch, an dem er gegessen hatte, wie er, nach seiner

Gewohnheit, seine Flasche Wein austrank, er war noch nicht schläfrig, so daß die Unterhaltung ziemlich belebt war; er hatte um sich Schachteln mit ausgestanzten Scheiben in allen Farben, was ein Einfall Eckermanns war, um optische Versuche zu machen und die von der Umdrehung verursachte Mischung zu versuchen. Das ist ein Spaß zwischen dem Doktor und Se. Exzellenz. Ich gehöre zum mindesten zu der Gruppe der Verdächtigen, weil ich, ohne Newtonianer zu sein, doch nicht die ganze Lehre Goethes als Evangelium angenommen habe; er vermeidet gewöhnlich das Gespräch über diesen Gegenstand und ich werde von ihm behandelt, wie die Ultras oder die Jakobiner die Mittelpartei behandeln. Er hat seine Ringe und Schachteln rasch eingepackt, als er mich sah, und statt einer schwachen Unterhaltung über Physik hatte ich das Glück, sehr interessante Dinge über Onkel Dumont* zu hören.

Das in England gemachte Bild, das ich ihm vor einiger Zeit geschickt hatte, hat ihn sehr beschäftigt; er fand an ihm, sagte er, beim ersten Anblick den Ausdruck abstoßend, was daran liegen muß, daß die Züge zu kraftvoll vom Künstler gestochen sind, aber am Ende verschwinden die Härten der Einzelheiten, je länger man den Kopf betrachtet, und aus dem dunklen Grund tritt ein Ausdruck von Ruhe, Güte, Feinheit hervor, der die Seele stärkt, dem Geist wohltut, und den nützlichen, wohlwollenden, klugen Mann erkennen läßt. Das sind Goethes eigene Worte über diesen Gegenstand; es macht mir Freude, diese wertvollen Worte aus meinem Tagebuch abschreiben zu können; sie machen zwei hervorragenden Männern Ehre, und sind besonders in Goethes Mund bemerkenswert, der von meinem Onkel immer nur mit

* Pierre Etieme Louis Dumont (1759—1828), ein Verwandter Sorets, schweizerischer Gelehrter, der längere Zeit in England und Frankreich gewirkt hatte.

einem Gefühl der Achtung und Ehrfurcht vor seinem Charakter mit mir gesprochen hat.

Er hat dann das Kapitel der Lebenserinnerungen Dumonts angeschnitten, und ohne von mir dahin geführt zu werden, hat er sich sehr über die französischen Zeitungen lustig gemacht, die dieses Buch angreifen, weil mein Onkel darin die tiefe Kunst enthüllt, mit der Mirabeau die verborgenen Talente verwandte und sie sich zueigen zu machen verstand. Die Franzosen wollen, daß Mirabeau ihr Herkules ist und sie haben recht damit, aber sie vergessen, daß ein Riese (Koloß) aus Stücken zusammengesetzt, daß Herkules selbst ein Sammelwesen ist. Das größte Genie käme nicht weit, wenn es sich darauf versteifte, alles aus seiner eigenen Tiefe zu schöpfen. Was ist das Genie, wenn man ihm die Fähigkeit nimmt, alles zu benutzen, was ihm auffällt, von hier den Marmor und von dort das Erz zu nehmen, um sein Gebäude aufzurichten? Wenn man mir nicht sagte, daß Mirabeau es verstand, sich die guten Ideen seiner Umgebung zunutze zu machen, würde ich kaum an die Geschichte seines Einflusses glauben. Der eigenartigste junge Maler, der denkt, alles seiner eignen Einbildungskraft zu verdanken, wird (wenn er Genie hat) nicht in dieses Zimmer eintreten und die Zeichnungen, die die Wände bedecken, ansehen können, ohne ganz anders fortzugehen, als er gekommen ist, mit einem reicheren Vorrat von Gedanken. Was bin ich selbst? was habe ich getan? Ich habe alles, was ich gesehen, gehört, beobachtet habe, gesammelt und verwertet. Meine Werke haben von tausend verschiedenen Personen Nahrung gezogen; Unwissende und Weise, geistvolle Männer und Dummköpfe, die Kindheit, das reife Alter, das Greisenalter, alle kamen und boten mir ihre Gedanken, Fähigkeiten, ihre Hoffnung, ihre Art zu sein, an; ich habe oft geerntet, wo andere gesät hatten, mein Werk ist das eines Sammelwesens und es trägt den Namen Goethe. So war in seiner Art Mirabeau; er besaß das Genie des Volksredners, das

Genie des Erntens, der Beobachtung; er fand das Talent heraus und das Talent hing ihm an: er benutzte alles, was gut war, ohne daß er nötig hatte, seine Quellen zu nennen, und seine große Kunst war, um sich eine große Anzahl ausgezeichneter Hilfskräfte zu beleben. Herr Dumont befand sich in der Lage, eins der wesentlichsten zu sein; es ist kein Blatt in den Erinnerungen, das mir nicht gerade die Geistesgröße Mirabeaus von der Seite, deren Wahrheit die Zeitungsschreiber am meisten bestreiten, bewiese; alberne Menschen, die es machen wie unsere heutigen deutschen Philosophen, die sich vorstellen, daß sie, wenn sie dreißig ganze Jahre in ihren Arbeitsstuben eingesperrt bleiben, ohne die Welt zu beobachten, nur damit beschäftigt, die Gedanken, die sie aus sich selbst geschöpft haben, wiederzukäuen, da eine unerschöpfliche Quelle großer, eigenartiger und nützlicher Anregungen zu finden; es sind nur unklare Träumereien. Ich war so töricht, mich lange Zeit darum zu grämen, sagte Goethe zum Schluß, daß es mir erlaubt sein kann, auf meine alten Tage darüber zu lachen. Das ist die Zusammenfassung alles dessen, was er mir über diesen Gegenstand gesagt hat, mit noch lebhafteren Zügen, das ich bedaure, nicht alles frisch in meinem Gedächtnis behalten zu haben, man hätte es auf der Stelle aufschreiben müssen. Ich förderte die Unterhaltung durch einige Bemerkungen, die die seinen bestätigten, die ich aber vorgezogen habe, in diesem Auszug, der aus dem Gedächtnis gemacht ist, ganz zu opfern und mir eine ganz unbeteiligte Rolle zu geben, um die Treue der Darstellung zu erhöhen.

Goethe sprach dann von seinem Sohne, von seinen Reisen, seinem Leichtsinn, seinem Tod, mit Einzelheiten voll Vertrauen, Ungezwungenheit, Philosophie, die mich ebensosehr überrascht wie interessiert haben.

Er kommt nicht gern auf Gedanken zurück, die ihn betrüben und spricht selten von dem Verlust, den er erlitten hat. Heute sah er die Sache vom tröstlichen Stand-

punkt aus; er gefiel sich darin, zu sagen, daß der Verstorbene das Leben vor seinem Tode genossen, und seine Reise durch viele Beobachtungen, die er in einem interessanten Tagebuch aufgezeichnet, nutzbar gemacht hätte. Man müßte Gegenstände berühren, die zu weit in das Privatleben eingreifen, um diesen Teil der Unterhaltung wiederzugeben; ich verzichte lieber darauf, aber ich fühlte mich geschmeichelt dadurch, als von einem Beweis von Goethes Vertrauen und Freundschaft.

359. (3054.) 1832. März 11. C. W. Coudray.

Clem. Wenzesl. Coudray (1775—1845), Oberbaudirektor in Weimar seit 1815, gehörte zu den intimsten Hausfreunden Goethes, hat aber leider nur wenige Aufzeichnungen über seine Unterredungen mit Goethe hinterlassen.

Den (10.) März ward mir zum letztenmal die Freude, einige Abendstunden mit Goethe in traulicher Unterhaltung zu verleben, wie dieses seit vielen Jahren wöchentlich einauch zweimal zu geschehen pflegte. Bei diesen Besuchen hatte er gewöhnlich die Güte, die aus dem Gebiete der Kunst und Technik eingegangenen Novitäten mir zur Ansicht mitzuteilen, und bot sich somit nicht selten Stoff zu einer höchst interessanten und für mich belehrenden Unterhaltung dar; oder er ließ sich auch gerne von meiner Geschäftstätigkeit erzählen, wo er dann an jedem Unternehmen von einiger Wichtigkeit lebhaften Anteil nahm. Bei Durchsicht der Risse, die ich ihm von allen unsern größeren Bauten zu zeigen pflegte, forschte er jedesmal zunächst nach dem vorliegenden Zweck, und dann ließ er sich erklären, wie wir solchen mit den vorhandenen Mitteln zu erreichen gesucht. Diese seine rege Teilnahme erstreckte sich aber nicht allein auf die Werke der schönen Baukunst, nein, alles Gemeinnützige umfaßte er mit gleicher Wärme, daher denn auch unsre neuen Chaussee-Anlagen ihn sehr interessierten. Noch neuerlich ließ er sich die Risse der dermalen im Bau begriffenen Kunststraße von Weimar über Blankenhain nach Rudolstadt mitteilen, und versprach

er, nächstens von dem ihm lieben Berka aus unsern Bauplatz ohnweit Blankenhain zu besuchen, wo mit Beseitigung großer Lokalschwierigkeiten im eigentlichen Sinne des Wortes ein Kunststraßenbau ausgeführt und zur Verbindung zweier Anhöhen in einer Länge von dreihundert Fuß ein in der Mitte sechsunddreißig Fuß hoher Erddamm aufgetrieben wird.

Seinem Verlangen gemäß hatte ich an diesem Abend einen kleinen Kegel von Holz mitgebracht, der sich zerlegen läßt, so daß die durch die fünf Schnitte entstehenden Figuren: das Dreieck, der Zirkel, die Ellipse, die Parabel und Hyperbel, anschaulich werden. Ich mußte ihm erklären, wie diese Kurven mittels Projektionen in Grund- und Aufrissen dargestellt werden, wobei er bemerkte, daß er sich in früherer Zeit zwar nicht viel mit Mathematik, jedoch mit der Reißkunst gerne beschäftigt habe. Besondere Teilnahme schenkte er daher auch den ohnlängst ausgestellten Arbeiten der Zöglinge in unsrer Gewerkschule und erfreute mich mit Zusendung eines ansehnlichen Geschenkes im Namen der Frau Großherzogin Kaiserlichen Hoheit zum Ankauf von Vorbildern, Reißzeugen und Zeichen-Materialien als Prämien für die verdientesten Schüler.

Nach dem vorgedachten Modell meines Kegels verlangte Goethe, daß ich ihm einen ähnlichen verfertigen lassen möchte, jedoch sollte dessen Basis das Doppelte seiner Höhe erhalten, so daß er nicht in einen spitzen, sondern in einen rechten Winkel auslaufe; wobei er äußerte, daß er diesen Kegel so für seine Zwecke brauche.

360. (3057.) 1832. März 14. F. Werner an Ch. G. Frege.

Friedrich Werner (1783—1841), Opernsänger, früher in Weimar, war vermählt mit einer Tochter von Christiane Neumann (Euphrosyne), sein Sohn Karl (1804—94), der berühmte Aquarellmaler, war also der Enkel dieser früh verstorbenen, Goethe nahestehenden Künstlerin (vgl. Nr. 89).

Ich kann den heutigen Tag nicht würdiger beschließen, als Ihnen Nachricht von einem für mich und meinen Sohn wichtigen Ereignis zu geben. Wir erhielten heute morgen die Anzeige, daß Goethe uns um 12 Uhr heute empfangen wolle. Mit welchen Empfindungen ich das Haus wieder betrat, wie freundlich mir das Salve an der Schwelle des Zimmers entgegenleuchtete, in welchem ich seit fünfundzwanzig Jahren (so lange ist es, daß ich das Weimarische Hoftheater verlassen) nicht wieder gewesen war, können Sie sich denken. Seine ehrwürdige Gestalt erschien, mit freundlicher Würde empfing er mich, und mit sichtlichem Wohlgefallen nahm er den Enkel seiner von ihm durch Gedicht und Denkmal verewigten Lieblingsschülerin Christiane Neumann, nachmalige Becker, auf. Nachdem er sich in Kenntnis gesetzt, daß Karl seine reinen architektonischen Studien in Leipzig unter des würdigen Schnorr von Carolsfeld Leitung begonnen, hierauf sich seit vier Jahren in München der Architekturmalerei gewidmet hatte, betrachtete er das auf der Staffelei aufgestellte Ölgemälde, den Brückenturm von Prag, für den Baron Rothschild in Wien bestimmt, mit Aufmerksamkeit. Ach, das ist heitre blaue Luft; Sie vermeiden das Düstere, Nächtliche der modernen Schule. Er ließ sich sein Vergrößerungsglas geben, um die architektonischen Verzierungen genau betrachten zu können. Malen Sie mit der Brille? Karl verneinte. Da können Sie von Glück sagen. — Viele gut ausgeführte Staffage, gut gestellte Figuren in ihrer Landestracht! Das Ganze macht einen freundlichen Eindruck, ein Bild des heitern Lebens. Recht gut! Recht gut! Anbei ein zweites Gemälde: Inneres einer zerfallenen Wallfahrtskirche in Tirol; herannahendes Gewitter, einige davonfliegende Vögel, ein Rabe auf dem dürren Zweige einer Tanne sitzend, im Vordergrund ein kleiner See, in welchem sich die noch hell beleuchtete Ruine und die nahen Hochgebirge spiegeln. — Gar keine Staffage! Gut, sehr gut! Bei einem Gegenstande dieser Art mag man sich

gern ungestört der Betrachtung hingeben. Ist es treu, oder hat die Phantasie manches hinzugefügt? Ganz treu — war die Antwort. — Um so interessanter. — Nun nahm er die Mappe mit Aquarellen und Studien vor und setzte sich. Das Innere einer Trinkhalle im Schlosse des Grafen Törring-Seefeld bei München sprach ihn sehr an; er rühmte die richtigen Verhältnisse der Zeichnung, die interessante Beleuchtung, und vernahm mit Vergnügen, daß der Besitzer besorgt sei, alles in gutem und brauchbarem Stande zu erhalten, auch rücksichtlich der alten Möbel, der Hirschgeweihe an den Wänden usw. und ergötzte sich an dem behaglichen Aussehen des alten Kastellans, der einzigen Figur im ganzen Bilde. Man erwirbt sich ein Verdienst, diese Überreste der alten Zeit zu zeichnen und auf diese Weise zu erhalten, die man mit einem beispiellosen Leichtsinn von allen Seiten zugrunde gehen läßt. Einen umgestürzten Baum in einer Studie verglich er mit einem hingestreckten Rittersmann. Im Höllental erschienen ihm die spitzen Felsblöcke wie große Elefantenzähne. Als er die Naturstudie zu der obenerwähnten Wallfahrtskirche sah, rief er: Ach! und stellte sich sogleich mit fast jugendlicher Schnelle vor die Staffelei. So muß es sein! Sehen Sie: auf der Skizze ist der Sonnenschein hinter der Ruine auch auf der linken Seite fortgeführt und verbindet beide Teile innig miteinander. Wenn Sie dieses Licht auch auf dem Bilde so fortführen, was mit wenig Mühe geschehen kann, so verschwindet das gewissermaßen Trennende, und das Bild macht ein wohlverbundenes effektvolles Ganzes. Bei und nach der Beschauung der übrigen architektonischen und landschaftlichen Studien äußerte er sich folgendermaßen: Sie haben sich den Charakter und die Eigentümlichkeiten der alten Architektur sehr zu eigen gemacht; die Art und Weise der Auffassung ist lobenswert. Sie haben viel gearbeitet und fleißig gearbeitet, und was mich vorzüglich freut: Ihre Studien sind in einem so guten Zustande, so nett erhalten, wie es nicht immer der Fall ist. — Bei

Erwähnung des Reiseplans nach Italien klopfte er auf die Mappe und sagte: Sie haben tüchtige Pässe bei sich. Hierauf sagte er zu meinem Sohn: Sie lassen mir Ihre Arbeiten einige Tage da, damit ich sie mit den meinigen mit Muße betrachten kann.

Unsere Abreise, die schon auf morgen bestimmt war, wurde daher auf Sonnabend verschoben. Als er uns entließ, sagte er: Ich hoffe, Sie noch einmal bei mir zu sehen. Eine ganze Stunde waren wir bei ihm gewesen.

361. (3060.) 1832. März 16. L. K. Vogel.

Da wurde ich am 16. März zu ungewöhnlich früher Stunde, schon um 8 Uhr morgens, zu Goethe beschieden. — In der Regel sah ich ihn in ärztlicher und amtlicher Beziehung jeden Vormittag erst um 9 Uhr und hatte am vorigen Tage nach langer Unterhaltung ihn sehr heiter und wohl um diese Zeit verlassen. — Ich fand ihn im Bette schlummernd. Bald erwachte er, konnte sich indessen nicht sogleich völlig ermuntern und klagte, er habe sich bereits gestern, während der Rückfahrt von einer, in sehr windigem kaltem Wetter zwischen 1 und 2 Uhr nachmittags unternommenen Spazierfahrt unbehaglich gefühlt, darauf nur wenig und ohne rechten Appetit essen mögen, das Bett zeitig gesucht und in demselben eine, zum größten Teile schlaflose Nacht, unter öfters wiederkehrendem, trockenem kurzem Husten, mit Frösteln abwechselnder Hitze und unter Schmerzen in den äußeren Teilen der Brust unangenehm genug verbracht. Am wahrscheinlichsten sei eine Erkältung, die er sich vor dem Ausfahren bei dem Herübergehen aus seinem sehr stark geheizten Arbeitszimmer über den kalten Flur in die, nach der Straße zu gelegenen Gesellschaftszimmer leicht zugezogen haben könne, Ursache der gegenwärtigen Leiden.

362. (3064.) 1832. März 19. L. K. Vogel.

Am Morgen traf ich den Kranken neben dem Bette sitzend, sehr aufgeräumt und nur noch körperlich etwas

schwach. Er hatte in einem französischen Heft gelesen, fragte gewohntermaßen nach mancherlei Vorfällen und zeigte großes Begehren nach dem, zum Frühstück seit einigen Jahren herkömmlichen Glase Madeira. Ich fand keinen Grund seiner Neigung entgegen zu sein, und er trank und aß mit vielem Behagen, blieb auch fast den ganzen Tag über auf. Gegen Abend traf ich ihn bei der Musterung von Kupferstichen, sprach mit ihm durch, was sich während seiner Krankheit in dem, ihm untergebenen Departement ereignet hatte, zeigte ihm die Berliner Cholera-medaille, über welche er sich in sehr witzigen Bemerkungen ausließ, spaßhafte Entwürfe zur Darstellung desselben Gegenstandes vorbrachte und sich vorzüglich darüber sehr vergnügt äußerte, daß er am folgenden Morgen imstande sein würde, sein gewohntes Tagewerk wieder vorzunehmen.

363. (3065.) 1832. März 20. L. K. Vogel.

Die ersten Stunden der folgenden Nacht, vom 19. auf den 20. März, schlief der Kranke sanft bei vermehrter Haut-ausdünstung. Gegen Mitternacht wachte er auf, empfand zuerst an den Händen, welche bloß gelegen hatten, und von ihnen aus später dann auch am übrigen Körper von Minute zu Minute höher steigende Kälte. Zum Frost gesellte sich bald herumziehender reißender Schmerz, der, in den Gliedmaßen seinen Anfang nehmend, binnen kurzer Zeit die äußeren Teile der Brust gleichfalls ergriff, und Beklemmung des Atems, sowie große Angst und Unruhe herbeiführte. Die Zufälle wurden immer heftiger; dennoch erlaubte der, sonst bei den geringsten Krankheitsbeschwerden nach ärztlicher Hilfe stets so dringend verlangende Kranke dem besorgten Bedienten nicht, mich zu benachrichtigen: weil ja nur Leiden, aber keine Gefahr vorhanden sei.

Erst den anderen Morgen um $^1/_2$9 Uhr wurde ich herbeigeholt. Ein jammervoller Anblick erwartete mich! Fürchterlichste Angst und Unruhe trieben den, seit lange nur in gemessenster Haltung sich zu bewegen gewohnten,

hochbejahrten Greis mit jagender Hast bald ins Bett, wo er durch jeden Augenblick veränderte Lage Linderung zu erlangen vergeblich suchte, bald auf den neben dem Bette stehenden Lehnstuhl. Der Schmerz, welcher sich mehr und mehr auf der Brust festsetzte, preßte dem Gefolterten bald Stöhnen, bald lautes Geschrei aus. Die Gesichtszüge waren verzerrt, das Antlitz aschgrau, die Augen tief in ihre livide Höhlen gesunken, matt, trübe; der Blick drückte die gräßlichste Todesangst aus. Der ganze eiskalte Körper triefte von Schweiß, den ungemein häufigen, schnellen und härtlichen Puls konnte man kaum fühlen; der Unterleib war sehr aufgetrieben; der Durst qualvoll. Mühsam einzeln ausgestoßene Worte gaben die Besorgnis zu erkennen, es möchte wieder ein Lungenblutsturz auf dem Wege sein.

Hier galt es schnelles und kräftiges Einschreiten.

Gegen Abend war kein besonders lästiger Zufall mehr vorhanden. Goethe sprach einiges mit Ruhe und Besonnenheit, und es machte ihm sichtbare Freude, als ich ihm erzählte, daß im Laufe des Tages ein höchstes Reskript eingegangen sei, welches eine Remuneration, für deren Erteilung er sich angelegentlich verwendet hatte, gebetenermaßen verwillige.

364. (3066.) 1832. März 21. K. Holsten.

Es hatte die Frau von Vaudreuil, Gemahlin des hiesigen französischen Gesandten, ihr Bild, von Professor Müller in Eisenach in Farben gezeichnet, Goethen als Geschenk zugesendet und dieser hatte sich an dessen Anblick mit den Worten ergötzt: Nun, der Künstler soll gelobt werden, der nicht verdarb, was die Natur so schön vollendete.

Auch hatte er einige Tage vorher Seize mois ou la Révolution von Salvandy erhalten; dieses Buch mußte Friedrich aufschneiden und nebst zwei Lichtern ihm bringen, allein er konnte nur darin blättern, zu lesen vermochte er nicht.

365. (3073.) 1832. März 22. F. v. Müller.

Er starb den seligsten Tod, selbstbewußt, heiter, ohne Todesahnung bis zum letzten Hauch, ganz schmerzlos. Es war ein allmählich sanftes Sinken und Verlöschen der Lebensflamme ohne Kampf. Licht war seine letzte Forderung, eine halbe Stunde vor dem Ende befahl er: Die Fensterladen auf, damit mehr Licht eindringe.

366. (3074.) 1832. März 22. Pauline Hase, geb. Härtel.

Er ist in Ottiliens Armen gestorben, und zwar hat der Atem so ruhig und sanft aufgehört, daß sie den Moment des Todes nicht genau weiß, und noch in dem Glauben gewesen ist, daß er ruhe, als er schon gestorben war.

Er mag sehr heiter noch gewesen sein, so hat er vor seiner letzten Stunde zu ihr gesagt: Nun, Frauenzimmerchen, gib mir dein gutes Pfötchen! und hat sie so auch immer festgehalten, bis sie endlich die Leiche hat loslassen müssen.

Nachklänge.

367. (3078.) Ottilie v. Goethe an B. R. Abeken.

Nach Empfang des Buches: Goethe in den Jahren von 1771—1775.

Ich habe fünfzehn Jahre mit meinem Schwiegervater zusammengelebt, mit einem jungen, warmen, törichten Herzen, mit einer großen Dosis Phantasie und ebensoviel Unvernunft, und nie habe ich auch nur einmal gefunden, er sei kalt oder gar herzlos — — er stellte sich immer auf den Standpunkt des anderen, und so war er mild verstehend und bei Irrtümern erbarmend. Wie treu war er seinen Erinnerungen, wie davon beschäftigt und ergriffen, als er eine Enkelin von Lili gesehen und von einer Dame, die den früheren weimarischen Kreisen angehörte und, ich weiß nicht wo, Lili später gesehen, Nachrichten, ja gleichsam einen Dank von ihr brachte.

Unendlich interessiert hat mich, und ich danke Ihnen besonders, daß Sie es hervorgehoben, ich meine die Stelle, wo der Vater sich über Möser mit so viel Wärme ausspricht und dies eigentlich, wie Sie wohl mit Recht behaupten, den Ausschlag gab, ihn nicht nur als Mann des Gedankens, sondern als Mann des deutschen Staates und des deutschen Volkes zu bezeichnen. Der Vater war ein Mann des Volkes, das weiß der, der in Weimar auf keine Schule und keine Anstalt irgendeiner Art, die dem Volk im allgemeinen zugute kommt, stoßen kann, ohne in ihrem ersten Ursprung den Namen des Vaters nennen zu hören, — das weiß der, der ihn einmal, nicht nur mit Leuten in untergeordneter Stellung reden, nein zuhören sah, mit dem lebendigsten Interesse in alles eingehend. Auf unseren Spazierfahrten habe ich das oft erlebt, und ich muß ehrlich gestehen zu meiner Langenweile.

Ein Hauptzug meines Vaters war, daß er ganz neidlos; auch nicht vorübergehend, nie sah ich eine Spur davon, nur reine Freude und Anerkennung empfand er, wo ihm Großartiges entgegentrat, ja die Tränen traten ihm vor Bewunderung in die Augen. So habe ich ihn auch von Christus sprechen sehen, — wollen Sie es Andacht nennen, Verehrung, Anbetung, ich kann hinzufügen: wenigstens hat wohl niemand je der Erfüllung seiner Lehre mehr nachgestrebt, wie war sein Handeln echt christlich, fromm und mild, vergebend, wohltätig, stets für andere wirkend, dem Höchsten nachstrebend.

368. (3084.) H. E. G. Paulus.

Heinr. Eberh. Gottlob Paulus (1761—1851), Prof. der oriental. Sprachen und Theologie, früher in Jena, dann in Würzburg, zuletzt in Heidelberg.

Es kommt keiner mehr wie Goethe. Ich habe keinen wie Goethe kennen gelernt. Er war ganz anders als wir anderen. Bei ihm konnte ich mir denken, was das sein muß, was man Inspiration nennt. Wir anderen mußten

es suchen: er hatte es schon, und hatte mehr als wir, wenn wir lange gesucht hatten.

Auch auf die psychologisch-historischen Resultate meiner orientalisch-theologischen Studien achtete er, als auf Früchte genauer altertümlicher Lokal- und Zeitkenntnisse, wie ein Brief an Schiller dies bezeichnete, teilnehmend. Hatte er doch selbst einst Hebräisch gelernt und in den als mosaisch überlieferten fünf vordersten Bibelschriften manches einer geschichtlich forschenden Sachkritik, wie sie damals auch nach Richard Simon noch höchst selten war, unterworfen. Überhaupt hatte Goethe aus der väterlich strengen Jugendbildung mehr dergleichen Vorübungen auch klassischer Sprachkenntnisse in sich verschlossen, welche, wer ihn als Hof- und Staatsmann sah, nicht leicht in dieser gelehrten Weise voraussetzen konnte.

Meist denkt man bloß an den Dichter. Meist vergegenwärtigt man sich zu wenig, was in diesem umfassenden Genius immer vereint hervortrat, da in demselben tagtäglich der tief beschauende und selbst sehr gerne zeichnende Künstler, der ins Altertum zurückblickende Sprachgelehrte, der Beobachter fortschreitender Literatur mit dem tätigen Geschäftsmann und dem für höhere Staatsaufgaben umsichtigen Ratgeber schnell wechselnd zusammenwirkte und uns doch in fünfundfünfzig Bänden eine Sammlung treffend ausgesprochener Gedanken hinterließ, die von seinem Geschäftsleben meistens unabhängig so hervorgedrungen waren, daß sie kaum je besser zu sagen gewesen wären.

369. (3091.) Falk.

Wie er selbst einmal im Gespräche mit mir sehr schön bemerkte: in der Reihe so mannigfaltiger Produkte, wodurch die schaffenden Kräfte der Natur sichtbar würden, sei der Mensch gleichsam das erste Gespräch, das die Natur mit Gott halte, ebenso könnte man von ihm selbst sagen, daß bei seinem eigensinnigen Beharren im Reiche der Erfahrung er gleichsam das letzte Produkt der plasti-

schen Natur darstelle, das mit ihren Geheimnissen zugleich die zwei Richtungen ausplaudere, die von Ewigkeit in ihr verborgen liegen, und die trotz allen scheinbaren Gegensätzen doch erst, beide zusammengenommen, die eine wahrhafte, ganze und vollständige Welt und Natur ausmachen.

370. (3094.) Falk.

Der kleinste Gegenstand konnte ihm merkwürdig werden. Vollends organische Überbleibsel aus einer zum Teil untergegangenen Vorwelt. Wer sich bei ihm für immer empfehlen wollte, brauchte ihm nur eins dergleichen von seinen Reisen mitzubringen: die Pratze eines Seebären oder Bibers, der Zahn eines Löwen, das seltsam geringelte Horn einer Gemse, eines Steinbocks, oder irgendeiner anderen, von dem jetzigen Zustande zum Teil oder ganz abweichenden Bildung konnte ihn tage-, ja wochenlang durch wiederholte Betrachtung glücklich machen. Es war nicht anders in dem Augenblicke, wo er eines solchen Schatzes teilhaftig wurde, als ob er einen Brief von einem Freunde aus einem ganz entfernten Weltteile erhalten hätte; er eilte sodann in der Freude seines Herzens, mit der größten Liebenswürdigkeit den Inhalt desselben, auf den er sich trefflich verstand, auch anderen mitzuteilen. Zugleich stellte er den Grundsatz auf, daß die Natur gelegentlich und gleichsam wider Willen manches von ihren Geheimnissen ausplaudere. Gesagt sei alles irgend einmal, nur nicht auf der nämlichen Stelle, wo wir es vermuteten; wir müssen es eben hier und da aus allen Winkeln, wo sie es habe fallen lassen, zusammensuchen. Daher das Rätselhafte, Sibyllinische, Unzusammenhängende in unserer Naturbetrachtung! Sie sei ein Buch von dem ungeheuersten, seltsamsten Inhalte, wovon man aber annehmen könne, daß gar viele Blätter desselben auf dem Jupiter, auf dem Uranus und anderen Planeten zerstreut umherlägen. Zu einem Ganzen zu gelangen, sei schwer, wo

nicht völlig unmöglich. An dieser Aufgabe müßten eben darum alle Systeme scheitern.

371. (3100.) F. v. Müller.

Gerade die tiefe Bedeutung, die er in jeder politischen Erscheinung wahrnahm, der hohe Ernst, mit welchem er von Regierenden und Regierten ein verständiges, wohlwollendes Auffassen und Üben ihrer Rechte und Pflichten forderte, von jedem frechen, verwirrten, haltungslosen Treiben sich abwandte, gerade diese edelste politische Sinnesweise war es, die ihm ein nichtiges Nadotieren oder leidenschaftliches Parteistreben so widerwärtig, so verhaßt machte. Davon Notiz nehmen zu müssen, konnte ihn zuweilen wahrhaft unglücklich machen, und das Wichtige, Große, Folgenreiche frivol und leichtsinnig behandelt zu sehen, fast zur Verzweiflung bringen. — Ihr Jüngeren — pflegte er zu sagen — stellt euch wohl leicht wieder her, wenn irgendeine tragische Explosion euch momentan verwundet, wir alten Herrn aber haben alle Ursache, uns vor Eindrücken zu hüten, die übermächtig auf uns einwirken und eine folgerechte Tätigkeit nur nutzlos unterbrechen.

372. (3101.) F. v. Müller.

Es gibt nur zwei Wege, hörte ich ihn oftmals behaupten, ein bedeutendes Ziel zu erreichen und Großes zu leisten: Gewalt und Folge. Jene wird leicht verhaßt, reizt zu Gegenwirkung auf und ist überhaupt nur wenigen Begünstigten verliehen; Folge aber, beharrliche, strenge, kann auch vom Kleinsten angewendet werden und wird selten ihr Ziel verfehlen, da ihre stille Macht im Laufe der Zeit unaufhaltsam wächst. Wo ich nun nicht mit Folge wirken, fortgesetzt Einfluß üben kann, ist es geratener, gar nicht wirken zu wollen, indem man außerdem nur den natürlichen Entwickelungsgang der Dinge, der in sich selbst Heilmittel mit sich führt, stört, ohne für die bessere Richtung Gewähr leisten zu können.

373. (3124.) L. K. Vogel.

Es wurde Goethen, der, von seiner frühen Jugend abgesehen, vielleicht jederzeit zur Bedächtigkeit und Umständlichkeit neigte, im höheren Alter ungemein schwer, Entschlüsse zu fassen. Er selbst war der Meinung, diese Eigentümlichkeit, welche er geradezu als Schwäche ansprach, rühre daher, daß er niemals in seinem Leben rasch zu handeln genötigt gewesen sei, und er pries den Stand eines praktischen Arztes gelegentlich auch deshalb, weil dem Arzte nie erlaubt sei, seine Resolutionen zu vertagen. Auf der anderen Seite übertraf ihn aber wohl nicht leicht jemand an Beharrlichkeit und selbst Kühnheit im Ausführen des einmal Beschlossenen, wobei er als Geschäftsmann die päpstliche Kommissorialformel: non obstantibus quibuscunque gern im Munde führte und vorkommenden Falles danach zu verfahren liebte. Waren schnelle Entschließungen nicht zu umgehen, häuften sich gar die Veranlassungen dazu in kurzer Zeit zusammen, so machte ihn das leicht grämlich. Dies war besonders der Fall, als er nach dem Ableben seines einzigen Sohnes die längst entwohnte Verwaltung seiner weitläuftigen Privatangelegenheiten von neuem übernehmen mußte. Arbeiten gingen ihm nicht mehr recht geläufig von der Hand. Er klagte in späteren Jahren nicht selten, daß er sich selbst zu solchen Geschäften, die ihm ehemals ein Spiel gewesen, jetzt häufig zwingen müsse. Nur der Sommer 1831 machte hierin eine Ausnahme, und Goethe versicherte damals oft, er habe sich zur Geistestätigkeit, zumal in produktiver Hinsicht, seit dreißig Jahren nicht so aufgelegt gefunden. Rühmte Goethe seine Produktivität, so machte mich das stets besorgt, weil die vermehrte Produktivität seines Geistes gewöhnlich mit einer krankhaften Affektion seiner produktiven Organe endigte. Dies war so sehr in der Ordnung, daß mich schon im Anfange meiner Bekanntschaft mit Goethe dessen Sohn darauf aufmerksam machte, wie, soweit seine Erinnerung reiche, sein Vater nach

längerem geistigen Produzieren noch jedesmal eine bedeutende Krankheit davongetragen habe.

Goethes Phantasie blieb bis zum letzten Moment empfänglich und wirksam. Das Schöne und Heitere machte sein, das ganze Leben hindurch mit unablässigem Streben entwickeltes eigenstes Element aus; ihn verstimmte alles Häßliche und Düstere. Es verdirbt mir die Phantasie auf lange Zeit, pflegte er bei Ablehnung solcher Gegenstände entschuldigend zu äußern.

374. (NN 3150f.) C. W. Hufeland.

Ich rechne es zu den größten Vorzügen meines Lebens und zu den schönsten Seiten desselben, daß es mir vergönnt war, diesem großen Geiste, diesem Heros der deutschen Geisterwelt eine lange Reihe von Jahren hindurch persönlich nahe zu stehen und sie mit ihm zu verleben, so daß ich ihn als einen wesentlichen Bestandteil meines eigenen Lebens betrachten kann. Als Knabe und Jüngling schon sah ich ihn im Jahre 1776 in Weimar erscheinen in voller Pracht der Jugend und des anfangenden Mannesalters. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den er als Orestes im griechischen Kostüm in der Darstellung seiner Iphigenie machte; man glaubte einen Apollo zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit in einem Manne, als damals an Goethe. — Unglaublich war der mächtige Einfluß, den er damals auf gänzliche Umgestaltung der kleinen weimarischen Welt hatte. — Nachher hatte ich das Glück 10 Jahre lang (von 1783—93) als Arzt und Freund seines näheren Umganges zu genießen. Zwar gab er dem Arzte wenig zu tun, seine Gesundheit war in der Regel, wenige vom Einfluß der Atmosphäre herrührende rheumatische und katarrhalische Beschwerden, und besonders die schon damals vorhandene Disposition zu katarrhalischer Angina abgerechnet, vortrefflich; aber desto lieber unterhielt er sich mit dem Arzte als Natur-

forscher, und so genoß ich bei ihm manche Stunden der interessantesten Mitteilung, Belehrung und geistiger Erweckung.

Es ist mir nie ein Mensch vorgekommen, welcher zu gleicher Zeit körperlich und geistig in so hohem Grade vom Himmel begabt gewesen wäre, und auf diese Weise in der Tat das Bild des vollkommensten Menschen darstellte. Aber nicht bloß die Kraft war zu bewundern, die bei ihm in so außerordentlichem Grade Leib und Seele erfüllte, sondern mehr noch das herrliche Gleichgewicht, was sich sowohl über die physischen als geistigen Funktionen ausbreitete, und die schöne Eintracht, in welcher beides vereinigt war, so daß keines, wie so oft geschieht, auf Kosten des anderen lebte, oder es störte.

Man kann mit Wahrheit sagen, daß dieses hauptsächlich seinen Geist auszeichnete, daß alle Geisteskräfte in gleich hohem Grade und in der schönsten Harmonie vorhanden waren, und daß selbst die bei ihm so lebendige, so schöpferische Phantasie durch die Herrschaft des Verstandes gemäßigt und gezügelt wurde. Und eben dieses gilt von dem Physischen; kein System, keine Funktion hatte das Übergewicht; alle wirkten gleichsam zusammen zur Erhaltung eines schönen Gleichgewichts. — Aber Produktivität war der Grundcharakter sowohl im Geistigen als Physischen, und im letzteren zeigte sie sich durch eine reiche Nutrition, äußerst schnelle und reichliche Sanguifikation und Reproduktion, kritische Selbsthilfe bei Krankheiten, und eine Fülle von Blutleben, daher auch noch im hohen Alter die Blutkrisen und das Bedürfnis des Aderlassens.

Solche Erfahrungen gehören zu den seltensten Geschenken des Himmels. Es ist eine Freude zu sehen, daß die Entstehung so vollkommener Menschennatur auch noch in unseren Zeiten möglich ist, die so manche für eine Periode der Abnahme des Menschengeschlechts halten.

375. (3085.) H. E. G. Paulus.

Dieses Vielseitigsein war möglich, weil, wie wir von ihm selbst hörten, er wie ein Gesetz befolgte, was Amt und Geschäftsaufträge betraf, immer zuerst abzumachen, alsdann aber dem, wozu ihn der Geist trieb, mit ungeteilter Fertigkeit sich ganz hinzugeben.

Zu allen diesen Tendenzen kam in Goethe fortwährend, aber mehr wie eine problematische Unterhaltung und nicht eigentlich als Beschäftigung eine gegen hyperphysische Selbsttäuschung des damals gepriesenen, absoluten Spekulierens sehr behutsame Aufmerksamkeit hinzu. Für Ahnungen über das Übermenschliche hatte Goethe eine erhebende, staunende Andacht in sich: Wie jenes Übersinnliche gleichsam von oben her mit unserer Natur und Naturphilosophie zusammenhängt, dies rief er mir einmal zu — ist die Frage. Aber sein ahnendes Denken war mit der besonnensten Scheu vor allen Dogmen als Behauptungen verbunden, besonders, wenn man das Praktische danach oder dagegen regulieren zu wollen fürchten ließ.

376. (3080.) (1815/1832.) F. Wehl.

Goethe, von der etwas frommen Julie von Egloffstein gefragt, ob er denn auch zuweilen in der Bibel lese, antwortete lächelnd: O ja, meine Tochter, aber anders als Ihr.

377. (3092.) Falk.

Treu der Natur hingegeben, wie Goethe war, liebte er es auch, mit geheimnisvollen Einleitungen und Andeutungen über ihr Wirken und ihre Produkte zu sprechen. So führte er mich einst zu seiner Naturaliensammlung und sagte sodann, indem er mir ein Stück Granit in die Hand gab, das sich durch höchst seltsame Übergänge auszeichnete: Da, nehmen Sie den alten Stein zum Andenken von mir! Wenn ich je ein älteres Gesetz in der Natur auffinde, als das ist, welches sich in diesem Produkte dar-

legt, so will ich Ihnen auch ein Exemplar davon verehren und dieses hier zurücknehmen. Bis jetzt kenne ich keins, bezweifle auch sehr, daß mir je etwas Ähnliches, geschweige denn Besseres von dieser Art zu Gesichte kommen wird. Betrachten Sie mir ja fleißig diese Übergänge, worauf am Ende alles in der Natur ankommt. Etwas, wie Sie sehen, ist da, was einander aufsucht, durchdringt und, wenn es eins ist, wieder einem Dritten die Entstehung gibt. Glauben Sie nur: hier ist ein Stück von der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts. Den Zusammenhang aber müssen Sie selbst entdecken. Wer es nicht findet, dem hilft es auch nichts, wenn man es ihm sagt. Unsere Naturforscher lieben ein wenig das Ausführliche. Sie zählen uns den ganzen Bestand der Welt in lauter besonderen Teilen zu und haben glücklich für jeden besonderen Teil auch einen besonderen Namen. Das ist Tonerde! Das ist Kieselerde! Das ist dies und das ist das! Was bin ich nun aber dadurch gebessert, wenn ich auch alle diese Benennungen innehabe? Mir fällt immer, wenn ich dergleichen höre, die alte Lesart aus Faust ein:

Encheirisin naturae nennt's die Chemie;
Bohrt sich selber Esel und weiß nicht wie!

Was helfen mir denn die Teile? was ihre Namen? Wissen will ich, was jeden einzelnen Teil im Universum so hoch begeistigt, daß er den anderen aufsucht, ihm entweder dient oder ihn beherrscht, je nachdem das allen ein- und aufgeborene Vernunftsgesetz in einem höheren oder geringeren Grade, den zu dieser, jenen zu jener Rolle befähigt. Aber gerade in diesen Punkten herrscht überall das tiefste Stillschweigen.

378. (947.) Riemer.

Nur nichts als Profession getrieben! Das ist mir zuwider. Ich will alles, was ich kann, spielend treiben, was mir eben kommt und so lange die Lust daran währt.

So hab' ich in meiner Jugend gespielt unbewußt; so will ich's bewußt fortsetzen durch mein übriges Leben. Nützlich — Nutzen, das ist eure Sache. Ihr mögt mich benutzen; aber ich kann mich nicht auf den Kauf oder Nachfrage einrichten. Was ich kann und verstehe, das werdet ihr benutzen, sobald ihr wollt und das Bedürfnis danach habt. Zu einem Instrument gebe ich mich nicht her; und jede Profession ist ein Instrument oder, wollt ihr es vornehmer ausgedrückt, ein Organ.

379. (3127.) L. K. Vogel.

Über seine Gesundheitszustände sprach sich Goethe gegen andere, als den Arzt, nicht gern aus. Eine spezielle Nachfrage nach seinem Befinden, aus bloßer Teilnahme, konnte ihn, vornehmlich wenn er sich wirklich in dem Augenblick nicht ganz wohl fühlte, leicht verdrießlich machen. Oft äußerte er launig: es sei geradezu unverschämt, einen Menschen zu fragen, wie er sich befinde, wenn man weder die Macht noch die Lust habe, ihm zu helfen. Noch unerträglicher waren ihm die gewöhnlichen Beileidsbezeigungen, zumal wenn sie umständlich und jammerhaltig ausfielen. An eigener Angst und Sorge hat man in solchen Fällen schon genug, dazu aber noch die Wehklage zu dulden, ist mir wenigstens ganz unmöglich, fuhr er dann wohl heraus, sobald die ihn belästigende Person nicht mehr zugegen war.

Die Heilkunst und ihre echten Jünger schätzte Goethe ungemein hoch. Er liebte es, medizinische Themata zum Gegenstand seiner Unterhaltung zu wählen. In seinen Tagebüchern findet man den Inhalt ihn besonders interessierender medizinischer Unterredungen, die ich mit ihm hatte, nicht selten angemerkt.

Er war ein sehr dankbarer und folgsamer Kranker. Gern ließ er sich in seinen Krankheiten den physiologischen Zusammenhang der Symptome und den Heilplan auseinandersetzen. Dies war auch bei seinen bedeutenden

Einsichten in die Gesetze der Organisation weder besonders schwierig, noch übte es auf die Kur einen hemmenden Einfluß. Die Prognose eigener Übel ließ er unberührt, weil ihm einleuchtete, daß Aufrichtigkeit in diesem Punkte vom Arzte nicht immer füglich gewährt werden könne und dürfe. Konsultationen mehrerer Ärzte betrachtete er mit mißtrauischen Blicken und dachte darüber ungefähr wie Molière.

Die Gabe, seine Empfindungen dem Arzte zu beschreiben, hat wohl nicht leicht ein Kranker in höherem Grade besessen, als Goethe. Nur hinsichtlich eines einzigen Zustandes kam hierin eine beständige Ausnahme vor. War nämlich die Gabe irgendeines sogenannten Reizmittels etwas zu stark gegriffen worden, — wie das im Anfange meiner Bekanntschaft mit ihm, ehe ich mich von seiner ganz ungewöhnlichen Empfänglichkeit überzeugt hatte, einigemal geschah — so pflegte er die dadurch erregte Empfindung mit den Worten zu bezeichnen: Es ist ein Stillstand in meinen Funktionen eingetreten. Er vermochte niemals diesen Zustand deutlicher mitzuteilen.

Im Begriff zu schließen, wüßte ich dem Vorwurf des Ungenügenden der vorstehenden Andeutungen nicht angemessener zu begegnen, als mit eigenen Worten dessen, den ich von einer noch weniger bekannten Seite hier zu schildern versuchte: Alles Bestreben, einen Gegenstand zu fassen, verwirrt sich in der Entfernung vom Gegenstande und macht, wenn man zur Klarheit vorzudringen sucht, die Unzulänglichkeit der Erinnerungen fühlbar.

Anhang:

Aussprüche der Weisheit.

Gott — Religion.

380. (1451.) Riemer.

In dem ungeheuren Leben der Welt, d. h. in der Wirklichwerdung der Ideen Gottes (denn das ist die wahre Wirklichkeit), fällt als ein Peculium für unsere Persönlichkeit ab: das Affirmieren und Negieren, das Vorurteil und die Apprehension, der Haß und die Liebe; und darin besteht das Zeitliche, und Gott hat auf diese Perturbation mitgerechnet und läßt uns gleichsam darin gebaren.

381. (946.) Riemer.

Ein Gott kann nur wieder durch einen Gott balanciert werden. Die Kraft soll sich selber einschränken, ist absurd. Sie wird nur wieder durch eine andere Kraft eingeschränkt. Dieses spezifizierte Wesen kann sich nicht selbst einschränken, sondern das Ganze, welches sich spezifiziert, schränkt sich eben dadurch selbst ein, aber nicht das einzelne sich.

382. (1050.) Riemer.

Was die Menschen bei ihren Unternehmungen nicht in Anschlag bringen und nicht bringen können, und was da, wo ihre Größe am herrlichsten erscheinen sollte, am auffallendsten waltet — der Zufall nachher von ihnen genannt, — das ist eben Gott, der hier unmittelbar mit seiner Allmacht eintritt und sich durch das Geringfügigste verherrlicht.

383. (1410.) Riemer.

Zufälle nennt man in der Natur, was beim Menschen Freiheit heißen würde, nämlich Ereignisse eines Notwendigen in Absicht der Folgen, aber willkürlich in Absicht der Zeit.

384. (1305.) Riemer.

Gott begegnet sich immer selbst; Gott im Menschen sich selbst wieder im Menschen. Daher keiner Ursache hat, sich gegen den Größten gering zu achten. Denn wenn der Größte ins Wasser fällt und nicht schwimmen kann, so zieht ihn der ärmste Hallore heraus. So göttlich ist die Welt eingerichtet, daß jeder an seiner Stelle, an seinem Ort, zu seiner Zeit alles übrige gleichwägt (balanciert).

385. (1319.) Riemer.

Gott nur ist moralisch, kein Mensch ist es vis-à-vis von sich; man ist es nur gegen andere, denn niemand kann sich selbst subordinieren. Gott erzeigt uns die Ehre, uns für etwas gelten zu lassen, und nur im Fall der höchsten Not sich der Subordinierung zu entziehen, um sich selbst zu erhalten.

386. (2823.) F. v. Müller.

Kein organisches Wesen ist ganz der Idee, die zugrunde liegt, entsprechend; hinter jedem steckt die höhere Idee. Das ist mein Gott, das ist der Gott, den wir alle ewig suchen und zu erschauen hoffen, aber wir können ihn nur ahnen, nicht schauen!

387. (3082.) Jenny v. Pappenheim.

Es ist ganz einerlei, was für einen Begriff man mit dem Namen Gott verbindet, wenn man nur göttlich, das heißt gut handelt!

388. (1204.) Riemer.

Die griechische Mythologie, sonst ein Wirrwarr, ist nur als Entwickelung der möglichen Kunstmotive, die in einem Gegenstande lagen, anzusehen.

389. (865.) Riemer.

Die frühern Jahrhunderte hatten ihre Ideen in Anschauungen der Phantasie; unseres bringt sie in Begriffe. Die großen Ansichten des Lebens waren damals in Gestalten, in Götter gebracht; heutzutage bringt man sie in Begriffe. Dort war die Produktionskraft größer, heute die Zerstörungskraft, oder die Scheidekunst.

390. (942.) Riemer.

Im Homer reflektiert sich die Menschenwelt noch einmal im Olymp und schwebt wie eine Fata Morgana über der irdischen. Diese Spiegelung tut in jedem poetischen Kunstwerk wohl, weil sie gleichsam eine Totalität hervorbringt und wirklich ein Menschenbedürfnis ist. Daher auch in der katholischen Religion: Im Himmel ist ein Vater, wie es irdische gibt, eine Mutter wie hier, einer, der gelitten hat, wie es hier viele Leidende gibt. So auch im Paganismus (Heidentum): Der Baum soll mehr sein, als ein Baum, es ist eine Dryas, die Quelle eine Najade. Die Einsamkeit des Mittags ist personifiziert in allen Waldgöttern usw. In den Nibelungen ist ein eherner Himmel, keine Spur von Göttern, von Fatum. Es ist bloß der Mensch auf sich gestellt und seine Leidenschaften. — Schon dies ist Goethen ein Hauptbeweis, daß es eine nordische und heidnische Fabel ist.

391. (1601.)

Was der Mensch als Gott verehrt, ist sein eigenstes Innere herausgekehrt.

Erkennt er Würde, sucht er Würde, so verehrt er sie auch außer sich.

Zur Zeit, als es noch Könige gab, gab es auch noch Götter.

Als Volksregiment schaltete, gab es keine persönliche Würde, nur Würde der Stelle.

Und so kamen auch die Götter in Dekadenz. Sie mußten sich gefallen lassen, daß man mit ihnen umsprang wie mit den Menschen.

Es war die Egalisierung bis in den Himmel gedrungen.

392. (1841.) Riemer.

Der liebe Gott könnte uns recht in Verlegenheit setzen, wenn er uns die Geheimnisse der Natur sämtlich offenbarte: wir wüßten vor Unteilnahme und Langeweile nicht was wir anfangen sollten.

393. (2551.) F. v. Müller.

Ich wüßte nichts mit der ewigen Seligkeit anzufangen, wenn sie mir nicht neue Aufgaben und Schwierigkeiten zu besiegen böte.

394. (2006.) F. v. Müller.

Den Beweis der Unsterblichkeit muß jeder in sich selber tragen, außerdem kann er nicht gegeben werden. Wohl ist alles in der Natur Wechsel, aber hinter dem Wechselnden ruht ein Ewiges.

395. (1540.) Riemer.

Lächerlicher Irrtum, daß wir glauben, wir sollten in andern Welten erst leisten, was bereits dort gegenwärtig schon geleistet wird, etwa wie wenn Ameisen hofften, einst Bienen zu werden, da die Bienen bereits sind und aus sich selbst sich fortpflanzen.

396. (1837.) Karoline Freifrau v. Egloffstein.

Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und den totesten Stoff durch Vermählung mit der geistigen Idee

zu beleben, ist die sicherste Bürgschaft unsers überirdischen Ursprungs, und wie sehr wir auch durch tausend und abertausend Erscheinungen dieser Erde angezogen und gefesselt werden, so zwingt uns doch eine innige Sehnsucht, den Blick immer wieder zum Himmel zu erheben, weil ein unerklärbares tiefes Gefühl uns die Überzeugung gibt, daß wir Bürger jener Welten sind, die geheimnisvoll über uns leuchten und wir einst dahin zurückkehren werden. Die Religion soll Frieden zwischen den Gesetzen jenes geistigen Reiches und der Sinnlichkeit des Menschen stiften; die Moral war nur ein Versuch, dies zu bewirken, sie ist jedoch schlaff und knechtisch geworden, als man sie dem schwankenden Calculo einer bloßen Glückseligkeitstheorie unterwerfen wollte. — Wenn man das Treiben der Menschen seit Jahrtausenden überschaut, so erkennt man darin einige, unter mannigfachen Verbrämungen sich wiederholende Formeln, die mit Zauberkraft auf ganze Nationen wie auf die einzelnen eingewirkt, und als das untrügliche Zeichen einer höheren, alles leitenden Macht betrachtet werden müssen.

397. (2838.) F. v. Müller.

Man muß entweder den Glauben an die Tradition festhalten, ohne sich auf ihre Kritik einzulassen, oder wenn man sich der Kritik ergibt, jenen Glauben aufgeben. Ein drittes ist nicht gedenkbar.

398. (1492.) Riemer.

Das Christentum setzt jeden in den Naturzustand (der ursprünglichen Gleichheit) zurück, ohne ihm die Moyens dazu zu geben. Daher ist jeder gefährdet, der eigentlich der Mächtigere ist; denn er darf seine Macht nicht gebrauchen. Daher befinden sich alle Lumpen so vortrefflich dabei: denn man kann ihnen nichts anhaben.

399. (736.) Riemer.

Es schrieb jemand eine Abhandlung, worin er zeigte, daß Sophokles ein Christ gewesen. Das ist keineswegs zu

verwundern, aber merkwürdig, daß das ganze Christentum nicht einen Sophokles hervorgebracht.

400. (1240.) Riemer.

Kleiner Unterschied: Wer Christi Fleisch und Blut genießt, ist ein kultivierter Mensch; wer Christenfleisch und -blut genießt, ein wilder Barbar.

401. (1159.) Riemer.

Skeptizism, Kantischer, oder Kritizism, konnte nur aus den Religionssekten entstehen, aus dem Protestantism, wo jeder sich recht gab und dem andern nicht, ohne zu wissen, daß sie alle bloß subjektiv urteilten.

Natur — Wissenschaft.

402. (1869.) F. v. Müller.

Mangel des Gefühls vom Werte der Gegenwart, die jeder nur los zu werden trachte, ist die Ursache, daß man jetzt so wenig Historisches aufzeichnet. Zuversicht und Ergebung sind die echte Grundlage jeder bessern Religion, Unterordnung unter einen höheren, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher als unsere Vernunft und unser Verstand ist. Alle Gesetze und Sittenregeln lassen sich auf eine zurückführen: Wahrheit. Fehler der Individualität als solcher gäbe die moralische Weltordnung jedem zu und nach; darüber möge jeder mit sich selbst fertig werden und bestrafe sich auch selbst dafür; aber wo man über die Grenzen der Individualität herausgreife, frevelnd, störend, unwahr, da verhänge die Nemesis früh oder spät angemessene äußere Strafe.

403. (2763.) F. v. Müller.

Man bildet sich vergebens ein, daß man allen literarischen Erscheinungen face machen könnte; es geht ein-

mal nicht; man tappt in allen Jahrhunderten, in allen Weltteilen herum und ist doch nicht überall zu Hause, stumpft sich Sinn und Urteil ab, verliert Zeit und Kraft. Mir geht es selbst so; ich bereue es aber zu spät. Man liest Folianten und Quartanten durch und wird um nichts klüger, als wenn man alle Tage in der Bibel läse; man lernt nur, daß die Welt dumm ist, und das kann man in der Seifengasse hier zunächst auch erproben.

404. (714.) Riemer.

Die Gelehrsamkeit auf dem Papier und zum Papier hat gar zu wenig Reiz für mich. Man glaubt nicht, wie viel Totes und Tötendes in der Wissenschaft ist, bis man mit Ernst und Trieb selbst hinein kommt; und durchaus scheint mir die eigentlich wissenschaftlichen Menschen mehr ein sophistischer als ein wahrheitsliebender Geist zu beleben. Doch, es mag jeder sein Handwerk treiben.

405. (737.) Riemer.

Bloß die Naturwissenschaften lassen sich praktisch machen und dadurch wohltätig für die Menschheit. Die abstrakten, der Philosophie und Philologie, führen, wenn sie metaphysisch sind, ins Absurde der Möncherei und Scholastik; sind sie historisch, in das Revolutionäre der Welt- und Staatsverbesserung.

406. (1486.) F. v. Müller.

Die Astronomie ist mir deswegen so wert, weil sie die einzige aller Wissenschaften ist, die auf allgemein anerkannten, unbestreitbaren Basen ruht, mithin mit voller Sicherheit immer weiter durch die Unendlichkeit fortschreitet. Getrennt durch Länder und Meere teilen die Astronomen, diese geselligsten aller Einsiedler, sich ihre Elemente mit und können darauf wie auf Felsen fortbauen.

407. (1547.) Riemer.

Die Natur ist etwas Inkommensurables, und wer sich mit der Natur abgibt, versucht die Quadratur des Zirkels. Nun fragt sich's nur, wo man den Bruch hinwirft ins gis?

408. (1701.) Boisserée.

Die Natur ist so, daß die Dreieinigkeit sie nicht besser machen könnte. Es ist eine Orgel, auf der unser Herrgott spielt, und der Teufel tritt die Bälge dazu.

409. (2810.) F. v. Müller.

Gott selbst kann keinen Löwen mit Hörnern schaffen, weil er nicht die von ihm selbst für notwendig erkannten Naturgesetze umstoßen kann.

410. (3046.) F. v. Müller.

Die Natur spielt immerfort mit der Mannigfaltigkeit der einzelnen Erscheinungen, aber es kommt darauf an, sich dadurch nicht irren zu lassen, die allgemeine stetige Regel zu abstrahieren, nach der sie handelt.

411. (2149.) F. v. Müller.

Im Ästhetischen mag jeder noch allenfalls glauben und fühlen, wie er will, aber in den Naturwissenschaften ist das Falsche und Absurde rein unerträglich.

412. (1325.) A. v. d. Marwitz.

Die Natur ist wie ein Beil. Grad und einfach geht sie hindurch, und nur die unendliche Modifikation des einzelnen macht es so schwer, sie zu verstehen.

413. (971.) Riemer.

Die Natur kann zu allem, was sie machen will, nur in einer Folge gelangen. Sie macht keine Sprünge. Sie könnte z. E. kein Pferd machen, wenn nicht

alle übrigen Tiere voraufgingen, auf denen sie wie auf einer Leiter bis zur Struktur des Pferdes heransteigt. So ist immer Eines um Alles, Alles um Eines willen da, weil ja eben das Eine auch das Alles ist. Die Natur, so mannigfaltig sie erscheint, ist doch immer ein Eines, eine Einheit, und so muß, wenn sie sich teilweise manifestiert, alles Übrige diesem zur Grundlage dienen, dieses in dem Übrigen Zusammenhang haben.

414. (919.) Riemer.

Wenn die Natur einen bestimmten Etat für die genera der organischen Wesen hat, demzufolge sie eine starke Ausgabe durch eine Ersparnis wieder kompensieren muß, so hat sie ihn wahrscheinlich auch bei den Individuen. Um nur vom Menschen zu reden, so scheinen die starken Ausgaben an gewissen Teilen der Organisation gewisse Schwächen an anderen nach sich zu ziehen. Und auf dieser Lässigkeit, auf dieser Balancierung, scheint es, beruht alle Verschiedenheit der Bildung, und nur auf diesem Wege dürfte Galls Theorie zu begründen sein.

415. (914.) Riemer.

Obgleich die Natur einen bestimmten Etat hat, von dem sie zweckmäßig ihre Ausgaben bestreitet, so geht die Einnahme doch nicht so genau in der Ausgabe auf, daß nicht etwas übrig bliebe, welches sie gleichsam zur Zierde verwendet. Die Natur, um zum Menschen zu gelangen, führt ein langes Präludium auf von Wesen und Gestalten, denen noch gar sehr viel zum Menschen fehlt. In jedem aber ist eine Tendenz zu einem andern, was über ihm ist, ersichtlich. Die Tiere tragen gleichsam das, was hernach die Menschenbildung gibt, recht zierlich und schön geordnet als Schmuck, zusammengepackt in den unverhältnismäßigen Organen, als da sind Hörner, lange Schweife, Mähnen usw., welches alles beim Menschen wegfällt, der schmucklos, durch sich selbst schön und

in sich selbst schön, vollendet dasteht; der alles, was er hat, auch ist, wo Gebrauch, Nutzen, Notwendigkeit und Schönheit alles eins ist und zu einem stimmt. Da beim Menschen nichts Überflüssiges ist, so kann er auch nichts entbehren und verlieren, und was er verliert, kann er deswegen auch nicht ersetzen (Haare und Nägel ausgenommen und die geringe Reproduktionskraft in Rücksicht auf Haut, Fleisch und Knochen), dagegen bei den Tieren, und je niedriger die Tiere stehen, die Reproduktionskraft ebenso wie die Zeugungskraft größer ist. Die Reproduktionskraft ist nur eine unabgelöste Zeugung, und umgekehrt.

416. (1603.) Riemer.

In allem, was da lebt und leben soll, muß das Subjekt vorwalten, d. h. mächtiger sein als das Objekt: es muß dieses überwinden, wie die Flamme das Docht verzehrt.

417. (1043.) Riemer.

Die Geschichte der Wissenschaften ist eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorschein kommen.

418. (1134.) F. v. Müller.

Welch eine Welt von Herrlichkeit liegt in den Wissenschaften, wie immer reicher findet man sie! Wie viel Klügeres, Größeres, Edleres hat gelebt, und wir Zeitlinge bilden uns ein, allein klug zu sein.

419. (2423.) F. v. Müller.

Die Mathematik steht ganz falsch im Rufe, untrügliche Schlüsse zu liefern. Ihre ganze Sicherheit ist weiter nichts als Identität. Zweimal zwei ist nicht vier, sondern es ist eben zweimal zwei, und das nennen wir abkürzend vier. Vier ist aber durchaus nichts Neues. Und so geht es immer fort bei ihren Folgerungen, nur daß man in den höheren Formeln die Identität aus den Augen verliert.

420. (1548.) Riemer.

Die Zahlen sind, wie unsere armen Worte, nur Versuche, die Erscheinungen zu fassen und auszudrücken, ewig unzureichende Annäherungen.

Menschentum.

421. (1299.) Riemer.

Der Mensch kommt moraliter ebenso nackt auf die Welt als physice, obgleich später in diesem Sinne. Daher ist er (seine Seele) in der Jugend so empfindlich gegen die äußere Witterung, ob er sich gleich nach und nach daran bis auf einen gewissen Grad gewöhnt.

422. (941.) Riemer.

Der Charakter, d. h. die Mischung der ersten menschlichen Grundtriebe, der Selbsterhaltung, der Selbstschätzung usw. ist das, wovon auch die Ausbildung der übrigen Seelenkräfte ausgeht und worauf sie ruht.

423. (1216.) Riemer.

Die mittleren, d. h. die indifferenten Zustände sind für einen Gott oder für ein Tier. Die Extreme Haß und Liebe, Sieg oder Tod, Herrschaft oder Unterwerfung sind nur für Menschen. Solon wollte durchaus keine Neutralität oder Unparteilichkeit (Unparteiischheit), denn sie ist nur eine versteckte Oberherrschaft.

424. (1317.) Riemer.

Der Mensch kann nicht lange im bewußten Zustande oder im Bewußtsein verharren; er muß sich wieder ins Unbewußtsein flüchten, denn darin lebt seine Wurzel.

425. (1631.) Riemer.

Es ist ganz eigen, daß die Menschen sich in Mißbräuchen so sehr gefallen, und daß man nicht leicht ein

Mittel gelten läßt, wodurch das Übel von Grund aus gehoben würde.

426. (1044.) Riemer.

Der Mensch ist wie eine Republik oder vielmehr wie ein Kriegsheer. Hand, Fuß und alle Gliedmaßen dienen und helfen zu dem Zwecke, den sich das Haupt vorgesetzt hat, und ermüden nicht, beseelt von der Vorstellung des Zwecks; darum nennen es auch die Alten das ἡγεμονικόν (Hegemonikon)*.

Aber das ἡγεμονικόν muß auch die Einsicht haben, und den Soldaten die gehörige Erholung lassen.

An den Franzosen sieht man recht die Zusammenwirkung von Geist und Leib, die ganze Armee ist ein Mensch, der keine Anstrengung, keine Ermattung und nichts scheut.

Das Ganze ist ein großer Riese, dem vielleicht hie und da ein Finger oder eine Hand verloren geht, oder ein Bein usw. abgeschossen wird, das er wie der Fierabras ersetzt, aber den Kopf verliert er nie.

427. (1112.) Riemer.

Die Natur hat offenbar gewollt, daß wir nicht eben unsere körperlichen Kräfte in dem Grade des natürlichen Zustandes erhalten sollten, daß wir schwächer werden sollten, ohne doch darum einzubüßen; denn sie hat uns in der menschlichen Gesellschaft, im Zusammenleben und in der Gewalt des Verstandes eine Stärke zubereitet, die alle Stärke der wildesten Tiere übertrifft. Und gewisse Operationen des Geistes gelingen nicht anders, als bei einer zarteren Organisation.

428. (1332.) Riemer.

Die Neigung zu einer Sache, das ist ja eben der Sinn dafür.

---

* Das Herrschende.

429. (2311.) F. v. Müller.

Der Mensch nimmt am Ende doch nur an, was ihm gemäß ist.

430. (1357.) Riemer.

Die jetzige Generation entdeckt immer, was die alte (vorhergehende) schon vergessen hat.

431. (1538.) Riemer.

Wir sind nicht glücklich durch unsere Tugenden, sondern durch unsere Fehler und Schwachheiten. Wer da meint, daß er durch die Erfüllung einer Tugend glücklich sei, irrt sich. Es ist die Eitelkeit, die ihm noch beiwohnt, eine solche Tugend auszuüben. Sie muß sich von selbst verstehen. Dann macht aber das Gefühl derselben nicht mehr glücklich, so wenig Gleichgültigkeit einerlei mit Interesse ist.

432. (1065.) Riemer.

Nur die ungebildete Seite an uns ist es, von der her wir glücklich sind. Jeder Mensch hat so eine.

433. (864.) Riemer.

Es gibt Tugenden, die man, wie die Gesundheit, nicht eher schätzt, als bis man sie vermißt; von denen nicht eher die Rede ist, als wo sie fehlen; die man stillschweigend voraussetzt; die dem Inhaber nicht zugute kommen, weil sie in einem Leiden, in der Geduld bestehen. Sie scheinen, wo sie sind, nur aus einer Abwesenheit von Kraft und Tätigkeit zu bestehen, und sie sind die höchste Kraft, nur nach innen gewandt und zur Abwehr äußeren Unglimpfs, nur als Gegendruck gebraucht. Hammer zu sein scheint jedem rühmlicher und wünschenswerter, als Ambos, und doch was gehört nicht dazu, diese unendlichen, immer wiederkehrenden Schläge auszuhalten.

434. (1300.) Riemer.

Alles Leiden hat etwas Göttliches; denn insofern es Leiden ist, muß es noch ertragen werden können, obgleich schwer und mit Mühe. Für eine Natur, die darunter erliegt oder es gar nicht fühlt, ist es kein Leiden mehr.

435. (1364.) Riemer.

Geduld, Hoffnung, Glaube, Liebe, alle diese Tugenden sind die Vernunft actu, in Ausübung, sie sind die ausgeübte Vernunft.

436. (1285.) Riemer.

Das Vortreffliche, die Tugend, das Ausnehmende macht die Ausnahme, nicht die Regel, in der Welt.

437. (1182.) Riemer.

Die Menschen sollten nur bewundern, daß ein Mensch noch Tugenden hat. Die Fehler verstehen sich von selbst.

438. (1422.) Riemer.

Ein Mensch, der eitel ist, kann nie ganz roh sein; denn er wünscht zu gefallen, und so akkommodiert er sich andern.

439. (1321.) Riemer.

Die Eitelkeit ist ohngefähr das, was beim Essen der gute Appetit ist, das Wohlschmecken, das Innewerden des Genusses. Ohne diesen frißt man sich nur voll wie das Tier.

440. (989.) Riemer.

Die Irrtümer des Menschen machen ihn eigentlich liebenswürdig.

441. (1333.) Riemer.

Eigentlich ist es nur des Menschen, gerecht zu sein und Gerechtigkeit zu üben, denn die Götter lassen alle

gewähren, ihre Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte; der Mensch allein geht nach Würdigkeit, nach Verdienst aus. Es soll niemand genießen was besser ist als er; er muß erst desselben wert, d. h. ihm gleich sein.

442. (1062.) Riemer.

Es gibt im Menschen auch ein Dienenwollendes; daher die Chevallerie der Franzosen, Servage.

443. (1183.) Riemer.

Sich subordinieren ist keine Kunst; aber in absteigender Linie, in der Deszendenz, etwas über sich erkennen, was unter einem steht.

Das Altertum setzen wir gern über uns; aber die Nachkommen nicht. Nur ein Vater neidet seinem Sohne nicht das Talent.

444. (913.) Riemer.

Die guten Vorsätze im Menschen, die Grundsätze, die immer wieder von der Natur überwältigt werden, sind wie die Reinigung, Scheuerung und Schmückung an Sonn-, Fest- und Ehrentagen. Man wird zwar immer wieder schmutzig, aber es ist doch gut, daß man durch solche partielle Reinigung die Reinlichkeit überhaupt nicht unmöglich macht.

445. (859.) Riemer.

Der Mensch, wenn er wider Willen von einer Maxime, Art zu sein oder zu handeln, lassen soll und zur entgegengesetzten, bisher von ihm gehaßten übergehen, muß erst von dieser einigen sichtlichen Vorteil, der den Schaden durch den Verlust jener überwiegt, erhalten haben, ehe er ihr ganz von Herzen beitritt und mit ihr eins wird.

446. (1301.) Riemer.

Man hört so oft über weitverbreitete Immoralität in unserer Zeit klagen, und doch wüßte ich nicht, daß irgend-

einer, der Lust hätte, moralisch zu sein, verhindert würde, es nur um so mehr und mit desto mehr Ehre zu sein.

447. (707.) Riemer.

Die große Notwendigkeit erhebt, die kleine erniedrigt den Menschen.

448. (1759.) Riemer.

Die Menschen können nichts mäßig tun, sie müssen sich immer auf eine Seite legen.

449. (1454.) Riemer.

Größere Menschen haben nur ein größeres Volumen; Tugenden und Fehler haben sie mit den mindesten gemein, nur in größerer Quantität. Das Verhältnis kann dasselbe sein.

459. (957—960.) Riemer.

Außerordentliche Menschen, wie Napoleon, treten aus der Moralität heraus. Sie wirken zuletzt wie physische Ursachen, wie Feuer und Wasser. Ja schon jeder, der aus der Subordination heraustritt — denn die ist das Moralische — ist insofern unmoralisch. Wer von seinem Verstande zum Schaden anderer Gebrauch macht, oder diese auch nur dadurch einschränkt, ist insofern unmoralisch. Jede Tugend übt Gewalt aus, wie auch jede Idee, die in die Welt tritt, anfangs tyrannisch wirkt.

451. (1518.) Riemer.

Die ganze Geschichte mit dem Genie ist, daß die Menschen einmal Einem gestatten, was sie sich untereinander selbst nicht gestatten, nämlich daß einmal Einer ganz sein darf was er will und Lust hat.

452. (1939.) F. v. Müller.

Wären die Menschen en masse nicht so erbärmlich, so hätten die Philosophen nicht nötig, im Gegensatz so absurd zu sein.

453. (2006.) F. v. Müller.

Um die Menschen aufzuregen, muß man ihnen nur einen kühnen Irrtum dreist hinwerfen.

454. (1453.) Riemer.

Die Menschen denken nur ausweichend!

455. (1287.) Riemer.

Den Menschen ist nur mit Gewalt oder List etwas abzugewinnen. Mit Liebe auch, sagt man; aber das heißt auf Sonnenschein warten, und das Leben braucht jede Minute.

456. (976.) Riemer.

Die Formel der Steigerung läßt sich auch im Ästhetischen und Moralischen verwenden.

Die Liebe, wie sie modern erscheint, ist ein Gesteigertes. Es ist nicht mehr das erste einfache Naturbedürfnis und Naturäußerung, sondern ein in sich kohobiertes, gleichsam verdichtetes und so gesteigertes Wesen.

Es ist einfältig diese Art zu verwerfen, weil sie auch noch einfach existiert und existieren kann.

Wenn man in Küche und Keller ein Gesteigertes sucht und darauf ausgeht, warum soll man nicht auch diesen Genuß für die Darstellung oder für das unmittelbare Empfinden steigern dürfen und können?

Jeder Koch macht auf diese Weise seine Brühen und Saucen appetitlicher, daß er sie in sich kohobiert.

457. (1606.) Riemer.

Die Liebe ist eine Konservationsbrille, aber nur für den Gegenstand, den man damit betrachtet, nicht für uns.

Sonst sieht man doch mit der Brille schärfer und deutlicher, mit dieser Brille aber verschwindet aller Mangel und Fehler, und lauter Dinge, die nicht da sind, wenn man die bloßen Augen braucht, kommen erst hier zum Vorschein.

Zwar kommen auch Mängel und Fehler zum Vorschein, nämlich Tugenden und Eigenschaften, welche fehlen, sobald man den Gegenstand mit bloßen Augen sieht.

458. (1630.) Riemer.

Die wenigsten Menschen lieben an dem andern das was er ist, nur das was sie ihm leihen, sich, ihre Vorstellung von ihm, lieben sie.

Der Haß gleicht einer Krankheit, dem Miserere, wo man vorn herausgibt, was eigentlich hinten weggehen sollte.

459. (1208.) Riemer.

Menschen, die ihr Gleiches lieben und aufsuchen, und wieder solche, die ihr Gegenteil lieben und diesem nachgehen.

460. (1428.) Riemer.

Wer keine Liebe fühlt, muß schmeicheln lernen.

461. (1200.) Riemer.

Gewiß, nur der am empfindlichsten gewesen ist, kann der Kälteste und Härteste werden; denn er muß sich mit einem harten Panzer umgeben, um sich vor den unsanften Berührungen zu sichern; und oft wird ihm selbst dieser Panzer zur Last.

462. (1156.) Riemer.

Beständiger Ernst hat zum Vorteil, daß er dann und wann auch recht lustig wird und so zu einem Gipfel kommt. Beständige Lustigkeit kann dem Fall nicht entgehen, daß sie auch manchmal in Verzweiflung und Mißmut gerät.

Eine stille ernsthafte Frau ist übel daran mit einem lustigen Manne. Ein ernsthafter Mann nicht so mit einer lustigen Frau.

463. (1414.) Riemer.

Ernst in beschränkter Sphäre, auf kleine enge Gegenstände gerichtet, ist Fanatismus oder Pedantismus. In einer gewissen Höhe angesehen, erscheint er uns lächerlich, und dies ist in der Tat das beste Mittel, uns davon herzustellen.

464. (1556.) Riemer.

Hypochondrisch sein heißt nichts anderes, als ins Subjekt versinken. Wenn ich die Objekte aufgebe, kann ich nicht glauben, daß sie mich für ein Objekt gelten lassen; und ich gebe sie auf, weil ich glaube, sie hielten mich für kein Objekt.

465. (972.) Riemer.

Franzosen sind Pedanten, das heißt, sie können aus der Form nicht heraus.

466. (1034.) Riemer.

Der Philister negiert nicht nur andere Zustände, als der seinige ist, er will auch, daß alle übrigen Menschen auf seine Weise existieren sollen. Er geht zu Fuß und ist sein Leben lang zu Fuß gegangen. Nun sieht er jemand in einem Wagen fahren. Was das für eine Narrheit ist, ruft er aus, zu fahren, sich dahin schleppen zu lassen von Pferden! Hat der Kerl nicht Beine! wozu sind denn die Beine anders als zum Gehen? Wenn wir fahren sollten, würde uns Gott keine Beine gegeben haben! — Was ist es denn aber auch weiter! Wenn ich mich auf einen Stuhl setze und Räder unten anbringe und Pferde vorspanne, so kann ich fahren so gut wie jener. Das ist keine Kunst!

Man wird in philisterhaften Äußerungen immer finden, daß der Kerl immer zugleich seinen eignen Zustand ausspricht, indem er den fremden negiert, und daß er also den seinigen als allgemein sein sollend verlangt. Es ist

der blindeste Egoismus, der von sich selbst nichts weiß, und nicht weiß, daß der der andern ebensoviel Recht hätte, den seinigen auszuschließen, als der seinige hat, den der andern.

467. (1362.) Riemer.

Alles muß man lernen: die Verachtung der andern, die uns als eine Maske begegnet, eine wohlbekannte, doch befremdlich; denn man muß lieben, was uns haßt, das Vortreffliche haßt, — eben weil es nur ein Irrtum ist.

468. (2061.) F. v. Müller.

Was wir in uns nähren, das wächst; das ist ein ewiges Naturgesetz. Es gibt ein Organ des Mißwollens, der Unzufriedenheit in uns, wie es eines der Opposition, der Zweifelsucht gibt. Je mehr wir ihm Nahrung zuführen, es üben, je mächtiger wird es, bis es sich zuletzt aus einem Organ in ein krankhaftes Geschwür umwandelt und verderblich um sich frißt, alle guten Säfte aufzehrend und ansteckend. Dann setzt sich Reue, Vorwurf und andere Absurdität daran, wir werden ungerecht gegen andere und gegen uns selbst. Die Freude am fremden und eignen Gelingen und Vollbringen geht verloren; aus Verzweiflung suchen wir zuletzt den Grund alles Übels außer uns, statt es in unserer Verkehrtheit zu finden. Man nehme doch jeden Menschen, jedes Ereignis in seinem eigentümlichen Sinne, gehe aus sich heraus, um desto freier wieder bei sich einzukehren.

469. (1607.) Riemer.

Und der Lebende hat recht. — Ein niederträchtiges Recht, schlechter zu sein, als die vor uns lebten.

470. (1269.) F. v. Müller.

Klarheit in allen Verhältnissen — ist dem Individuum sehr förderlich, wenn es sich auf sich selbst beschränken

will; will es aber eingreifen in die bewegten Räder des Weltganges, glaubt es als ein Teil des Ganzen selbsttätig nach eigenen Ideen wirken, schaffen oder hemmen zu müssen, so geht es um so leichter zugrunde. Man muß nur sich auf sich selbst zurückziehen, das Rechte still im angewiesenen Kreise tun; wer will einem dann etwas anhaben?

471. (1322.) Riemer.

Die ganze Welt ist voll armer Teufel, denen mehr oder weniger — angst ist. Andere, die den Zustand kennen, sehen geduldig zu, wie sie sich dabei gebärden. Es sagt keiner dem andern: das und das ist dein Zustand, und so mußt du's machen. — Es verrät keiner dem andern die Handgriffe einer Kunst oder eines Handwerks, geschweige denn die vom Leben. — Handgriff ist ein Kompendium, d. h. mit dem wenigsten Aufwand das Zweckmäßige, das Beabsichtigte zu leisten ist der kürzeste Weg, die gerade Linie zum Rechten, zum Effekt.

472. (711.) Riemer.

Ich sehe immer mehr, daß jeder nur sein Handwerk ernsthaft treiben und das übrige alles lustig nehmen soll. Ein paar Verse, die ich zu machen habe, interessieren mich mehr, als viel wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß gestattet ist, und wenn ein jeder das Gleiche tut, so wird es in der Stadt und im Hause wohl stehen.

473. (705.) Riemer.

Es ist so gefährlich, in die Ferne sittlich zu wirken. Spricht man mit einem Freund, so fühlt man seine Lage und mildert die Worte nach dem Augenblick. Entfernt spricht man nicht recht oder trifft nicht zur rechten Zeit.

474. (1412.) Riemer.

Mit tätigen Menschen fährt man immer besser gegenwärtig als abwesend; denn sie kehren entfernt meistens

die Seite hervor, die uns entgegensteht; in der Nähe jedoch findet sich bald, inwiefern man sich vereinigen kann.

475. (624.) H. Schmidt.

Nur durch das äußere Leben wird das innere Leben erregt, nicht durch gefühlloses Spekulieren, was der Leber Mark nur austrocknet.

476. (1939.) F. v. Müller.

Was tut man denn Bedeutendes, ohne durch einzelnen Anlaß aufgeregt zu sein? Die Gelegenheiten sind die wahren Musen, sie rütteln uns auf aus Träumereien und man muß es ihnen durchaus danken.

477. (1406.) Riemer.

Unser ganzes Kunststück besteht darin, daß wir unsere Existenz aufgeben, um zu existieren. — Das Tier ist von kurzer Existenz. Beim Menschen wiederholen sich seine Zustände.

478. (709.) Riemer.

Ein Glück ist's, daß jedem nur sein eigner Zustand zu behagen braucht.

479. (2805.) F. v. Müller.

Was ist denn überhaupt am Leben? Man macht alberne Streiche, beschäftigt sich mit niederträchtigem Zeug, geht dumm aufs Rathaus, klüger herunter, am anderen Morgen noch dümmer hinauf.

480. (2375.) F. v. Müller.

Keine Rekriminationen, keine Vorwürfe über Vergangenes und doch nicht zu Änderndes. Jeder Tag bestehe für sich; wie kann man leben, wenn man nicht jeden Abend sich und anderen ein Absolutorium erteilt!

481. (1963.) F. A. Wolf.

Wo es so viel Unzureichendes gibt, wie in dieser Welt, wird nichts ohne Opfer erreicht: man hat nur die Wahl zwischen großen und kleinen.

482. (2370.) E. Förster.

Wir sind oft genötigt, das Gute fahren zu lassen, um das Bessere zu retten.

483. (1320.) Riemer.

Es kommt mir nichts so teuer vor, als das, wofür ich mich selbst hingeben muß.

484. (1432.) Riemer.

Es wird einem nichts erlaubt, man muß es nur sich selber erlauben; dann lassen sich's die andern gefallen oder nicht.

485. (2405.) Boisserée.

Personen lassen sich nicht von der Sache trennen.

486. (2902.) Riemer.

Was einmal gut gedacht und gesagt ist, soll man beruhen lassen und nichts daran ändern.

487. (1152.) Riemer.

Der Witz setzt immer ein Publikum voraus. Darum kann man den Witz auch nicht bei sich behalten. Für sich allein ist man nicht witzig. Alle andern Empfindungen genießt man für sich allein: Liebe, Hoffnung usw. — Der Witz wird immer für ein Anzeichen eines kalten Gemüts gehalten; er ist nur das eines besonnenen, freien, schwebenden, das sich von den Gegenständen losmachen kann. (Daher sagt man, daß er niemandes, auch des Freundes, nicht schone.)

Der Witz gehört unter den Spieltrieb. Das Spiel offenbart die große Freiheit des Geistes. Das Spiel will nicht die Realität, sondern den Schein. Der Schein ist mit der Idee nahe verwandt. Er ist gleichsam das Bild, das Gemälde von der Idee. Ja er ist die Idee selbst mit dem Minimo von Realität verkörpert oder daran offenbart.

488. (3039.) F. v. Müller.

Ein heftiger, wenngleich ungerechter Angriff bleibt kühn und ehrenhaft; jede Verteidigung ist immer mißlich, sei sie auch noch so gut gemacht.

489. (1363.) Riemer.

Da die Rede die Sinne und das innere Vorstellungsvermögen vertreten muß, so muß sie auch zu diesen reden und der Ausdruck sinnlich und repräsentativ sein.

490. (1168.) Riemer.

Wie in Rom außer den Römern noch ein Volk von Statuen, so ist außer dieser realen Welt noch eine Welt des Wahns viel mächtiger beinahe, in der die meisten leben.

491. (1089.) Riemer.

Das Ideale im Menschen, wenn diesem die Objekte genommen oder verkümmert werden, zieht sich in sich, feinert und steigert sich, daß es sich gleichsam übertrumpft.

Die meisten Menschen im Norden haben viel mehr Ideales in sich, als sie brauchen können, als sie verarbeiten können; daher die sonderbaren Erscheinungen von Sentimentalität, Religiosität, Mystizismus usw.

492. (2267.) F. v. Müller.

Es ist ein Unglück, daß ideenreiche Geister ihr Ideal verwirklichen, ins Leben einführen wollen. Das geht nun einmal nicht, das Ideal und die gemeine Wirklichkeit müssen streng geschieden bleiben.

493. (712.) Riemer.

Man ist in einem gewissen Alter an einen gewissen Ideengang gewöhnt, das Neue, was man sieht, ist nicht neu und erinnert mehr an unangenehme, als angenehme Verhältnisse, und ganz vorzügliche Gegenstände begegnen einem doch selten.

494. (710.) Riemer.

Wenn man nicht immer in der Welt lebt, so sieht man sie anfangs wieder mit verwunderten Augen an, und, so gut man sie kennt, machen einen die neuen Erscheinungen wieder auf kurze Zeit aufmerksam, bis man denn das alte plumpe Märchen wieder bald gewahr wird.

495. (2340.) F. v. Müller.

Wahnsinn besteht darin, wenn man von der wahren Beschaffenheit der Gegenstände und Verhältnisse, mit denen man es zu tun hat, weder Kenntnis hat, noch nehmen will, diese Beschaffenheit hartnäckig ignoriert.

496. (1331.) Riemer.

Das egoistische Zeitalter kennt keine Ehre; denn die Ehre braucht andere Leute, die sie doch voraussetzt; der Egoist setzt nur sich.

497. (2874.) Riemer.

Wenn man die Früchte besserer Klimate genießt, so wird man augenblicklich hinüber versetzt, und die Einbildungskraft erhöht den Genuß.

498. (2519.) F. v. Müller.

Unser Leben kann sicherlich durch die Ärzte um keinen Tag verlängert werden, wir leben so lange es Gott bestimmt hat; aber es ist ein großer Unterschied, ob wir jämmerlich wie arme Hunde leben, oder wohl und frisch, und darauf vermag ein kluger Arzt viel.

499. (1003 u. 1004.) Riemer.

Man ist sehr übel dran, daß man den Ärzten nicht recht vertraut und doch ohne sie sich gar nicht zu helfen weiß.

Wir sind nicht darauf eingerichtet, das Leben zu verlassen, wenn es nichts mehr wert ist, und da muß derjenige immer noch gepriesen werden, der es als erträglich haltbar verspricht.

500. (1608.) Riemer.

Es ist die lächerlichste Prätension, allen gefallen zu wollen.

501. (2274.) F. v. Müller.

Jeder Mensch schlägt die Vorteile der Geburt bloß deswegen so hoch an, weil sie etwas Unbestreitbares sind.

502. (52.) Lavater.

Sobald man in Gesellschaft, nimmt man vom Herzen den Schlüssel ab und steckt ihn in die Tasche; die, welche ihn stecken lassen, sind Dummköpfe.

503. (1256.) Riemer.

Es ist Höflichkeit und Vornehmen eigen, jemanden mettre à son aise; und ich weiß es, daß mich jemand auf meinen Chapitre bringt. Aber Todfeindschaft kann daraus entstehen, wenn man es tut und sich gegen mich berühmt, daß man mich auf meine Schnurre gebracht habe, sobald ich mit Gutmütigkeit mich geäußert und gehen gelassen habe. Weil es eine falsche Superiorität des andern und eine Gemütlosigkeit desselben verrät.

504. (1481.) Riemer.

Die Welt ist größer und kleiner als man denkt. — Wer sich bewegt, berührt die Welt, und wer ruht, den

berührt sie; deswegen müssen wir immer bereit sein, zu berühren oder berührt zu werden.

Wir können uns jetzt alle als Strandbewohner ansehen und täglich erwarten, daß einer vor unserer Hüttentür, wo nicht mit seiner Existenz, doch mit seinen Hoffnungen scheitert.

Die Weltgeschichte sammelt auf unsere Kosten sehr große Schätze.

505. (905.) Riemer.

Der Freiheitssinn und die Vaterlandsliebe, die man aus den Alten zu schöpfen meint, wird in den meisten Leuten zur Fratze. Was dort aus dem ganzen Zustand der Nation, ihrer Jugend, ihrer Lage zu andern, ihrer Kultur hervorging, wird bei uns eine ungeschickte Nachahmung. Unser Leben führt uns nicht zur Absonderung und Trennung von andern Völkern, vielmehr zu dem größten Verkehr; unsere bürgerliche Existenz ist nicht die der Alten; wir leben auf der einen Seite viel freier, ungebundener und nicht so einseitig beschränkt als die Alten, auf der andern ohne solche Ansprüche des Staats an uns, daß wir eifersüchtig auf seine Belohnung zu sein Ursache und deswegen einen Patrizieradel zu soutenieren hätten. Der ganze Gang unserer Kultur, der christlichen Religion selbst führt uns zur Mitteilung, Gemeinmachung, Unterwürfigkeit und zu allen gesellschaftlichen Tugenden, wo man nachgibt, gefällig ist, selbst mit Aufopferung der Gefühle und Empfindungen, ja Rechte, die man im rohen Naturzustande haben kann. Sich den Obern zu widersetzen, einem Sieger störrig und widerspenstig zu begegnen, darum weil uns Griechisch und Lateinisch im Leibe steckt, er aber von diesen Dingen wenig oder nichts versteht, ist kindisch und abgeschmackt. Das ist Professorstolz, wie es Handwerksstolz, Bauernstolz und dergleichen gibt, der seinen Inhaber ebenso lächerlich macht, als er ihm schadet.

506. (970.) Riemer.

Man wird sich dessen, was man hat oder nicht hat, ist oder nicht ist, erst am Gegenteile von diesem bewußt oder inne.

Darum werden so viele Menschen durch die Erscheinung eines neuen, fremden Menschen in der Gesellschaft beunruhigt. Er entdeckt ihnen, was sie nicht haben, und dann hassen sie ihn, oder er entdeckt ihnen durch sein Gegenteil, was sie haben, und so verachten sie ihn wieder. Ist er besonders höflich und galant, so ist er den Groben zuwider; ist er grob, so ist er den Höflichen und im Grunde allen zuwider; und so durch alles durch.

507. (1036.) Riemer.

Der böse Wille, der den Ruf eines bedeutenden Mannes gern vernichten möchte, bringt sehr oft das Entgegengesetzte hervor. Er macht die Welt aufmerksam auf eine Persönlichkeit; und da die Welt, wo nicht gerecht, doch gleichgültig ist, so läßt sie sich's gefallen nach und nach die guten Eigenschaften desjenigen gewahr zu werden, den man ihr auf das schlimmste zu zeigen Lust hatte. Ja, es ist sogar im Publikum ein Geist des Widerspruchs, der sich dem Tadel wie dem Lobe entgegensetzt, und im ganzen braucht man nur nach Möglichkeit zu sein, um gelegentlich zu seinem Vorteil zu erscheinen; wobei es dann hauptsächlich darauf ankommt, daß die Augenblicke nicht allzu kritisch werden und der böse Wille nicht die Oberhand habe zur Zeit, wo er vernichten kann.

508. (994.) Riemer.

Man mutzt sich jetzt in der Gesellschaft einander die Eitelkeit auf. Dadurch geht die Gesellschaft zugrunde, denn nun werden die einen bloß passiv, indem sie denken: wenn ich die angenehme Eigenschaft, die ich besitze, nicht zeigen soll, so will ich tun, als hätte ich gar keine. Und nun passen sie den andern auf. Dadurch bemächtigt sich gerade der Schlechteste der Gesellschaft, der dreist genug ist.

509. (715.) Riemer.

Die Hausgenossenschaft hat das Eigene, daß sie wie eine Blutsverwandtschaft zum Umgang nötigt, da man gute Freunde seltner sieht, wenn man sich erst sie zu besuchen oder einzuladen entschließen soll.

510. (1788.) Riemer.

Es gibt zwei Welten: wenn die eine zürnt, so fragt die andere nichts danach.

511. (1652.) J. B. Bertram.

Wenn etwas auch nicht schön ist, so muß man doch so viel Phantasie haben, es schön zu finden.

512. (1306.) Riemer.

Vergnügen (Bälle, Konzerte usw.) zum Besten der Armen kommen mir vor wie eine Ökonomie, wo man mit dem Abgange des Eßbaren noch die Schweine füttert.

Männer und Frauen.

513. (907.) Riemer.

Der Streit, ob die männliche Schönheit in ihrer Vollkommenheit, oder die weibliche in ihrer Art höher stehe, kann nur aus der größern oder geringern Annäherung der männlichen oder der weiblichen Form an die Idee geschlichtet werden. Nun reicht die männliche aber mehr an die Idee, denn in ihr hört das Reale auf; des Mannes Bildung geht offenbar über die des Weibes hinaus und ist keineswegs die vorletzte Stufe.

514. (1206.) Riemer.

Die Männer müßten zum Dienen, die Weiber zu Müttern gezogen werden. Das jetzige Unglück der Welt rührt doch meist davon her, daß sich alles zu Herren gebildet hat. Dies ist vom Mittelstand ausgegangen

(vom Kaufmann, der reich, vom Bürger, der sich gebildet). Der Adel ist von jeher dienstpflichtig gewesen. Und der erste Staatsdiener, wie Joseph II. schon gesagt, ist der Fürst.

515. (1032.) Riemer.

Der Mann soll gehorchen, das Weib soll dienen. Beide streben nach der Herrschaft. Jener erreicht sie durch Gehorchen, diese durch Dienen. Gehorchen ist dicto audientem esse; dienen heißt zuvorkommen. Jedes Geschlecht verlangt von dem andern, was es selbst leistet, und erfreut sich dann erst: der Mann, wenn ihm das Weib gehorcht (was er selbst tut und tun muß); das Weib, wenn ihr der Mann dient, zuvorkommt, aufmerksam, galant und wie es heißen mag ist. So tauschen sie in der Liebe ihre Rollen um; der Mann dient, um zu herrschen, das Weib gehorcht, um zu herrschen.

516. (911.) Riemer.

Die Weiber haben das Eigene, daß sie das Fertige zu ihren Absichten verarbeiten und verbrauchen. Das Wissen, die Erfahrung des Mannes nehmen sie als ein Fertiges und schmücken sich und anderes damit. Nicht die Raupe zu erziehen, das Kokon abzuhaspeln, die Seide zu spinnen, zu färben und zu appretieren, sondern sie zu Blumen zu versticken oder in schon gewebtem Stoffe sich damit zu putzen, ist im allegorischen Sinne dieses Bildes ihre Sache. Daher folgen sie dem Manne nicht in seiner Deduktion und Konstruktion, ob sie ihnen schon manchmal artig vorkommen kann, sondern sie halten sich an das Resultat; und wenn sie ihm auch folgen, so können sie ihm doch darin nicht nachahmen und es in anderem Falle wieder so machen. Der Mann schafft und erwirbt, die Frau verwendet's: das ist auch im intellektuellen Sinne das Gesetz, unter dem beide Naturen stehen. Daher muß man einer Frau das Fertige geben; und aus eben dieser Ursache sind sie das wünschenswerteste Auditorium für

einen Dogmatiker, der nur Geist genug hat, das, was er ihnen sagt, angenehm und sinnlich ergreifend zu sagen. Das Positive lieben sie in diesem Falle, solche Unduliſten sie auch in anderen Rücksichten sein mögen.

517. (1420.) Riemer.

Beide Geschlechter besitzen eine Grausamkeit gegeneinander, die sich vielleicht in jedem Individuum zuzeiten regt, ohne gerade ausgelassen werden zu können: bei den Männern die Grausamkeit der Wollust, bei den Weibern die des Undanks, der Unempfindlichkeit des Quälens u. a. m.

518. (1257.) Riemer.

Verstand und Vernunft sind ein formelles Vermögen, das Herz liefert den Gehalt, den Stoff.

Wenn man die Männer als Verstand und Vernunft ansehen kann, so sind sie Form; die Weiber, das Herz, sind Stoff.

519. (1030.) Riemer.

Wenn ein Weib einmal vom rechten Wege ab ist, dann geht es auch blind und rücksichtslos auf dem bösen fort; und der Mann ist nichts dagegen, wenn er auf bösen Wegen wandelt. Bei ihr aber wirkt dann die bloße Natur.

520. (735.) Riemer.

Die Weiber, auch die gebildetsten, haben mehr Appetit, als Geschmack. Sie möchten lieber alles ankosten, es zieht sie das Neue an. Sie unterscheiden nicht zwischen dem, was anzieht, was gefällt, was man billigt, sie werfen das alles in eine Masse. Was nur nicht gegen ihren konventionellen Geschmack anstößt, es mag noch so hohl, leer, seicht, schlecht sein: es gefällt. Es mißfällt ihnen aber oft etwas, was bloß gegen diese ihre Konvention anstößt, sei es an sich noch so vortrefflich.

521. (1033.) Riemer.

Die femmes auteurs (und wohl überhaupt) fassen die Männer nur unter der Form des Liebhabers auf und stellen sie dar; daher alle Helden in weiblichen Schriften die Gartenmannsfigur machen.

522. (1033.) Riemer.

Koketterie ist Egoismus in der Form der Schönheit. Die Weiber sind rechte Egoisten, indem man nur in ihr Interesse fällt, sofern sie uns lieben oder wir ihre Liebhaber machen, oder sie uns zu Liebhabern wünschen. Eine ruhige, freie, absichtslose Teilnahme und Beurteilung fällt ganz außer ihrer Fähigkeit. Sie sehen alles nicht etwa nur aus ihrem Standpunkt, sondern in persönlichem Bezug auf sich. Die Weiber bestreben sich innerlich und äußerlich anmutig, liebenswürdig zu erscheinen, zu gefallen mit einem Worte, und wenn wir dasselbe tun, so nennen sie uns eitel.

523. (945.) Riemer.

Weiber verstehen alles à la lettre oder au pied de la lettre*, verlangen aber, daß man sie nicht so verstehen soll.

524. (1242.) Riemer.

Bei den Weibern zählt einer wenigstens mit, wiegt er auch nicht mit. Sie schätzen die Courmacher nach der Zahl, nicht nach dem Gewichte.

525. (1304.) Riemer.

Die Weiber möchten auf der einen Seite lieben und auf der andern geliebt werden und so beide Pole ihres Magneten beschäftigen. Wir wissen es; sie tun es unbewußt.

526. (1308.) Riemer.

Lieben heißt leiden. Man kann sich nur gezwungen (natura) dazu entschließen, d. h. man muß es nur, man will es nicht.

* Buchstäblich.

527. (1308.) Riemer.

In der Jugend und Liebe macht man die frais von allem und hält die Weiber frei in Witz, Geist und Liebenswürdigkeit.

528. (1417.) Riemer.

Zu der Zeit liebt sich's am besten, wenn man noch denkt, daß man allein liebt und noch kein Mensch so geliebt hat und lieben werde.

529. (1864.) F. v. Müller.

Eifersucht ist Ahndung fremder Wahlverwandtschaft.

530. (1334.) Riemer.

Wer die Weiber haßt, ist im Grunde galanter gegen sie, als wer sie liebt; denn jener hält sie für unüberwindlich, dieser hofft noch mit ihnen fertig zu werden.

531. (1334.) Riemer.

Wenn ich die Weiber von Eitelkeit reden und sie sich oder uns vorwerfen höre, so möchte ich immer ausrufen: Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun.

Bildung und Erziehung.

532. (1517.) Charlotte v. Stein.

Die Vernunft wird in der Welt nicht Herrscherin werden; denn sie hat keine Unterlage, ist bloß geistig; nur die Humanität muß kultiviert werden.

533. (1020.) Riemer.

Die Bildung wird zwar von einem Wege (ins Holz) angefangen, aber auf ihm nicht vollendet. Einseitige Bildung ist keine Bildung. Man muß zwar von einem Punkte aus-, aber nach mehreren Seiten hingehen. Es mag gleichviel sein, ob man seine Bildung

von der mathematischen oder philologischen oder künstlerischen Seite her hat, wenn man sie nur hat; sie kann aber in diesen Wissenschaften allein nicht bestehen. Die Wissenschaften einzeln sind gleichsam nur die Sinne, mit denen wir den Gegenständen Face machen; die Philosophie oder die Wissenschaft der Wissenschaften ist der sensus communis. Aber so wie es lächerlich wäre, wenn einer das Sehen durch das Hören, das Hören durch das Sehen kompensieren und ersetzen wollte, sich bemühte, die Töne zu sehen statt zu hören: so ist es lächerlich, durch Mathematik die übrigen Erkenntnisarten zu kompensieren und vice versa, so in allen übrigen; oder es wird eine Phantasterei. Daher gibt es jetzt so manche Phantasten, die ohne positive Kenntnisse durch phantastische Kombination dessen, was von jenen öffentlich verlautet, sich das Ansehen tiefer Einsicht in das Wesen eines jeden zu geben wissen. Exempla sunt odiosa.

534. (1963.) F. A. Wolf.

Jede Bildung ist ein Gefängnis, an dessen Eisengittern Vorübergehende Ärgernis nehmen, an dessen Mauern sie sich stoßen können; der Sichbildende, darin Eingesperrte, stößt sich selbst, aber das Resultat ist eine wirklich gewonnene Freiheit.

535. (2273.) Soret.

Die Kinder sind die besten Lehrer, die man wählen kann, weil sie ganz dazu neigen, sich gegenseitig anzupassen und aufmerksam etwas abzuhören, und weil sie eine viel verständlichere Sprache reden, als unsereins.

536. (460.) Friederike Brun.

Man muß den Begierden der Kinder entgegenkommen, je lebhafter sie sind, um desto mehr, weil nur aus innerer Begierde und äußerem Widerstande Unwahrhaftigkeit geboren wird.

537. (1418.) Niemer.

Über die verschiedenen Systeme bei den Insekten, wo eins das andere aufzehrt und sich ins andere verwandelt. So auch im Menschen. Im Kinde die Vernunft schon, auf eine andere Weise; dann der Verstand, bei eintretender Pubertät; dann der Ehrgeiz; dann der Nutzen; zuletzt wieder die Vernunft, aber nicht bei allen Menschen, denn viele bleiben beim Nutzen stehen.

538. (1270.) Falk.

Wir haben kein Recht, irgend jemandem Dinge abzufordern, die er von Natur aus nicht zu leisten imstande ist.

539. (1874.) F. v. Müller.

Man erblickt nur, was man schon weiß und versteht. Oft sieht man lange Jahre nicht, was reifere Kenntnis und Bildung uns an dem täglich vor uns liegenden Gegenstand erst gewahren läßt. Nur eine papierne Scheidewand trennt uns öfters von unseren wichtigsten Zielen, wir dürften sie keck einstoßen und es wäre getan. Die Erziehung ist nichts als die Kunst zu lehren, wie man über eingebildete oder doch leicht besiegbare Schwierigkeiten hinauskommt.

540. (1787.) Niemer.

Die Sittenlehrer irren sich, wenn sie in jedem Alter denselben Grad der Bescheidenheit verlangen. Anders der Jüngling, der in seine Kräfte gerechtes Mißtrauen setzt; anders der Mann, der sie geprüft und gezeigt hat.

541. (265.) Dietmar.

Die ganze Theorie des Anstandes läßt sich auf den unsichern Grund des Vorurteils zurückführen. Es gibt allerdings Situationen des Lebens, in welchen das Herz beredt und der Mund verschwiegen ist. Ja das erstere ist sogar in Furcht, seine kleinen, aber heftigen Be-

wegungen zu verraten, und, um nicht in Gefahr zu kommen, wählt das furchtsame Herz die Verschwiegenheit, oder sucht die Unterhaltung auf gleichgültige, fremde Dinge zu leiten.

542. (1215.) Riemer.

Es ist eine eigene Sache, wenn der Sohn ein Metier ergreift, das eigentlich das Metier des Vaters nicht ist; doch mag es auch sein Gutes haben. Wenn einerseits eine Trennung zu entstehen scheint, so entsteht von der andern Seite eine Vereinigung, weil denn doch zuletzt alles Vernünftige und Verständige zusammentreffen muß. Im Grunde bin ich von Jugend her der Rechtsgelahrtheit näher verwandt als der Farbenlehre, und wenn man es genau besieht, so ist es ganz einerlei, an welchen Gegenständen man seine Tätigkeit üben, an welchen man seinen Scharfsinn versuchen mag.

543. (1126.) Riemer.

Schon fast seit einem Jahrhundert wirken Humaniora nicht mehr auf das Gemüt dessen, der sie treibt, und es ist ein rechtes Glück, daß die Natur dazwischen getreten ist, das Interesse an sich gezogen und uns von ihrer Seite den Weg zur Humanität geöffnet hat.

Poesie und Kunst.

544. (2006.) F. v. Müller.

Ohne Poesie läßt sich nichts in der Welt wirken: Poesie aber ist Märchen.

545. (874.) Luden.

In der Poesie gibt es keine Widersprüche. Diese sind nur in der wirklichen Welt, nicht in der Welt der Poesie. Was der Dichter schafft, das muß genommen werden, wie er es geschaffen hat. So wie er seine Welt gemacht hat,

so ist sie. Was der poetische Geist erzeugt, muß von einem poetischen Gemüt empfangen werden. Ein kaltes Analysieren zerstört die Poesie und bringt keine Wirklichkeit hervor. Es bleiben nur Scherben übrig, die zu nichts dienen und nur inkommodieren.

546. (1298.) F. v. Müller.

Die ganze Natur gehört dem Dichter an; nun aber wird jede geniale Kunstschöpfung auch ein Teil der Natur, und mithin kann der spätere Dichter sie so gut benutzen wie jede andere Naturerscheinung.

547. (1314.) Riemer.

Die Menschen sind nur so lange produktiv in Poesie und Kunst, als sie noch religiös sind; dann werden sie bloß nachahmend und wiederholend; wie wir in bezug auf das Altertum, dessen Monumente alle Glaubenssachen waren und von uns nur aus und um Phantasterei und phantastisch nachgemacht werden.

548. (1425.) Riemer.

Das Unzulängliche ist produktiv. Ich schrieb meine Iphigenia aus einem Studium der griechischen Sachen, das aber unzulänglich war. Wenn es erschöpfend gewesen wäre, so wäre das Stück ungeschrieben geblieben.

Über die Produktivität ohne Urteil, Lust zur Erfindung, Märchen zu ersinnen. Kann auch hypochondrisch sein. Hängt auch mit dem Charakter zusammen und fließt auf ihn ein.

549. (1546.) Riemer.

Alle Menschen, die Imagination haben, gehen ins Steile, so die ersten Landschaftsmaler des 16. Seculi. — Scylla und Charybdis liegen nicht so nahe; aber der Poet mußte ins Steile gehen und sie näher bringen, um Effekt zu machen.

550. (1600.) Riemer.

Das sogenannte Trauerspiel ist eigentlich das wahre Lustspiel und das sogenannte Lustspiel das eigentliche Trauerspiel, wenn man über etwas weinen oder lachen dürfte.

Daß Ödipus sich die Augen ausreißt, ist eine Dummheit und nicht weinerlich; daß Aristophanes sich über die Menschen mokiert, ist ein Ernst, aber nicht lächerlich.

551. (1411.) Riemer.

Die dramatischen Einheiten heißen weiter nichts, als einen großen Gehalt mit Wahrscheinlichkeit unter wenige Personen austeilen und darstellen.

552. (2005.) F. v. Müller.

Im ganzen ist es einerlei, wo und wie man Unwahrscheinlichkeiten zugibt; zugegeben muß einmal werden, wenn man ein Trauerspiel überhaupt will.

553. (1310.) Riemer.

Wenn das Publikum ein gutes Stück zwanzigmal wiederholt sehen möchte, so würde der Autor nicht genötigt sein, sich in zwanzig neuen Stücken zu wiederholen.

554. (1162.) Riemer.

Die poetische Gerechtigkeit ist eine Absurdität. Das allein Tragische ist das injustum und praematurum. Napoleon sehe dies ein, und daß er selbst das Fatum spiele.

555. (1197.) Riemer.

Das Symbolische ist oft repräsentativ, z. E. in Wallensteins Lager ist der Bauer mit den Würfeln eine symbolische Figur und zugleich eine repräsentative: denn er stellt die ganze Klasse vor.

556. (713.) Riemer.

Einer Gesellschaft von Freunden harmonische Stimmung zu geben und manches aufzuregen, was bei den

Zusammenkünften der besten Menschen so oft nur stockt, sollte von Rechts wegen die beste Wirkung der Poesie sein.

557. (1969.) F. A. Wolf.

Ich habe nie mehr gewollt, als anregen; wenn der Schriftsteller mehr will, so kommen die Sachen an die Regierungskanzlei, und er verliert nicht nur die Äpfel, sondern den Korb dazu.

558. (1313.) Niemer.

Predigt der Dichter die Moral, so ist er noch schlimmer dran als der Prediger, weil er bloß zu einem didaktischen Behuf eine Fabel erfinden müßte oder einkleiden.

559. (874.) Luden.

Der Dichter soll nicht sein eigener Erklärer sein und seine Dichtung in alltägliche Prosa fein zerlegen; damit würde er aufhören Dichter zu sein. Der Dichter stellt seine Schöpfungen in die Welt hinaus; es ist Sache des Lesers, des Ästhetikers, des Kritikers, zu untersuchen, was er mit seiner Schöpfung gewollt hat.

Mit dem Aufschlußgeben wäre die ganze Herrlichkeit des Dichters dahin.

460. (3106.) F. v. Müller.

Ein Kunstwerk, besonders ein Gedicht, das nichts zu erraten übrig läßt, ist kein wahres, vollwürdiges; seine höchste Bestimmung bleibt immer: zum Nachdenken aufzuregen, und nur dadurch kann es dem Beschauer oder Leser recht lieb werden, wenn es ihn zwingt, nach eigener Sinnesweise es sich auszulegen und gleichsam ergänzend nachzuschaffen.

561. (1535.) Niemer.

Eigentlich ist das, was nicht gefällt, das Rechte; die neuere Kunst verdirbt, weil sie gefallen will.

562. (2008.) F. v. Müller.

Ein Buch, das große Wirkung gehabt, kann eigentlich gar nicht mehr beurteilt werden. Die Kritik ist überhaupt eine bloße Angewohnheit der Modernen. Was will das heißen? Man lese ein Buch und lasse es auf sich einwirken, gebe sich dieser Einwirkung hin, so wird man zum richtigen Urteil darüber kommen.

563. (1482.) Riemer.

Wer die Technik nicht versteht, kann über poetische Produkte nicht schreiben. Die Figuren der Poesie sind ja keine historischen Personen, die man als notwendige zu beurteilen hätte, wie man ja ein historisches Bild nicht moralisch als eine wirkliche Handlung beurteilen darf.

564. (1316.) Riemer.

Methode ist das, was dem Subjekt angehört, denn das Objekt ist ja bekannt. Methode läßt sich nicht überliefern. Es muß ein Individuum sich finden, dem die gleiche Methode Bedürfnis ist. Eigentlich haben nur Dichter und Künstler Methode, indem ihnen daran liegt, mit etwas fertig zu werden und es vor sich hinzustellen.

565. (704.) Riemer.

Wer nicht das Mechanische vom Handwerk kennt, kann nicht urteilen: den Meister kann niemand und den Gesellen nur der Meister meistern.

566. (1872.) F. v. Müller.

Die Keuschheit der Tropen, ihre Propretät ist Grundmaxime des Stils im westlichen Europa. Außerdem fällt man ins bodenlos Verwirrte, Absurde. Bloß durch strenge Angeschlossenheit der Begriffe am Bilde, wodurch unmittelbare Anschaulichkeit erlangt wird, durch den eigensten keuschesten Gebrauch der Tropen bewahrt man sich die Jugendlichkeit des Stils.

567. (1963.) F. A. Wolf.

Wer sich in Briefen hingeben will, der gibt die Sammlung auf, welche dem Nationalschriftsteller nötig ist. Das Wort an den einzelnen mag erleichtern und schön sein, aber der Nachdruck, wenn es still in uns ausgetragen ist, wie das Kind der Mutter, die Peripherie desselben, die es am öffentlichen Orte gewinnen kann, geht verloren.

568. (901.) Riemer.

Bücher werden jetzt nicht geschrieben, um gelesen zu werden, um sich daraus zu unterrichten und zu belehren, sondern um rezensiert zu werden, damit man wieder darüber reden und meinen kann.

Seitdem man Bücher rezensiert, liest sie kein Mensch, außer dem Rezensenten, und der auch so so.

569. (1450.) Riemer.

Gegen die Kritik kann man sich weder schützen noch wehren; man muß ihr zum Trutz handeln, und das läßt sie sich nach und nach gefallen.

570. (1545.) Riemer.

Die Menge der Dichter ist es, die die Dichtkunst herunterbringt in Ansehen und Wirkung.

571. (1315.) Riemer.

Der Dilettantismus negiert den Meister. Die Meisterschaft gilt für Egoismus.

572. (706.) Riemer.

Es geht nichts über den Genuß würdiger Kunstwerke, wenn er nicht auf Vorurteil, sondern auf würdiger Kenntnis ruht.

573. (977.) Riemer.

In dem, was der Mensch techniziert, nicht bloß in den mechanischen, auch in den plastischen Kunstprodukt-

tionen ist die Form nicht wesentlich mit dem Inhalt verbunden, die Form ist dem Stoff nur auf- oder abgedrungen. Die Produktionen der Natur erleiden zwar auch äußere Bedingungen, aber mit Gegenwirkung von innen. Kurz es ist hier ein lebendiges Wirken von außen und innen, wodurch der Stoff die Form erhält.

Die Form des Leuchters ist dem flüssigen Messing aufgenötigt. Sich selbst überlassen, hätte es sich aus sich und durch die einwirkende Luft geformt.

Man könnte einen Leuchter auch aus Salz gerinnen lassen. Hier würde sich das Salz zwar innerlich kristallisieren, aber nach außen zu wird ihm die Form des Leuchters aufgedrungen!

574. (1275.) Riemer.

Das Musikkönnen — musikalisch sein — wird darum so geschätzt, weil es dem Menschen mit der falschen Idee schmeichelt, das, was uns Vergnügen macht, selbsttätig zu beherrschen, sich nicht bloß leidend zu verhalten. In der Rücksicht tut schon das Lesen vis-à-vis der Poesie viel. Wer nicht lesen kann, ist schon passiver und empfänglicher.

Geschichte — Politik — Geschäfte.

575. (1288.) F. v. Müller.

Die Weltgeschichte ist eigentlich nur ein Gewebe von Unsinn für den höhern Denker, und wenig aus ihr zu lernen.

576. (874.) Luden.

Wenn man auch alle Geschichtsquellen zu klären und zu durchforschen vermöchte: was würde man finden? Nichts anderes als eine große Wahrheit, die längst entdeckt ist, und deren Bestätigung man nicht weit zu suchen braucht, die Wahrheit nämlich, daß es zu allen Zeiten und in allen Ländern miserabel gewesen ist. Die Menschen haben

sich stets geängstigt und geplagt; sie haben sich untereinander gequält und gemartert; sie haben sich und anderen das bißchen Leben sauer gemacht, und die Schönheit der Welt und die Rüstigkeit des Daseins, welche die schöne Welt ihnen darbietet, weder zu achten, noch zu genießen vermocht. Nur wenigen ist es bequem und erfreulich geworden. Die meisten haben wohl, wenn sie das Leben eine Zeitlang mitgemacht hatten, lieber hinausscheiden, als von neuem beginnen mögen. Was ihnen noch etwa einige Anhänglichkeit an das Leben gab oder gibt, das war und ist die Furcht vor dem Sterben. So ist es gewesen, so wird es wohl auch bleiben, das ist nun einmal das Los der Menschen. Was brauchen wir weiter Zeugnis?

Es ist mit den Völkern, wie mit den Menschen. Die Völker bestehen ja aus Menschen. Auch sie treten ins Leben, wie die Menschen, treiben's etwas länger, in gleich wunderlicher Weise, und sterben gleichfalls entweder eines gewaltsamen Todes, oder eines Todes vor Alter und Gebrechlichkeit. Die Gesamtnot und die Gesamtplage der Menschen ist eben die Not und die Plage der Völker.

577. (874.) Luden.

Wie wenig enthält auch die ausführlichste Geschichte, gegen das Leben eines Volkes gehalten? Und von dem Wenigen, wie weniges ist wahr? Und von dem Wahren, ist irgend etwas über allen Zweifel hinaus? Bleibt nicht vielmehr alles ungewiß, das Größte, wie das Geringste?

578. (2841.) F. v. Müller.

Das Volk will zum besten gehalten sein, und so hat man unrecht, wenn man es nicht zum besten hält.

579. (1409.) Riemer.

Die Geschichte ist ein Märchen im Anfang, auf ihm schwimmt ein Faktum, wie auf dem Wasser, bis das Wasser verschwindet.

580. (1871.) F. v. Müller.

Es ist besser, du glaubst an das Falsche, als du zweifelst am Wahren. Alle Geschichte ist mißlich und schwankend, aber wer dir etwas zweifelhaft hinterbringt, den kannst du nur gleich abweisen.

581. (1800.) Riemer.

Der Patriotismus verdirbt die Geschichte.

582. (1152.) Riemer.

Der reine wahre Despotismus entwickelt sich aus dem Freiheitssinne; ja er ist selbst der Freiheitssinn mit dem Gelingen. Der Freiheitssinn strebt ins Unbedingte, er will herrschen, ohne daß er's immer imstande ist und werden kann. Nun kommt bei einem das Gelingen hinzu, und so ist der Despot fertig. — Aus der Sklaverei geht nur der eigentliche dominus hervor, niemals der Despot oder, wie er auch heißt, der Tyrann.

583. (1276.) Riemer.

Der Despotismus befördert die Autokratie eines jeden, indem er von oben bis unten hinab es einem jeden in die Schuhe schiebt.

584. (989.) Riemer.

Ich habe nie auf Despoten schimpfen hören, als die selbst Despoten gewesen, kleine oder große.

585. (2267.) F. v. Müller.

Wenn man für einen Fürsten handelt und spricht, muß man sein wie ein Scharfrichter, seine Befehle rasch, streng glattweg vollziehen.

586. (989.) Riemer.

Niemals wird ein Fürst oder großer Herr von einer Sache schlechter unterrichtet, als wenn er sich selbst dahin begibt, um sich zu unterrichten.

587. (2506.) F. v. Müller.

Freiheit ist nichts als die Möglichkeit, unter allen Bedingungen das Vernünftige zu tun. Das Absolute steht noch über dem Vernünftigen. Darum handeln Souveräns oft unvernünftig, um sich in der absoluten Freiheit zu erhalten.

588. (2008.) F. v. Müller.

Die Konstitutionen sind wie die Kuhpocken, sie führen über einmal grassierende Krankheiten leichter hinweg, wenn man sie zeitig einimpft.

589. (2691.) F. v. Müller.

Die Menge, die Majorität, ist notwendig immer absurd und verkehrt; denn sie ist bequem, und das Falsche ist stets viel bequemer als die Wahrheit. Letztere will ernst erforscht und rücksichtslos angeschaut und angewendet sein. Das Falsche aber schmiegt sich an jede träge, bequeme oder törichte Individualität an, ist wie ein Firnis, mit dem man leicht alles übertüncht.

590. (1247.) Riemer.

Das Publikum, besonders das deutsche, ist eine närrische Karikatur des Demos. Es bildet sich wirklich ein, eine Art von Instanz, von Senat auszumachen und im Leben und Lesen dieses oder jenes wegvotieren zu können, was ihm nicht gefällt. Dagegen ist kein Mittel als ein stilles Ausharren.

591. (1210.) Riemer.

Was haben die Deutschen an ihrer scharmanten Preßfreiheit gehabt? als daß jeder über den andern so viel Schlechtes und Niederträchtiges sagen konnte, als ihm beliebte.

592. (2379.) F. v. Müller.

Die Menschen werfen sich im Politischen wie auf dem Krankenlager von einer Seite zur andern, in der Meinung besser zu liegen.

593. (927.) Riemer.

Der Krieg ist in Wahrheit eine Krankheit, wo die Säfte, die zur Gesundheit und Erhaltung dienen, nur verwendet werden, um ein Fremdes, der Natur Ungemäßes, zu nähren.

594. (2520.) F. v. Müller.

Was ist die Kultur anderes als ein höherer Begriff von politischen und militärischen Verhältnissen? Auf die Kunst sich in der Welt zu betragen und nach Erfordern dreinzuschlagen, kommt es bei den Nationen an.

595. (3122.) K. Vogel.

In keinem Geschäft ist man vor allen Mißverständnissen und Mißgriffen sicher, man kann sich nicht schnell genug darüber herausheben.

596. (3108.) F. v. Müller.

Der Tag ist grenzenlos lang, wer ihn nur zu schätzen und zu nützen weiß!

597. (2375.) F. v. Müller.

Die Geschäfte müssen abstrakt, nicht menschlich mit Neigung oder Abneigung, Leidenschaft, Gunst behandelt werden, dann setzt man mehr und schneller durch. Lakonisch, imperativ, prägnant.

598. (1873.) F. v. Müller.

Jedes Ding, jede Beschäftigung verlangt eine eigene Form, eine Formel, die, das Unwesentliche ausschließend, den Hauptbegriff scharf umgrenzt. Viele empfinden das

Richtige, möchten es gern darstellen, können aber nicht zur passenden Form gelangen.

Deutsche.

599. (1523.) Riemer.

Bei den Deutschen wird das Ideelle gleich sentimental, zumal bei dem Troß der ordinären Autoren und Autorinnen.

600. (1485.) Riemer.

Die Deutschen haben von jeher die Art, daß sie es besser wissen wollen als der, dessen Handwerk es ist, daß sie es besser verstehen als der, der sein Leben damit zugebracht.

601. (1537.) Riemer.

Die Deutschen sind wiederkäuende Tiere.

602. (1514.) Riemer.

Geschmack ist ein Euphemismus. Deutsche haben keinen Geschmack, weil sie keinen Euphemismus haben und zu derb sind. Es kann keine Sprache euphemistisch sein und werden, als die, in der man diplomatisiert.

603. (1749.) Riemer.

Die lieben Deutschen kenn' ich schon; erst schweigen sie, dann mäkeln sie, dann beseitigen sie, dann bestehlen und verschweigen sie.

604. (1298.) Riemer.

Ein deutscher Autor, besonders ein theatralischer, soll alles um Gottes willen tun; das bodenloseste Handwerk von der Welt.

605. (1452.) Riemer.

Die Deutschen haben so eine Art von Sonntagspoesie, eine Poesie, die ganz alltägliche Gestalten mit etwas besseren Worten bekleidet, wo denn auch die Kleider die Leute machen sollen.

Sprichwörtlich.

606. (124.) Elisabeth Goethe.

Mitunter erspart man den Leuten eine Ohrfeige, damit sie ein Loch in den Kopf bekommen.

607. (1286.) Riemer.

Bei den Anstalten zu einem Feste vergißt man oft den einzuladen, dem zu Ehren es angestellt wird.

608. (1161.) Riemer.

Je schlechter Land, desto bessere Patrioten.

609. (1006.) Riemer.

Man kann schon einen nicht, geschweige deren viele unter einen Hut bringen; denn jeder setzt ihn sich anders zurecht!

610. (2891.) Eckermann.

Das Fortreisen ist eine recht gute Sache, wenn nur das Wiederkommen nicht wäre.

Personen- und Sachnachweis.

Die kursiven Zahlen bezeichnen die laufenden Nummern. Die stehenden Zahlen die Seiten. B = Berichterstatter, E = Empfänger von Berichten. An den mit * bezeichneten Stellen befinden sich lebensgeschichtliche Angaben.

Aachen 360.
Aalen 40.
Abeken, Bernh. Rud. (1780—1866, Freund des jüngeren Voß, Hauslehrer in Schillers Familie 1808—10, später Gymn.-Rektor in Osnabrück). B *142* = E *367* = 128. 186.
Aberglauben; Ahnungen 242. 268. 499.
Abraham a Santa Clara, eigentlich Ulr. Megerle (1644—1709, volkstümlicher Kanzelredner u. Schriftsteller, Augustinermönch) 106.
Absolutorium 526.
Agrippina 257.
Ägypten 401 f.
Ahlefeld, Charl. Wilhelmine, geb. v. Seebach. B *300* = 104.
Alba bei Rom 87.
Albano bei Rom 77.
Alexander d. Gr. v. Mazedonien 87.
Allgemeine Zeitung 152.
Alsdorf 40.
Alter der Menschen 439 f.
Altsattel 370.
Amerika 241. 445.
Ampère, J. J. A. B *303**. *304. 305.*
Anaxagoras 350.
André, Joh. Ant. (1775—1842) 53.
— Joh. (1741—99) B *7* = 53.
— Familie, B *46.*
Anhalt-Dessau, Leopold II., Fürst v. (1740—1817) 269.
Anstand 539.
Antike 80 ff. 88. 156. 262.
Araber 350.
Arendt, M. F. (1769—1824, Archäolog) 188.
Ariost 296.
Aristophanes 474.
Arnault, L. E. (1787—1863, französ. Dramatiker) 441.
Arndt, E. M. B *192** = 252.
Arnim, Anna Elisabeth v. (Bettina), geb. Brentano (1788—1859) B *1—5* = 333. 388.
— Ludw. Joach. (Achim) v. (1781—1831) 203. 368.
Ärzte; Heilkunde 496. 497 f. 530 f.
Äschylos 73. 407.
Assignaten 443.
Auersperg, Jos. Graf v. (1769—1836) 319.
Babst, D. G. (1741—1800, mecklenburg. Dialektdichter) 292.
Bach, Joh. Seb. (1685—1750) 304. 308. 324. 464.
Baco, Roger (1214—94) 180 ff. 266.
Ballanche, P. S. (1776—1847) 446.
Balzac, H. de (1799—1850) 446.
Bartels, Joh. Hrch. 243.
Basedow, Joh. Bernh. (1723—90, berühmt. Pädagoge, begr. 1771 d. Philanthropin in Dessau) 40 f. 56.

Basel 243.
Baudissin, Wolf Graf 183*.
Bauwesen 87 f. 98 f. 254. 258. 264. 267. 484 f.
Bayern, Ludwig I. König v. (1786—1868, reg. 1825—48) 402. 408. 419. 440.
— Maximilian I., Kurfürst v. (1573—1651) 320.
— Maximilian Joseph, König v. (1756—1825) 335.
Beauharnais, Eugen Vicomte de (1781—1824, Stiefsohn Napoleons, Vizekönig v. Italien) 335.
Beaulieu, Henriette Freifrau v., geb. v. Egloffstein. B *53. 119**=491.
Becker, Christiane, geb. Neumann 88 f.* 486.
— Corona, verehel. Werner, Tochter der Vorigen (geb. 1797) 485 f.
— Heinrich, Gatte u. Vater d. Vor., eigentlich v. Blumenthal (um 1764—1822) 106.
Beethoven, Ludw. v. (1770—1827) 202. 305. 310. 465.
Behrisch, Ernst Wolfgang (1738—1809, Goethes Leipziger Universitätsfreund) 246.
Bellanti 400.
Belvedere b. Weimar 418. 420. 425.
Bensberg 43 ff.
Bentham, Jeremy (1748—1832, Rechtsgelehrter u. polit. Schriftsteller) 451.
Bentley, Rich. (1662—1742, engl. Philolog) 272.
Béranger, P. J. de (1780—1857, franz. Dichter) 328. 397.
Beredsamkeit 273.
Berka 464. 485.
Berlin 66. 159. 298. 331. 404. 418. 430. 473 f.
Bernstorff, Charitas Emilie Gräfin v., geb. v. Buchwald (Witwe d. dän. Minist., lebte s. 1778 i. Weim.) 72.
Berthier, Alexander, Fürst v. Neuchatel u. Wagram (1753—1815) 163. 165.
Bertram, Joh. Bapt. B *203. 217. 511* = 195*.
Bertuch, Frdr. Joh. Justin. (1747—1822, Hofbeamter, dann Industrieller in Weimar) E *42* = 149. 151. 220 ff.
Berzelius, Joh. Jak. Frhr. v. B *253** = 244. 314.
Bescheidenheit 539.
Bethmann, Frdrke. Auguste Konr., geb. Flittner, gesch. Unzelmann (1766—1815) 97.
Beuther, Friedr. 279.
Bibel 10. 18. 22. 32. 244. 337. 469. 493. 499.
Biberich 251.
Bingen 255.
Bildung 537—540.
Bileam (4. Buch Mose Kap. 22) 131.
Blankenhain 484.
Blücher v. Wahlstadt, Gerh. Leber. Fürst (1742—1819) 160 f.
Boccache, Maria Anna Fiquel du, geb. Lepage (1710—1802, franz. Dichterin) 31.
Bodensee 255.
Bodmer, J. J. B *50**.
Boileau-Despréaux, Nicol. (1636—1711, franz. Dichter) 461.
Böhmen 366.
Bohn, Frau, geb. Wesselhöft 188.
Boie, H. Ch. B *40**.
Boisserée, S. B *54. 181*. 182. 183. 205—214. 216. 218. 219 220. 408. 485* = 231 ff. 326. 378.
Bölling, Joh. Kasp. 32. 67.
Bolongaro 37.
Bombelles, Ida Gräfin (1795—1857) 284.
Bonaparte, Ludwig, König v. Holland, dann Graf v. St. Leu (1778—1846) 335.

Bonaparte, Napoleon (1769—1821, Kaiser 1804) 159. 163—174. 177. 185. 214 ff. 224 ff. 244. 245 f. 255. 268. 320. 367. 423. 456.
Bonifacius 182.
Bonn 41.
Bornhauser, Thomas (1799—1856, schweizer Schriftsteller) 450.
Boßhard 56.
Both, Karl Friedr. v. 289*.
— Rudolfine v. B *240**.
Böttiger, K. A. B *88. 92.*
Bovy, Jean Frz. Ant. (1795—1877, schweizer Medailleur, modellierte eine Medaille mit Goethes Kopf, die dieser häufig verschenkte) 374.
Braunschweig 416.
— Karl Wilhelm Ferd. Herzog v. (1735—1806) 160.
Breitkopf 16.
Brentano 260.
Briefe 444. 545.
Bristol, Frdr. Aug. Lord, Bischof v. Derry (1730—1803) 454 ff.
Broesigke, v., 315.
— Frau v., 302, 314.
Brühl, Karl Frdr. Mor. Paul Graf v. (1772—1837, später Generalintendant der Königl. Bühnen und der Museen in Berlin) 109.
Brun, Friederike, B *97**. *98. 536.*
Brutus 55.
Bubna, Graf 215.
Buff, Charlotte, s. Kestner.
Busleben 413.
Bürger, Gottfr. Aug. (1747—94) 429.
Buri, Ludw. Ysenburg v. (1747—1806, später hessischer Hauptmann) E *7.*
Burns, Rob. (1759—96, schottischer Volksdichter) 423.
Burschenschaften 275. 277 f.
Butte, Wilh. (1772—1833, Verf. des Grundriß der Arithmetik des menschl. Lebens) 256.
Byron of Rochdale, Gge. Noel Gordon Lord (1788—1824) 272. 349. 365. 384. 387. 398. 422. 475.
Calderon de la Barca, Peter (1600—81, spanischer Dichter) 262.
Campe, Joachim Hrch. (1746—1818, Jugendschriftsteller) 191.
Canova, Antonio (1757—1822, Bildhauer) 349.
Carstens, Asmus Jakob (1754—98, Maler) 372.
Cäsar, Julius, 55. 73.
Cassius 55.
Catalani, Angelica (1782—1849, ital. Sängerin) 284.
Cervantes Saavedra, Miguel de (1547—1616, span. Dichter, Verf. des Don Quichote) 134.
Champagne 338.
Chemie 37. 179. 241. 323.
Chaos (Zeitschrift) 463.
Chodowiecki, Dan. Nic. (1726—1801, Maler u. Kupferstecher, berühmt als Illustrator) 36 f.
Christiani, Rud. (1797—1858, Advokat, Politiker, Freund des Dichters Hrch. Heine) E *282.*
Cicero, M. Tullius 55. 362.
Cogswell, J. G. (1786—1871, amerikan. Gelehrter) B *125.*
Constant de Rebeque, Hrch. Benj. B *128* = 123*.
Conta, K. F. A. v. B *239**. *313* = 401.
— Tochter des Vor. 154.
Corneille, Pierre de (1606—41, franz. Tragödiendichter) 70. 398.
Cornelius, Peter v. (1783—1867, Maler) 196 f. 239. 263. 371—74. 409 f.
Cotta v. Cottendorf, Joh. Frdr. Frhr. (1764—1862, Buchhändler) 153. 195. 417.

Coudray, C. W. B *359** = 371. 404. 433.
Cour d'amour 117 ff.
Cousin, Viktor (1792—1867, franz. Philosoph) 368. 396.
Cramer, Ludw. Wilh. (1755—1832, Oberbergrat in Wiesbaden) 249. 251.
— dessen Tochter 249.
Cranach, Lukas, eigentl. Müller aus Cranach (1472—1553, Maler) 162.
Creuzer, Gg. Frdr. (1771—1858, Professor der Philologie u. alten Geschichte in Heidelberg) 425.
Cumberland, Friederike Caroline Sophie Alexandrine Herzogin v., später Königin von Hannover, Schwester der Königin Luise v. Preußen (1778—1841) 296.
Cuvier, Georg Baron v. (1769—1832, franz. Naturforscher) 466.
— dessen Tochter 397.
Dahlmann 412.
Dalberg, Kämmerer v. Worms, Joh. Frdr. Hugo Frhr. v. (1752—1812, Domherr) 79.
— Karl Th. Anton Frhr. v. (1744—1817, hoher Geistlicher, Fürst Primas, Großh. v. Frankf.) 168.
— Wolfg. Herib. Frhr. v. (1750—1806, Intendant des Hoftheaters in Mannheim, spät. kurpfalz-bayr. Minister) 70.
Dänen 95. 142.
Dannecker, Joh. Hrch. v. (1758—1841, Bildhauer) 331 f. (Ariadne).
Da Ponte, Lorenzo (1749—1838, ital. Operndichter) 299.
Darmstadt 23 f. 58.
Daru, Pet. Ant. Bruno Graf v. (1767—1829, französ. General) 163 ff.
David, Pierre Jean, B *330** = 433 f. 446.
Deschamps, Emil (nicht Camille), (1791—1811, franz. Dichter) 446.
Delavigne, Joh. Frz. Cas. (1793—1843, franz. dram. Dichter) 395.
Deluc, Jean André (1727—1817, Geolog u. Meteorolog) 242.
Despotismus 548.
Dessau 72.
Deschenmacher 42.
Deutschland, Deutsche 71. 152 ff. 155. 159—163. 176. 178. 185. 230. 418 f. 551 f., s. a. Vaterlandsliebe.
Dichtkunst, Dichter 97. 366. 540—546. 552.
Diderot, Dionys (1713—84, franz. Philosoph u. Schriftsteller) 210.
Diede zum Fürstenstein, Graf, 412.
Dierdorf, Gräfin v. 41.
Dietmar, B *541.*
Diez, Hrch. Friedr. v. (1750—1817, preuß. Diplomat, Orientalist) 244.
Dilettantismus 545.
Döbereiner, Joh. Wolfg. (1780—1846, Chemiker) 241.
Dogmen 499.
Dohm, Chrstn. Konrad Wilh. v. (1751—1820, preuß. Staatsmann, gab mit Boie Das deutsche Museum heraus) 270.
Dolce, Carlo (1616—86, florent. Maler) 192.
Dongola 402.
Dornburg 280. 412 f.
Drakendorf 187.
Dramatische Kunst 164 f. 171. 177. 252. 440. 450. 542.
Dresden 73. 153. 191. 213 f. 217 f. 368.
Dschengis Chan (1154—1226, mongol. Eroberer) 244.
Dulise 172.
Dumeix, Dan. Frdr. (Dechant zu St. Leonhard in Frankf.) 31. 34.
Dumont, P. Etienne 481 * f.

Dürer, Albrecht, 195. 409 f.
Düsseldorf 42 f.
Duval, Al. (1767—1842, Bühnendichter in Paris, verfaßte in Nachahmung Goethes ein Drama Le Tasse) 392. 395. 398.
Ebel, Joh. Gottfr. (1750—1813, Verfasser des Buches: Über den Bau der Erde im Alpengebirge, Zürich 1808) 256.
Eberwein, Frz. Karl Adlb. (1786—1868, Musikdir. in Weimar) 305.
Eckardt, Joh. Ludw. v. (1732—1800, weim. Geh.-Reg.-Rat, dann Prof. in Jena) 361.
Eckermann, J. P. B *321*. 331. 332. 333. 350. 352. 353. 610* = 365. 372 ff. 401. 414. 420. 432. 433. 439. 481.
Edda Saemundina 188.
Edinburgh Review. 423.
Eger 286 ff. 300. 316 usw. 329. 345.
Egloffstein, Julia Gräfin v. B *233** = 235. 280 ff. 351 (?) 413.
— Henriette, s. Beaulieu.
— Karoline, Gräfin v. 351 (?) 361.
— Karoline, Freifrau v., geb. v. Aufseß (verm. mit dem Oberkammerherrn Frhr. v. E.) B *396* = 280. 326.
Ehe, s. Frauen.
Ehrenberg 402.
Ehrenbreitstein 41.
Eisenach 65.
Eitelkeit 518. 532.
Ekhof, Konrad (1720—78, Begründer d. deutschen Schauspielkunst) 69.
Elberfeld 42 f.
Elektrizität 179.
Elnbogen 344.
Elsaß 243.
Ende, v. 160.
Enghien, Louis Ant. Henri v. Bourbon, Herzog v. (1772—1804 auf Napoleons Befehl völkerrechtswidrig auf deutschem Boden verhaftet u. wegen angeblicher Verschwörung hingerichtet) 170.
England, Engländer 181. 383. 451 usw. 475.
Erfahrung 363.
Erfindungen 180.
Erfurt 159. 162—169.
Erinnerung, s. Gegenwart.
Erlangen 57.
Ernsthaftigkeit 522 f.
Erziehung 97. 537—540.
Este, Hippolyte d' (1478—1520, Kardinal) 296.
Euklides 179.
Euripides 350.
Everett, Ed. (1794—1865, amerik. Gelehrter u. Staatsmann) 271.
Eyck, Jan van (1386—1440, flandrischer Maler) 195. 231. 257.
Fabricius, Kathar. (Verwandte der Goetheschen Familie) E *11.*
Fahlmer, Johanna, s. Schlosser.
Falk, Joh. Dan., B *90*. 161. 164. 170. 180. 190. 369. 370. 377. 538.*
Fallendar 41.
Farbenlehre u. Optik 99. 179 ff. 240. 245. 301. 320. 323. 327. 355. 481.
Feldherr 367.
Fernow, K. L., B *154**.
Fichte, Joh. Gottl. (1762—1814, Philosoph) 103.
Firnstein, A. 319* f. 322.
Flaxman, John (1755 — 1826, engl. Bildhauer u. Maler) 236. 422.
Florenz 412.
Folge in der Natur 512.
— in der Tätigkeit 495.
Förster, E. J. B *288*. 482.*
— F. B *191*. 299. 355.*
Fouqué, Friedr. Baron de la Motte, B *196** = 236.

Fouqué, Karoline v., geb. v. Briest, dessen Gattin 219.
Frank, Herm. 433.
Frankfurt a. M. 29. 247. 259. 267. 331. 362 f. 439. 462.
Frankfurt. Gelehrt. Anzeigen 25. 27.
Frankl, Ludw. Aug. (1810—94, österreich. Dichter u. Schriftsteller) B *188.*
Frankreich, Franzosen 104. 149 f. 159 ff. 461. 510. 523.
— Ludwig XIV., König v. 38. 80. 461.
Frauen, Liebe, Ehe 13 ff. 20. 26. 54 f. 58. 95. 97. 113. 174 f. 346. 457. 479 f. 521 f. 533—537.
Frege, Christn. Gottlob (Bankier in Leipzig) E *360.*
Freiberg 360.
Freiheit 531. 548 f.
Freimütige, der, 153.
Freunde 96, 363.
Fries, Jak. Friedr. (1773—1843, Prof. d. Philos. in Jena) 300.
Fritsch, Henriette Freifr. v., geb. Freiin v. Wolfskeel (1776—1859) 109. 349.
— Jak. Frdr. Frhr. v. 359* f.
— Frdr. Aug. Frhr. v. (1768—1845, Oberlandjägermeister, Geh. Rat) 479.
— Karl Wilh. Frhr. v. (1769—1851, weimar. Staatsbeamter zuletzt wirkl. Geh. Rat) 109.
Frommann, Friedr. Joh. B *232*. 245. 315.*
— Johanna. B *230*. 231.*
— Karl Friedr. Ernst und Familie (1756—1837) 188. 191. 263. 277.
Froriep, Frdr. Ludw. v. (1779—1847, Obermedizinalr.) 305. 422.
Fürsten, Hofleben 199. 254. 548.
Fürstenbund 269 f.
Gabelbach 476.
Gagern, Hans Christoph Ernst Frhr. v. (1766—1852, Staatsm.) 365.
Gans, Ed. (1798—1839, Prof. der Rechte in Berlin) 430.
Garbenheim 25.
Gartenkunst 368.
Gegenwart, Erinnerung 35. 95. 229. 352. 502. 510.
Gelée, Claude, gen. Lorrain (1600—82, Landschaftsmaler) 380.
Gelegenheit 526.
Gelehrtentum 354—357.
Genast, Anton u. Eduard. B *89. 110*. 120. 140. 221. 236. 343.*
— Karoline Christine, geb. Böhler (1800—60) 458.
Genf 354. 467.
Genie 482. 520.
Gentz, Fr. v. B *235*.*
Geoffroy de Saint Hilaire, Etienne (1772—1844) 466 f.
Geologie u. Mineralogie 71. 73. 78. 241. 256. 316 ff. 319. 324.
Gerbermühle b. Frankfurt 58. 259. 261. 262.
Geburtsvorteile 530.
Gerechtigkeit 518 f.
Gerning, Joh. Isaak Frhr. v. (1767—1837, Sohn eines Frankfurter Bankiers) B *6.*
Gersdorff, Diane v., geb. Gräfin v. Waldner-Freundstein, verw. Freifrau v. Pappenheim, gest. 1844, 388*.
— Ernst Christn. Aug. v. (1781—1852, Gatte der Vor., weimar. Beamter, zuletzt Minister) 410.
Gerstenberg, Hrch. Wilh. v. (1737—1823) E *22.*
Gerstenbergk, gen. v. Müller, Georg Frdr. Krd. Ludw. v. (weimar. Beamter) 277.
— dessen Frau 443.
Geschäfte 550 f.
Geschichte 366. 367 f. 546 ff.

Gesellschaft 530.
Gesetze 351.
Geßler, Karl Frdr. Graf v. (1752—1829, preuß. Gesandter in Dresden, Freund Körners) 84.
Geßner, Georg. B *105*. 106.*
— Salomon (1730—88, schweizer. Idyllendichter) 368.
Gickelhahn 476 f.
Gießen 27.
Gingko Biloba 261.
Gleichen-Rußwurm, Emilie Freifr. v., geb. v. Schiller (1804—72) 431.
Gleim, Joh. Wilh. Ludw. (1719—1803, Dichter) E *69.*
Glenck, Karl Chrstn. Frdr. (1779—1845, Salinendirektor) 413.
Globe, Le, Globisten 392. 395. 440.
Glück 79. 517.
Gneisenau, Aug. Wilh. Anton Graf Neithardt v. (1760—1831, preuß. Feldmarschall) 243.
Göchhausen, Luise v. 94. 113. 117 *.
Görres, Jak. Jos. v. (1776—1848, Historiker u. Politiker kath. Richtung) 263.
Gotha 84.
Goethe, Johann Wolfgang s. besonderen Nachweis Seite 574.
Goethe, Alma v. (29. 9. 1827—29. 9. 44) 407. 423.
— Caroline geb. Walter, verw. Schellhorn (1688—1754, Großmutter des Dichters) 9.
— Cornelia, s. Schlosser.
— Hermann Jakob (getauft 27. 11. 1752, † 11. 1. 1759, Bruder des Dichters) 11.
— Johann Kaspar (31. 7. 1710—25. 5. 82, Dr. jur. Kaiserl. Rat, Vater des Dichters) 10. 35. 50. 60. 74.
— Johanne Christiane Sophie von, geb. Vulpius (6. 6. 1764—6. 6. 1816, Gattin d. Dichters) B *122** = 79. 96. 130. 135. 150. 151. 156. 199. 201. 212. 230. 271. 289 f.
Goethe, Jul. Aug. Walther v. (25. 12. 1789—27. 10. 1830, Sohn des Dichters) 96 f. 130. 151. 157. 158. 212. 276. 305 f. 323. 331. 369 f. 387. 393. 400 f. 414. 421. 434. 467. 483. 496.
— Katharina Elisabeth, geb. Textor (19. 2. 1731—13. 9. 1808. Mutter des Dichters) B *1—5. 16. 25. 56.* = 35 f. 60. 67 (Frau Aja). 333. 606.
— Ottilie Wilhelmine Ernestine Henr. v., geb. v. Pogwisch (Schwiegertochter des Dichters) B *310. 367.* = 276 *. 278. 304 ff. 323. 324. 326. 347. 348 f. 368. 370. 371. 378. 400 f. 405. 413. 414 f. 421. 422 f. 425. 427. 430 ff. 434. 463. 466. 473. 475. 479. 491.
— Walther Wolfgang Frhr. v. (9. 4. 1818—15. 4. 85, Musiker. Enkel des Dichters) 340. 369. 384. 393. 407. 423. 434. 447. 479.
— Wolfgang Maximilian Frhr. von (18. 9 1820—20. 1. 83, Dr. jur. weimar. Kammerherr, preußischer Legationsrat, Enkel des Dichters) wie beim vorigen und 352.
Gotter, Friedrich Wilhelm (1746—97, Sachsen-Gothaischer Beamter, Dichter) 25. 108.
— Pauline, B *185* = E *173**.
Göttling, Joh. Friedr. Aug. (1755—1809; Prof. d. Chemie i. Jena) 241.
— Karl Wilh. (1793—1869, Prof. der klass. Philologie und Bibliothekar in Jena) 413.
Goué, Friedr. Aug. v. (1743—89, Assessor am Reichskammergericht in Wetzlar, Dichter) 25.

Gozzi, Carl Graf (1720—1806, Venetianer, Lustspieldichter) 440 f.
Graß, Karl Gotthard B *87**.
Griechen 156.
Grillparzer, Franz B *295**. *296*.
Grimm, Jak. (1784—1863, deutsch. Sprachforscher) E *174*.
— Wilhelm (1786—1859, deutsch. Sprachforscher) B *174*.
Grimm von Grimmenhof, Friedrich Melchior Freiherr (1723—1807, Philosoph, lebte lange in Paris) 442 f.
Grolmann, Karl Wilh. Gg. v. (1777—1843, preuß. General) 221.
Gropius, Buchhändler in Berlin 473.
Grüner, J. S. B *238**. *246*. *254*. *255*. *256*. *257*. *267*. *287*.
Gualtieri, v. 97.
Hackert, Gg. († 1805, Kupferstecher und Kunsthändler) 77.
Hadrian, 244. 257.
Hafiz, Dichtername für Mohamed Schemseddin (um 1300—89 arab. Dichter) 244. 250.
Hagen, Ernst August (1797—1880, Prof. d. Literaturgeschichte, Dichter. Verf. v. Olfried u. Lisena) 292.
— Karl Ernst v. (1749—1810, Herr auf Nienburg) 137—141.
Hagn, Charlotte von (1809—91, Schauspielerin) 408.
Hall, Chambers (1786—1855) 422.
Hamann, Joh. Gg. (1730—1788, philosoph. Schriftsteller) 36.
Hamburg 160. 375.
Hamilton 242.
Handgriffe 525.
Hardenberg, Karl Aug. Fürst v. (1750—1822, preußisch. Staatskanzler) 238.
Hartenberg in Böhmen 319.
Harz 291. 360.
Hase, Pauline, geb. Haertel (Tochter d. Buchhändlers Haertel i. Leipzig, Gattin d. Theologieprofessors Karl [v.] Hase in Jena) B *366*.
Hasenkamp, Joh. Gerh. (1736—77, Rektor des Gymnasiums in Duisburg) 42. 56.
Hastings 249.
Haugwitz, Heinrich Christ. Graf von (spät. preuß. Minister) B *51*=54*.
Haßlau 318.
Haydn, Jos. (1732—1809) 464.
Hebel, Johann Peter (1760—1826, volkstümlicher Dichter) 292.
Hegel, Georg Wilh. Friedr. (1770—1831, Philosoph, Prof. in Jena, dann in Berlin) 464.
Heidelberg 137. 231. 258 f. 262. 268. 269.
Heilkunde 496. 497. 529.
Heine, Hrch. (1799—1856) B *282*.
Heinse, W. B *34**, *35* = 44 f.
Helldorf, Karl Heinrich Anton v. (gest. 1834, Kgl. Sächs. Kammerherr) 325. 350.
Helvig, Amalie v., geb. v. Imhoff B *112**. *124* = 257.
Hempel, Karoline Luise B *69**.
Hemmelink, Hans, auch Memlinc (1440—94, niederl. Maler) 260.
Hengstenberg 464.
Henke, H. Ph. K. 137*—141.
Henoch 337.
Herder, Joh. Gottfr. (1744—1803, 1777 auf Goethes Veranlassung nach Weimar als Hofprediger berufen) B *14* = E *18*. *81*. *83*. *85* = 35. 71. 73. 85. 100. 139. 183. 248. 275. 297.
— Maria Caroline geb. Flachsland (1750—1809) B *18**. *81*. *82*. *83*. *85* = 297.
— Kinder der vorigen 71.
Hermann, Joh. Gottfr. Jak. (1772—1848, Prof. der alten Philologie in Leipzig) 350.
Herrnhut 435.

Herzlieb, Wilhelmine (1789—1865, lebte als Waise im Hause ihres Onkels Frommann in Jena, verm. 1826 mit Prof. Walch. Urbild d. Ottilie i. d. Wahlverwandtschaften) 174. 269.
Heß, Frhr. v. B *194**.
Hesse, Rat, und Gattin geb. Flachsland 24.
Hetzer (weimar. Beamter) 360.
Heygendorf, Karoline v., geb. Jagemann (1777—1848, Mitglied d. weimar. Hoftheaters, Geliebte d. Großherzogs Karl August) 269. 348. 415.
Hirschfeld, Christian Cajus Laurenz (1742—92, Prof. d. Philosophie in Kiel, Verf. eines Werkes über Gartenbaukunst) 368.
Hobbema, Meindert (1638—1709, niederl. Maler) 260.
Höchst 258.
Hofräte, Gesellschaft d. verrückten 246.
Hohenzollern, Fürstin v. 329.
Hölderlin, Friedrich (1770—1843, Dichter) B *95. 96.*
Holland 13. „Was würde der König v. H. sagen", ist Zitat aus einem Lustspiel des Dänen Holberg, das anscheinend in Frankfurt im Privatkreise aufgeführt worden war.
Holsten, K. B *364.*
Holtei, K. v. B *301** = 433.
Homer 25. 39. 73. 91. 177. 181. 234. 422. 507.
Höningen 41.
Höpfner, L. J. F. B *20** = 29.
Horaz 124.
Horchheim 41.
Horen, die, v. Schiller herausgegebene Zeitschrift 93.
Hormayr, Jos. Frhr. von (1782—1848, Historiker) 366.
Horn, J. A. B *8**. *9.*
Hottinger, Joh. Jak. (1750—1809, Professor u. Chorherr in Zürich) 57.
Houel 87.
Houwald, Christoph Ernst Frhr. v. (1778—1845, Dichter) 299.
Hufeland, Christoph Wilh. (1762—1836, Arzt in Weimar, Prof. in Jena, dann in Berlin) B *374* = 110. 143.
Hugo, Gustav 183* ff.
Hugo, Victor (1802—85, französ. Dichter) 446. 461. 465 (Hernani).
Humboldt, Karoline, geb. v. Dachroeden (1766—1820) E *104**. *169* = 232 f.
Humboldt, K. W. v. B *104**. *169* = E *99* = 332.
Hummel, Joh. Nepomuk (1778—1837, Kapellmeister, in Weimar seit 1819) 358. 374. 394.
Humor 361 f.
Huschke, W. E. (gest. 1828) 271. 326*.
Hüsgen, Hrch. Seb. (1745—1807) 11.
Hypochondrie 523.
Jabach, Familie, 44 f.
Jacobi, F. H. B *37**. *41* = 30. 42 f. 49. 90 f.
— George 32.
— Helene B *91.*
— Joh. Gg. (1740—1814, Dichter) B *36* = 30. 43. 49.
Jagemann, s. Heygendorf.
Jakob, Therese Albertine Luise v. (1797—1870, verm. mit E. Robinson 1828, Dichterin) 385.
Ideale 328.
Jena 81. 94. 101. 105. 120 ff. 143 ff. 153. 183. 223. 274. 276 ff. 345. 363. 402. 447.
Iffland, Aug. Wilh. (1759—1814, Schauspieler, zuletzt Direktor des Nationaltheaters in Berlin) B *72* = 333. 349.
Ilmenau 360. 473. 476—479.

Imhoff, s. Helvig.
Immermann, Karl Leber. (1796—1840, Jurist, Dichter, Dramaturg) 363.
Improvisation 374 ff.
Ina (?) 325.
Inselberg 418.
John, Ernst Karl Chrstn. (1788—1856, Goethes Sekret. seit 1812) 212.
Jonson, Benjamin (Ben) (1575—1637, engl. Dichter) 107.
Jordan, Joh. Ludw. v. (1773—1848, preuß. Diplomat, Ges. an den sächs. Höfen seit 1819) 230.
Jouy, Victor Joh. Et. (1764—1846, franz. Dichter u. Schriftst.) 395.
Italien 73. 83. 86 ff. 96. 156. 404. 409.
Iturbide, Don Augustin de (1783—1824, Kaiser v. Mexiko 1822—23) 357.
Juden 346.
Jugend 191.
Jung-Stilling, H. B *12*. 13. 33* = 42. 265. 267 f.
Kairo 402.
Kaiser (Rentamtmann) 186.
Kalb, Charl. v., geb. Marschalk v. Ostheim (1761—1843, verm. mit Major Hrch. v. K., Witwe 1804, Freundin Schillers, Jean Pauls, Hölderlins) 93 f. 100.
Kammerberg b. Eger 286 f. 316.
Kämpe Viser 189.
Kant, Imm. (1724—1804) 138. 241. 267. 282. 510.
Karlsbad 74. 94. 144. 155. 191. 202. 278. 284. 286 ff. 340. 343 ff. 387.
Karlsruhe 264. 267.
Karsch, Anna Luise, geb. Dürbach (1722—91, Dichterin) 66.
Kasimir der Mönch, König v. Polen (1005—58) 459 f.
Kassel 68 f.
Kauffmann, Angelika (1741—1807, Malerin in Rom 1763—69, 82 bis zu ihrem Tode, verm. mit dem Maler Antonio Zucchi) 83. 413.
Kehr 251.
Keller, Dorotheus Ludw. Christoph Graf v. (1757—1827, Staatsmann in verschied. Diensten) 325.
Kesselstädt, Graf 258.
Kestner, Charlotte Soph. Henr., geb. Buff (1753—1828) 24—27, 28 f. — J. Ch. B *19*. 21.*
Kielmannsegge, v. 25.
Kielmayer, Karl Frdr. (1765—1844, Naturforscher, Vorstand d. Sammlungen für Wissenschaft u. Kunst in Stuttgart) 418.
Kinderart u. Erziehung 456. 538 ff.
Kirchner, A. (1779—1834) 361. 363.
Kladzig, Auguste, E *321. 333.*
Kleinjogg (Jakob Guyer) 56.
Kleist, Bernd Hrch. Wilh. v. (1777—1811, Dichter) 193 f.
Klettenberg, Sus. Kathar. v. (1723—74, die „schöne Seele") 35 f.
Klingemann, Ernst Aug. Frdr. (1777—1831, Direktor des Braunschw. Theaters) 416.
Klinger, Frdr. Maxim. (v.), B *38*. 65. 66.*
Klopstock, Frdr. Gottlieb (1724—1803) 30. 42. 46 f. 48. 60.
Knebel, Henr. v. B *144*. 168* = 201.
— K. L. v. B *42*. 167* = E *144. 168* = 81. 100. 143. 151. 289 ff. 305. 325. 402. 421. 424.
— Luise v., geb. Rudorf (1776—1852, Sängerin, verm. mit dem Vorig. 1797) 143 ff. 151. 289 ff.
Kniep, Chrstph. Hrch. (1748—1825, Maler, begleitete Goethe a. seiner Reise in Sizilien) 78. 86. 425.
Koblenz 35. 41.

Kochberg 79 f. 81.
Kohlrausch, Friedr. B *171**.
Köln 43. 239. 243. 257. 258. 264.
König, Dr. in Wetzlar 25.
— Hrch. Jos. (1790—1869, Finanzbeamter, Schriftsteller) 476.
Königsberg 433.
Konstantinopel 401.
Körner, Ch. G. E *76**. *84* = 213. 331. 332.
— Karl Theodor (1791—1813, Dichter) 73. 213.
— Marie, B *10**.
Kotzebue, Aug. Frdr. Ferd. v. (1761—1819, Dichter) 153. 169. 185.
Kožmian, Andr. Eduard, B *344*.
Kraft 36.
Kraus, G. M. B *45**.
Kräuter, Frdr. Theod. (1796—1856, Goethes Sekretär 1818, Bibliothekar) 411.
Kritik 544. 545.
Krüdener, Juliane Freifr. v., geb. v. Vietinghoff (1764—1824) 251.
Krummacher, Frdr. Ad. (1768—1845, Theologe, Dichter) 275.
— F. W. B *227**.
Kügelgen, Frz. Gerh. v. 214*. 331.
— W. v. B *193**.
Kultur 550.
Kunst, bildende, 52. 75. 78. 81 f. 85 f. 88. 96. 195—199. 232 ff. 235. 239 ff. 262. 371 u. f. 389. 404 ff. 409. 413. 486 ff. 540—546.
Laacher See 241.
Lafontaine, Jean de (1621—95, französ. Fabeldichter) 389.
Lahn 40 f.
Lamartine, Alph. Maria Louis Prat de (1790—1869, franz. Schriftsteller) 465.
Lamennais, Hugues Felicité Rob. de (1782—1854, franz. Theologe u. Schriftsteller) 424.
Landschaftsbilder 138.
Langermann, Joh. Gottfr. (1768—1832, Arzt) 331.
La Roche, Karl Ritter v. B *318**. *319* = 416 f.
— Sophie Frank v., geb. Gutermann v. Gutershausen (1731—1807) 34.
Laube, Hrch. (1806—84, Schriftsteller u. Dramaturg) B *195*.
Lavater, Joh. K. B *26**—*32. 52. 502* = E *23. 57. 68. 78* = 42. 51. 55. 60. 61. 103. 169.
Lavoisier, Ant. Laur. (1743—94, Chemiker) 241.
Leben 526. 529 f.
Lebrun, Charles (1619—90, franz. Maler) 44.
Lehné, Frdr. 257 f.
Leipzig 12—20. 153. 218. 366.
Leisewitz, J. A. B *73**.
Lenclos, Ninon de 439 f.
Lengefeldsches Haus 80.
— Charlotte v., s. Schiller.
— Karoline v., s. Wolzogen.
Leonhard Karl Cäs. v. (1779—1862, Mineralog u. Geolog) 246.
Lerse, Franz, B *15** = 21.
Lessing, Gotth. Ephr. (1729—81, Kritiker, Dichter) 34. 71. 167.
— Karl F. 389—391*.
Levetzow, Amalie v., geb. v. Broesigke (1787—1868) 302. 343 ff. 349.
— Amalie v., deren Tochter, 343 ff.
— Bertha, desgl., 314.
— Ulrike, B *247**. *251. 269* = 346. 349.
Levin, Rahel, s. Varnhagen.
Leyen, Graf v. d. 41.
Liebe 521 f., s. a. Frauen.
Linné, Karl v. (1707—78, schwed. Naturforscher) 181.
Lips, Joh. Heinr. (1758—1817, Maler u. Kupferstecher, Prof. an der Zeichenakad. in Weimar) 85.

Lissabon 10.
Lithographie 322.
Loeben, Otto Hrch. Graf v. (1786—1825, Schriftsteller) 191.
Longfellow, Henry W. (1807—82, amerik. Dichter) B *229.*
Lorrain, Claude, s. Gelée.
Lötrohr 318.
Löw v. u. z. Steinfurt, Luise Freifr. v., geb. Gräfin Diede z. Fürstenstein 412 f.
— Luise, deren Tochter, ebenda.
Lübeck 160 f.
Lubomirska, Fürstin 430.
Luck, Frdrch. v. (1769—1844, preuß. Major) 252.
Ludecus, Joh. Aug. (Steuerrat in Weimar) B *151.*
Luden, H. (1780—1847) B *146. 197. 545. 559. 576. 577.*
Luther, Martin 133 f.
Maaß, Schauspielerin 126 f.
Macpherson, James (1738—96, Herausgeber der Ossianischen Gesänge) 45. 423.
Magdeburg 291.
Mahr, Joh. Christn. B *356.*
Mainz 49. 255. 257. 301.
Malta 399 f.
Männlichkeit 533 f.
Mannheim 69. 265.
Manskopf 12.
Mantegna, Andr. (1431—1506, ital. Maler u. Kupferstecher) 192.
Manzoni, Alessandro (1785—1873, ital. Dichter) 320.
Märchen 9.
Maret, Hugues Bern., Herzog v. Bassano (1763—1839, französ. Staatsm., Minist. d. Äuß.) 163.
Marienbad 302. 314 ff. 329—343. 347. 348. 351.
Marschall, Graf 325.
Marwitz, Frdr. Aug. Ludw. v. d. (1777—1837, preuß. Militär, verehrte mit Goethe 1810 in Teplitz) B *412.*
Mathematik 246. 514. 515.
Matthison, Frdr. v. (1761—1831, damals Lehrer am Philanthropin in Dessau, Dichter) B *74.*
Mecklenburg-Schwerin, Karoline Erbprinzessin v., geb. Prinzessin v. S.-Weimar (1786—1816) E *187.*
Mehmed Ali Pascha, Vizekönig v. Ägypten (1769—1849) 401.
Meißen 212.
Memminger 258.
Memphis 401.
Mendelssohn-Bartholdy, Fanny, 304. 324.
— Felix (1809—47) B *248. 345. 346* = 305 ff. 324 f. 342.
— Lea (Mutter der Vorigen) B *260. 261.*
Menge 549.
Mennig 241.
Menschentum 19. 81. 493. 515 bis 533.
Merck, Joh. Hrch. (1741—1791, Kriegsrat in Darmstadt, Schriftsteller) B *68* = E *70* = 24. 27. 34 f. 58. 102.
Merkur, Teutscher, von Wieland herausgegebene Zeitschrift 32. 50. 84. 90.
Metamorphose 246. 263. 267.
— der Pflanzen 181. 241. 256.
Meteorologie 80. 279. 328.
Methode 544.
Metternich-Winneburg, Clem. Wenzel Nep. Lothar Fürst v. usw. (1773—1859 österr. Minister) 238.
Meyer, Hrch. 85. 93. 105. 135. 151. 196*. 235 ff. 321 f. 328. 359. 364. 371—74. 401. 411. 420 f. 442.
— Nikolaus E *122**.
— F. (M. v. Lindau, Mediziner) 22.
— Major 240.
Mickiewicz, Adam 427*—433.

Milder, Anna Pauline (1785—1838, Opernsängerin) 358.
Mirabeau, Honoré Gabr. Vic. Riquetti Graf v. (1749—91, französischer Politiker) 482 f.
Molière eigentl. Jean-Bapt. Poquelin (1622—83, franz. Lustspieldichter) 398.
Moltke, G. (Sohn des Kammersängers Karl Melch. Jak. M.) B *202*.
Moors, Wilh. Karl Lud. (1749—1806, Schulfreund Goethes, später Stadtschreiber) E *8. 9*.
Moral 519 f.
Moritz, K. Ph. B *79** = 96 ff. 102.
Möser, Justus (1720—94, hannov. Staatsmann, Publizist u. Historiker) 492.
Moskau 216. 461.
Mozart, Wolfg. Amad. (1756—91) 308 f. 464.
Müffling, Frdr. Ferd. Karl Frhr. v., gen. Weiß (1775—1851, preuß. Militär, zeitweise im weimarischen Zivildienst) 160. 190.
Mülheim 42.
Müller, Friedrich v. B *162*. 189. 204. 234. 242. 244. 262. 263. 264. 270—276. 278—281. 283. 286. 291. 335. 337. 342. 348. 365. 371. 372. 386. 393. 394. 397. 402. 403. 406. 409—411. 418. 419. 429. 452. 453. 468. 470. 476. 479. 480. 488. 492. 495. 498. 501. 529. 539. 544. 546. 552. 560. 562. 566. 575. 578. 580. 585. 587—589. 592. 594. 596. 597. 598* = 278. 313. 328. 385. 388. 393. 404. 488. 414 f. 420. 421. 422.
— Franz Hrch. (1793—1866, Lithograph) 416.
— Johannes v. Edler v. Sylvelden (1752—1809, Staatsmann u. Historiker) 167. 248.
Müllner, Adolf (1774—1829, dramatischer Dichter u. Kritiker) 386.
Münchhausen, Minchen v. 480.
Münzwesen 88. 357.
Musik 50 f. 261. 304 u. f. 324 f. 463 u. f. 546.
Muskau 381. 383.
Mythologie 80. 81 f.
Nationalliteratur 459 f.
Natur 71. 493. 499. 508. 510—515. 516.
Neapel 72. 76 f. 83. 243. 404. 413. 420.
— Karoline Königin v., geb. Prinz. v. Österreich 420.
Neckarelz 270.
Neef, Chisin. Ernst (1782—1849, Arzt u. Physiker) 240.
Neigung u. Sinn 516.
Nerestan (französ. Schauspieler) 333.
Neumann, Baron (österr. Offizier) 214.
— Christiane s. Becker.
Newton, Isaak (1642—1727, engl. Physiker) 355 f.
Nibelungenlied 142. 177. 188. 372. 507.
Nicolai, Frdr. (1733—1811, Berliner Buchhändler) 329.
Nicolovius, Marie Anna Luise, geb. Schlosser (1774—1811) 122.
Nienburg 137.
Niethammer 103.
Nil, Herr v. der 40.
Nil admirari 124.
Notter, F. B *322**.
Notwendigkeit 520.
Nürnberg 17.
O'Connell, David (1775—1847, irischer Politiker) 423.
Odyniec, A. E. B *327**.
Oken, Lorenz, eigentl. Laurentius Okenfuß (1779—1851, Prof. der Med. u. Naturw. in Jena, später in Zürich) 263.

Olderogge v., (zwei Brüder, Goethes Leipziger Studiengenossen) 19 f.
Oehlenschläger, A. G. B *145**=189. 203.
Oppenheim 38.
Oppenheim, M. B *306**.
Optik s. Farbenlehre.
Orden 173. 174. 399.
Orient 244. 250. 401 u. f. 469 f.
Orlamünde 80.
Orville, Pet. Frdr. d'(reform. Pfarrer in Frankfurt) 58.
Ossian, mythischer schottischer Volksdichter s. Macpherson.
Österreich 215.
— Franz I. Kaiser v. (1768—1835, Kaiser 1804) 387.
— Karl Erzhrz. v. (1771—1847) 185.
— Maria Ludovica, Kais. v. (1787—1816, verm. m. Franz I. 1808) 387.
Osuña, Don Pedro Telley y Giron Herzog v. (1579—1624) 362.
Palermo 80.
Palladio, Andrea (ca. 1508—80, ital. Architekt, hauptsächlich in Vicenza u. Venedig tätig) 254.
Palm 170.
Pappenheim, Jenny v., B *222. 297*. 316. 317. 357. 387*=425. 431.
Paris 165 f. 172. 392. 461. 466.
Park in Weimar 67 f. 73.
Parthey, ... geb. Nicolai 330 usw.
— Gustav, deren Sohn B *307**.
— Lili, dessen Schwester B *268**.
Paulus, Hrch. Eberh. Gottlob (1761—1851, Theolog und Orientalist, Prof. in Jena, Würzburg, Heidelberg B *368. 375.*
— dessen Sohn 254.
Pedanterie 523.
Pestalozzi, Joh. Heinr. (1746—1825, Pädagog) 249 f.
Petrarca, Francesco (1304—74) 254.
Pfuel, E. v. B *177**.
Phantasie 358.
Philä in Ägypten 402.
Philandria 11.
Philinion 363.
Philister 523.
Philosophen 520.
Phlegon v. Tralles 363.
Pindar 25.
Plagiate 365 f.
Pogwisch, Ulrike v. (1804—1899, Schwester v. Ottilie v. Goethe) 304. 326. 332. 347. 350. 361. 371. 393. 405. 433. 463.
Pohl, Eman. (1782—1824, Naturf. u. Mediziner, Prof. in Prag und Wien) 314.
Politik 269. 383. 495. 546. 550.
Polen 165. 428 ff. 459 ff.
Pompeji 77. 404.
Pontinische Sümpfe 77.
Porzellan 368.
Potocki, Joh. (1761—1815, Geschichtsforscher) 430.
Poussin, Nik. (1594—1675, franz. Landschaftsmaler) 380.
Prag 322. 339. 366. 486.
Preller, F. B *237*. 292.*
Preßfreiheit 549.
Preußen, Augusta Prinzeß Wilhelm v., geb. Prinzeß v. S.-Weimar, nachmals deutsche Kaiserin (1811—96).
— Friedrich II. König v. (1712—86, König 1740) 161. 269. 315.
— Friedrich Wilhelm II. König v. (1744—97, König 1786) 269 (Kronprinz).
— Louis Ferdinand Prinz v. (1772—1806) 153.
— Luise, Königin v., geb. Prinzeß v. Mecklenburg-Strel. (1776—1810, Gemahlin Friedrich Wilhelms III. 1793) 295.
— Marie Prinzeß Karl v. Preußen,

geb. Prinzeß v. S.-Weimar (1808—77) 342.
Prevorst, Seherin von, Friederike Hauffe 438.
Produktivität 344.
Publikum 175.
Pückler-Muskau, Fürst, B *293**.
Purkinje, J. E. 355*.
Quandt, J. G. v. B *241**.
Racine, Jean de (1639—99, franz. Tragiker) 398. 462.
Radikalismus 451.
Radziwill, Ant. Heinr. Fürst v. (1775—1833 vertonte Goethes Faust und führte ihn auf seinem Privattheater in Berlin auf) 384.
Raffael Santi (1483—1520) 234. 260.
Ragusa 401.
Rauch, Chrst. Dan. (1777—1857, Bildhauer) 294. 331. 420.
Raupach, Ernst Benj. Sal. (1784—1852, Bühnenschriftsteller) 350.
Récamier, Jeanne Françoise Julie Adol. geb. Bernard (1777—1849, Gattin eines Pariser Bankiers, versammelte in ihren Salons die schönen Geister) E *303. 305.*
Reck, Luise Freifr. v., geb. v. Ingersleben (Gattin des Reg.-Präsidenten in Erfurt) 163.
Recke, Elisabeth Freifr. v. B *184**. Sie hatte Goethe und dessen Frau in Karlsbad getroffen.
Rehbein, Wilh. (gest. 1825, Leibarzt des Großherzogs in Weimar) 285. 326. 345. 369.
— Katharina, geb. v. Gravenegg, dessen Gattin 345.
Reichardt, Joh. Frdr. (1752—1814, Musiker) 142 f.
Reiffenstein, Joh. Frdr. (1719—93, Archäolog meist i. Rom lebend) 413.
Reinhard, K. F. Graf v. B *159* = 155*. 196. 349. 350.
Reinhard, Christine, dessen Gattin B *157*. 158.*
Reinhold, Karl Bernh. (1758—1823, Prof. der Philosophie in Jena, dann Kiel, verm. mit Wielands Tochter Sophie) 267.
Reitzenstein, Christine Freiin v. (1784—1837) 190.
Religion, Unsterblichkeit, Priestertum, Kirche, Christentum 10. 26. 36. 38. 39. 60 f. 80. 87. 91. 125, 134. 139. 190. 203—212. 229. 244. 247 f. 253. 255. 259. 270. 282. 299. 346. 350. 365. 436. 452. 457. 492. 499. 505—510.
Rellstab, L. B *249**.
Rembrandt, Harmenz, van Ryn (1606—69) 68.
Remusat, Jean Pierre Abel (1788—1832, französ. Orientalist) 167.
Retzsch, Frdr. Aug. Moritz (1779—1857, Maler in Dresden) 410.
Rezzonico 413.
Rhein 23. 41. 45. 243. 267.
Richter, Jean Paul. B *101*. 107. 108* = 272. 435.
Ridel, Joh. Corn. Rud. (1759—1821, Erzieher des Erbprinzen Karl Friedrich) 109.
Riedesel, Joh. Herm. v. (Verfasser eines Reisehandbuches für Italien) 243.
Riemer, F. W. B *139. 148. 175. 223. 225. 354. 378. 380—385. 388—392. 395. 398—401. 404. 405. 407. 413—417. 420—428. 430—451. 454—467. 469. 471—474. 477. 478. 483. 484. 486. 487. 489—491. 493. 494. 496. 497. 499. 500. 503—510. 512—528. 530. 531, 533—537. 540. 542. 543. 547—551. 553—556. 558. 561. 563—565. 568—574. 579. 581—584. 586. 590. 591.*

593. 599—605. 607—609 = 125. 126. 127*. 137. 143. 328. 350. 358. 359. 361. 393. 414. 450. 456.
Ries, Ferd. (1784—1838, Komponist) 463.
Rietschel, E. B *324**.
Robinson, H. C. B *16. 325**.
Rochette, Raoul (1789—1854, französischer Archäolog u. Geschichtschreiber) 426.
Rochlitz, Friedr. B *198**. *323* = E *348* = 68. 434. 444.
Rödiger 277.
Rom, römische Kultur usw. 74. 81. 82. 83. 87. 156 f. 243. 257. 405. 413. 421 f. 430.
Rosalie, heilige, 80.
Rossini, Gioach. Ant. (1792—1868) 434.
Rost = W. Heinse 44.
Rothschild, Baron, in Wien 486.
Rousseau, Jean Jacques (1670—1741) 26.
Rubens, Pet. P. (1577—1640) 44. 260.
Rückert, Frdrch. 68.
Rudolstadt 80. 484.
Rühle v. Lilienstern B *176** = 160.
Runge, Ph. O. 197*.
Ruscheweih, Ferd. (1785—1845, Kupferstecher) 239.
Rußland, Alexander I. Kaiser v. (1777—1825, Kaiser 1801. Bruder der Großherzogin Maria Paulowna v. Sachsen-W.) 168 f. 174. 251.
— Nicolaus I., Kaiser v. (1796—1855, Kaiser 1825) B *243*.
Saale 80.
Sachsen 153.
— Joh. Frdr. II. Herzog zu (1529—95; 1566 in Acht erklärt) 162.
— -Gotha, August Prinz v. (1747—1806, niederl. General) 80.
Sachsen-Meiningen, Karl August Herzog v. (gest. 1782) B *44*.
— -Weimar-Eisenach, Anna Amalie Herzogin v. geb. Prinzeß v. Braunschweig-Wolfenb. (1739—1807, Mutter Karl Augusts) 62. 86. 108. 152. 298. 479.
— — Augusta Prinzeß v., s. Preußen.
— — Bernhard Prinz v. (1792—1862, Sohn Karl Augusts, in kgl. sächs., dann in niederl. Dienst) 160.
— — Ernst August, Herzog v. (Vater Karl Augusts) 412.
— — Karl Alexander, Großherzog v. (1818—1901, Sohn Karl Friedrichs) 436.
— — Karl August, Herzog, seit 1814 Großherzog v. (1757—1828, reg. s. 1775) 48. 62 f. 65. 66. 68. 80. 85. 159. 168. 170. 190 f. 217. 254 f. 263 f. 265. 268. 269. 274 f. 335. 368 f. 406 f. 412. 415. 449. 477.
— — Karl Friedrich, Großherzog v. (1783—1853, Sohn Karl Aug.) 196. 335. 373. 415.
— — Konstantin Prinz v. (1758—93, Bruder Karl Augusts) 48.
— — Luise, Herzogin, dann Großherzogin v., geb. Prinzeß v. Hessen-Darmstadt (1757—1830, Gemahlin Karl Augusts) 67 f. 153. 160. 168. 190. 336. 360. 367. 413. 439. 443.
— — Marie Paulowna, Großherzogin v., geb. Großfürstin v. Rußland (1786—1859, Gemahlin Karl Friedrichs) 351. 425. 450.
— — Marie, Prinzessin von, s. Preußen.
Salvandy, Narcisse Achille, Graf v. (1795—1856, französ. Staatsmann u. Publizist) 490.
St. Aignan, Baron de (französ. Gesandter an den sächs. Höfen) 202.

St. Beuve, Charles Auguſtin (1804—69, franzöſ. Dichter) 446.
Salzmann, Joh. Dan. (1722—1812, Aktuar in Straßburg) 21 f.
Sandhof bei Frankfurt a. M. 37.
Sartorius, Gg. Frhr. v. Waltershauſen (1765—1828, Prof. der Philoſophie in Göttingen) 176. 184. 365.
— Karoline, geb. von Voigt, deſſen Gattin (geſt. 1830) B *165. 166.*
Savary, Anne Jean Marie René Herzog v. Rovigo (1774—1833, franzöſiſcher General) 163.
Schardt, Ernſt Karl Konſt. v. (1744—1833, Kammerherr und Geh. Reg.-Rat in Weimar, Bruder der Charlotte v. Stein) 72.
— Sophie v., geb. v. Bernſtorff (1755—1819, Gattin d. Vorigen) B *228* = 79. 82.
Scharff, Röschen 262.
Schauſpielkunſt 69. 97. 105 f. 113—117. 155. 156. 177. 273. 332 f. 342. 441 f. ſ. a. Genaſt.
Scheffer, Ary (1795—1858, franz. Maler) 462.
Schelling, Friedr. Wilh. Joſ. v. (1775—1854, Philoſoph, Prof. in Jena und anderen Univ., zuletzt Berlin) 109 f. 190.
Selver, Friedr. Joſ. (1778—1802, Mediziner u. Philoſoph, Prof. in Jena, dann in Heidelberg) 240.
Scherer (Maler) 238.
Schickſal 165.
Schiller, Charlotte v. B *86. 109*. 187* = 80. 110.
— Joh. Chriſtoph Friedr. v. (1759—1805) B *76. 84. 93. 94. 99. 100. 116* = 80. 89 f. 93. 105 f. 107. 109 f. 113 f. 131 f. 134 ff. 137. 157 f. 167. 171. 245. 267. 288 f. 321. 373. 387. 398. 417. 419. 440. 446. 450. 471. 493.
Schimmelmann, Gräfin E *116.*
Schlegel, Aug. Wilhelm v. (1767—1845, Literaturforſcher, Überſetzer und Kritiker, Dozent in Jena 1796, lebt dann in verſchiedenen Orten) 112. 114. 244 f.
— Karl Wilh. Friedr. v. (1772—1829, Bruder des Vorigen, Literaturforſcher, Kritiker und Dichter, Dozent in Jena 1800—01, trat zur kathol. Kirche über) 112. 244 f. 258. 267.
Schliestedt 71.
Schloſſer, Cornelia, geb. Goethe (1750—1777, Schweſter des Dichters) B *11.* = 437.
— J. G. B *17*. 23* = 24.
— Johanna B *24** = 49.
Schmeller, Joh. Joſ. (1796—1841, Hofmaler in Weimar, zeichnete für Goethe die Bildniſſe ſeiner Freunde und anſehnlichen Beſucher, die Sammlung enthält 130 ſolcher Porträts) 386 f. 465.
Schmidt, Chriſtian Friedrich (Geh. Reg. Rat in Weimar, vorzüglicher Klavierſpieler) 305. 358.
— Heinrich, B *117*. 118. 475.*
Schmoll, Gg. Friedr. 37. 39. 41. 42.
Schneider (von Darmſtadt) 35.
— Kaſpar (Maler) 258.
Schöll, Adolf (1805—82, Kunſt- und Literaturhiſtoriker, Direktor der Kunſtanſtalten in Weimar ſeit 1843) B *226.*
Schnorr v. Carolsfeld, Johann Veit (1764—1841, Maler, Direktor d. Akademie in Leipzig) 486.
Schönborn, G. F. E. B *22.*
Schönemann, Anna Eliſabeth (Lili) 53*. 57 f. 265. 444. 491.
Schönkopf, Anna Katharina (1746—1810, verm. mit Dr. Kanne 1769) 14 f.

Schopenhauer, Adele B *250** = 154. 279.
— Artur B *199. 200. 201* = E *155** = 149.
— Johanna B *147*. 152. 153. 155. 156* = 278. 294.
Schottland 45 (schottische Romanzen s. Macpherson) 464.
Schröder-Devrient, Wilhelmine (1804—60, Opernsängerin) 457.
Schubart, F. B *160.*
Schubert, Gotth. Heinr. v. (1781—1860, Prof. d. Naturwissenschaft in Erlangen) 248.
Schuchardt, Joh. Christian (1799—1870, Registrator in Weimar, Goethes Sekretär) B *314.*
Schultheß, Barbara 103.
Schultz, Christoph Friedrich Ludwig (1781—1834, preuß. Staatsrat aus Berlin zu Besuch) 348.
Schütze, Stephan (1771—1839, Schriftsteller, seit 1804 in Weimar) 158.
Schwabe, J. B *298.*
Schwalbach 39.
Schwarzenberg, Joseph Fürst v. 284.
— Karl Philipp Fürst v., Herzog v. Krumau (1771—1820, österr. Feldmarschall) 284.
Schweitzer, Karl (gen. Alexis) 12.
Schweiz 354.
Schwerdgeburth, Karl Aug. (1785—1878, Kupferstecher in Weimar) 406.
Scott, Sir Walter (1771—1832, engl. Dichter u. Romanschriftsteller) 312. 349. 381 f.
Scribe, Eugen (1791—1861, franz. Theaterdichter) 395.
Seebeck, Hrm. Joh. (1770—1830, Physiker, lebte an verschiedenen Orten, seit 1818 in Berlin) 193. 260. 333 — dessen Frau 338.
Ségur, Phil. Paul Graf v. (1780—1873, französ. General und Geschichtschreiber) 367.
Seidel, Max Joh. (Schauspieler, Komiker am Weim. Theater) B *308.*
— Joh. Hrch. (1744—1815, Hofgärtner in Dresden) 241.
Seidler, Luise B *172* 173. 178. 179. 186.*
Serrand 259.
Shakespeare, William (1564—1616) 88. 107. 111. 114 ff. 182. 252. 262 f. 313.
Sheil, Rich. Lalor (1791—1851, irischer Politiker) 424.
Sibirien 169.
Siebengebirge 45.
Sievers 251.
Silie, s. Unzelmann.
Simon, Rich. 493.
Simplizissimus 189.
Simson, M. Ed. v. B *320. 328. 329.*
Sizilien 243.
Somnambulismus 438.
Sömmering, Sam. Thom. v. (1755—1830, Arzt und Naturforscher) 450.
Sophokles 131. 171. 407. 509.
Soret, F. B *258*. 259. 265. 266. 277. 284. 311. 334. 336. 338. 339. 340. 341. 347. 349. 358. 535* = 348, dessen Vater 467.
Sosthenes 87.
Soult, Nicol. Jean de dieu, Herzog v. Dalmatien (1769—1851, französ. Marschall) 165.
Spangenberg, Aug. Gottlieb (1704—92, Bischof der Herrnhuter Brüdergemeinde) 241.
Spinoza, Benedikt (1632—77, jüdischer Philosoph, lebte im Haag) 37 f. 45. 245. 266.
Spontini, Gasparo (1774—1851, ital. Musiker, Generalmusikdirektor in Berlin 1820—42) 464.
Sprichwörtliches 552.
Stackelberg, O. M. Frhr. v. B *326*.*

Stadelmann, Karl (Goethes Diener) 285. 300. 326 f.
Staël-Holstein, Anne Germaine Baronin v., geb. Necker (1766—1817, verw. 1802, lebte seitdem an verschiedenen Orten Deutschlands, Rußlands u. Schwedens, französische Schriftstellerin, Verfasserin eines Buches über Deutschland, durch das sie den Franzosen Verständnis für deutsche Kultur und Literatur erschließen wollte) B *131* = 122. 347.
Stahr, Adolf (1805—76, Gymnasiallehrer und Schriftsteller) B *294.*
Stapfer, Phil. Albr. (1760—1840, Schweizer Theolog, Schriftsteller u. Staatsmann) 396.
Stark, Joh. Chrstn. (1753—1811, Prof. d. Medizin in Jena) 132.
Steffens, H. B *114**.
Stein, Charl. Frfr. v. B *62. 63. 64. 115. 532* = E *43*. 49. 58* = 80. 82. 132. 201. 391.
— Friedrich Frhr. v. (1772—1844, Sohn der Vorigen, von Goethe erzogen, trat in preußischen Zivildienst) 79. 97. (Jüngling von 20 Jahren.)
Stein, Hrch. Frdr. Karl Frhr. v. u. zum (1757—1831, auf Nassau an d. Lahn. preuß. Minister) 238. 247. 268.
Sternberg, Kaspar Graf v. B *252** = 316. 318. 360. 412 f.
Sternkunde, Sterndeutung 10. 436. 511.
Stickel, J. G. B *351**.
Stieler, J. K. B *312** = 408. 415.
— Baumeister 265.
Stock, Johann Michael (etwa 1730—1773, Kupferstecher) 16.
— Johanna Dorothea (Dora) 16*. 84.
— Marie s. Körner.
Stolberg, Chrstn. Graf zu B *47*. 48* = 55.
— F. L. Graf zu B *59. 75* = 53* f. 55. 248.
— Sophie Gräfin zu (Schwester der Vorigen) E *91.*
Straßburg 21—24. 54 f. 243. 302.
Strohmeier (Chemiker) 241.
Streicherscher Flügel 305.
Stroganoff 325.
Stuttgart 323. 417 f.
Stützerbach 478.
Swifte, William R. (1807—90) B *290.*
Szymanowska, Marie, geb. Wołowska (Kammervirtuosin der Kaiserin v. Rußland) 351 ff. 427 f. 430.
Tabak 175 f.
Tacitus 168.
Talleyrand B *163** = 163. 456.
Talma, F. J. 171—174*. 332.
Taormina 87. 425.
Tausendundeine Nacht 365.
Tegel 332.
Temperamente 307.
Temps, le, Zeitung 441.
Teplitz 190. 212. 214.
Textor, Joh. Wolfgang (1693—1771, G.s Großvater) 10.
Thibaut, Ant. Frdr. Just. (1774—1840, Prof. der Rechte in Heidelberg) 263.
Thorwaldsen 331.
Thüringer Wald 418. 478.
Tiber, der, 87.
Tibullus, Albinus (um 55—18 v. Chr. römischer Dichter) 350.
Ticknor, G. B *224**.
Tieck, L. B *111** = 206. 244. 299. 414.
Tiedge, Chrstph. Aug. (1752—1841, Dichter) 139.
Tiefurt 464. 479.
Timur Lenk (1333—1405, mongolischer Eroberer) 244. 255.

Tivoli 81.
Tischbein, Wilh. B *77*. 78. 80* = 413.
Tizian Vecellio (1477—1576, venetianischer Maler) 473.
Tongern 257.
Töpfer, Martin Christn. Viktor (weim. Staatsbeamter) 401. 433.
Torre dell Annunziata 77.
Törring-Seefeld, Joh. Aug. Graf v. 487.
Troost 21 f.
Truchseß, Ch. Frhr. v. Wetzhausen B *71**.
Tugend 517 f. 520.
Türckheim, Frau v., s. Schönemann. — Frln. v., deren Enkelin 444. 491.
Turnerei 275.
Ulrich (Lavaters Diener) 40.
Ungenannte B *55. 113. 302.*
Universitätswesen 276 ff. 279. 447 ff. 468 ff.
Unschuld, wilde 420.
Unzelmann, Friederike, geb. Petersilie gen. Silie (Schauspielerin) 126.
Unzufriedenheit 524.
Urphänomen 240.
Varnhagen v. Ense, K. A. B *285** = E *331.*
— Rahel, geb. Levin, dessen Gattin (1771—1833) 97.
Vaterlandsliebe 159 ff. 216 f. 223 ff. 531. 548. 552.
Vaudreuil, Frau v. (Gattin des französischen Gesandten in Weimar) 490.
Venedig 124. 156. 254. 441.
Venuti, Cavaliere 77.
Vernunftherrschaft 537.
Veronese, Paul, eigentl. Paolo Caliari (1528—88, ital. Maler, wirkte in Verona, Mantua u. Venedig) 260.
Verwunderung 124 f.
Verzweifeln 361.
Vicenza 254.
Vogel, L. Karl (als großherzogl. Leibarzt 1826 nach Weimar berufen, nach dem Tode August Goethes an dessen Stelle zum Gehilfen bei Goethes amtlichen Geschäften in der Oberaufsicht über die Anstalten für Kunst u. Wissenschaft bestellt) B *361. 362. 363. 373. 379. 595* = 388. 432.
Vogel, Rosa (Frau d. Vor.) 431 f.
Voigt, Chrstn. Glob. v. (1743—1819, weimar. Staatsbeamter, Minister) 221.
Voltaire, Franz Maria Arouet de (1694—1778) 71. 164 f. 167.
Voß, Erneſtine, B *121*. 123* = 233 f.
— Joh. Hrch., der ältere, E *75* = 104. 120*. 121 f. 126. 137. 233 f.
— Joh. Hrch., d. jüngere, B *126*. 127. 129. 130. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 141. 149. 150.*
Vuarin, Jean François (gest. 1843, Pfarrer in Genf) 354.
Wadi Halfa 402.
Wagner, Hrch. Leop. (1747—79, Jurist, Dichter i. Frankf. a. M.) 56.
Wahnsinn 529.
Wallraf, Ferd. Frz. (1748—1824, kathol. Priester, Prof. d. Naturw. u. Ästhetik in Köln, Konservator d. Kunstwerke u. Altertümer, stift. das Museum zu Köln) 257.
Wartburg 65.
Weber, Karl Maria Frhr. v. (1786—1826, Musiker) 464.
— W. E. 363.
Wedel, Otto Joachim Moritz v. (Kammerherr u. Oberforstmeister in Weimar) 68.
Wehl, Feder, eigentlich v. Wehlen (1821—90, Schriftsteller, Dramaturg) B *376.*
Weihnachtsfeier 17.
Weimar 55. 59 usw. 65. 70 f. 105.

117 ff. 149. 153 f. 155. 167. 239. 259. 346 f. 366. 414 f. 497.
Wein 405.
Weißenfels 91.
Weißenthurn, Joh. v., geb. Grünberg (1773—1847, Schauspielerin u. Bühnendichterin) 69.
Weiße, F., B *143**.
Welt 528. 530 f. 533.
Weltliteratur 382.
Wenner, Joh. Frdr. (Buch- u. Kunsthändler in Frankfurt) 261.
Werner, Friedrich, B *360**.
— Karl 485*—488.
— Zacharias (1768—1823, Dichter) 203.
Werthers Uniform 54.
Werthes, F. A. B *39**.
Wesselhöft, Robert (1797—1853, wurde homöop. Arzt in Cambridge Mass.) 277.
— Betty 191.
Wetzlar 24—29.
Wieland, Christoph Martin (1733—1813, 1772 als Erzieher Karl Augusts nach Weimar berufen) B *57. 60. 61. 67. 103* = E *52* = 32—35. 43. 48 f. 52. 62. 64. 70. 86. 95. 167. 183. 203. 298. 362.
— dessen Familie 52. 64. 71.
Wien 147. 185. 387. 404. 420.
Wiesbaden 38. 238. 278.
Willemer, Joh. Jak. v. (1760—1838, Bankier in Frankf. a. M.) 247. 261. 265.
— Maria Anna Katharina Theresia, geb. Jung (Marianne) B *215* = 261*. 265.
Winckelmann, Joh. Joach. (1717—68, Begründer der Kunstgeschichte des Altertums) 243.
Winterl 241.
Wissenschaften 178 ff. 510—515.
Witz 527.
Wohltätigkeit 200. 533.
Wolf, F. A. B *481. 534. 557. 567* = 137*—141. 272. 332. 360. 364.
Wolff, Anna Amalie, geb. Malcolmi (1780—1851, Schauspielerin, verm. 1. mit dem Schausp. Hrch. Becker, 2. mit dem Folgend. 137. 332. 474.
— Pius Alexander (1784—1828, Schausp. in Weimar, durch Goethe ausgeb., seit 1816 in Berlin) 474.
— K. 417.
— O. L. B. B *289**.
Wolfskeel, Frln. v., s. Fritsch.
Wołowska, Casimira, Schwester der Frau Szymanowska 352.
Wolzogen, Karoline v. B *102** = 177.
Worms 38.
Wouvermann, Philips (1619—68, niederl. Maler) 260.
Württemberg, Friedrich König v. (1754—1816, reg. seit 1797, König 1806) 168.
Würzburg 134.
Ysenburg v. Buri, s. Buri.
Zahlbach 258.
Zahlen 515.
Zahn, W. B *309**.
Zeitungswesen 152 f.
Zelter, K. F. 145. 304. 305* u. f. 330 u. f. 399 f. 412. 433. 462. 473.
Ziegesar, Aug. Frdr. Karl Frhr. v. (1746—1813, auf Drakendorf, in gothaisch. u. weimar. Diensten, Geheimer Rat) 187. 291 f.
— Silvie v., 186* ff. 435.
Zimmermann, J. G. v. B *43**. *49. 58* = E *62. 63. 64.*
— dessen Tochter 59 f.
Zollverein 418.
Zufall 505. 506.
Zürich 55. 103.

Seitennachweis über Goethe.

a) Persönlichkeit.

Dieses Verzeichnis macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Amtliche Tätigkeit 65. 73. 111. 359 f. 447.
Arbeits- u. Dichtweise 50. 56. 58. 254. 255. 410 f. 437 f. 446 f. 496. 500 f.
Art, Wesen, Charakter, Allgemeine Schilderungen 21. 24. 25. 29. 43. 46. 47. 50. 54. 59. 62. 65. 73. 74 f. 90 f. 94 ff. 110—113. 128. 296. 305 f. 364. 377. 491—502.
Augen 21. 60. 66. 70. 85. 94. 190. 191. 327. 364. 426. 427.
Äußere Erscheinung 29. 43. 51. 58. 70. 82. 85. 94. 304. 386.
Erregbarkeit 62. 72. 158. 408.
Französisch sprechend 324. 395. 427. 459.
Frauen 13. 28. usw. s. im Sach-Nachweis.
Freundesdienste 22. 23. 46. 75 f. 120 ff.
Garten u. Gartenhaus im Park 64. 67. 71. 72. 421. 426. 427.
Geburtstagsfeiern 215. 344.
Genie 55. 58. 60.
Göttlichkeit 46. 61. 65. 73. 86.
Handschriften der Werke 437. 472.
Häuslichkeit 79. 96. 100. 113. 150. 394. 469.
Herz 47. 54. 60.
Inspiration 492 f.
Kinderliebe 16 ff. 24. 26. 71 f. 97. 158. 230. 262. 384. 425.
Krankheiten 110. 121. 132 ff. 136. 325. 469. 488 ff. 496. 497. 501 f.
Lebensgefahr 77.
Neidlosigkeit 492.
Objektivität 229.
Phantasie 497.
Porträts 50. 74. 85. 200. 294 f. 331. 374. 388. 408. 420. 434.
Produktivität 496. 498.
Religion s. Sachnachweis.
Selbstbekenntnisse 123. 358. 359. 378 f. 444.
Scherze, Mystifikationen 12 ff. 17. 27. 53. 130.
Sprache, Sprech- u. Gesprächsweise 25 f. 29. 42. 51. 83. 88. 127. 144 u. f. 151. 191. 404.
Tanz 24. 52.
Todesgedanken 439. 447.
Vermögensverhältnisse 360.
Vielseitigkeit 51. 493. 499.
Volksfreundlichkeit 492.
Vorlesen, deklamieren 36. 45. 470 u. f.
Vorträge 141. 177.
Wohltätigkeit 46. 389.
Zeichnen und sonstige künstlerische Betätigung 16 ff. 30. 31. 37. 50 f. 53. 59. 74. 379.

b. Goethes Werke.

Braut von Korinth 363. 446.
Brief des Pastors 51.
Briefe an Frau v. Stein 201.
Briefe an Schiller 93.
Campagne in Frankreich 314 f.
Clavigo 39. 69 f.
Dichtung u. Wahrh. 244. 266. 445 f.
Egmont 92.
Elegie, römische 92.
— Marienbader 351.
Des Epimenides Erwachen 270.
Erwin und Elmire 41.
Der ewige Jude 39.
Farbenlehre s. Sachnachweis.

Faust 49. 55. 105. 178. 245. 247. 263. 372. 384. 398. 420. 414 f. 416 f. 434. 462. 467 f. 470. 480.
Die Fischerin 479.
Die Geheimnisse 80. 246.
Der Gott und die Bajadere 261.
Götter, Helden und Wieland 32. 42. 43.
Götz von Berlichingen 23. 29 f. 32. 43. 50. 69. 129. 437.
Hermann und Dorothea 101. 103. 104.
Hero und Leander 102.
Die Jagd 102 f.
Iphigenie 75. 417.
Italienische Reise 254. 437 f.
Julius Cäsar 38. 52. 55.
Die Leiden des jungen Werther 24. 35. 36. 39. 43. 50. 51. 125. 164. 172. 177. 185. 189. 297. 354. 423. 437. 455 f. 474.
Lieder an Lili 58.
Lilis Park 339.
Maskenzug 109.
Metamorphose der Pflanzen 438.
Mignon 261.
Novelle 103 f.
Paläophron und Neoterpe 108.
Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Christi 453.
Predigt (Lavaters von G. vollendet) 55.
Prometheus 30.
Romeo und Julia 263.
Das römische Carneval 437.
Satyros 34.
Schriften 84. 410 (Ausg. letzt. Hand.).
Siebenschläfer 261.
Sonette 261.
Tasso 80. 84. 393. 396. 398. 474.
Der Totentanz 261.
Das Unglück der Jacobi 30. 34. 49.
Der untreue Knabe 45 (Es war ein Buhle).
Von deutscher Baukunst 30.
Wahlverwandtschaften 189 f. 190. 269. 411.
Westöstl. Divan 244. 247. 252 ff. 266. 469 f.
Wilhelm Meisters Lehrjahre 295 f. 313. 474.
Wilhelm Meisters Wanderjahre 188. 263. 295. 303. 410.
Xenien 99.
Zwo biblische Fragen 51.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

University of
Connecticut
Libraries